# BECOMING
## MEINE GESCHICHTE



# MICHELLE OBAMA

GOLDMANN





© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive





© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive



© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive





© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

*Buch*

Als kleines Mädchen bestand Michelle Robinsons Welt aus der South Side von Chicago. Dort teilte sie sich mit ihrem Bruder Craig ein Zimmer in der Dachgeschosswohnung der Familie und spielte mit ihm im nahegelegenen Park. Dort erzogen ihre Eltern, Fraser und Marian Robinson, sie auch dazu, kein Blatt vor den Mund zu nehmen und sich keine Angst machen zu lassen. Doch das Leben brachte sie schon bald an entfernter liegende Orte: Von den ehrwürdigen Hallen von Princeton, wo sie schnell lernen sollte, wie es sich anfühlt, die einzige schwarze Frau im Raum zu sein, bis in den verglasten Büroturm, in welchem sie als junge Unternehmensanwältin Überstunden machte – und wo an einem schönen Sommertag ein Jurastudent namens Barack Obama in ihrem Büro aufkreuzte und all ihre sorgsam aufgestellten Pläne auf den Kopf stellte.
Erstmalig beschreibt Michelle Obama in diesem Buch, wie sie in den ersten Jahren ihrer Ehe darum kämpfen musste, ihr Berufs- und Familienleben mit der sich schnell entwickelnden politischen Karriere ihres Mannes unter einen Hut zu bringen. Sie nimmt uns mit zu den privaten Diskussionen darum, ob er für das Amt des Präsidenten kandidieren solle und um ihre damit einhergehende Rolle als populäre, aber dennoch oft kritisierte Frau an seiner Seite. Sie gewährt uns einen Blick hinter die Kulissen ihrer Geschichte und erzählt mit großem Verve, einer ordentlichen Portion Humor und in unüblicher Offenheit davon, wie ihre Familie durch die historische Wahl ihres Mannes über Nacht weltweit bekannt wurde und wie das Leben im Weißen Haus in den darauffolgenden acht Jahren ablief – einer Zeit, in der sie ihr Land besser kennenlernte, und das Land sie.
*BECOMING. Meine Geschichte* nimmt uns mit in bescheidene Küchen in Iowa und in Ballsäle im Buckingham Palace, zeigt uns Momente großer Trauer und tiefer Widerstandskraft, und lässt uns tief in die Seele einer einzigartigen und wegweisenden Frau blicken, die immer wieder danach strebt, sie selbst zu bleiben und die ihre Kraft und ihre Stimme in den Dienst einer größeren Sache stellt. In der Art und Weise, wie sie ihre Geschichte erzählt – ehrlich und unverblümt – gibt sie uns allen eine Herausforderung mit auf unseren Weg:
Wer sind wir – und wer möchten wir werden?

*Autorin*

MICHELLE ROBINSON OBAMA war von 2009 bis 2017 die First Lady der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie studierte an der Princeton University und an der Harvard Law School und begann ihre berufliche Laufbahn als Anwältin bei der Kanzlei Sidley & Austin in Chicago, wo sie ihren zukünftigen Ehemann Barack Obama kennenlernte. Später arbeitete sie im Büro des Bürgermeisters von Chicago, an der University of Chicago und am University of Chicago Medical Center. Michelle Obama gründete auch die Chicagoer Sektion von »Public Allies«, einer Organisation, die junge Menschen auf eine Laufbahn im öffentlichen Dienst vorbereitet.

Die Obamas leben derzeit in Washington, D. C. Sie haben zwei Töchter, Malia und Sasha.

MICHELLE OBAMA

# BECOMING

## *Meine Geschichte*

Aus dem amerikanischen Englisch von
Harriet Fricke, Tanja Handels, Elke Link,
Andrea O'Brien, Jan Schönherr
und Henriette Zeltner

GOLDMANN

Deutsche Erstausgabe

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage
Copyright © 2018 by Michelle Obama
Copyright © 2018 der Originalausgabe by Crown Publishing Group,
a division of Penguin Random House LLC, New York.
Copyright © 2018 der deutschsprachigen Ausgabe by
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München, nach einem Design von Christopher Brand
und unter Verwendung eines Fotos von Miller Mobley
Lektorat: Jacob Thomas · Redaktion: Antje Steinhäuser
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
JT · Herstellung: Han
ISBN: 978-3-641-22732-6
V001
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

*Für all diejenigen,*
*die mein Werden und meine Geschichte unterstützt haben:*

*die Menschen, die mich großgezogen haben –*
*Fraser, Marian, Craig und meine riesige erweiterte Familie,*
*meinen Kreis aus starken Frauen,*
*die mir immer wieder Kraft geben,*
*mein loyales und engagiertes Team, das mich fortwährend mit Stolz erfüllt.*

---

*Für die Lieben meines Lebens:*

*Malia und Sasha, meine beiden allergrößten Schätze*
*und mein Grund zu leben,*

*und schließlich für Barack,*
*der mir immer eine spannende Reise versprochen hat.*

INHALT

Prolog

Becoming Me – Ich werden

Becoming Us – Wir werden

Becoming More – Mehr werden

Epilog

Danksagung

# PROLOG

*März 2017*

Als Kind hatte ich einfache Ziele. Ich wollte einen Hund haben. Ich wollte ein Haus mit einer Treppe – zwei Stockwerke für eine Familie. Und aus irgendeinem Grund wünschte ich mir einen viertürigen Kombi statt des zweitürigen Buick, der der ganze Stolz meines Vaters war. Ich erzählte allen, dass ich Kinderärztin werden wollte, wenn ich groß war. Warum? Weil ich gern mit kleinen Kindern zusammen war und außerdem schnell heraushatte, dass Erwachsene so etwas gerne hörten. *Ach, Ärztin! Das ist aber eine prima Entscheidung!* Damals hatte ich Zöpfe, kommandierte meinen großen Bruder herum und schaffte es, immer und unter allen Umständen, in der Schule die besten Noten zu bekommen. Ich war ehrgeizig, obwohl ich nicht so genau wusste, was ich dabei eigentlich im Sinn hatte. Inzwischen glaube ich, dass Erwachsene einem Kind kaum eine sinnlosere Frage stellen können als: *Was willst du mal werden, wenn du groß bist?* Als ob das Werden ein Ende hätte. Als ob man irgendwann etwas geworden ist, und damit hat es sich dann.

Bisher wurde ich in meinem Leben Anwältin. Ich wurde Vizepräsidentin eines Krankenhauses und habe eine gemeinnützige Organisation geleitet, die junge Menschen dabei unterstützt, sich eine erfüllende Karriere aufzubauen. Ich war eine schwarze Studentin aus der Arbeiterschicht an einem renommierten, mehrheitlich weißen College. Ich war oft die einzige Frau, die einzige Afroamerikanerin, in den unterschiedlichsten Räumen. Ich war Braut, gestresste junge Mutter,

von Trauer zerrissene Tochter. Und bis vor Kurzem war ich die First Lady der Vereinigten Staaten von Amerika – ein Beruf, der offiziell gar kein Beruf ist, mir aber trotzdem ein Podium geboten hat, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Er hat mich herausgefordert, mich demütig gemacht, mich emporgehoben und niedergestreckt, nicht selten sogar beides gleichzeitig. Ich fange gerade erst an, all das zu verarbeiten, was in den vergangenen Jahren geschehen ist – angefangen mit dem Moment im Jahr 2006, als mein Mann erstmals von einer Präsidentschaftskandidatur zu sprechen begann, bis hin zu dem kalten Morgen im letzten Winter, als ich mit Melania Trump in eine Limousine stieg, um sie zur Amtseinführung ihres Mannes zu begleiten. Was für ein Ritt!

Als First Lady erlebt man Amerika in all seinen Extremen. Ich war bei Fundraising-Veranstaltungen in Privathäusern, die eher an Kunstmuseen erinnern; Häuser, deren Bewohner Badewannen aus Edelstein besitzen. Ich habe Familien besucht, die durch Hurrikan Katrina alles verloren hatten und Tränen der Dankbarkeit weinten, wenn ihnen wenigstens noch ein funktionsfähiger Kühlschrank und Herd geblieben war. Ich habe Menschen kennengelernt, die ich oberflächlich und scheinheilig fand, und andere – Lehrer, Ehepartner von Militärangehörigen und so viele andere –, die von ganz erstaunlicher Tiefe und Stärke waren. Und ich bin Kindern begegnet – zahllosen Kindern, überall auf der Welt –, die mich zum Lachen gebracht, mich mit Hoffnung erfüllt haben und wunderbarerweise meine Stellung einfach vergaßen, sobald wir anfingen, gemeinsam in der Erde eines Gartens zu graben.

Seitdem ich zögerlich in die Öffentlichkeit trat, hat man mich als mächtigste Frau der Welt hochgehalten und gleichzeitig als »zornige schwarze Frau« niedergemacht. Am liebsten hätte ich meine Kritiker gefragt, welcher Teil dieser Formulierung eigentlich das Entscheidende

für sie war: »zornig«, »schwarz« oder »Frau«? Ich habe für Fotos mit Leuten gelächelt, die meinen Mann im Fernsehen aufs Übelste beschimpfen, sich aber trotzdem noch ein gerahmtes Andenken auf den Kaminsims stellen wollen. Ich habe von den Untiefen des Internets gehört, wo alles an mir in Zweifel gezogen wird, bis hin zu der Frage, ob ich überhaupt eine Frau oder nicht doch ein Mann bin. Ein amtierender Kongressabgeordneter hat sich über meinen Hintern lustig gemacht. Ich war gekränkt. Ich war stinksauer. Aber meistens habe ich mich einfach bemüht, über solche Dinge nur zu lachen.

Es gibt noch so vieles, was ich nicht weiß, über Amerika, über das Leben, darüber, was die Zukunft bringen wird. Aber mich selbst kenne ich. Mein Vater Fraser hat mir beigebracht, hart zu arbeiten, viel zu lachen und immer Wort zu halten. Meine Mutter Marian hat mir gezeigt, wie ich mit meinem eigenen Kopf denken und meine Stimme einsetzen kann. Gemeinsam haben sie mir in unserer beengten Wohnung in der South Side von Chicago dazu verholfen, den Wert unserer Geschichte, meiner Geschichte und der größeren Geschichte unseres Landes zu erkennen. Selbst dann, wenn sie weder schön noch perfekt ist. Selbst wenn sie realer ist, als einem eigentlich lieb wäre. Denn die eigene Geschichte ist das, was wir haben, was wir immer haben werden. Wir müssen sie für uns beanspruchen.

Ich habe acht Jahre lang im Weißen Haus gelebt, einem Ort, der mehr Treppen hat, als ich zählen kann – und dazu noch Aufzüge, eine Kegelbahn und einen hauseigenen Floristen. Ich schlief in einem Bett, das mit italienischer Bettwäsche bezogen war. Unsere Mahlzeiten wurden von einem Team erstklassiger Köche zubereitet und von Fachleuten serviert, die besser ausgebildet sind als das Personal in irgendeinem Fünf-Sterne-Restaurant oder -Hotel. Agenten des Secret Service – bewaffnet, mit Knopf im Ohr und mit betont ausdrucksloser Miene – standen vor unseren Türen und gaben sich alle Mühe, sich aus

unserem Familienleben herauszuhalten. Irgendwann hatten wir uns mehr oder weniger daran gewöhnt – an die eigentümliche Pracht unseres neuen Zuhauses und auch an die ständige stumme Gegenwart anderer.

Das Weiße Haus ist der Ort, an dem unsere Töchter auf den Fluren Ball spielten und auf dem South Lawn, dem großen Rasen südlich des Hauses, auf Bäume kletterten. Es ist der Ort, an dem Barack bis spät in die Nacht im Treaty Room über Lageberichten und Redeentwürfen brütete, und es ist auch der Ort, an dem Sunny, einer unserer Hunde, hin und wieder auf den Teppich kackte. Ich konnte auf dem Truman Balcony stehen und den Touristen dabei zuschauen, wie sie mit ihren Selfie-Sticks posierten, durch den eisernen Zaun spähten und zu erkennen versuchten, was dahinter wohl so vor sich ging. Es gab Tage, da verursachte es mir Beklemmungen, dass wir die Fenster aus Sicherheitsgründen immer geschlossen halten mussten, dass ich nicht einfach ohne großes Brimborium kurz frische Luft schnappen konnte. Und dann wieder gab es Zeiten, da erfüllten mich die weißen Magnolien, die draußen blühten, der emsige Alltag des Regierungsbetriebs und die eindrucksvollen militärischen Begrüßungszeremonien mit tiefer Ehrfurcht. Es gab Tage, Wochen und Monate, da hasste ich die Politik regelrecht. Und es gab Momente, da war ich von der Schönheit dieses Landes und seiner Menschen derart überwältigt, dass mir die Worte fehlten.

Dann war es vorbei. Obwohl man weiß, dass dieser Tag kommen wird, obwohl die vorangehenden Wochen von einem emotionalen Abschied nach dem anderen erfüllt sind, rauscht der Tag selbst einfach so vorbei. Eine Hand wird auf die Bibel gelegt; ein Eid wird gesprochen. Die Möbel des einen Präsidenten werden ein-, die des anderen ausgeräumt. Innerhalb weniger Stunden werden Schränke geleert und wieder neu gefüllt. Und einfach so ruhen plötzlich neue Köpfe auf neuen

Kissen – neue Temperamente, neue Träume. Und wenn es dann vorbei ist, wenn man zum letzten Mal aus der Tür der berühmtesten Adresse der Welt getreten ist, muss man in vielerlei Hinsicht wieder zu sich selbst finden.

Darum möchte ich mit einem kleinen Erlebnis beginnen, das noch gar nicht lange zurückliegt. Ich war daheim, in dem roten Backsteinhaus, das wir kurz zuvor bezogen hatten. Unser neues Haus liegt etwa zwei Meilen von unserem alten entfernt, in einer ruhigen Straße inmitten einer Wohngegend. Wir sind noch dabei, uns einzurichten. Im Wohnzimmer sind die Möbel genauso wie vorher im Weißen Haus angeordnet. Überall haben wir Andenken verteilt, die uns daran erinnern sollen, dass das alles auch wirklich passiert ist: Fotos von unseren Familienurlauben in Camp David, die handgetöpferten Gefäße, die ich von der Abschlussklasse einer Schule für amerikanische Ureinwohner geschenkt bekommen habe, ein von Nelson Mandela signiertes Buch. Das Seltsame an diesem Abend war, dass alle fort waren. Barack war auf Reisen. Sasha war mit Freundinnen unterwegs. Malia lebt und arbeitet inzwischen in New York und verbrachte gerade die letzten Wochen ihres *gap years*, einer Art Auszeit vor dem Beginn des Studiums. Ich war ganz allein mit unseren beiden Hunden und einem stillen, leeren Haus; etwas, das ich seit acht Jahren nicht mehr erlebt hatte.

Und ich war hungrig. Gefolgt von den Hunden ging ich aus dem Schlafzimmer die Treppe hinunter. In der Küche angekommen öffnete ich die Tür des Kühlschranks. Ich nahm eine Packung Toast heraus und steckte zwei Scheiben davon in den Toaster. Dann machte ich den Schrank auf und holte mir einen Teller. Mir ist klar, wie seltsam sich das anhört, aber mir selbst einen Teller aus dem Küchenschrank zu nehmen, ohne dass irgendwer darauf beharrt, ihn für mich zu holen, und dann allein neben dem Toaster zu stehen und zu warten, bis die

Scheiben braun sind, kommt mir wie die größtmögliche Wiederannäherung in mein altes Leben vor. Vielleicht ist es aber auch mein neues Leben, das sich allmählich ankündigt.

Am Ende beließ ich es nicht beim Toast – ich machte mir einen Käsetoast, legte die Brotscheiben in die Mikrowelle und ließ eine dicke Schicht sämigen Cheddarkäse dazwischen zerschmelzen. Dann ging ich mit meinem Teller in den Garten hinaus. Ich brauchte niemandem zu sagen, wo ich hinging. Ich ging einfach. Barfuß und in Shorts. Die Winterkälte war endlich verflogen. In den Beeten entlang der Gartenmauer schauten die ersten Krokusse aus dem Boden. Es roch nach Frühling. Ich setzte mich auf die Stufen unserer Veranda, spürte die Wärme der Sonne, die sich noch in den Schieferplatten unter meinen Füßen hielt. Irgendwo bellte ein Hund, und meine beiden Hunde horchten auf und wirkten kurz etwas verwirrt. Mir kam der Gedanke, dass es für sie ein irritierender Klang sein musste, im Weißen Haus hatten wir ja keine Nachbarn gehabt, geschweige denn Nachbarshunde. Für sie war das alles noch neu. Und während die Hunde lostrotteten, um den Garten zu erkunden, aß ich im Dunkeln meinen Toast und fühlte mich im allerbesten Sinn allein. Meine Gedanken waren nicht bei dem Grüppchen bewaffneter Wachleute, das – keine hundert Meter entfernt – den extra eingebauten Kommandoposten in unserer Garage bemannte, ich dachte auch nicht an den Umstand, dass ich auch weiterhin nicht ohne Personenschutz auf die Straße würde gehen können. Ich dachte nicht an den neuen Präsidenten – und in diesem Moment auch nicht an den alten.

Stattdessen dachte ich daran, dass ich in ein paar Minuten ins Haus zurückkehren, meinen Teller abspülen und dann ins Bett gehen, vielleicht sogar ein Fenster auflassen würde, um die Frühlingsluft zu spüren – und daran, was für eine Wohltat das sein würde! Und außerdem dachte ich daran, dass diese Stille mir die erste richtige

Gelegenheit zur Besinnung bot. Als First Lady konnte ich mich am Ende einer hektischen Woche oft kaum noch erinnern, wie sie angefangen hatte. Jetzt bekommt die Zeit allmählich wieder eine andere Qualität. Meine Töchter, die mit ihren Polly-Pocket-Püppchen, einer Schmusedecke namens Blankie und einem Plüschtiger namens Tiger ins Weiße Haus gezogen waren, sind inzwischen Teenager, junge Frauen mit eigenen Plänen und eigenen Stimmen. Mein Mann findet sich auf seine Weise in das Leben nach dem Weißen Haus ein, versucht auf seine Weise durchzuatmen. Und ich? Ich bin hier, an diesem neuen Ort, und habe vieles zu sagen.

*Becoming Me*

---

*Ich werden*

# 1

Ich verbrachte einen Großteil meiner Kindheit damit, nach dem Klang des Strebens zu lauschen. Er drang in Form von schlechter oder zumindest dilettantisch gespielter Musik durch die Ritzen der Bodendielen in mein Zimmer herauf – das Geklimper von Schülerinnen und Schülern, die unten bei meiner Großtante Robbie am Klavier saßen und langsam und fehlerhaft ihre Tonleitern übten. Meine Familie lebte in South Shore, einem Stadtviertel im Süden von Chicago, in einem hübschen Backsteinhäuschen, das Robbie und ihrem Mann Terry gehörte. Meine Eltern hatten die Wohnung im ersten Stock gemietet, Robbie und Terry wohnten im Erdgeschoss. Robbie war die Tante meiner Mutter und hatte sich ihr gegenüber jahrelang sehr großzügig gezeigt, für mich aber hatte sie etwas Bedrohliches. Steif und ernst dirigierte sie den Chor einer nahe gelegenen Kirche, und sie war die Klavierlehrerin in unserem Viertel. Sie trug vernünftige Schuhe und um den Hals eine Lesebrille an einer Kette. Sie konnte verschmitzt lächeln, hatte im Gegensatz zu meiner Mutter jedoch nichts für Sarkasmus übrig. Manchmal stauchte sie ihre Schüler zusammen, weil sie nicht genug geübt hatten, oder sie stauchte deren Eltern zusammen, weil sie die Kinder zu spät zum Unterricht brachten.

»Gute Nacht!«, rief sie dann mitten am Tag, genauso entnervt, wie man sonst »Herrgott noch mal!« herauspoltern würde. Nur wenige, so schien es, konnten Robbies Anforderungen gerecht werden.

Das Geräusch von Menschen, die sich bemühen, wurde zum Soundtrack unseres Lebens. Geklimper am Nachmittag, Geklimper am

Abend. Manchmal kamen die Damen aus der Gemeinde, um Kirchenlieder zu üben, und schmetterten voller Inbrunst ihre Frömmigkeit durch die Wände des Hauses. Bei Robbie galt die Regel, dass ihre Klavierschüler immer nur an einem Lied üben durften. Von meinem Zimmer aus hörte ich, wie sie unsicher Note für Note versuchten, Robbies Anerkennung zu erlangen, und sich nach vielen Anläufen von Kinderliedern wie »Hot Cross Buns« zu Brahms' »Wiegenlied« hocharbeiteten. Die Musik störte nicht, sie war einfach nur ständig da. Sie schlich das Treppenhaus hinauf, das unseren Teil des Hauses von Robbies Teil trennte. Im Sommer wehte sie durch die offenen Fenster und begleitete meine Gedanken, wenn ich mit meinen Barbiepuppen spielte oder kleine Königreiche aus Klötzchen baute. Es gab nur dann eine Unterbrechung, wenn mein Vater von seiner Frühschicht in der städtischen Wasseraufbereitungsanlage zurückkehrte, den Fernseher einschaltete, um ein Spiel der Chicago Cubs zu sehen, und die Lautstärke gerade so aufdrehte, dass davon alles andere übertönt wurde.

Das waren die Ausläufer der 1960er Jahre in der South Side von Chicago. Die Cubs waren nicht schlecht, aber sie waren auch nicht gerade gut. Ich saß im Lehnsessel auf dem Schoß meines Vaters, und er erklärte mir, dass die Cubs gerade eine Flaute am Ende der Saison hatten oder warum »sweet-swinging« Billy Williams, der gleich bei uns um die Ecke in der Constance Avenue wohnte, von der linken Seite der Homeplate so traumhaft den Ball schlug. Außerhalb der Baseballstadien befand sich Amerika inmitten eines enormen Umbruchs mit ungewissem Ausgang. Die Kennedys waren tot. Martin Luther King Jr. war auf einem Balkon in Memphis umgebracht worden, worauf es im ganzen Land zu Krawallen kam, auch in Chicago. Auf dem Parteitag der Demokraten im Jahr 1968 kam es zu blutigen Ausschreitungen, als die Polizei im Grant Park, etwa neun Meilen nördlich von uns, mit

Schlagstöcken und Tränengas auf Vietnamkriegsgegner losging. Weiße Familien zogen inzwischen scharenweise in die Vorstädte, angelockt von Versprechungen wie besseren Schulen, mehr Platz und wahrscheinlich auch mehr Weiß.

Nichts davon nahm ich damals bewusst wahr. Ich war bloß ein Kind, ein Mädchen mit Barbiepuppen und Bausteinen, mit Eltern und einem älteren Bruder, dessen Kopf nachts etwa einen Meter entfernt von meinem lag. Meine Familie war meine Welt, das Zentrum von allem. Meine Mutter brachte mir früh das Lesen bei, ging mit mir in die öffentliche Bücherei und setzte sich zu mir, während ich die Wörter auf den Buchseiten erkundete. Mein Vater verließ jeden Morgen in der blauen Uniform der städtischen Angestellten das Haus, abends aber zeigte er uns dann, was es bedeutete, Jazz und Kunst zu lieben. Als Kind hatte er Kurse am Art Institute of Chicago belegt, und auf der Highschool hatte er gemalt und Skulpturen gemacht. Als Schüler war er außerdem Leistungsschwimmer und Boxer gewesen, und als Erwachsener schaute er leidenschaftlich gerne Sportübertragungen im Fernsehen, von Profi-Golf bis zur National Hockey League. Er sah gerne zu, wie starke Menschen sich selbst übertrafen. Als mein Bruder Craig sich für Basketball zu interessieren begann, legte mein Vater ihm Münzen auf den Türrahmen in der Küche und spornte ihn dazu an, nach ihnen zu springen.

Alles, was wichtig war, lag in einem Radius von fünf Blocks – meine Großeltern, meine Cousins und Cousinen, die Kirche an der Ecke, wo wir nicht gerade regelmäßig die Sonntagsschule besuchten, die Tankstelle, zu der mich meine Mutter manchmal schickte, um eine Schachtel Newport zu holen, und der Spirituosenladen, in dem es Toastbrot der Marke Wonder Bread, Süßigkeiten, die man sich selbst zusammenstellen konnte, und Milch in Gallonenflaschen gab. An heißen Sommerabenden schliefen Craig und ich zu den Anfeuerungsrufen der

Softballspieler ein, die aus dem nahe gelegenen öffentlichen Park zu uns drangen, wo wir tagsüber das Klettergerüst erklommen und mit anderen Kindern Fangen spielten.

Craig und ich sind nicht ganz zwei Jahre auseinander. Er hat die sanften Augen und den optimistischen Geist unseres Vaters und die Unerbittlichkeit unserer Mutter. Wir hatten immer ein sehr enges Verhältnis, nicht zuletzt dank einer unbeirrbaren und irgendwie unerklärlichen Loyalität, die er gleich von Beginn an für seine kleine Schwester verspürte. Es gibt ein frühes Familienfoto, eine Schwarz-Weiß-Aufnahme, auf der wir vier auf einem Sofa sitzen. Meine Mutter lächelt und hält mich auf dem Schoß, mein Vater hat Craig auf den Knien und wirkt ernst und stolz. Wir sind für den Kirchgang gekleidet, vielleicht auch für eine Hochzeit. Ich bin etwa acht Monate alt, ein pausbackiger, moppeliger Rabauke, der sich nichts bieten lässt, in Windeln und einem gebügelten weißen Kleid. Ich sehe aus, als würde ich mich jeden Moment dem Griff meiner Mutter entwinden, und starre dabei in die Kamera, als würde ich sie gleich fressen wollen. Craig neben mir, mit Fliege und Sakko, sieht aus wie ein kleiner Gentleman. Sein Gesichtsausdruck ist ernst. Er ist zwei Jahre alt und bereits die Verkörperung brüderlicher Wachsamkeit und Verantwortung – er streckt die Arme nach mir aus, seine Finger umschließen schützend mein speckiges Handgelenk.



Das ist meine Familie, festlich gekleidet, um 1965. Man beachte den beschützenden Blick meines Bruders Craig und wie fürsorglich er mich am Handgelenk hält.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Zu der Zeit, als das Foto entstand, lebten wir gegenüber von den Eltern meines Vaters in Parkway Gardens, einem bezahlbaren Wohnprojekt in der South Side, das aus modernistischen Mehrfamilienhäusern bestand. Es war in den 1950er Jahren gebaut und als Genossenschaft konzipiert worden, um den Wohnungsmangel unter schwarzen Arbeiterfamilien nach dem Zweiten Weltkrieg zu lindern. Aufgrund bitterer Armut und Bandengewalt verkam es später zusehends und verwandelte sich in eines der gefährlichsten Wohnviertel der Stadt. Doch da waren wir schon lange weg. Meine Eltern hatten sich als Teenager kennengelernt und mit Mitte zwanzig geheiratet. Als ich noch ein Kleinkind war, hatten sie Robbies und Terrys Angebot angenommen, ein paar Meilen weiter südlich bei ihnen einzuziehen, in einer angenehmeren Nachbarschaft.

In der Euclid Avenue lebten zwei Haushalte unter einem nicht allzu großen Dach. Ihrem Grundriss nach zu urteilen war die Wohnung im Obergeschoss als Einliegerwohnung für ein oder zwei Leute geplant gewesen, aber wir passten auch zu viert hinein. Meine Eltern schliefen im einzigen Schlafzimmer, Craig und ich teilten uns einen größeren Bereich, der wohl ursprünglich als Wohnzimmer gedacht gewesen war. Später, als wir größer wurden, brachte mein Großvater – Purnell Shields, der Vater meiner Mutter, der ein begeisterter, wenn auch nicht besonders talentierter Schreiner war – ein paar billige Sperrholzplatten vorbei und zog damit eine notdürftige Wand ein, um aus dem einen Raum zwei halbwegs getrennte Zimmer zu machen. Jedem dieser Zimmerchen fügte er noch eine Falttür aus Plastik hinzu und ließ davor noch etwas Platz für einen kleinen Bereich, wo wir unsere Spielsachen und Bücher aufbewahren konnten.

Ich liebte mein Zimmer. Es war gerade groß genug für ein Einzelbett und einen schmalen Schreibtisch. Meine ganzen Plüschtiere kamen auf das Bett. Ich steckte sie mir jeden Abend um den Kopf herum fest, als eine Art Einschlafritual. Craig lebte auf seiner Seite der Wand

ein spiegelbildliches Leben. Sein Bett war parallel zu meinem an die Trennwand geschoben. Diese war so dünn, dass wir uns, wenn wir nachts im Bett lagen, problemlos unterhalten konnten. Manchmal warfen wir dabei eine zusammengeknüllte Socke durch einen etwa fünfundzwanzig Zentimeter großen Spalt zwischen Trennwand und Decke hin und her.

Tante Robbie hingegen hatte ihren Teil des Hauses wie ein Mausoleum eingerichtet. Die Polstermöbel steckten in Schutzhüllen aus Plastik, die kalt an meinen nackten Beinen pappten, wenn ich mich traute, mich daraufzusetzen. Die Regale quollen über vor lauter Porzellanfigürchen, die wir ja nicht anfassen durften. Manchmal ließ ich für einen Moment lang meine Hand über einem Ensemble aus niedlichen Glaspudeln schweben – einer filigranen Hündin mit drei kleinen Welpen – nur, um sie aus Furcht vor Robbies Zorn ganz schnell wieder zurückzuziehen. Wenn gerade kein Klavierunterricht stattfand, war es im Erdgeschoss totenstill. Nie lief der Fernseher, und auch das Radio war nie an. Ich weiß noch nicht einmal, ob sich die beiden dort unten viel unterhalten haben. Robbies Mann hieß mit vollem Namen William Victor Terry, aber aus irgendeinem Grund sprachen wir ihn nur mit seinem Nachnamen an. Terry war wie ein Schatten, ein vornehm aussehender Mann, der an jedem Tag der Woche einen dreiteiligen Anzug trug und so gut wie nie auch nur ein Wort sagte.

Oben und Unten wurden für mich schließlich zu zwei unterschiedlichen Universen, die von geradezu gegensätzlichen Empfindungen beherrscht wurden. Oben machten wir Lärm, und zwar völlig unverfroren. Craig und ich warfen uns Bälle zu und jagten uns gegenseitig durch die Wohnung. Wir polierten die Holzdielen im Gang mit Möbelspray, sodass wir in Socken weiter und schneller rutschen konnten und deshalb auch mehr als einmal gegen die Wände krachten. Die Küche war der Boxring, in dem Bruder und Schwester

gegeneinander antraten. Dabei trugen wir die Boxhandschuhe, die wir von unserem Dad, zusammen mit einer individuellen Anleitung, wie man einen guten Jab platzierte, zu Weihnachten geschenkt bekommen hatten. Abends spielte die ganze Familie dann Brettspiele, erzählte Geschichten und Witze und legte laut Jackson-Five-Platten auf. Wenn es Robbie unten zu viel wurde, schaltete sie das Licht in unserem gemeinsamen Treppenhaus immer wieder energisch an und aus – und teilte uns auf ihre eigene, naja, höfliche Art und Weise mit, jetzt aber endlich mal die Luft anzuhalten.

Robbie und Terry waren älter. Sie waren in einer anderen Zeit aufgewachsen, mit anderen Sorgen. Sie hatten Dinge mitbekommen, die meine Eltern nicht erlebt hatten – Dinge, die Craig und ich als lärmende Kinder nicht einmal im Ansatz erahnen konnten. So oder so ähnlich vermittelte uns das meine Mutter, wenn wir uns zu sehr über die Nörgelei von unten aufregten. Selbst wenn wir den Kontext nicht kannten, wurden wir dazu angehalten, uns immer daran zu erinnern, dass es einen Kontext gab. Unsere Eltern erklärten uns, dass jeder Mensch auf der Welt seine unsichtbare Geschichte mit sich herumträgt und allein deshalb etwas an Toleranz verdient. Viele Jahre später sollte ich erfahren, dass Robbie die Northwestern University wegen Diskriminierung verklagt hatte. Sie hatte sich 1943 für ein Chormusik-Seminar eingeschrieben und kein Zimmer im Studentinnenwohnheim bekommen. Sie sollte stattdessen in einer Pension in der Stadt unterkommen – in einem Haus »für Farbige«, wie man ihr zu verstehen gab. Terry für seinen Teil hatte früher bei einer der vielen Nachtzuglinien von und nach Chicago als Pullman Porter gearbeitet. Das war ein angesehener, wenn auch nicht sehr gut bezahlter Beruf, der nur von schwarzen Männern ausgeübt wurde. In ihren tadellos gepflegten Uniformen trugen sie das Gepäck, servierten Mahlzeiten und kümmerten sich allgemein um die Bedürfnisse der Zugreisenden, sie

putzten ihnen sogar die Schuhe.

Noch Jahre nach seiner Pensionierung lebte Terry in einem Zustand stumpfer Förmlichkeit – er war stets makellos gekleidet, ein wenig servil und ohne eigene Wünsche, zumindest bekam ich nie etwas davon mit. Er schien einen Teil von sich aufgegeben zu haben, um mit dem Leben zurechtzukommen. Ich sah ihm oft dabei zu, wie er bei brütender Sommerhitze in Brogues, Hosenträgern und einem schmalkrempigen Filzhut den Rasen mähte, die Hemdsärmel sorgfältig hochgekrempelt. Er gönnte sich genau eine Zigarette pro Tag und genau einen Cocktail im Monat, und nicht einmal dann wurde er lockerer, wie etwa mein Vater und meine Mutter nach einem Highball oder einem Bier der Chicagoer Brauerei Schlitz, was ab und an vorkam. Irgendwie wünschte ich mir immer, dass Terry einmal erzählen, einmal seine Geheimnisse preisgeben würde. Er musste doch jede Menge interessanter Geschichten auf Lager haben, über all die Städte, die er besucht hatte, oder über die reichen Leute, wie sie sich in Zügen benahmen – oder eben nicht. Doch wir bekamen davon nichts zu hören. Aus irgendeinem Grund erzählte er nie etwas.

Mit ungefähr vier Jahren beschloss ich, das Klavierspielen lernen zu wollen. Craig, der schon in die erste Klasse ging, verschwand bereits regelmäßig nach unten, um bei Robbie seine wöchentliche Unterrichtsstunde zu absolvieren. Und er kehrte immer relativ unversehrt zurück. Ich fand, ich sei so weit. Ich war auch einigermaßen überzeugt, ich hätte schon Klavierspielen gelernt, und zwar durch direkte Osmose – die vielen Stunden, die ich damit zugebracht hatte, anderen Kindern zuzuhören, wie sie sich durch ihre Stücke quälten. Die Musik hatte ich schon im Kopf. Ich wollte nur nach unten gehen und meiner anspruchsvollen Großtante beweisen, was für ein talentiertes Mädchen ich war und dass es mich nicht die geringste Mühe kosten

würde, ihre Starschülerin zu werden.

Robbies Klavier stand in einem kleinen rechteckigen Zimmer auf der Rückseite des Hauses, in der Nähe eines Fensters mit Blick auf den Garten. In der einen Ecke stand eine Topfpflanze, in der anderen ein Klapptisch, an dem die Schüler Notenblätter beschreiben konnten. Während des Unterrichts saß Robbie kerzengerade in einem hohen Polstersessel, klopfte mit einem Finger den Takt mit und lauschte mit geneigtem Kopf aufmerksam nach Fehlern. Ob ich Angst vor Robbie hatte? Nicht gerade Angst, nein, aber sie hatte durchaus etwas Furchteinflößendes an sich. Sie stand für eine strenge Art von Autorität, die mir bis dahin noch nirgendwo sonst begegnet war. Sie verlangte Perfektion von jedem Kind, das bei ihr auf der Klavierbank saß. Ich betrachtete sie als jemanden, den ich für mich gewinnen oder vielleicht irgendwie erobern musste. Bei ihr hatte man immer das Gefühl, man müsste etwas beweisen.



Wir wuchsen in der Wohnung über meiner Großtante Robbie Shields auf, die mich hier auf dem Arm hat. In den Jahren, in denen sie mir Klavierstunden gab, hatten wir beiden Sturköpfe etliche Meinungsverschiedenheiten, aber sie hat es doch immer geschafft, das Beste aus mir herauszuholen.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Bei meiner ersten Stunde baumelten meine Beine noch von der Klavierbank herab, zu kurz, um bis zum Boden zu reichen. Robbie gab mir ein eigenes Anfänger-Übungsheft, worüber ich ganz begeistert war, und zeigte mir, wie ich die Hände richtig über die Tasten halten musste.

»Jetzt aber, pass auf.« Sie schimpfte schon mit mir, bevor wir überhaupt angefangen hatten. »Such' das eingestrichene c.«

Wenn man noch klein ist, kann es einem so vorkommen, als hätte ein Klavier tausend Tasten. Man starrt auf eine schwarz-weiße Fläche, die sich weiter erstreckt, als zwei kurze Ärmchen reichen können. Das eingestrichene c war der Ankerpunkt, das lernte ich bald. Dort befand sich die Trennlinie zwischen dem Bereich, in dem sich die linke, und dem Bereich, in dem sich die rechte Hand bewegt, genau zwischen dem Violin- und dem Bassschlüssel. Wenn man den Daumen auf das eingestrichene c legt, ergibt sich alles andere automatisch. Die Tasten von Robbies Klavier hatten kleine Unregelmäßigkeiten in Farbe und Form, Stellen, an denen im Lauf der Zeit ein bisschen Elfenbein abgesplittert war, sodass sie aussahen wie eine Reihe schlechter Zähne. Dem eingestrichenen c fehlte zum Glück eine ganze Ecke, ein Keil etwa in der Größe meines Fingernagels, sodass ich jedes Mal die Mitte fand.

Wie sich herausstellte, mochte ich das Klavierspielen. Es fühlte sich ganz natürlich an, an dem Instrument zu sitzen, ganz so, als wäre ich dafür bestimmt. In meiner Familie gab es eine Menge Musiker und Musikliebhaber, besonders auf der Seite meiner Mutter. Ich hatte einen Onkel, der in einer professionellen Band spielte. Mehrere meiner Tanten sangen im Kirchenchor. Robbie leitete zusätzlich zu ihrem Chor und den Klavierstunden auch noch den »Operetta Workshop«, ein kleines Musiktheaterprogramm für Kinder im Untergeschoss der Kirche, an dem auch Craig und ich jeden Samstagvormittag teilnahmen. Das musikalische Herz unserer Familie war jedoch mein Großvater Shields, der Schreiner, Robbies jüngerer Bruder. Er war ein unbekümmerter,

rundlicher Mann mit einem ansteckenden Lachen und einem zotteligen graumelierten Bart. Als ich noch kleiner war, hatte er im westlichen Teil der Stadt gewohnt, und Craig und ich nannten ihn damals unter uns Westside. Doch in dem Jahr, in dem ich mit dem Klavierunterricht anfing, zog er in unser Viertel, weshalb wir ihn entsprechend zu Southside umtauften.

Southside hatte sich schon vor Jahrzehnten von meiner Großmutter getrennt, als meine Mutter noch ein Teenager war. Er lebte mit meiner Tante Carolyn, der ältesten Schwester meiner Mutter, und meinem Onkel Steve, ihrem jüngsten Bruder, nur zwei Straßen von uns entfernt in einem gemütlichen einstöckigen Haus, das er von vorne bis hinten verkabelt hatte, um Musik hören zu können. Er hatte in jedem Raum Lautsprecher installiert, sogar im Bad. Ins Esszimmer baute er ein aufwändiges Schranksystem für seine Musikanlage, für die er viele Teile auf Flohmärkten ergattert hatte. Er besaß zwei vollkommen unterschiedliche Schallplattenspieler und außerdem noch ein klappriges altes Tonbandgerät, und die Regale waren vollgepackt mit Platten, die er über viele Jahre hinweg angesammelt hatte.

Es gab vieles in der Welt, dem Southside nicht traute. Er war ein typischer Verschwörungstheoretiker der alten Schule. Er traute keinem Zahnarzt, was dazu führte, dass er so gut wie keine Zähne mehr hatte. Er traute der Polizei nicht, und als Enkel eines Sklaven aus Georgia traute er auch den Weißen nicht immer. Seine frühe Kindheit hatte er während der Jim-Crow-Ära in Alabama verbracht und dort Rassentrennung und Diskriminierung erlebt, bevor er in den 1920er Jahren in den Norden nach Chicago gekommen war. Als er eigene Kinder hatte, tat Southside alles Erdenkliche, um ihre Sicherheit zu gewährleisten: Er schüchterte sie mit echten und fiktiven Geschichten darüber ein, was schwarzen Jugendlichen passieren könnte, wenn sie in das falsche Viertel gerieten, und vor allem schärfte er ihnen ein, der

Polizei aus dem Weg zu gehen.

Musik schien ein Gegenmittel zu sein, eine Möglichkeit, sich zu entspannen und Sorgen zu vertreiben. Wenn Southside für seine Schreinerarbeiten Geld bekam, prasste er manchmal und gönnte sich ein neues Album. Er veranstaltete regelmäßig Familienfeste, aber wenn man sich unterhalten wollte, musste man die Musik übertönen, die alles beherrschte. Die meisten größeren Ereignisse feierten wir bei Southside, sodass wir viele Jahre lang unsere Weihnachtsgeschenke zu Ella Fitzgerald auspackten und Geburtstagskerzen zu Coltrane ausbliesen. Meine Mutter erzählte, als junger Mann hätte Southside seine sieben Kinder geradezu mit Jazz vollgepumpt und oftmals die ganze Familie bei Sonnenaufgang mit voll aufgedrehter Musik geweckt.

Seine Liebe zur Musik war ansteckend. Sobald Southside in unser Viertel gezogen war, verbrachte ich ganze Nachmittage bei ihm zu Hause, zog wahllos Alben aus dem Regal und legte sie auf. Jedes war ein neues Abenteuer, das mich in seinen Bann zog. Obwohl ich noch klein war, gab es bei ihm keinerlei Verbote, was ich anfassen durfte und was nicht. Später kaufte er mir meine erste Platte, »Talking Book« von Stevie Wonder. Ich bewahrte sie bei ihm zu Hause auf einem speziellen Regal auf, das er für meine Lieblingsplatten ausersehen hatte. Wenn ich Hunger hatte, machte er mir einen Milkshake oder briet uns ein ganzes Huhn, während wir Aretha, Miles oder Billie lauschten. Für mich war Southside groß wie der Himmel. Und der Himmel, stellte ich mir vor, musste ein Ort voller Jazz sein.

Zu Hause arbeitete ich weiter an meinen musikalischen Fortschritten. An Robbies Klavier lernte ich schnell die Tonleitern – das mit der Osmose hatte tatsächlich funktioniert –, und ich machte mich mit Eifer an die Arbeitsblätter mit den Fingerübungen, die sie mir gab. Weil wir kein eigenes Klavier hatten, musste ich unten bei ihr üben. Ich wartete

also, bis niemand mehr Unterricht hatte, und schleppte häufig meine Mutter mit nach unten, die sich in den Sessel setzen und mir zuhören sollte. Ich lernte ein Stück nach dem anderen aus dem Notenheft. Wahrscheinlich war ich weder besser noch geschickter als ihre anderen Schüler, aber ich war ehrgeizig. Für mich lag ein Zauber im Lernen. Ich bekam ein kribbelndes Gefühl der Genugtuung davon. Zum einen bemerkte ich den einfachen, anspornenden Zusammenhang zwischen der Zeit, die ich geübt hatte, und den Fortschritten, die ich machte. Und zum anderen spürte ich auch etwas bei Robbie – etwas, das zu tief vergraben war, als dass es offene Freude hätte sein können, aber trotzdem: Sie wirkte irgendwie leichter, froher, wenn ich es durch ein Stück schaffte, ohne es zu vermasseln, wenn die rechte Hand eine Melodie spielte, während die linke einen Akkord griff. Ich bemerkte es aus dem Augenwinkel heraus – Robbie war dann ein winziges bisschen weniger schmallippig, und der Finger, mit dem sie den Takt angab, federte ein bisschen mit.

Diese Zeit entpuppte sich letztlich als unsere Flitterwochen-Phase. Womöglich hätten wir beide, Robbie und ich, so weitermachen können, wäre ich weniger neugierig gewesen und dafür etwas respektvoller, was ihre Lehrmethode anging. Aber das Lehrbuch war einfach so dick und ich kam nur so langsam über die ersten paar Stücke hinweg, dass ich bald ungeduldig wurde und weiterblätterte – und zwar nicht nur ein paar Seiten, sondern bis weit hinten im Buch. Ich las die Titel der schwierigeren Stücke und wagte mich während des Übens auch an ein paar heran. Als ich Robbie stolz eines der hinteren Stücke im Buch vorspielen wollte, explodierte sie und machte meine Leistung mit einem grausamen »Gute Nacht!« zunichte. Ich wurde genauso zusammengestaucht, wie ich es bei den vielen Schülern vor mir mitangehört hatte. Dabei hatte ich doch nur versucht, mehr und schneller zu lernen, aber Robbie betrachtete das als Verbrechen, das

einem Verrat gleichkam. Sie war nicht beeindruckt, auch nicht im Mindesten.

Und ich zeigte keinerlei Einsicht. Ich war ein Kind, das konkrete Antworten auf seine Fragen haben wollte, das gerne alles erörterte und zu einem logischen, wenn auch anstrengenden Ende brachte. Ich vertrat energisch meine Meinung und tendierte auch ein bisschen zum Diktator, wie mein Bruder, der oft von mir aus unserem gemeinsamen Spielbereich verbannt wurde, bezeugen kann. Wenn ich glaubte, eine gute Idee zu haben, ließ ich sie mir nicht verbieten. Und so gerieten meine Großtante und ich gewaltig aneinander, beide ungestüm und unnachgiebig.

»Wie kannst du mir böse sein, nur weil ich ein neues Stück lernen will?«

»Du bist noch nicht so weit. So lernt man nicht Klavier spielen.«

»Und ob ich so weit bin. Ich habe es doch gerade gespielt.«

»So geht das aber nicht.«

»Aber warum?«

Die Klavierstunden wurden nun langwierig und mühsam, hauptsächlich wegen meiner Weigerung, der vorgeschriebenen Methode zu folgen, und wegen Robbies Weigerung, irgendetwas Positives an meinem unkonventionellen Umgang mit ihrem Notenheft zu finden. So ging das hin und her, Woche um Woche, wenn ich mich richtig erinnere. Ich war stur, genau wie sie. Ich hatte meinen Standpunkt, genau wie sie. Zwischen unseren Wortwechseln spielte ich weiterhin Klavier, und sie hörte mir weiterhin zu und machte alle möglichen Verbesserungsvorschläge. Ich führte meine Fortschritte nur in geringem Maß auf sie zurück. Und sie führte meine spielerischen Fortschritte nur in geringem Maß auf mich zurück. Aber dennoch fand der Unterricht weiter statt.

Oben fanden meine Eltern und Craig das alles unglaublich lustig.

Sie lachten sich am Esstisch krumm und schief, wenn ich von meinen Schlachten mit Robbie berichtete und immer noch innerlich kochte, während ich meine Spaghetti mit Hackbällchen aß. Craig hatte für seinen Teil keinerlei Probleme mit Robbie, denn er war ein fröhliches Kind und ein Klavierschüler, der brav nach Vorschrift lernte und sich dabei auch nicht allzu sehr engagierte. Meine Eltern hatten angesichts meiner Nöte kein Mitgefühl mit mir, aber auch keines mit Robbie. Ganz allgemein mischten sie sich nicht in Dinge ein, die nicht direkt die Schule betrafen, und sie erwarteten schon früh von meinem Bruder und mir, dass wir uns selbst um unsere Angelegenheiten kümmerten. Für sie schien ihre Aufgabe eher darin zu bestehen, zuzuhören und uns, wenn nötig, innerhalb der eigenen vier Wände zu unterstützen. Und während andere Eltern mit ihrem Kind vielleicht geschimpft hätten, weil es, wie ich, frech zu einem Erwachsenen gewesen war, ließen sie auch das geschehen. Meine Mutter hatte, seit sie sechzehn war, immer wieder mit Robbie zusammengelebt, und hatte jede noch so seltsame Regel befolgt, die diese Frau aufgestellt hatte. Es ist deshalb gut möglich, dass sie insgeheim ganz froh darüber war, Robbies Autorität in Frage gestellt zu sehen. Im Rückblick glaube ich heute, dass meine Eltern meine Resolutheit schätzten, und dafür bin ich ihnen dankbar. In mir brannte eine Flamme, die sie nicht klein halten wollten.

Einmal im Jahr veranstaltete Robbie einen Klavierabend, damit ihre Schüler live vor Publikum auftreten konnten. Bis heute weiß ich nicht, wie sie es schaffte, aber irgendwie bekam sie dafür Zugang zu einem Probenraum an der Roosevelt University mitten in Downtown Chicago. Das Konzert fand also in einem prächtigen Steingebäude an der Michigan Avenue statt, ganz in der Nähe der Spielstätte des Chicago Symphony Orchestra. Allein die Vorstellung, dorthin zu fahren, machte mich nervös. Unsere Wohnung an der Euclid Avenue lag etwa neun

Meilen südlich des Chicago Loop, dem Innenstadtbezirk von Chicago, der mir mit seinen funkelnden Wolkenkratzern und vollen Gehsteigen vorkam wie eine andere Welt. Meine Familie fuhr nur wenige Male pro Jahr ins Stadtzentrum, etwa, um das Art Institute zu besuchen oder sich ein Theaterstück anzusehen. Wir vier reisten dann wie Astronauten in der Kapsel des Buick meines Vaters.

Mein Vater nutzte jeden Vorwand, um Auto zu fahren. Er liebte sein Auto, einen bronzefarbenen zweitürigen Buick Electra 225, den er voller Stolz als »Deuce and a Quarter« bezeichnete. Er polierte und wachste ihn und hielt sich penibel an den Inspektionsplan. Er brachte ihn zum Reifen- und zum Ölwechsel zu Sears, so wie meine Mutter uns Kinder zu Vorsorgeuntersuchungen beim Kinderarzt fuhr. Wir liebten den »Deuce and a Quarter« ebenfalls. Er hatte weiche Linien und schmale Rücklichter, die ihn cool und futuristisch aussehen ließen. Er war innen so geräumig, dass er uns vorkam wie ein Haus. Ich konnte mich darin quasi aufrecht hinstellen und mit der Hand über die mit Stoff bespannte Decke streichen. Damals musste man sich noch nicht unbedingt anschnallen, und so turnten wir die meiste Zeit auf dem Rücksitz herum und lehnten uns weit über den Vordersitz, wenn wir mit unseren Eltern sprechen wollten. Ich zog mich meistens zur Nackenstütze hoch und reckte das Kinn vor, sodass ich mit dem Kopf neben dem meines Vaters war und wir genau dieselbe Blickrichtung hatten.



Der Buick Electra 225 – bei uns hieß er nur »Deuce and a Quarter« – war der ganze Stolz meines Vaters und ein Hort vieler glücklicher Erinnerungen. Jeden Sommer fuhren wir damit in die Ferienanlage Dukes Happy Holiday Resort in Michigan, wo auch dieses Bild entstand.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Das Auto bot unserer Familie eine weitere Form der Nähe, eine Gelegenheit, sich gleichzeitig zu unterhalten und fortzubewegen. Abends nach dem Essen bettelten Craig und ich meinen Vater an, mit uns noch eine Spritztour zu machen. Etwas Besonderes war es, wenn wir an Sommerabenden zu einem Autokino südwestlich von unserem Viertel fuhren, um die »Planet der Affen«-Filme anzuschauen. Wir stellten den Buick in der Abenddämmerung ab und machten es uns für den Film gemütlich. Meine Mutter verteilte dann gebratenes Hühnchen und Kartoffelchips, die sie von zu Hause mitgebracht hatte. Craig und ich aßen auf dem Rücksitz, das Essen auf dem Schoß, sorgfältig darauf bedacht, die Hände an unseren Servietten abzuwischen, und keinesfalls am Sitz.

Es sollte Jahre dauern, bis ich ganz verstand, was das Autofahren meinem Vater bedeutete. Als Kind konnte ich es nur erahnen – die Befreiung, die er hinter dem Steuer spürte, die Freude, die er an einem rundlaufenden Motor und perfekt ausgewuchteten Reifen unter sich hatte. Er war noch in seinen Dreißigern, als ein Arzt ihm mitteilte, dass die gelegentliche Taubheit, die er zu dieser Zeit in einem Bein zu spüren begann, nur der Anfang einer langen und wahrscheinlich schmerzhaften Entwicklung hin zur Bewegungsunfähigkeit war, und dass er wahrscheinlich aufgrund einer rätselhaften Zerstörung der Neuronenhüllen in Gehirn und Rückenmark irgendwann gar nicht mehr würde laufen können. Ich weiß nicht mehr genau wann, aber wahrscheinlich kam der Buick ungefähr um dieselbe Zeit ins Leben meines Vaters wie die Multiple Sklerose. Und auch wenn er es nie aussprach, das Auto muss für ihn eine Art Ausgleich gewesen sein.

Weder er noch meine Mutter grübelten lange über die Diagnose nach. Wir waren noch Jahrzehnte davon entfernt, bis eine einfache Google-Suche eine verwirrende Menge von Diagrammen, Statistiken und medizinischen Ratgebern hervorbringen würde, die Hoffnung

entweder geben oder nehmen. Ich bezweifle, dass er sie überhaupt hätte sehen wollen. Mein Vater wurde zwar religiös erzogen, aber er hätte Gott nicht darum gebeten, ihn zu verschonen. Er hätte nicht nach alternativen Behandlungsmethoden oder einem Guru gesucht – oder nach defekten Genen, denen man die Schuld geben konnte. In meiner Familie haben wir seit langem die Angewohnheit, schlechte Nachrichten schon in dem Moment auszublenden, in dem sie überbracht werden. Niemand wusste, wie lange es meinem Vater schon schlecht gegangen war, bevor er zum ersten Mal einen Arzt aufsuchte, aber ich schätze, es müssen Monate, wenn nicht sogar Jahre gewesen sein. Er mochte Arzttermine nicht. Es lag ihm nicht zu klagen. Er war ein Mensch, der akzeptierte, was kam, und einfach weitermachte wie bisher.

Ich weiß, dass er am Tag meines großen Klaviervorspiels bereits leicht hinkte, sein linker Fuß kam nicht mehr ganz mit dem rechten mit. Alle meine Erinnerungen an meinen Vater beinhalten eine Erscheinungsform seiner Behinderung, auch wenn keiner von uns damals schon gewagt hätte, es so zu nennen. Was ich damals wusste, war, dass mein Vater sich ein bisschen langsamer als die anderen Väter bewegte. Manchmal verharrte er kurz, bevor er eine Treppe hinaufstieg, als müsse er das Manöver erst kurz durchdenken, um sich dann der Herausforderung zu stellen. Wenn wir ins Einkaufszentrum gingen, setzte er sich gleich auf eine Bank und passte lieber auf die Tüten auf, oder er hielt ein Nickerchen, während der Rest der Familie durch die Läden streifte.

Auf der Fahrt nach Downtown zum Klavierabend saß ich in einem hübschen Kleid und Lackschuhen, die Haare zu Rattenschwänzen gebunden, auf dem Rücksitz des Buick und schwitzte zum ersten Mal in meinem Leben vor Angst. Ich hatte Lampenfieber, auch wenn ich mein Stück zu Hause in Robbies Wohnung beinahe zu Tode geübt hatte. Auch Craig trug einen Anzug; auch er sollte ein Stück vorspielen. Aber

die Aussicht darauf machte ihm überhaupt nicht zu schaffen. Er schlief sogar tief und fest, wie bewusstlos lehnte er auf dem Rücksitz, mit offenem Mund und einem glückseligen und sorgenfreien Ausdruck auf dem Gesicht. Das war typisch Craig. Mein Leben lang bewundere ich ihn schon für seine innere Ruhe. Inzwischen spielte er in einer Biddy-Basketball-Liga, in der jedes Wochenende Spiele stattfanden, und offenbar hatte er seine Nerven schon an Auftritte gewöhnt.

Mein Vater parkte meist so nahe wie möglich an unserem Ziel. Er gab ein bisschen mehr Geld fürs Parken aus, um auf seinen unsicheren Beinen nicht so weit laufen zu müssen. An jenem Tag gelangten wir problemlos zur Roosevelt University und gingen hinauf in eine, wie mir schien, gewaltige, dröhnende Halle, wo das Vorspielen stattfinden sollte. Ich kam mir darin winzig klein vor. Der Saal hatte elegante raumhohe Fenster, durch die man die ausgedehnten Rasenflächen des Grant Park sehen konnte und dahinter die weißen Gischtkrönchen des Lake Michigan.

Stahlgraue Stühle standen ordentlich aufgereiht da. Nach und nach nahmen nervöse Kinder und erwartungsvolle Eltern auf ihnen Platz. Und vorne, auf einer erhöhten Bühne, standen zwei Stutzflügel. Noch nie hatte ich so etwas gesehen, ihre riesigen hochgeklappten Hartholzdeckel sahen aus wie die Schwingen schwarzer Vögel. Auch Robbie war dort, sie sauste in einem mit Blumen bedruckten Kleid herum wie die Ballkönigin – wenn auch eine sehr matronenhafte Ballkönigin – und vergewisserte sich, dass alle ihre Schüler und Schülerinnen ihre Noten dabeihatten. Als es Zeit wurde anzufangen, sorgte sie für Ruhe im Saal.

Ich erinnere mich nicht mehr, wer an diesem Tag in welcher Reihenfolge spielte. Ich weiß nur, dass ich, als ich an der Reihe war, aufstand, in bestmöglicher Haltung nach vorne ging, die Stufen hinaufstieg und mich an einen der glänzenden Stutzflügel setzte. Die

Wahrheit ist: Ich war so weit. So schroff und unflexibel ich Robbie auch fand, so sehr hatte ich doch ihre unerbittliche Disziplin verinnerlicht. Ich kannte mein Stück so gut, dass ich kaum darüber nachdenken musste. Ich würde nur anfangen müssen, meine Hände zu bewegen.

Doch es gab da ein Problem, und es offenbarte sich mir in dem Bruchteil der Sekunde, in dem ich meine kleinen Finger zu den Tasten heben wollte. Ich saß, wie sich herausstellte, an einem perfekten Flügel. Die Oberflächen waren sorgfältig abgestaubt, die Saiten im Inneren waren präzise gestimmt, die achtundachtzig Tasten lagen als makelloses schwarz-weißes Band vor mir. Das Problem war bloß, makellos war ich nicht gewöhnt. In meinem Leben war mir so etwas noch nie begegnet. Meine Erfahrungen mit Klavieren stammten ausschließlich aus Robbies kleinem Musikzimmer mit der kümmerlichen Topfpflanze und dem Blick auf unseren bescheidenen Garten. Das einzige Instrument, das ich je gespielt hatte, war ihr alles andere als vollkommenes Instrument, mit dem bunten Stückwerk aus vergilbten Tasten und dem so ungemein praktisch abgeschlagenen eingestrichenen c. So sah für mich ein Klavier aus – genauso wie mein Wohnviertel mein Wohnviertel war, mein Vater mein Vater, mein Leben mein Leben. Das war alles, was ich kannte.

Jetzt wurde mir mit einem Mal bewusst, dass mich die Menschen von ihren Stühlen aus beobachteten, während ich die auf Hochglanz polierten Tasten anstarrte und nichts als Gleichheit dort erkannte. Ich hatte keine Ahnung, wo ich meine Hände hinlegen sollte. Mit zugeschnürtem Hals und klopfendem Herz blickte ich ins Publikum, versuchte, mir meine Panik nicht anmerken zu lassen, und suchte nach dem sicheren Hafen, dem Gesicht meiner Mutter. Stattdessen bemerkte ich, wie eine Gestalt aus der ersten Reihe aufstand und langsam auf mich zuschwebte. Es war Robbie. Wir hatten uns mittlerweile häufig gestritten, was dazu geführt hatte, dass ich sie fast ein bisschen als Feindin betrachtete. Aber hier in meinem Augenblick der

wohlverdienten Strafe erschien sie beinahe wie ein Engel an meiner Seite. Vielleicht wusste sie, dass sich mir die Ungleichheiten der Welt gerade heimlich, still und leise zum ersten Mal gezeigt hatten. Vielleicht wollte sie auch einfach nur den Ablauf beschleunigen. So oder so, Robbie legte mir sanft und ohne ein Wort den Finger auf das eingestrichene c, damit ich wusste, wo ich anfangen musste. Mit einem winzig kleinen ermutigenden Lächeln verschwand sie wieder und ließ mich mein Stück spielen.

# 2

Im Herbst 1969 kam ich in die Vorschulklasse der Bryn Mawr Elementary School.




Als ich 1969 in den Kindergarten kam, bestand mein Viertel in der South Side von Chicago aus Mittelschichtsfamilien verschiedenster Hautfarbe. Hier im Bild sieht man meine Kindergartengruppe; ich stehe in der dritten Reihe, zweite von rechts.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Ich war in zweifacher Hinsicht im Vorteil: Zum einen konnte ich bereits einfache Wörter lesen, zum anderen hatte ich über mir, in der zweiten Klasse, einen allseits beliebten Bruder. Die Schule, ein vierstöckiges Backsteingebäude mit einem Hof davor, lag nur wenige Blocks von unserem Haus an der Euclid Avenue entfernt. Zu Fuß war man in zwei Minuten dort. Wenn man rannte, wie Craig es jeden Morgen tat, dann in einer.

Mir gefiel es in der Schule sofort. Ich mochte meine Lehrerin, eine zierliche weißhaarige Dame namens Mrs. Burroughs, die mir uralt vorkam, aber wahrscheinlich zwischen fünfzig und sechzig war. Ihr Klassenzimmer hatte große sonnige Fenster, es gab eine Sammlung von Babypuppen, mit denen man spielen durfte, und ein großes Spielhaus aus Pappe im hinteren Teil. Ich fand Freunde in der Klasse und fühlte mich besonders zu den Kindern hingezogen, die wie ich mit Eifer bei der Sache waren. Ich war stolz, weil ich schon lesen konnte. Zu Hause hatte ich dank des Büchereiausweises meiner Mutter die Dick-and-Jane-Bücher durchgeackert, und so war ich schon sehr gespannt, als es hieß, unsere erste Aufgabe als Vorschüler bestünde darin, neue Wörter vom Blatt zu lesen. Wir bekamen eine Liste mit Farben, die wir üben sollten, und zwar nicht die Farbtöne selbst, sondern die Wörter – »red«, »blue«, »green«, »black«, »orange«, »purple«, »white«. Im Unterricht fragte Mrs. Burroughs uns dann einzeln nacheinander ab. Sie hielt große Karteikarten hoch, und wir sollten das Wort vorlesen, das in schwarzen Buchstaben auf der Vorderseite stand. Die Mädchen und Jungen, mit denen ich gerade zusammengewürfelt worden war, mussten nacheinander aufstehen und die Farbkarten durcharbeiten. Es gelang ihnen mehr oder weniger gut. Sobald sie steckengeblieben waren, sollten sie sich wieder hinsetzen. Es sollte wohl eine Art Spiel sein, so wie ein Buchstabierwettbewerb ein Spiel ist, aber man sah genau, wie auf subtile Weise sortiert wurde und die Kinder, die nicht weiter als bis

»red« kamen, um ihr Schicksal wissend gedemütigt in sich zusammensackten. Das war im Jahr 1969, in einer öffentlichen Schule in der South Side von Chicago. Niemand redete damals von Selbstwertgefühl oder von Entwicklungsförderung. Hatte man von zu Hause aus schon einen Vorsprung mitbekommen, wurde man in der Schule dafür belohnt, galt als »talentiert« oder »begabt«, was wiederum das Selbstvertrauen stärkte. Da kam schnell ein Vorteil zum anderen. Die zwei klügsten Kinder in meiner Vorschulklasse waren Teddy, ein koreanisch-amerikanischer Junge, und Chiaka, ein afroamerikanisches Mädchen, die auch auf Jahre hinaus die Klassenbesten blieben.

Ich wollte unbedingt mit ihnen mithalten. Als ich an der Reihe war, die Wörter auf den Karten der Lehrerin vorzulesen, stand ich auf und gab alles. Mühelos rasselte ich »red«, »blue« und »green« herunter. »Purple« dauerte allerdings einen Augenblick, und »orange« war schwierig. Aber erst, als die Buchstaben W-H-I-T-E dastanden, erstarrte ich, mein Hals wurde mit einem Mal trocken, der Mund stand mir offen, nicht fähig, den Laut zu formen, während mein Gehirn wie verrückt versuchte, eine Farbe zu finden, die wie »Wou-haa« klang. Alles war verloren. Ich bekam merkwürdig weiche Knie, sie drohten nachzugeben. Aber bevor es so weit kam, ließ mich Mrs. Burroughs wieder hinsetzen. Und genau in diesem Moment kam mir das Wort in voller Gänze und Vollendung. White. Whiiiite. Das Wort war: »weiß«.

Als ich in dieser Nacht mit meinen Plüschtieren um den Kopf im Bett lag, dachte ich nur an »weiß«. Ich buchstabierte es im Kopf, vorwärts und rückwärts, und schimpfte mich für meine eigene Dummheit. Die Blamage lastete auf mir, und ich würde sie nie mehr abschütteln können, obwohl ich wusste, dass es meinen Eltern egal war, ob ich jede Karte richtig vorgelesen hatte. Aber ich wollte erfolgreich sein. Oder vielleicht wollte ich nicht als jemand abgetan werden, der nichts zustande brachte. Ich war mir sicher, die Lehrerin hatte mich jetzt

als Kind abgestempelt, das nicht lesen konnte, oder schlimmer noch, es nicht einmal versuchte. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als einen der münzgroßen Sterne aus Goldfolie, die Mrs. Burroughs Teddy und Chiaka gegeben hatte, damit sie sie als Symbol ihrer Errungenschaft auf der Brust trugen, vielleicht auch zum Zeichen, dass aus ihnen, im Gegensatz zu uns anderen, einmal etwas Großes werden würde. Immerhin hatten die beiden jede einzelne Farbe vorgelesen, ohne auch nur ein einziges Mal zu zögern.

Am nächsten Morgen bat ich im Unterricht darum, es erneut versuchen zu dürfen.

Als Mrs. Burroughs Nein sagte und aufmunternd hinzufügte, wir Vorschulkinder hätten doch auch noch andere Dinge zu lernen, bestand ich darauf.

Meine armen Klassenkameraden tun mir heute noch leid. Sie mussten mir dabei zusehen, wie ich mir die Farbkarten ein zweites Mal vornahm, langsamer diesmal, mit bewussten Atempausen nach jedem Wort, damit meine Nerven nicht wieder für einen Kurzschluss in meinem Gehirn sorgen konnten. Und es funktionierte, bei »black«, »orange«, »purple« und besonders bei »white«. Ich brüllte das Wort »weiß« beinahe, bevor ich überhaupt die Buchstaben auf der Karte gesehen hatte. Ich stelle mir heute gerne vor, dass Mrs. Burroughs von diesem kleinen schwarzen Mädchen beeindruckt war, das den Mut gefunden hatte, für sich selbst einzutreten. Ich wusste nicht, ob Teddy und Chiaka überhaupt Notiz von mir genommen hatten. Ich holte mir aber rasch meine Trophäe ab und ging am Nachmittag erhobenen Hauptes und mit einem dieser Sterne aus Goldfolie auf dem Shirt nach Hause.

Zu Hause lebte ich in einer Welt, die aus Drama und Intrige bestand, wenn ich mich in meine sich ständig weiterentwickelnde

Puppenseifenoper versenkte. Es gab da Geburten, Fehden, Verrat. Es gab Hoffnung, Hass und manchmal sogar Sex. Am liebsten verbrachte ich die Zeit zwischen Schule und Abendessen in dem gemeinsamen Bereich vor Craigs und meinem Zimmer, breitete meine Barbiepuppen auf dem Boden aus und dachte mir Szenarien aus, die für mich so echt waren wie das Leben selbst. Manchmal übernahmen auch Craigs G. I.-Joe-Actionfiguren eine Rolle. Die Outfits meiner Puppen bewahrte ich in einem mit Blumen bedruckten Kinderkoffer aus Vinyl auf. Jeder Barbie und jedem G. I.-Joe wies ich einen bestimmten Charakter zu. Außerdem rekrutierte ich die abgegriffenen Buchstabenklötze, mit denen meine Mutter uns Jahre zuvor das Alphabet beigebracht hatte. Auch sie bekamen Namen und ein Innenleben.

Ich schloss mich nur selten den Kindern aus dem Viertel an, die nach der Schule draußen spielten, und ich lud auch keine Schulfreundinnen nach Hause ein, unter anderem, weil ich sehr pingelig war und nicht wollte, dass sich jemand an meinen Puppen zu schaffen machte. Bei anderen Mädchen zu Hause hatte ich Horrorszenarien gesehen: Barbies mit gewaltsam verstümmelten Frisuren oder Filzstift-Tattoos im Gesicht. Und an der Schule lernte ich außerdem auch, dass Kinder sehr hässlich zueinander sein können. So nette Szenen man auch auf einem Pausenhof beobachten mag, dahinter verbirgt sich doch oft eine Willkürherrschaft aus wechselnden Hierarchien und Allianzen. Es gab Bienenköniginnen, Tyrannen und ihre jeweilige Gefolgschaft. Ich war zwar nicht schüchtern, aber außerhalb der Schule wollte ich eine solche Unordnung in meinem Leben nicht zulassen. Lieber verwendete ich meine Energie darauf, die einzige treibende Kraft in meinem kleinen Universum unseres Spielbereichs zu sein. Wenn Craig auftauchte und es wagte, auch nur einen einzigen Bauklotz zu bewegen, fing ich an zu kreischen. Ich hatte auch keine Vorbehalte dagegen, ihn, falls nötig, zu schlagen – normalerweise versetzte ich ihm dann einen direkten

Faustschlag mitten auf den Rücken. Die Puppen und die Bauklötze brauchten mich, damit ich ihnen Leben einhauchte. Ich erfüllte meine Pflicht ihnen gegenüber und erlegte ihnen eine persönliche Krise nach der anderen auf. Wie jede gute Gottheit war ich da, um sie leiden und wachsen zu sehen.

Aus dem Fenster meines Zimmers konnte ich unterdessen die meisten Geschehnisse der echten Welt an unserem Block an der Euclid Avenue beobachten. Am späten Nachmittag sah ich immer Mr. Thompson, den großen Afroamerikaner, dem das Gebäude mit den drei Einheiten gegenüber gehörte, wie er seine Bassgitarre hinten in seinen Cadillac einlud und sich zu einem Auftritt in irgendeinem Jazzclub aufmachte. Ich sah zu, wie die Mendozas, die mexikanische Familie von nebenan, samt ihrem mit Leitern beladenen Pick-up heimkehrten, nachdem sie lange Tage damit zugebracht hatten, Häuser anzustreichen. Am Zaun wurden sie von ihren kläffenden Hunden begrüßt.

In unserem Viertel wohnten hauptsächlich Familien aus der Mittelschicht, mit unterschiedlicher Hautfarbe und Herkunft. Die Kinder spielten nicht mit anderen Kindern, weil diese dieselbe Hautfarbe hatten, sondern weil sie ebenfalls draußen waren und spielen wollten. Zu meinen Freundinnen gehörten Rachel, ihre Mutter war weiß und hatte einen britischen Akzent, außerdem Susie, ein rothaariger Lockenkopf, und, wenn sie zu Besuch war, die Enkelin der Mendozas. Unsere Nachnamen zeigen, was für ein bunter Haufen wir waren: Kansopant, Abuasef, Yacker, Robinson. Wir waren zu jung, um zu bemerken, dass sich die Dinge um uns herum rasch veränderten. 1950, fünfzehn Jahre bevor meine Eltern nach South Shore zogen, war das Viertel noch zu 96 Prozent weiß gewesen. Als ich es 1981 verließ, um aufs College zu gehen, war es zu etwa 96 Prozent schwarz.

Craig und ich wuchsen vollkommen gegenläufig zu diesem Wandel

auf. In den Blocks um uns herum wohnten jüdische Familien, Einwandererfamilien, weiße und schwarze Familien, Menschen, denen es gut ging, und auch manche, die nicht so gut dran waren. Im Allgemeinen aber pflegten die Leute ihren Rasen und behielten ihre Kinder im Auge und stellten Robbie Schecks aus, damit ihre Kinder Klavierspielen lernen konnten. Meine Familie befand sich wahrscheinlich sogar eher am ärmeren Ende des Spektrums. Wir kannten kaum Leute, die nicht Eigentümer ihres Hauses waren, und so beengt wie wir im ersten Stock bei Robbie und Terry wohnte auch kaum eine andere Familie. South Shore war noch nicht gekippt wie andere Viertel – wo die Wohlhabenderen längst in die Vorstädte gezogen waren, wo die Geschäfte eins nach dem anderen zumachten und der Verfall längst begonnen hatte –, doch die ersten Anzeichen gab es bereits.

Wir bekamen die Auswirkungen dieser Veränderungen bald zu spüren, besonders in der Schule. Als ich in die zweite Klasse kam, herrschte im Klassenzimmer das reinste Chaos, die Kinder waren aufsässig und Radiergummis flogen unablässig durch den Raum; etwas, das weder nach meiner noch nach Craigs bisheriger Erfahrung normal gewesen war. Das schien offensichtlich alles an einer Lehrerin zu liegen, die sich nicht durchsetzen konnte – und Kinder offenbar nicht einmal mochte. Darüber hinaus schien es auch niemanden zu kümmern, dass sie als Lehrerin völlig inkompetent war. Die Schüler nahmen das als Vorwand, sich aufzuführen, und sie selbst hätte auch keine schlimmere Meinung von uns haben können. In ihren Augen waren wir Kinder in der Klasse alle »schlecht«, obwohl wir von ihr keinerlei Führung und keine Struktur bekamen und obendrein in einem finsteren, schlecht beleuchteten Raum im Untergeschoss der Schule untergebracht waren. Die Stunden dort unten waren eine Qual und fühlten sich unendlich lang an. Ich saß kreuzunglücklich an meinem Tisch, auf meinem

kotzgrünen Stuhl – der offiziellen Farbe der 1970er Jahre. Ich lernte nichts und wartete auf die Mittagspause, um endlich nach Hause zu gehen, ein Sandwich zu essen und mich bei meiner Mom beschweren zu können.

Wenn ich als Kind wütend wurde, verstand es meine Mutter hervorragend, meine kindliche Wut zu kanalisieren. Wenn ich mich über meine neue Lehrerin aufregte, schwieg sie gelassen und sagte nur »Ach je« oder »Wirklich?«. Sie schwenkte nie in meine Wut ein, sondern nahm meine Frustration ernst. Jemand anderes hätte an ihrer Stelle vielleicht höflich gesagt: »Streng dich einfach an.« Aber sie kannte den Unterschied. Sie kannte den Unterschied zwischen Jammern und echtem Elend. Ohne es mir zu sagen, ging sie in die Schule und machte sich an eine über mehrere Wochen andauernde Überzeugungsarbeit hinter den Kulissen. Das führte dazu, dass ich und noch ein paar andere leistungsstarke Kinder bald aus der Klasse herausgenommen wurden und eine ganze Reihe von Tests machen mussten. Etwa eine Woche später kamen wir dauerhaft in eine aufgeweckte und disziplinierte dritte Klasse in einem der oberen Stockwerke, die von einer lächelnden, vernünftigen Lehrerin unterrichtet wurde, die ihre Materie beherrschte.

Es war ein kleiner, aber lebensverändernder Schritt. Damals überlegte ich mir nicht, was aus all den anderen Kindern werden würde, die im Keller zurückgelassen wurden – mit der Lehrerin, die nicht lehren konnte. Jetzt, als Erwachsene, ist mir klar, dass Kinder schon sehr früh merken, wenn sie herablassend behandelt werden und Erwachsene nicht engagiert genug sind, um ihnen beim Lernen zu helfen. Ihr Groll darüber kann sich als Aufsässigkeit manifestieren. Es ist aber nur selten ihre Schuld. Sie sind keine »schlechten« Kinder. Sie versuchen einfach nur, schlechte Umstände zu überstehen. Aber damals war ich einfach nur froh, entkommen zu sein. Erst viele Jahre später sollte ich erfahren, dass meine Mutter, die ihrem Wesen nach ein eher eigener, schüchterner

Mensch ist, aber meistens auch die direkteste Person im Raum, ihren Standpunkt klargemacht hatte, indem sie die Lehrerin der zweiten Klasse aufsuchte und ihr so freundlich wie möglich zu verstehen gab, dass sie das Unterrichten besser bleiben lassen und sich stattdessen eine Stelle als Kassiererin in einem Drogeriemarkt suchen sollte.

Mit der Zeit trieb mich meine Mutter immer öfter nach draußen, um etwas mit den Kindern aus der Nachbarschaft zu unternehmen. Sie hoffte, ich würde mich so problemlos integrieren wie mein Bruder. Wie bereits erwähnt, konnte Craig schwierige Dinge ganz einfach aussehen lassen. Mittlerweile erregte er auf dem Basketballplatz zusehends Aufsehen, er war ausgelassen, wendig und wuchs rasch in die Höhe. Mein Vater drängte ihn, sich immer die härteste Konkurrenz zu suchen. Später schickte er Craig alleine durch die ganze Stadt, damit er mit den besten Jugendlichen der Stadt spielen konnte. Doch vorerst musste mein Bruder sich nur gegen die Talente unseres Viertels durchsetzen. Craig nahm seinen Ball und lief damit über die Straße in den Rosenblum Park, vorbei an den Klettergerüsten und den Schaukeln, wo ich gerne spielte. Er verschwand dann zwischen den Bäumen, eine imaginäre Trennlinie, um in die andere Hälfte des Parks zu gelangen, wo die Basketballplätze lagen. Für mich war dort drüben verbotenes Land, ein geheimnisumwitterter dunkler Wald voller Trinker, Schläger und krimineller Machenschaften. Doch nachdem Craig angefangen hatte, in diesen Teil des Parks zu gehen, klärte er mich auf und meinte, so schlimm sei dort drüben eigentlich niemand.

Er konnte offensichtlich mit dem Basketball alle Grenzen überwinden. Er lernte bald, wie man Fremde ansprach, wenn er bei einem Spiel mitmachen wollte. Er lernte, größere und schnellere Gegner auf dem Platz auf geschickte Weise verbal zu provozieren. Damit gelang es ihm auch, diverse Mythen darüber zu entzaubern, wer im Viertel wer

war und was genau in unserer Nachbarschaft abging. Und gleichzeitig bestätigte sich die These, dass die meisten Leute gute Menschen waren, wenn man sie nur gut behandelte – etwas, wovon mein Vater schon lange überzeugt war. Selbst die zwielichtigen Gestalten, die vor dem Spirituosenladen an der Ecke abhingen, strahlten, wenn sie Craig entdeckten, riefen ihn beim Namen und klatschten ihn ab, wenn wir vorbeigingen.

»Woher kennst du die überhaupt?«, fragte ich dann fassungslos.

»Keine Ahnung. Die kennen mich halt einfach«, meinte er achselzuckend.

Mit zehn war ich schließlich so weit, mich hinauszuwagen, eine Entscheidung die größtenteils durch Langeweile herbeigeführt wurde. Es war Sommer, und die Schule war vorbei. Craig und ich fuhren jeden Tag mit dem Bus zu einem städtischen Feriencamp in einem Park am Ufer des Lake Michigan. Aber oft waren wir um vier schon wieder zu Hause, und der Rest des Tages war noch lang. Meine Puppen waren irgendwann uninteressant geworden. Und außerdem herrschte in unserer Wohnung, da wir keine Klimaanlage hatten, am Spätnachmittag eine unerträgliche Hitze. Und so fing ich an, Craig durch unser Viertel zu folgen und die Kinder zu treffen, die ich noch nicht aus der Schule kannte. Auf der anderen Seite des Weges hinter unserem Haus war eine kleine Siedlung namens Euclid Parkway. Dort hatte man etwa fünfzehn Häuser um eine gemeinsam genutzte Grünfläche herum gebaut. Ein Paradies, ohne Autos und voller Kinder, die Softball spielten, Seil sprangen oder einfach nur auf einer der Eingangstreppen herumsaßen. Aber bevor ich in die Gruppe der Mädchen meines Alters am Parkway aufgenommen wurde, musste ich eine Prüfung bestehen. Sie kam in Gestalt von DeeDee, einem Mädchen, das in die nahe gelegene katholische Schule ging. DeeDee war sportlich und hübsch, zog aber ständig einen Flunsch und verdrehte bei jeder Gelegenheit die Augen.

Oft saß sie auf der Eingangstreppe vor dem Haus ihrer Familie neben einem anderen Mädchen namens Deneen, das alle mochten.

Deneen war mir gegenüber immer freundlich, doch DeeDee schien etwas gegen mich zu haben. Ich weiß nicht, warum. Jedes Mal, wenn ich zum Parkway hinüberging, machte sie leise bissige Bemerkungen, als würde allein mein Auftauchen allen den Tag vermiesen. Im Laufe des Sommers wurden DeeDees Kommentare immer lauter. Und ich wurde immer bedrückter. Ich begriff, dass ich eine Entscheidung treffen musste. Ich konnte weiter das drangsalierte neue Mädchen bleiben, ich konnte das mit dem Parkway auch ganz sein lassen und einfach zu meinen Spielsachen nach Hause zurückkehren, oder ich musste mir irgendwie DeeDees Respekt verschaffen. Und wenn meine Wahl auf Letzteres fallen würde, müsste ich noch eine weitere Entscheidung treffen: Ich konnte entweder versuchen, mit DeeDee zu diskutieren, sie mit Worten oder einer anderen Form kindlicher Diplomatie für mich zu gewinnen, oder ich konnte sie einfach dazu bringen, endlich die Schnauze zu halten.

Als DeeDee das nächste Mal einen ihrer Kommentare abfeuerte, stürzte ich mich auf sie und rief mir dabei die Erklärungen meines Vaters in Erinnerung, wie man einen satten Treffer landet. Wir gingen zu Boden, die Fäuste flogen, wir traten wild um uns, und alle Kinder im Euclid Parkway versammelten sich und feuerten uns lautstark in einer Art Grundschulblutrausch an. Ich weiß nicht mehr, wer uns schließlich trennte, ob es Deneen war oder mein Bruder oder vielleicht auch ein eilig herbeigerufenes Elternteil. Als es vorbei war, hatte jedenfalls eine Art stiller Taufe stattgefunden. Ich war nun ein offiziell anerkanntes Mitglied der Nachbarschaftsclique. DeeDee und ich waren weitgehend unverletzt, voller Dreck, außer Atem und dazu bestimmt, niemals enge Freundinnen zu werden. Aber ich hatte mir ihren Respekt verschafft.

Der Buick meines Vaters war weiterhin unsere Zuflucht, unser Fenster zur Welt. An Sonntagen und an Sommerabenden fuhren wir ihn aus, einfach nur, weil wir konnten. Manchmal landeten wir in einem Viertel weiter südlich, das wegen der vielen afroamerikanischen Ärzte Pill Hill, Pillenhügel, genannt wurde. Es war eines der hübscheren, wohlhabenderen Gegenden der South Side, wo in jeder Einfahrt zwei Autos standen und üppige Blumenbeete die Wege säumten.

Mein Vater betrachtete reiche Leute immer mit einem gewissen Misstrauen. Er mochte hochnäsige Menschen nicht, und Wohneigentum stand er mit gemischten Gefühlen gegenüber. Es hatte einmal eine kurze Zeit gegeben, als er und meine Mutter überlegt hatten, ein Haus zu kaufen, nicht weit von Robbies Haus entfernt. Sie fuhren eines Tages rüber zu einem Besichtigungstermin mit einem Makler, entschieden sich aber letztlich gegen den Hauskauf. Ich war damals sehr dafür gewesen. Ich dachte bei mir, es würde etwas bedeuten, wenn meine Familie mehr als ein Stockwerk zur Verfügung hätte. Aber mein Vater, von Natur aus vorsichtig, wollte sich nicht auf die vielen Abstriche einlassen, die so ein Schritt mit sich bringen würde, und lieber etwas Geld für schlechte Zeiten auf die Seite legen. »Man darf sich nie wegen eines Hauskaufs übernehmen«, sagte er und erklärte uns, dass manche Leute ihre Ersparnisse aus der Hand gaben und damit zu hohe Kredite aufnahmen, sodass sie zwar ein schönes Haus, aber überhaupt keine Freiheit mehr hatten.

Meine Eltern sprachen mit uns, als wären wir Erwachsene. Sie hielten uns keine Vorträge, sondern beantworteten geduldig alle unsere Fragen, ganz egal wie kindisch sie zu sein schienen. Sie beendeten auch nie aus reiner Bequemlichkeit vorschnell eine Diskussion. Unsere Gespräche konnten deshalb Stunden dauern, weil Craig und ich oft jede Gelegenheit wahrnahmen, meine Eltern wegen allem Möglichen, was wir nicht verstanden, zu löchern. Als wir klein waren, fragten wir:

»Warum gehen Menschen aufs Klo?« oder »Warum musst du arbeiten gehen?«, und dann bombardierten wir sie mit weiteren Fragen. Einen meiner ersten sokratischen Siege errang ich nach einer aus purem Eigennutz gestellten Frage: »Warum müssen wir eigentlich zum Frühstück Eier essen?« Daraus ergab sich eine Diskussion über Protein, die wiederum zu der Frage meinerseits führte, weshalb Erdnussbutter eigentlich nicht als Proteinquelle zählte, bis meine Mutter nach einigem Hin und Her schließlich ihren Standpunkt bezüglich der Eier, die ich nie gerne gegessen hatte, aufgab. Während der nächsten neun Jahre machte ich mir, in dem Wissen, dass ich mir das redlich verdient hatte, jeden Morgen ein dickes Erdnussbuttersandwich mit Marmelade zum Frühstück und aß in dieser Zeit nicht ein einziges Ei.

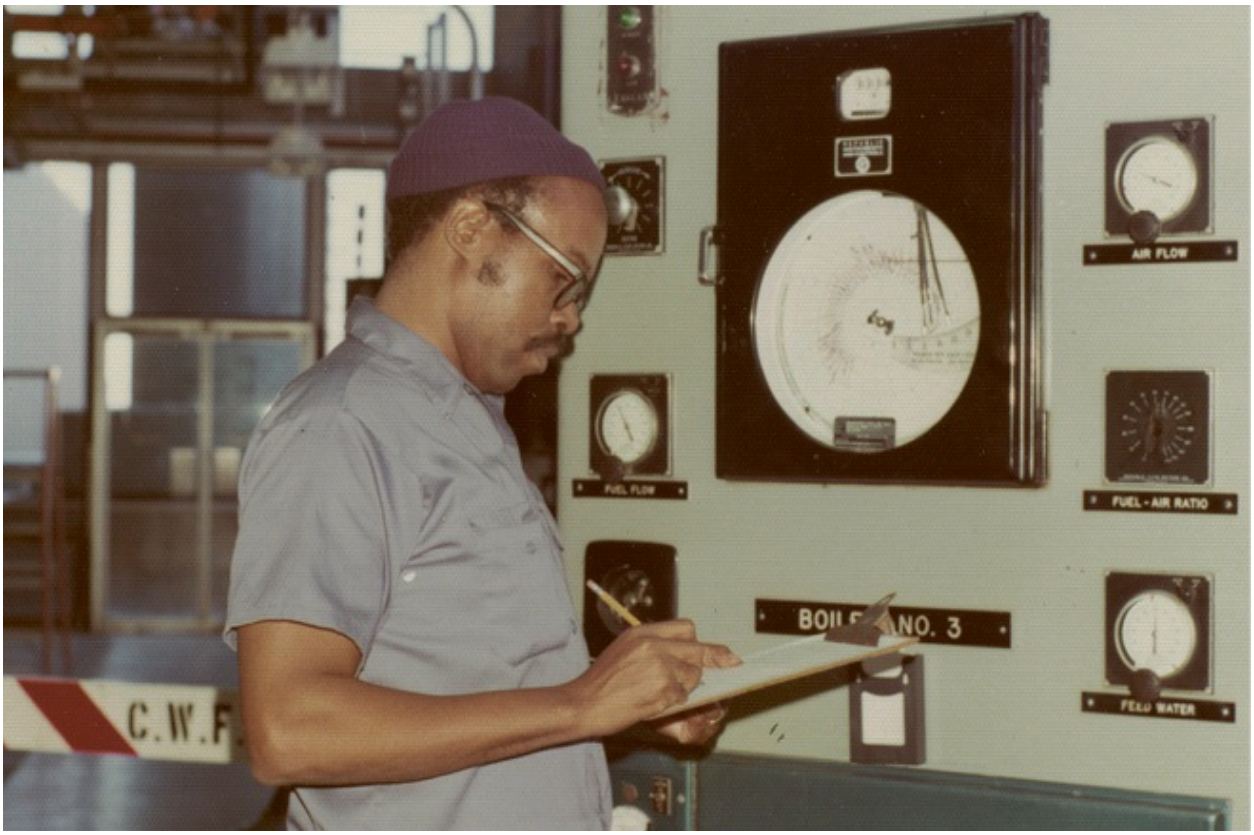
Als wir älter wurden, sprachen wir mehr über Drogen, Sex und Lebensentscheidungen, über Hautfarbe, Ungleichheit und Politik. Meine Eltern erwarteten nicht von uns, dass wir Heilige waren. Ich weiß noch, wie mein Vater ausdrücklich sagte, Sex würde und solle Spaß machen. Sie beschönigten auch nie, was sie als bittere Wahrheiten im Leben ansahen. Craig zum Beispiel bekam einmal im Sommer ein neues Fahrrad und fuhr damit zum Lake, zu dem gepflasterten Weg am Rainbow Beach, wo man den frischen Wind vom Wasser her spüren konnte. Er wurde sofort von einem Polizisten aufgehalten, der ihn verdächtigte, das Ding gestohlen zu haben, und partout nicht einsehen wollte, dass ein schwarzer Junge auf ehrliche Weise zu einem nagelneuen Fahrrad gekommen war. (Meine Mutter hielt dem Polizisten, der selbst Afroamerikaner war, letztlich eine heftige Standpauke und brachte ihn dazu, sich bei Craig zu entschuldigen.) Meine Eltern sagten uns, dass das, was da passiert war, zwar ungerecht gewesen sei, aber eben leider nichts Ungewöhnliches. Unsere Hautfarbe machte uns verletzlich. Das war etwas, womit wir immer umgehen mussten.

Die Angewohnheit meines Vaters, uns durch Pill Hill zu fahren, sollte wohl auch unseren sozialen Ehrgeiz wecken, er wollte uns zeigen, was man mit einer guten Ausbildung erreichen konnte. Meine Eltern hatten fast ihr ganzes Leben innerhalb weniger Quadratmeilen in Chicago gelebt, aber sie gaben sich keinen Illusionen darüber hin, dass Craig und ich es einmal genauso machen würden. Vor ihrer Ehe hatten sie beide kurze Zeit ein Community College besucht, waren aber beide lange vor dem Abschluss abgegangen. Meine Mutter hatte eine Ausbildung als Lehrerin begonnen, wollte dann aber doch lieber als Sekretärin arbeiten. Mein Vater hatte schlicht und einfach die Studiengebühr nicht mehr zahlen können. Er ging stattdessen zur Army. Er hatte niemanden gehabt, der versucht hätte, ihn zum Weitermachen zu überreden, es gab in seiner Familie kein Vorbild, wie so ein Leben auszusehen hatte. Also verbrachte er zwei Jahre auf unterschiedlichen Militärstützpunkten. Wenn es für meinen Vater ein Traum gewesen war, das College abzuschließen und Künstler zu werden, so richtete er seine Hoffnungen rasch in eine andere Richtung aus und finanzierte mit seinem Sold stattdessen das Architekturstudium seines jüngeren Bruders mit.

Mit Ende dreißig wollte mein Vater nun für uns Kinder sparen. Unsere Familie würde nie wegen eines Hauses überschuldet sein. Aus dem einfachen Grund, weil wir nie ein Haus besitzen würden. Mein Vater dachte ganz pragmatisch, denn er spürte, dass die Mittel knapp waren und vielleicht auch die Zeit. Wenn er nicht Auto fuhr, ging er am Stock. Noch bevor ich die Grundschule beendet hatte, wurde aus dem Stock eine Krücke und bald darauf waren es zwei. Was auch immer da meinen Vater zerfraß, seine Muskeln schwinden ließ und seine Nerven bloßlegte, er betrachtete es als seine private Herausforderung, als etwas, dem er stillschweigend standhalten musste.

Als Familie gönnten wir uns manchmal bescheidenen Luxus. Wenn

Craig und ich in der Schule unsere Zeugnisse bekamen, feierten unsere Eltern, indem sie bei Italian Fiesta, unserem Lieblingsitaliener, eine Pizza bestellten. Wenn es heiß war, holten wir uns Eis – wir kauften jeweils ein Pint der Sorten Schokolade, Butterpekannuss und Schwarzkirsche und aßen dann jeden Tag immer nur ein bisschen davon. Jedes Jahr packten wir für die Air & Water Show des Militärs ein Picknick zusammen und fuhren am Lake Michigan entlang nach Norden zu der eingezäunten Halbinsel, wo sich die Wasseraufbereitungsanlage befand, in der mein Vater inzwischen arbeitete.




Mein Vater, Fraser Robinson, war über zwanzig Jahre lang bei der Stadt Chicago angestellt und wartete die Kessel einer Wasseraufbereitungsanlage am Ufer des Lake Michigan. Auch als ihm das Gehen durch die Multiple Sklerose zunehmend schwer fiel, hat er doch keinen einzigen Tag bei der Arbeit gefehlt.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Es war eine der wenigen Gelegenheiten des Jahres, bei denen die Familien der Mitarbeiter die Tore passieren und die Rasenfläche betreten durften. Der Blick über den See, wo die Kampfjets im Formationsflug ihre Flugmanöver vorführten, konnte locker mit der Aussicht aus jedem Penthouse am Lake Shore Drive mithalten.

Jedes Jahr im Juli nahm sich mein Vater eine Woche Urlaub von seiner Wartungsarbeit an den Kesselanlagen. Dann quetschten wir uns mit einer Tante und ein paar Cousins und Cousinen in den zweitürigen Buick. Zu siebt fuhren wir über den Skyway aus Chicago hinaus und um das südliche Ende des Sees herum, bis wir in White Cloud, Michigan, in einer Ferienanlage namens Dukes Happy Holiday Resort ankamen. Dort gab es eine kleine Spielhölle, einen Automaten mit Limonade in Glasflaschen, und, für uns das Allerwichtigste, einen Außenpool. Wir mieteten eine Hütte mit Kochzeile und planschten den ganzen Tag im Wasser.

Meine Eltern grillten, rauchten Zigaretten und spielten mit meiner Tante Karten, aber mein Vater verbrachte außerdem viel Zeit mit uns Kindern am Pool. Er sah gut aus, mein Dad, mit seinem Schnurrbart, der an den Mundwinkeln wie eine Sense mit den Spitzen nach unten hing. Sein Brustkorb und seine Arme waren dank seiner Sportler-Vergangenheit immer noch kräftig und muskulös. An diesen langen Nachmittagen im Pool planschte er und lachte und warf uns kleine Kinder in die Luft und empfand dabei wohl die Beeinträchtigung seiner Beine plötzlich als weniger hinderlich.

Wenn man selbst mittendrin steckt, nimmt man einen Niedergang vielleicht deutlich weniger wahr. Aber jedes Jahr im September, wenn Craig und ich wieder vor der Bryn Mawr Elementary School standen, stellten wir fest, dass weniger weiße Kinder auf dem Pausenhof waren. Manche hatten auf eine katholische Schule in der Nähe gewechselt, viele

hatten das Viertel ganz verlassen. Zuerst schien es, als würden nur die weißen Familien weggehen, aber dann änderte sich auch das. Bald schien jeder wegzuziehen, der die Möglichkeit dazu hatte. Häufig zogen diese Familien ohne Ankündigung und ohne Erklärung fort. Als vor dem Haus der Familie Yacker plötzlich ein »Zu verkaufen«-Schild und vor Teddys Haus ein Möbelwagen stand, wussten wir bereits, was kommen würde.

Der größte Schock für meine Mutter muss es wohl gewesen sein, als ihre Freundin Velma Stewart verkündete, dass sie und ihr Mann eine Anzahlung auf ein Haus in einer Vorstadt namens Park Forest geleistet hatten. Die Stewarts hatten zwei Kinder und lebten ein Stück weiter die Straße runter. Wie wir hatten sie dort eine Mietwohnung gehabt. Mrs. Stewart hatte einen bissigen Humor und ein ansteckendes Lachen, was meiner Mutter sehr gefiel. Die beiden tauschten oft Rezepte und Neuigkeiten aus, machten aber nie bei dem Klatsch und Tratsch mit wie viele andere Mütter im Viertel. Mrs. Stewarts Sohn Donny war in Craigs Alter und genauso sportlich, sodass die beiden sich sofort verstanden hatten. Donnys Schwester Pamela war schon ein Teenager und interessierte sich deshalb nicht für mich, während ich natürlich alle Teenager spannend fand. Mr. Stewart habe ich kaum in Erinnerung. Ich weiß nur, dass er einen Lieferwagen für eine der großen Bäckereien in der Stadt fuhr und dass er, seine Frau und die Kinder die hellhäutigsten Schwarzen waren, die mir je begegnet waren.

Ich hatte keine Ahnung, wie sie sich ein Haus in der Vorstadt leisten konnten. Wie sich zeigte, war Park Forest eine der ersten Gemeinden Amerikas, die völlig am Reißbrett entstanden waren – es war nicht nur eine Wohnsiedlung, sondern eine ganze Kleinstadt, die für etwa dreißigtausend Menschen angelegt war, mit Einkaufszentren, Kirchen, Schulen und Parks. Das Gelände war 1948 entstanden und wurde mit seinen in Serie gefertigten Häusern und identischen Gärten in

vielerlei Hinsicht ein Musterbeispiel für das Vorstadtleben. Es gab zu Beginn auch Vorgaben, wie viele schwarze Familien pro Block wohnen durften, aber als die Stewarts dort hinzogen, waren diese Quoten bereits abgeschafft worden.

Nicht lange nach dem Umzug luden sie uns ein, an einem der freien Tage meines Vaters zu Besuch zu kommen. Wir waren aufgeregt. So einen Ausflug hatten wir noch nie gemacht. Endlich bot sich uns die Gelegenheit, die legendären Vorstädte zu Gesicht zu bekommen. Wir fuhren also zu viert mit dem Buick über die Schnellstraße Richtung Süden und nahmen etwa vierzig Minuten später die Ausfahrt bei einem steril wirkenden Einkaufszentrum. Bald kurvten wir Mrs. Stewarts Wegbeschreibung folgend durch ruhige Straßen, ein Block sah aus wie der andere. Park Forest war wie eine Miniaturstadt aus Reihensiedlungen – bescheidene Häuschen im Farmhausstil mit hellgrauen Schindeln und frisch gepflanzten Setzlingen und Sträuchern davor.

»Warum sollte bitte jemand hier draußen wohnen wollen?«, fragte mein Vater und starrte über das Armaturenbrett hinweg. Ich pflichtete ihm bei. Soweit ich sehen konnte, gab es keine hohen Bäume, so wie die riesige Eiche zu Hause vor meinem Fenster. Alles in Park Forest war neu und weit und leer. Es gab keinen Spirituosenladen an der Ecke mit zwielichtigen Typen davor. Niemand hupte, keine Sirenen ertönten. Aus keiner Küche drang Musik. Überhaupt schien es kein einziges offenes Fenster zu geben.

Craig sollte unseren Besuch dort als paradiesisch in Erinnerung behalten, denn er spielte den ganzen Tag mit Donny Stewart und seinen neuen Vorstadt-Brüdern auf dem weiträumigen Parkplatz unter einem blauen Himmel Basketball. Meine Eltern tauschten sich nett mit Mr. und Mrs. Stewart aus, während ich Pamela folgte und ihre Haare, ihre helle Haut und ihren Teenagerschmuck bestaunte. Irgendwann

aßen wir alle zusammen zu Mittag.

Es war bereits Abend, als wir uns schließlich verabschiedeten. Von den Stewarts gingen wir in der Abenddämmerung durch den Vorgarten zur Bordsteinkante, wo mein Vater den Wagen abgestellt hatte. Craig war verschwitzt und völlig kaputt, weil er so viel gerannt war. Auch ich war müde und wollte nach Hause. Irgendetwas an dem Ort hatte mich irritiert. Ich war kein Fan der Vorstädte, aber ich konnte nicht genau festmachen, woran das lag.

Meine Mutter machte später eine Bemerkung über die Stewarts, ihren neuen Wohnort und die Tatsache, dass offenbar alle Nachbarn in der Straße weiß waren.

»Also, ich frage mich ja, ob hier überhaupt jemand gewusst hat, dass die Familie schwarz ist, bevor wir sie besucht haben.«

Sie meinte, wir hätten sie vielleicht unabsichtlich geoutet, als wir mit einem Einweihungsgeschenk und unserer auffälligen dunklen Haut aus der South Side gekommen waren. Selbst wenn die Stewarts nicht bewusst versuchten, ihre Hautfarbe zu verbergen, machten sie das wahrscheinlich ihren neuen Nachbarn gegenüber auch nicht groß zum Thema. Was auch immer für eine Atmosphäre in ihrer Straße herrschte, sie waren nicht als Störfaktoren erkennbar. Zumindest nicht, bis wir zu Besuch gekommen waren.

Beobachtete uns jemand durchs Fenster, als mein Vater an jenem Abend zum Auto ging? War da ein Schatten hinter einem Vorhang, der abwartete, was passieren würde? Ich werde es nie erfahren. Ich weiß nur noch, wie mein Vater kurz erstarrte, als er vor der Fahrertür stand und sah, was dort war. Jemand hatte die Seite seines geliebten Buick zerkratzt, eine hässliche, dünne Linie quer über die Tür auf das Heck des Wagens zu. Das war ganz offensichtlich mit einem Schlüssel oder einem Stein gemacht worden und auf gar keinen Fall versehentlich passiert.

Mein Vater war, wie gesagt, jemand, der etwas aushalten konnte, ein Mann, der sich nie über Kleines oder Großes beschwerte, der munter Leber aß, wenn sie ihm vorgesetzt wurde, obwohl er Leber gar nicht mochte, der sich von einem Arzt quasi ein Todesurteil geben ließ und dann einfach weitermachte, als wäre nichts passiert. Bei dem Vorfall mit dem Auto war es nicht anders. Hätte es eine Möglichkeit gegeben, sich zu wehren, hätte es eine Tür gegeben, gegen die man hätte hämmern können, mein Vater hätte nichts davon getan.

»Ich fass' es nicht«, sagte er, bevor er das Auto aufsperrte.

Wir fuhren an diesem Abend zurück in die City, ohne groß über das zu sprechen, was passiert war. Gut möglich, dass es uns zu anstrengend war, den Vorfall zu analysieren. Mit den Vorstädten jedenfalls hatten wir damit abgeschlossen. Mein Vater musste am nächsten Tag mit dem zerkratzten Auto zur Arbeit fahren, und ich bin mir sicher, das gefiel ihm gar nicht. Aber der Kratzer blieb nicht lange im Chrom. Bei nächster Gelegenheit brachte mein Vater das Auto zu Sears in die Werkstatt und ließ ihn entfernen.

# 3

Irgendwann begann mein sonst so entspannter Bruder, sich Sorgen zu machen. Ich kann gar nicht mehr genau sagen, wann es anfing, aber Craig – der Junge, der im ganzen Viertel jedem ein High five oder ein »Was geht?« zuwarf, der unbekümmert einnickte, sobald er zehn Minuten nichts zu tun hatte, ganz egal, wo er gerade war – wurde zu Hause immer unruhiger und vorsichtiger, überzeugt davon, dass eine Katastrophe geradewegs auf uns zugekrochen käme. Abends probte er in der Wohnung alle möglichen Szenarien, die wir anderen etwas abwegig fanden. Für den Fall, dass er das Augenlicht verlieren würde, lief er mit verbundenen Augen durchs Haus, um zu lernen, sich nur tastend durch die Wohnung zu bewegen. Für den Fall, dass er taub würde, lernte er die Gebärdensprache. Offenbar drohte auch eine Amputation, denn Craig bewältigte mehrere Mahlzeiten und Hausaufgaben mit hinter den Rücken gebundenem rechten Arm. Weil, man weiß ja nie.

Craigs größte Angst, und wahrscheinlich auch die realistischste, war jedoch die Angst vor dem Feuer. In Chicago brannten damals immer wieder Häuser nieder, teils, weil gewissenlose Hausbesitzer ihre Immobilien verkommen ließen und nach einem Brand händereibend das Versicherungsgeld kassierten, und teils auch, weil Rauchmelder für Privathäuser noch recht neu und so teuer waren, dass schlechtbezahlte Arbeiter sie sich kaum leisten konnten. In jedem Fall gehörten Brände in unserer dicht bebauten Stadt beinahe zum Alltag, und die Flammen raubten willkürlich, aber unerbittlich Häuser und Herzen. Mein

Großvater Southside war in unser Viertel gezogen, nachdem sein altes Haus in der West Side durch einen Brand zerstört worden war. (Laut meiner Mutter hatte Southside dabei draußen vor dem brennenden Haus gestanden und den Feuerwehrleuten zugebrüllt, sie sollen die Schläuche nicht auf seine wertvollen Jazzalben richten.) Erst kürzlich war, in einer Tragödie, die ich mit meinem kindlichen Verstand kaum richtig begreifen konnte, ein Klassenkamerad aus der fünften Klasse, der um die Ecke von uns in einem Reihenhaus in der Seventy-Fourth Street wohnte – Lester McCullom, ein Junge mit hübschem Gesicht und einem hohen Afro – gemeinsam mit seinem Bruder und seiner Schwester in den Flammen umgekommen. Die drei waren vom Feuer in ihren Zimmern im oberen Stockwerk eingeschlossen worden.

Es war die erste Trauerfeier, an der ich je teilnahm: Alle Kinder aus dem Viertel saßen schluchzend in der Aufbahrungshalle, während im Hintergrund leise ein Album der Jackson Five lief. Die Erwachsenen schwiegen fassungslos; kein Gebet und keine wohlgemeinten Worte konnten die Leere füllen. Vorne standen drei geschlossene Särge, auf jedem das gerahmte Bild eines lächelnden Kindes. Mrs. McCullom war mit ihrem Mann aus dem Fenster gesprungen und hatte überlebt. Sie saß vor den Särgen, so in sich zusammengesunken und gebrochen, dass es wehtat, auch nur in ihre Richtung zu blicken.

Die Ruine des ausgebrannten Reihenhauses der McCulloms zischte noch tagelang und stürzte nach und nach in sich zusammen; das Haus starb viel langsamer als seine jungen Bewohner. Im ganzen Viertel roch es noch tagelang nach Rauch.

In der Folge wuchsen Craigs Ängste nur noch mehr. In der Schule mussten wir nun von Lehrern geleitete Evakuierungsübungen mitmachen und uns geduldig Vorträge über »Stop, drop and roll« anhören. Mein Bruder beschloss daraufhin, dass wir auch zu Hause unbedingt die Sicherheitsmaßnahmen verstärken mussten. Er ernannte

sich selbst zum Brandschutzbeauftragten unserer Familie, und ich war sein Leutnant, der bei Übungen die Ausgänge freiräumte oder nach Bedarf unsere Eltern herumkommandierte. Wir waren weniger davon überzeugt, dass es bei uns tatsächlich brennen würde, als fixiert darauf, im Fall der Fälle gerüstet zu sein. Wir wollten vorbereitet sein. Unsere Familie war nicht einfach nur pünktlich; wir kamen zu allen Terminen zu früh. Denn es war entspannter für meinen Vater, wenn er sich frühzeitig einen Parkplatz nahe des jeweiligen Ziels suchen oder einen gut zugänglichen Tribünenplatz bei einem Basketballspiel von Craig suchen konnte. Wir lernten daraus: Hab' so viel wie möglich in deinem Leben unter Kontrolle.

Zu diesem Zweck gingen wir als Kinder die möglichen Fluchtwege durch, überlegten, ob wir, wenn ein Feuer ausbrechen würde, aus einem Fenster in die Eiche vor dem Haus oder auf das Dach der Nachbarn springen könnten. Wir malten uns aus, was passieren würde, wenn es in der Küche zu einem Fettbrand oder im Keller zu einem Kabelbrand käme oder von oben der Blitz einschlüge. Um unsere Mutter machten wir uns für den Notfall wenig Sorgen. Sie war klein und wendig und gehörte zu den Menschen, die mit genügend Adrenalin im Blut wahrscheinlich ein Auto hochstemmen konnten, um ein Baby zu retten. Schwieriger war es hingegen, mit Dads Behinderung umzugehen – und mit der offensichtlichen, aber unausgesprochenen Tatsache, dass er nicht wie wir anderen einfach schnell aus dem Fenster springen konnte. Es war Jahre her, seit wir ihn hatten rennen sehen.

Sollte der Ernstfall eintreten, würde unsere Rettung nicht so geordnet ablaufen wie in den Filmen, die wir nach der Schule im Fernsehen sahen. Unser Vater würde uns nicht mit herkulischer Leichtigkeit über die Schulter werfen und in Sicherheit bringen können. Wenn überhaupt, wäre das Craigs Aufgabe gewesen. Er sollte meinen Vater später überragen, aber damals war er immer noch ein Junge mit

schmalen Schultern und dürren Beinen, dem klar war, dass jegliche Heldentaten seinerseits Übung erforderten. Und aus diesem Grund dachte er sich für unsere familiären Feuerübungen Worst-Case-Szenarien aus. Mein Vater musste sich dazu schlaff und schwer wie ein Sack auf den Boden legen, als wäre er ohnmächtig geworden, weil er Rauch eingeatmet hatte.

»Herrgott im Himmel«, meinte mein Vater dann kopfschüttelnd. »Du willst das wirklich machen?«

Mein Vater war nicht daran gewöhnt, hilflos zu sein. Er verbrachte sein Leben damit, es nicht so weit kommen zu lassen, indem er sich gewissenhaft um unser Auto kümmerte, die Rechnungen rechtzeitig zahlte, ohne je über die fortschreitende Multiple Sklerose zu sprechen oder auch nur einen Tag auf der Arbeit zu fehlen. Im Gegenteil, mein Vater war für andere gerne der Fels in der Brandung. Was er körperlich nicht leisten konnte, ersetzte er durch emotionale und intellektuelle Führung und Beistand, und deshalb gefiel ihm auch seine Arbeit als Wahlkreisbeauftragter für die Demokratische Partei in der Stadt so gut. Er übte dieses Amt jahrelang aus, zum Teil auch, weil von städtischen Angestellten treue Dienste für die Parteimaschinerie mehr oder weniger erwartet wurden. Auch wenn er mit sanfter Gewalt hineingedrängt worden war, liebte mein Vater dieses Amt, was meine Mutter in Anbetracht der Zeit, die es erforderte, verblüffte. An den Wochenenden stattete er, häufig mit mir im Schlepptau, der Wählerschaft in einem nahe gelegenen Viertel Besuche ab. Wir parkten den Wagen und gingen durch Straßen mit bescheidenen Bungalows. An der Haustür erwartete uns dann eine gebeugte Witwe oder ein dickbäuchiger Fabrikarbeiter, der mit einer Dose Michelob in der Hand durch das Fliegengitter starrte. Oft waren diese Leute hocherfreut, wenn sie meinen Vater, gestützt auf seinen Stock, mit einem strahlenden Lächeln auf ihrer Veranda stehen sahen.

»So was, Fraser!«, sagten sie dann. »Das ist ja eine Überraschung. Immer herein mit euch.«

Für mich waren solche warmen Worte nie gute Nachrichten. Es hieß, wir mussten ins Haus gehen. Es hieß, dass mein gesamter Samstagnachmittag dafür draufging, auf einem muffigen Sofa oder mit einem 7UP an einem Küchentisch geparkt zu werden, während mein Vater Rückmeldungen – beziehungsweise Beschwerden – entgegennahm, die er dann an den für diesen Bezirk zuständigen Stadtrat weiterleitete. Wenn jemand Probleme mit der Müllabfuhr oder dem Winterdienst hatte oder sich über ein Schlagloch ärgerte, war mein Vater da, um sich das anzuhören. Er wollte den Menschen das Gefühl geben, die Demokraten kümmerten sich um sie – auf dass sie entsprechend wählten, wenn es so weit war. Zu meinem Missfallen drängte er nie jemanden zur Eile. Mein Vater war der Meinung, Zeit sei ein Geschenk, das man anderen machte. Er schnalzte anerkennend mit der Zunge, wenn er Bilder von süßen Enkelkindern betrachtete, hörte sich ebenso geduldig Klatsch und Tratsch wie quälend lange Litaneien über gesundheitliche Probleme an, und nickte wissend, wenn die Leute ihm erzählten, sie seien knapp bei Kasse. Er umarmte die alten Damen, wenn wir schließlich gingen, und versicherte ihnen, er würde sich bemühen, alles in seiner Macht Stehende zu tun – um zu richten, was zu richten war.

Mein Vater glaubte daran, dass er für andere nützlich war. Für ihn war das eine Frage des Stolzes. Und deshalb hatte er bei unseren häuslichen Feuerübungen wenig Interesse daran, lediglich eine untätige Requisite zu sein, nicht einmal bei einem gespielten Fall. Er hatte unter gar keinen Umständen vor, eine Belastung zu sein – und ohnmächtig auf dem Boden zu enden. Aber trotzdem schien er irgendwie zu verstehen, dass genau das wichtig für uns war – insbesondere für Craig. Wenn wir ihn also baten, sich hinzulegen, tat er uns den Gefallen und ließ sich erst

auf die Knie, dann auf den Po fallen, dann streckte er sich bereitwillig der Länge nach hin und lag mit dem Gesicht nach oben auf dem Wohnzimmerteppich. Er wechselte mit meiner leicht belustigten Mutter verstohlene Blicke, als wollten sie sagen: Diese verdammten Kinder.

Seufzend schloss er dann die Augen und wartete darauf, dass sich Craigs Hände unter seinen Schultern fest ineinander verhakten, um das Rettungsmanöver zu beginnen. Meine Mutter und ich sahen zu, wie es meinem Bruder mit nicht geringer Anstrengung und einer Menge Unbehagen gelang, die knapp achtzig Kilo väterlicher Masse rückwärts durch das imaginierte Inferno in seinem jugendlichen Kopf zu ziehen. Er schleppte meinen Vater über den Boden, umrundete das Sofa und schaffte es schließlich bis zum Treppenabsatz.

Craig dachte sich wahrscheinlich, dass er meinen Vater von hier aus die Stufen hinunterrutschen lassen und zur Tür hinaus in Sicherheit bringen müsste. Bei diesem Teil der Übung weigerte sich mein Vater beständig. Er sagte freundlich: »Das reicht jetzt«, und beharrte darauf aufzustehen, bevor Craig versuchen konnte, ihn die Treppe hinunterzuschleifen. Aber der kleine Mann und der große Mann hatten sich verständigt. Im Ernstfall würde es weder leicht noch bequem werden, und natürlich gab es keinerlei Garantie, dass jemand von uns überleben würde. Aber falls es wirklich einmal zum Schlimmsten kommen sollte, hatten wir wenigstens einen Plan.

Ich wurde langsam etwas aufgeschlossener und geselliger und war eher bereit, mich dem Wirrwarr der weiten Welt zu öffnen. Meine angeborene Abneigung gegen Chaos und Spontaneität war irgendwie aufgeweicht worden. Das lag an den vielen Stunden, in denen ich meinen Vater bei seinen Besuchen durch den Bezirk begleitet hatte, und an den anderen Wochenendausflügen, wenn wir bei Dutzenden von Tanten, Onkeln, Cousins und Cousinen vorbeischauten, bei

irgendjemandem in dicken Wolken von Grillrauch im Garten saßen oder mit den Kindern eines Viertels herumrannten, das nicht unseres war.

Meine Mutter war eines von sieben Kindern. Mein Vater war der älteste von fünf. Die Verwandten meiner Mutter trafen sich gerne bei Southside um die Ecke – angezogen von den Kochkünsten meines Großvaters, den Bid-Whist-Partien und der lauten Jazzmusik. Southside übte auf uns alle eine magnetische Wirkung aus. Er misstraute der Welt jenseits seines eigenen Gartens – in erster Linie galt seine Sorge der Sicherheit und dem Wohlbefinden aller – und verwendete daher seine ganze Energie darauf, ein Umfeld zu schaffen, in dem wir uns immer gut genährt und gut unterhalten fühlten. Wahrscheinlich gab er sich der Hoffnung hin, dass wir dann nie von dort wegziehen würden. Er schenkte mir sogar einen Hund, einen umgänglichen, zimtfarbenen Schäferhund, den wir Rex nannten. Meine Mutter erlaubte nicht, dass Rex bei uns im Haus wohnte, aber ich durfte ihn immer bei Southside besuchen, legte mich zu ihm auf den Boden, vergrub das Gesicht in seinem weichen Fell und lauschte dem freudigen Flapp seines Schwanzes, wenn Southside vorbeiging. Der wiederum verwöhnte den Hund genauso wie mich, mit Essen, Liebe und Verständnis, auch das ein stummer, ernster Appell, ihn nie zu verlassen.

Die Familie meines Vaters indes verteilte sich über die weitere South Side. Sie bestand aus einer großen Zahl von Großtanten, Cousins und Cousinen dritten Grades und dazu ein paar versprengten Ausreißern, deren verwandtschaftliche Verbindung nicht immer ganz klar war. Wir fuhren sie alle ab. An der Anzahl der Bäume draußen auf der Straße erriet ich, wo wir hinfuhren. In den ärmeren Vierteln gab es oft gar keine Bäume. Aber für meinen Dad gehörten alle zur Familie. Er strahlte, wenn er seinen Onkel Calio traf, einen dürren, kleinen Mann mit Lockenkopf, der aussah wie Sammy Davis Jr. und fast immer

betrunken war. Er vergötterte seine Tante Verdelle, die mit ihren acht Kindern in einem heruntergekommenen Mietshaus neben dem Dan Ryan Expressway wohnte. Craig und ich merkten schnell, dass in dieser Gegend ganz andere Überlebensregeln galten.

Sonntagnachmittags fuhren wir vier normalerweise die knapp zehn Minuten Richtung Norden nach Parkway Gardens, um mit den Eltern meines Vaters, die wir Dandy und Grandma nannten, und seinen drei jüngsten Geschwistern zu Abend zu essen. Andrew, Carleton und Francesca waren über zehn Jahre nach meinem Vater geboren worden und kamen uns eher wie Geschwister als wie Tante und Onkel vor. Ich fand, mein Vater wirkte unter ihnen eher wie ein Vater und weniger wie ein Bruder. Er gab ihnen Ratschläge und steckte ihnen Geld zu, wenn sie welches brauchten. Francesca war klug und schön, und ich durfte ihr manchmal ihre langen Haare kämmen. Andrew und Carleton waren Anfang zwanzig und umwerfend hip. Sie trugen Schlaghosen und Rollkragenpullis. Sie hatten Lederjacken, Freundinnen und sprachen über Dinge wie Malcolm X und »Soul Power«. Craig und ich verbrachten Stunden in ihrem Zimmer im hinteren Teil der Wohnung, einfach nur um etwas von ihrer Coolness aufzusaugen.

Deutlich weniger Spaß machte es, Zeit mit meinem Großvater, der ebenfalls Fraser Robinson hieß, zu verbringen. Er war ein Zigarre paffender Patriarch, der mit aufgeschlagener Zeitung auf dem Schoß in seinem Lehnsessel saß, während im Fernseher in voller Lautstärke die Abendnachrichten liefen. Er gab sich ganz anders als mein Vater. Dandy störte sich an vielen Dingen. Er ärgerte sich über die Schlagzeilen, über den Zustand der Welt, wie er im Fernsehen gezeigt wurde, über die jungen Schwarzen – er bezeichnete sie als »Boo-boos« –, die in seinen Augen nichtsnutzig im Viertel herumhingen und damit Schwarze überall in Verruf brachten. Er brüllte den Fernseher an. Er brüllte meine Großmutter an, eine liebe, ruhige Frau und tiefgläubige Christin namens

LaVaughn. (Meine Eltern hatten mich ihr zu Ehren Michelle LaVaughn Robinson getauft.) Tagsüber führte meine Großmutter souverän eine gut laufende christliche Buchhandlung in der Far South Side, aber wenn sie nicht arbeitete und mit Dandy zu Hause war, fiel sie in eine unterwürfige Haltung zurück, die mich schon als kleines Mädchen störte. Sie bereitete ihm die Mahlzeiten zu und fing sich dabei einen Schwall von Beschwerden ein, ohne etwas zu ihrer Verteidigung vorzubringen. Obwohl ich noch so jung war, ging mir das Schweigen meiner Großmutter und ihre Passivität in ihrem Verhältnis zu Dandy unter die Haut.

Laut meiner Mutter war ich die Einzige in der ganzen Familie, die Dandy etwas entgegensetzte, wenn er mal wieder herumbrüllte. Das tat ich regelmäßig, schon als ich noch ganz klein war und über viele Jahre hinweg – zum einen, weil es mich verrückt machte, dass meine Großmutter nicht selbst den Mund aufmachte, zum anderen, weil alle anderen um ihn herum in Schweigen verfielen, und nicht zuletzt, weil ich Dandy ebenso sehr liebte, wie er mich zum Wahnsinn brachte. Seine Sturheit kannte ich gut, ich hatte sie von ihm geerbt, wenn auch in abgemilderter Form, wie ich hoffte. In Dandy steckte jedoch auch eine gewisse Sanftmut, die aber nur selten durchschimmerte. Manchmal rieb er mir zärtlich den Nacken, wenn ich am Fuß seines Sessels saß. Er lächelte, wenn mein Vater eine lustige Bemerkung machte oder eines von uns Kindern ein kompliziertes Wort in eine Unterhaltung einfließen ließ. Doch dann brachte ihn irgendetwas in Rage, und er wurde wieder bissig.

»Hör auf, ständig alle anzubrüllen, Dandy!«, sagte ich dann. Oder: »Sei nicht so gemein zu Grandma.« Oft setzte ich hinzu: »Wie kommt's überhaupt, dass du so wütend bist?«

Die Antwort auf diese Frage war gleichzeitig kompliziert und einfach. Dandy selbst ließ sie unbeantwortet und zuckte als Reaktion

auf meine Einmischung nur schlecht gelaunt mit den Achseln und widmete sich wieder seiner Zeitung. Aber als wir wieder zu Hause waren, versuchten meine Eltern einmal, mir alles zu erklären.

Dandy stammte aus dem South Carolina Lowcountry. Er war in der Nähe des feucht-schwülen Seehafens von Georgetown aufgewachsen, wo einst Tausende von Sklaven auf riesigen Plantagen arbeiteten, Reis und Indigo ernteten und damit ihre Besitzer reich machten. Mein Großvater, 1912 geboren, war der Enkel von Sklaven, Sohn eines Mühlenarbeiters und das älteste von zehn Kindern. Als schlagfertiges und intelligentes Kind bekam er den Spitznamen »Professor« und hatte schon bald das Ziel, eines Tages aufs College zu gehen. Aber er war nicht nur schwarz und stammte aus einer armen Familie, er wurde auch während der Weltwirtschaftskrise erwachsen. Nach seinem Highschool-Abschluss arbeitete Dandy zunächst in einem Sägewerk, wohl wissend, dass sich seine Möglichkeiten, wenn er in Georgetown bliebe, niemals würden erweitern lassen. Als das Sägewerk schloss, nutzte er wie viele Afroamerikaner seiner Generation die Gelegenheit, in den Norden, nach Chicago, zu ziehen. Während der sogenannten Great Migration zogen im Laufe von fünf Jahrzehnten sechs Millionen Schwarze aus dem Süden in die großen Städte im Norden. Sie flohen vor rassistischer Unterdrückung und suchten Arbeit in der Industrie.

Wenn das hier eine Geschichte über den amerikanischen Traum wäre, hätte Dandy, der Anfang der 1930er Jahre nach Chicago kam, einen guten Job und den Weg ins College gefunden. Aber die Realität sah anders aus. Es gab kaum Jobs. Und die wenigen Jobs, die es gab, waren auch deshalb schwer zu bekommen, weil die Betriebsleiter einiger großer Werke lieber europäische Einwanderer als afroamerikanische Arbeiter einstellten. Dandy nahm jede Arbeit an, die er bekam. Er stellte Kegel in einer Bowlingbahn auf, und arbeitete selbstständig als

Handwerker. Nach und nach schraubte er seine Hoffnungen herunter, gab den Wunsch, aufs College zu gehen, schließlich ganz auf und wollte stattdessen eine Ausbildung als Elektriker machen. Doch auch diese Pläne wurden bald durchkreuzt. Wenn man als Elektriker (oder auch als Stahlarbeiter, Schreiner oder Installateur, ganz egal) auf einer der großen Baustellen in Chicago arbeiten wollte, brauchte man einen Gewerkschaftsausweis. Und wenn man schwarz war, standen die Chancen, einen zu bekommen, äußerst schlecht.

Diese besondere Form der Diskriminierung beeinflusste das Schicksal ganzer Generationen von Afroamerikanern. Unter ihnen waren auch viele Männer aus meiner Familie, deren Einkommen, Möglichkeiten und letztlich auch Hoffnungen eingeschränkt wurden. Als Schreiner konnte auch Southside nicht für die größeren Baufirmen arbeiten, die eine feste Bezahlung für langfristige Projekte boten. Ganz einfach weil er keiner Gewerkschaft beitreten konnte. Mein Großonkel Terry, Robbies Mann, hatte aus demselben Grund eine Laufbahn als Installateur aufgegeben und war stattdessen Pullman Porter geworden. Ähnlich ging es Onkel Pete aus der Familie meiner Mutter, dem der Beitritt zur Taxifahrergewerkschaft verwehrt wurde. Er fuhr stattdessen einen Minibus ohne Lizenz und holte Kunden ab, die in den weniger sicheren Gebieten der West Side lebten, wo normale Taxis sich nicht hintrauten. Sie alle waren hochintelligente, fähige Männer, denen der Zugang zu fester, gut bezahlter Arbeit verwehrt wurde, was wiederum dazu führte, dass sie sich keine Häuser kaufen, ihre Kinder nicht aufs College schicken und auch nichts für den Ruhestand zurücklegen konnten. Ich weiß, es schmerzte sie, ausgegrenzt zu werden, Arbeiten verrichten zu müssen, für die sie teils hoffnungslos überqualifiziert waren, mitansehen zu müssen, wie Weiße sie bei der Arbeit überholten, und manchmal sogar neue Kollegen anlernen zu müssen, von denen sie wussten, dass diese womöglich eines Tages ihre Vorgesetzten sein

würden. Und es weckte in jedem von ihnen zumindest ein gewisses Maß an Unmut und Misstrauen: Man wusste nie ganz genau, was andere in einem sahen.

Was Dandy anging, hatte er kein gänzlich schlechtes Leben. Er lernte meine Großmutter bei einem Gottesdienst in der South Side kennen und fand schließlich Arbeit über die Works Progress Administration, einer Bundesbehörde, die während der Wirtschaftskrise ins Leben gerufen wurde, um Arbeitsplätze zu schaffen. Sie stellte ungelernte Arbeitskräfte für öffentliche Bauprojekte ein. Und schließlich war er dreißig Jahre lang bei der Post beschäftigt, bevor er sich mit einer Pension zur Ruhe setzte, die es ihm gestattete, von seinem bequemen Ruhesessel aus die Boo-boos im Fernsehen anzuschreien.

Am Ende hatte er fünf Kinder, die genauso klug und diszipliniert waren wie er selbst. Nomenee, sein zweites Kind, machte sogar einen Abschluss an der Harvard Business School. Andrew und Carleton sollten Zugschaffner beziehungsweise Techniker werden. Francesca arbeitete eine Weile als Creative Director in einer Werbefirma und wurde schließlich Grundschullehrerin. Und dennoch schaffte Dandy es nicht, die Errungenschaften seiner Kinder als Fortführung seiner eigenen zu begreifen. Jeden Sonntag, wenn wir zum Abendessen nach Parkway Gardens kamen, sahen wir, wie das Scheitern seiner Träume meinen Großvater hatte verbittern lassen.

Wenn viele meiner Fragen für Dandy zu hart und nicht zu beantworten waren, stellte ich doch auch bald fest, dass manche Fragen nun mal so sind. Auch in meinem eigenen Leben stieß ich auf Fragen, die ich nicht ohne Weiteres beantworten konnte. Eine davon stellte mir ein Mädchen, an dessen Namen ich mich nicht erinnere – eine entfernte Cousine, die mit uns im Garten des Bungalows einer unserer Großtanten spielte. Sie gehörte zu dem größeren Kreis entfernter Verwandter, die häufig

auftauchten, wenn meine Eltern zu Besuch kamen. Während die Erwachsenen in der Küche Kaffee tranken und lachten, entspann sich draußen eine ganz andere Szenerie. Manchmal war das nicht ganz einfach, weil wir untereinander eine künstliche Kameradschaft erzwingen mussten, aber im Allgemeinen funktionierte es ganz gut. Craig verschwand fast immer zu einem Basketballspiel. Ich beschäftigte mich mit den anderen Mädchen mit Seilspringen oder versuchte, bei ihren Gesprächen einzusteigen.

Eines Sommertags, ich war ungefähr zehn, saß ich auf der Eingangstreppe und unterhielt mich mit einer Gruppe von Mädchen in meinem Alter. Wir hatten alle Zöpfe, trugen Shorts und schlugen die Zeit tot. Worüber wir sprachen? Alles Mögliche – die Schule, unsere älteren Brüder, einen Ameisenhügel auf dem Boden.

Irgendwann blickte mich eines der Mädchen, eine Cousine zweiten, dritten oder vierten Grades, etwas schief an und fragte ein kleines bisschen scharf: »Wieso redest du eigentlich wie ein weißes Mädchen?«

Das war eine bissige Frage. Sie war als Beleidigung oder zumindest als Herausforderung gedacht, aber sie war zugleich auch spürbar ernst gemeint. Sie enthielt im Kern etwas, das uns beide verwirrte. Wir waren verwandt, schienen aber aus zwei unterschiedlichen Welten zu stammen.

»Stimmt doch gar nicht.« Ich zeigte mich empört, dass sie überhaupt auf eine solche Idee gekommen war. Es war mir furchtbar peinlich, wie mich die anderen Mädchen jetzt anstarrten.

Aber ich wusste, was sie meinte. Es ließ sich nicht leugnen, auch wenn ich es soeben getan hatte. Ich drückte mich tatsächlich anders aus als einige meiner Verwandten, Craig ebenso. Unsere Eltern hatten uns früh eingeschärft, wie wichtig eine ordentliche Ausdrucksweise ist. Sie brachten uns bei, die Wörter nicht zu verschleifen, sondern komplett auszusprechen. Sie kauften uns ein Lexikon und eine vollständige

Ausgabe der Encyclopedia Britannica, die mit goldgeprägten Lettern auf einem Regal im Treppenhaus unserer Wohnung stand. Immer wenn wir eine Frage zu einem Begriff, einer Idee oder etwas Geschichtlichem hatten, schickten sie uns zu diesen Büchern. Auch Dandy spielte dabei eine einflussreiche Rolle, er korrigierte gewissenhaft unsere Grammatik oder ermahnte uns, klar und deutlich zu sprechen, wenn wir bei ihm zum Essen waren. Wir sollten über uns hinauswachsen, weiterkommen. Das war ihr Plan. Das unterstützten sie. Sie erwarteten von uns, nicht einfach nur klug zu sein, sondern unsere Klugheit anzuerkennen – sie voller Stolz zu akzeptieren –, und das schlug sich auch in unserer Sprache nieder.

Doch das konnte auch ein Problem darstellen. Auf eine bestimmte Art und Weise zu sprechen – »wie die Weißen«, wie manche es ausdrückten – wurde als Verrat betrachtet, als affektiert und hochnäsig, als würden wir unsere eigene Kultur verleugnen. Jahre später, nachdem ich meinen Mann kennengelernt und geheiratet hatte – einen Mann, der für manche hellhäutig und für andere dunkelhäutig ist und der spricht wie ein an einer Ivy-League-Universität ausgebildeter schwarzer Hawaiianer, der in der weißen Mittelschicht in Kansas aufwuchs –, sah ich diese Verwirrung auf der nationalen Bühne unter Weißen und Schwarzen gleichermaßen: das Bedürfnis, einen Menschen in seiner Ethnie platzieren zu können, und die anschließende Frustration, wenn das nicht so einfach funktioniert. Amerika sollte Barack Obama die gleiche Frage stellen, die meine Cousine mir unbewusst an jenem Tag auf der Treppe stellte: Bist du, was du zu sein scheinst? Kann ich dir vertrauen oder nicht?

Den Rest des Tages bemühte ich mich, weniger mit meiner Cousine zu sprechen. Ich fühlte mich von ihrer Feindseligkeit abgeschreckt, aber ich wollte auch, dass sie meine Aufrichtigkeit erkannte – und nicht glaubte, ich wolle irgendeine Überlegenheit zur

Schau stellen. Ich wusste nicht recht, was ich tun sollte. Die ganze Zeit über drangen Gesprächsfetzen von den Erwachsenen in der Küche zu uns heraus, das ungezwungene Gelächter meiner Eltern war laut im Garten zu hören. Mein Bruder und eine Gruppe von anderen Jungen waren an der nächsten Straßenecke mit einem schweißtreibenden Spiel beschäftigt. Alle schienen sich einzufügen, bis auf mich. Heute blicke ich auf das Unbehagen dieses Moments zurück und erkenne, welche Herausforderung es darstellt, in Übereinstimmung zu bringen, wer man ist, woher man kommt und wo man hinwill. Mir ist heute zudem klar, dass ich damals immer noch weit davon entfernt war, meine eigene Stimme zu finden.

# 4

In der Schule hatten wir täglich eine Stunde Mittagspause. Weil meine Mutter nicht berufstätig war und unsere Wohnung ganz in der Nähe lag, ging ich meistens mit vier, fünf Mädchen im Schlepptau nach Hause. Wir plapperten ohne Unterlass, spielten Jacks, eine Art 3D-Mikado für Kinder, und schauten »All My Children«, während meine Mutter Sandwiches verteilte. Das sollte mir zu einer Gewohnheit werden, aus der ich mein Leben lang Kraft schöpfte: mich mit einem quirligen Kreis enger Freundinnen zu umgeben und in einem sicheren Hafen weiblicher Weisheit festzumachen. In der Mittagsgruppe gingen wir durch, was am Vormittag in der Schule passiert war, sprachen über Auseinandersetzungen mit Lehrern und Aufgaben, die uns sinnlos erschienen. Meistens bildeten wir uns unsere Meinung als Gruppe. Wir himmelten die Jackson Five an. Wir waren uns nicht ganz sicher, was wir von den Osmonds halten sollten. Der Watergate-Skandal war bereits ans Licht gekommen, aber wir verstanden ihn nicht. Wir sahen damals nur eine Menge alter Männer, die in Washington, D. C., in Mikrofone sprachen – für uns nichts weiter als eine weit entfernte Stadt mit vielen weißen Gebäuden und vielen weißen Männern.

Meine Mutter versorgte uns unterdessen gerne mit Essen. Sie bekam dadurch ganz zwanglos Zugang zu unserer Welt. Während meine Freundinnen und ich aßen und schwatzten, stand sie oft schweigend daneben, vertieft in irgendeine Hausarbeit und ohne zu verbergen, dass sie jedes Wort mit anhörte. Meine Familie lebte zu viert auf weniger als 85 Quadratmetern, sodass es bei uns sowieso nie so

etwas wie Privatsphäre gab. Craig, der sich plötzlich für Mädchen interessierte, telefonierte mittlerweile hinter verschlossenen Türen im Badezimmer, und das Spiralkabel spannte sich straff von der Wandhalterung in der Küche durch den ganzen Flur.

Die Schulen in Chicago veränderten sich, und Bryn Mawr lag irgendwo in der Mitte zwischen einer schlechten und einer guten Schule. In den 1970er Jahren setzte sich in South Shore die Trennung nach Hautfarbe und Einkommen aber weiterhin fort, was dazu führte, dass die Schülerschaft mit jedem Jahr ein Stückchen schwärzer und ärmer wurde. Eine Zeitlang gab es einen stadtweiten Integrationsversuch. Die Kinder sollten mit Bussen in neue Schulen gefahren werden, aber die Eltern der Bryn Mawr Schule hatten sich erfolgreich dagegen gewehrt. Sie waren der Meinung, man sollte das Geld besser in die Schule selbst stecken. Als Kind hatte ich keine Ahnung, ob sich die Einrichtungen in schlechtem Zustand befanden oder ob es etwas bedeutete, dass es kaum noch weiße Kinder gab. Die Schule begann mit der Vorschule und führte bis zur achten Klasse. Als ich in den oberen Klassen war, kannte ich daher jeden Lichtschalter, jede Tafel und jeden Riss in den Wänden der Flure. Ich kannte fast alle Lehrer und die meisten Kinder. Für mich war Bryn Mawr quasi eine Erweiterung meines Zuhauses.




Als immer mehr vermögendere Familien in die Vororte zogen – ein Phänomen, das gemeinhin als »Weißenflucht« bezeichnet wird –, setzte ein rascher demographischer Wandel ein. In der fünften Klasse war es mit der Vielfalt dann vorbei. Auf dem Klassenfoto stehe ich in der dritten Reihe, genau in der Mitte.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Zu Beginn meines siebten Schuljahrs brachte der Chicago Defender, eine Wochenzeitung mit vielen afroamerikanischen Lesern, einen beißenden Kommentar, in dem behauptet wurde, Bryn Mawr sei innerhalb weniger Jahre von einer der besten öffentlichen Schulen der Stadt zu einem »heruntergekommenen Slum« geworden und werde von einer »Ghetto-Mentalität« beherrscht. Unser Schuldirektor Dr. Lavizzo antwortete sofort mit einem Brief an die Redaktion. Er verteidigte seine Eltern und Schüler und bezeichnete den Zeitungsartikel als »empörende Lüge, die anscheinend nur das Gefühl des Scheiterns hervorrufen und zur Flucht aufrufen soll«.

Dr. Lavizzo war ein rundlicher, fröhlicher Mann, dessen Afro sich auf beiden Seiten der kahlen Stelle auf seinem Hinterkopf bauschte und der meistens in einem Büro in der Nähe des Schuleingangs anzutreffen war. Der Brief verdeutlicht, dass er ganz genau begriff, wogegen er anzukämpfen hatte. Das Gefühl des Scheiterns entsteht, lange bevor man tatsächlich gescheitert ist. Zuerst spürt man nur eine Verletzlichkeit, dann kommen Selbstzweifel und schließlich auch Angst dazu, die nicht selten von außen geschürt wird. Dieses »Gefühl des Scheiterns«, das er erwähnte, war bereits überall in meinem Viertel zu spüren: Es gab Eltern, die finanziell nicht mehr zurande kamen, und Kinder, die langsam zu der Überzeugung kamen, dass ihr Leben keinen Deut anders verlaufen würde. Es gab Familien, die zusehen mussten, wie ihre wohlhabenderen Nachbarn in die Vorstädte zogen oder ihre Kinder auf katholische Schulen schickten. Rücksichtslose Immobilienmakler durchkämmten währenddessen South Shore und flüsterten Hausbesitzern zu, sie sollten verkaufen, bevor es zu spät sei, und sie würden ihnen behilflich sein herauszukommen, so lange es noch gehe. Das implizierte, dass das Scheitern bevorstand, dass es unvermeidlich war, dass es bereits begonnen hatte. Man konnte entweder mit untergehen oder die Flucht ergreifen. Sie verwendeten das Wort, vor

dem alle die größte Angst hatten – »Ghetto« –, und sie ließen es fallen wie ein brennendes Streichholz.

Meine Mutter ließ sich nichts vormachen. Sie wohnte damals bereits seit zehn Jahren in South Shore und sollte noch vierzig weitere dort bleiben. Sie glaubte nicht an diese Panikmache, und gleichzeitig war sie gegen Luftschlösser immun. Sie war eine aufrechte Realistin und bewegte im Rahmen ihrer Möglichkeiten sehr viel.

An der Bryn Mawr wurde sie deshalb schnell eines der aktivsten Mitglieder des Elternbeirats. Sie sammelte Geld, um die Klassenzimmer neu auszustatten, veranstaltete Festessen zum Dank an die Lehrer und setzte sich für die Einrichtung eines besonderen Unterrichtsraums für leistungsstärkere Schüler aus unterschiedlichen Klassenstufen ein. Letzteres war die Idee von Dr. Lavizzo gewesen, der in Abendkursen seinen Doktor in Pädagogik gemacht hatte. Er hatte sich mit dem neuen Trend beschäftigt, Klassen eher nach Leistungsfähigkeit als nach Alter zusammenzusetzen – letztlich also die begabteren Kinder zusammenzubringen, damit sie schneller lernen konnten.

Diese Idee wurde kontrovers diskutiert und als undemokratisch kritisiert, was ja jede Art von Begabtenförderung letztlich ist. Aber die Bewegung gewann landauf, landab an Fahrt, und während meiner letzten drei Jahre auf der Bryn Mawr Elementary School war ich eine der Begünstigten. Ich gehörte zu einer Gruppe von Schülern aus unterschiedlichen Klassenstufen. Wir saßen abseits vom Rest der Schule in einem eigenen Klassenzimmer und hatten eigene Zeiten für die Pause, das Mittagessen, Musikunterricht und Sport. Wir bekamen mehr geboten, zum Beispiel wöchentliche Fahrten zu einem Community College, wo wir einen Schreibkurs für Fortgeschrittene besuchten oder im Biologielabor eine Ratte sezieren durften. In unserem Klassenzimmer arbeiteten wir oft eigenständig, setzten uns selbst Ziele und lernten mit der Geschwindigkeit, die uns angemessen schien.

Wir bekamen engagierte Lehrer, zuerst Mr. Martinez und dann Mr. Bennett. Beide waren freundliche und gut gelaunte Afroamerikaner, die ihren Schülern konzentriert zuhörten. Die Schule hatte in uns investiert, darüber waren sich alle einig, und ich glaube, deswegen strengten wir Schüler uns auch mehr an und gewannen an Selbstvertrauen. Das selbstständige Lernen befeuerte mein Konkurrenzdenken noch mehr. Ich verschlang den Unterrichtsstoff und führte heimlich Buch darüber, wo ich im Vergleich zu den anderen stand, während wir beständig Fortschritte machten: von der schriftlichen Division bis zu den Grundlagen der Algebra, vom Schreiben einzelner Absätze bis hin zu ganzen Aufsätzen. Für mich war das alles wie ein Spiel. Und wie bei jedem Spiel war ich, wie fast jedes Kind, am glücklichsten, wenn ich vorne lag.

Ich erzählte meiner Mutter alles, was in der Schule so passierte. Nach den Neuigkeiten, die ich ihr zum Mittagessen lieferte, brachte ich sie noch einmal eilig auf den neuesten Stand, wenn ich nachmittags durch die Tür kam, meine Schultasche auf den Boden warf und mir einen Happen zu essen holte. Mir wird heute bewusst, dass ich gar nicht weiß, was meine Mutter den Tag über so machte, wenn wir in der Schule waren, hauptsächlich weil ich, selbstbezogen wie jedes Kind, nie danach fragte. Ich weiß nicht, wie sie es fand und wie sie sich dabei fühlte, eine klassische Hausfrau zu sein, statt einer bezahlten Arbeit nachzugehen. Ich wusste nur, wenn ich zu Hause auftauchte, war Essen im Kühlschrank, nicht nur für mich, sondern auch für meine Freundinnen. Ich wusste, dass wenn wir einen Klassenausflug machten, meine Mutter sich fast immer als Begleitung anbot. Sie zog sich ein hübsches Kleid an und legte dunklen Lippenstift auf, um mit uns ins Community College oder in den Zoo zu fahren.

Zu Hause mussten wir sparsam sein, aber es wurde nie darüber

diskutiert, in welchem Ausmaß. Meine Mutter fand immer eine Möglichkeit, das auszugleichen. Sie machte sich die Nägel selbst, färbte sich selbst die Haare (die einmal versehentlich grün wurden), und bekam nur dann neue Kleider, wenn ihr mein Vater etwas als Geburtstagsgeschenk kaufte. Sie hatte nie viel Geld, war aber sehr einfallsreich. Als wir klein waren, verwandelte sie wie durch Zauberkraft alte Socken in Puppen, die genauso aussahen wie die Muppets. Sie häkelte Deckchen für die Tische. Sie nähte mir viele meiner Anziehsachen, zumindest bis zur Mittelstufe, als ich darauf bestand, dass sie damit aufhörte, weil es für uns Mädchen mit einem Mal nichts Wichtigeres gab als das Schwanenlogo von Gloria Vanderbilt auf der Vordertasche der Jeans.

Sie veränderte auch immer wieder die Einrichtung unseres Wohnzimmers, etwa indem sie das Sofa in einen neuen Schonbezug hüllte oder die Fotos und gerahmten Drucke an den Wänden austauschte. Wenn es warm wurde, machte sie einen rituellen Frühjahrsputz und griff an allen Fronten gleichzeitig an – sie saugte die Möbel ab, wusch die Vorhänge und baute sämtliche Sturmfenster aus, damit sie die Scheiben putzen und die Fensterbänke abwischen konnte, bevor sie die Fliegengitter einsetzte, um die Frühlingsluft in unsere kleine, stickige Wohnung zu lassen. Danach ging sie oft nach unten zu Robbie und Terry, um auch dort noch zu schrubben, besonders als die beiden schon älter und nicht mehr so beweglich waren. Es liegt an meiner Mutter, dass ich mich bis heute immer dann ganz besonders über das Leben freue, wenn mir der Geruch von Pine-Sol-Reiniger in die Nase weht.

Um die Weihnachtszeit herum wurde sie ganz besonders kreativ. Einmal verkleidete sie den kastenförmigen Metallheizkörper mit Wellpappe, die mit einem Ziegelsteinmuster bedruckt war: Sie baute daraus einen täuschend echten Rauchfang, der bis zur Decke reichte,

und einen beinahe echt aussehenden Kamin samt Sims und Feuerstelle. Dann trug sie meinem Vater – dem Künstler in unserer Familie – auf, orangefarbene Flammen auf mehrere Blätter dünnen Reispapiers zu malen. Wenn man diese dann von hinten mit einer Glühbirne beleuchtete, gab das ein halbwegs überzeugendes Feuer ab. An Silvester kaufte sie traditionell einen besonderen Korb mit Horsd'œuvres, einer Auswahl Käsestücke, geräucherten Austern in der Dose und diversen Sorten Salami. Sie lud Francesca, die Schwester meines Vaters, zu uns ein, um Brettspiele zu spielen. Zum Abendessen bestellten wir eine Pizza und schnabulierten uns dann elegant durch den Rest des Abends. Meine Mutter reichte Platten mit Würstchen im Schlafrock, frittierten Garnelen und Ritz Crackern herum, die mit einem besonderen Käseaufstrich überbacken worden waren. Wenn sich Mitternacht näherte, bekam jeder von uns ein ganz kleines Glas Sekt.

Sie legte dabei die ganze Zeit über eine mütterliche Haltung an den Tag, die mir heute im Rückblick ebenso großartig wie unnachahmlich erscheint – eine Art unerschütterliche Zen-Neutralität. Ich hatte Freundinnen, deren Mütter mit ihnen ihre Höhen und Tiefen durchmachten, als wären es ihre eigenen, und ich kannte eine Menge anderer Kinder, deren Eltern zu sehr mit ihren eigenen Problemen beschäftigt waren, um überhaupt für sie da zu sein. Meine Mutter war schlichtweg ausgewogen. Sie bildete sich kein vorschnelles Urteil und mischte sich nicht vorschnell ein. Stattdessen beobachtete sie unsere Stimmungslagen und war wohlwollende Zeugin der Tragödien oder Triumphe, die uns der Tag so brachte. Wenn uns etwas misslang, bemitleidete sie uns nur in geringem Maße. Erfolge unsererseits bedachte sie mit gerade einmal so viel Lob, dass wir wussten, sie war zufrieden mit uns, aber nie so viel, dass ihr Lob Gefahr lief, zum Grund unseres Handelns zu werden.

Wenn sie uns Ratschläge gab, dann waren diese meistens abgeklärt

und pragmatisch. »Du musst deine Lehrerin ja nicht gleich mögen«, sagte sie eines Tages zu mir, als ich wüst schimpfend nach Hause kam. »Aber diese Frau hat die Art von Mathe im Kopf, die in deinen Kopf reinmuss. Konzentriere dich darauf, und achte nicht weiter auf den Rest.«

Ihre Liebe zu Craig und mir war unerschütterlich, aber wir waren nicht verhätschelt. Ihr Ziel bestand darin, uns in die Welt hinauszuschicken. »Ich ziehe doch keine Babys groß«, sagte sie uns. »Ich ziehe Erwachsene groß.« Sie und mein Vater gaben uns eher Leitlinien als starre Regeln vor. So kam es, dass wir als Teenager nie zu einer vorgegebenen Zeit zu Hause sein mussten. Sie fragten uns eher: »Was wäre denn in deinen Augen eine vernünftige Uhrzeit?«, und dann vertrauten sie darauf, dass wir uns daran hielten.

Craig erzählt, dass es in der achten Klasse ein Mädchen gab, das ihm gefiel. Eines Tages bekam er eine sehr vielsagende Einladung. Das Mädchen fragte ihn, ob er sie zu Hause besuchen wolle, und ließ ihn ausdrücklich wissen, dass ihre Eltern nicht da sein würden und sie beide ganz allein wären.

Mein Bruder hatte sich im Stillen den Kopf darüber zermartert, ob er hingehen sollte oder nicht – einerseits reizte ihn die Gelegenheit, aber er wusste auch, dass es hinterhältig und unehrenhaft war und meine Eltern ein solches Verhalten niemals billigen würden. Das hinderte ihn jedoch nicht daran, meiner Mutter erst einmal eine Halbwahrheit zu unterbreiten. Er erzählte von dem Mädchen, sagte aber, sie würden sich im Park treffen.

Voller Gewissensbisse, noch bevor er es überhaupt getan hatte, und verschämt, weil er überhaupt erst daran gedacht hatte, gestand Craig schließlich den ganzen Plan mit der sturmfreien Bude, in der Erwartung, vielleicht sogar mit der Hoffnung, meine Mutter würde explodieren und ihm verbieten hinzugehen.

Doch das tat sie nicht. Sie wollte das nicht. So funktionierte sie nicht.

Sie hörte ihm zu, aber sie nahm ihm die Entscheidung nicht ab. Stattdessen überließ sie ihn mit einem vergnügten Schulterzucken wieder seinen Qualen. »Mach das, was du für das Richtige hältst«, sagte sie, bevor sie sich wieder dem Abwasch in der Spüle oder dem Berg Wäsche, den sie zusammenlegen musste, zuwandte.

Es war ein weiterer kleiner Schubs hinaus in die Welt. Ich glaube, dass meine Mutter im Grunde ganz sicher war, er würde die richtige Entscheidung treffen. Heute weiß ich, jeder ihrer Schritte wurde von der stillen Zuversicht gestützt, dass sie uns zu Erwachsenen erziehen würde. Unsere Entscheidungen mussten wir selbst treffen. Es war unser Leben, nicht ihres, und so würde es immer sein.

Mit vierzehn war ich zumindest in meinen Augen schon halb erwachsen – vielleicht sogar zu drei Vierteln. Ich hatte meine Periode bekommen, was ich sofort und mit großer Aufregung im ganzen Haus verkündete, denn so war unsere Familie nun einmal. Ich war von einem Sport-BH auf ein etwas weiblicheres Modell aufgestiegen, was mich ebenfalls begeisterte. Statt zum Mittagessen nach Hause zu gehen, aß ich jetzt mit meinen Klassenkameraden in Mr. Bennetts Zimmer in der Schule. Statt an Samstagen Southside zu besuchen, um Jazzplatten anzuhören und mit Rex zu spielen, fuhr ich mit dem Fahrrad an seinem Haus vorbei, weiter zu dem bungalowartigen Haus an der Oglesby Avenue, wo die Gore-Schwestern wohnten.

Die Gore-Schwestern waren meine besten Freundinnen und auch ein bisschen meine Idole. Diane war in meiner Klasse, Pam eine Stufe darunter. Beide waren hübsche Mädchen – Diane hatte helle Haut, Pam war dunkler – und jede von ihnen besaß eine selbstbeherrschte Anmut, die ganz natürlich wirkte. Selbst ihre kleine Schwester Gina, die ein paar

Jahre jünger war, strahlte eine starke Weiblichkeit aus, die für mich »typisch Gore« war. In ihrem Haus gab es nur wenige Männer. Ihr Vater wohnte nicht dort, und sie sprachen selten über ihn. Es gab einen älteren Bruder, der nur am Rande präsent war. Mrs. Gore war eine fröhliche, attraktive Frau, die Vollzeit arbeitete. Ihr Schminktisch war voller Parfümflaschen, Puderdosen und diverser Cremes in kleinen Tiegeln, die mir im Vergleich zu der bescheidenen Sachlichkeit meiner Mutter exotisch wie Juwelen vorkamen. Ich war wahnsinnig gerne bei den Gores zu Hause. Pam, Diane und ich unterhielten uns endlos über die Jungs, die uns gefielen. Wir legten Lipgloss auf und liehen uns gegenseitig Kleidungsstücke und entdeckten mit einem Mal, dass bestimmte Hosen unsere Hüften kurviger wirken ließen. Ich verschwendete damals einen Großteil meiner Energie darauf, meinen eigenen Fantastereien nachzuhängen, wenn ich allein bei mir im Zimmer saß und Musik hörte, vom Stehbluestanzen mit einem süßen Jungen träumte oder aus dem Fenster blickte, in der Hoffnung, ein Schwarm von mir würde draußen mit dem Fahrrad vorbeifahren. Es war eine Wohltat, ein paar Schwestern gefunden zu haben, die diese Jahre gemeinsam mit mir durchstanden.

Jungs durften das Haus der Gores nicht betreten, aber sie umschwärmten es wie die Fliegen. Sie fuhren auf dem Gehsteig davor mit ihren Fahrrädern auf und ab. Sie setzten sich auf die Verandastufen, in der Hoffnung, Diane oder Pam würden auf einen Flirt herauskommen. So viel gespannte Erwartung überall machte Spaß, auch wenn ich noch nicht so genau wusste, was das alles zu bedeuten hatte. Wo ich auch hinsah, überall veränderten sich nun die Körper. Die Jungs aus der Schule waren plötzlich groß wie Männer und bewegten sich ungelenk, sie waren unruhig und zappelig und bekamen tiefe Stimmen. Manche meiner gleichaltrigen Freundinnen hingegen sahen schon aus wie achtzehn. Sie liefen in ultrakurzen Shorts und Trägertops herum,

und ihr Gesichtsausdruck dabei war cool und selbstbewusst. Sie schienen bereits in ein Geheimnis eingeweiht zu sein und sich schwebend auf einer anderen Ebene zu bewegen, während wir anderen noch in Ungewissheit lebten und ein wenig entgeistert auf unseren Ruf in die Erwachsenenwelt warteten: Fohlen auf unseren immer länger werdenden Beinen und jung auf eine Art und Weise, an der auch Unmengen von Lipgloss noch kaum etwas ändern konnten.

Wie vielen Mädchen wurde mir schon früh bewusst, was es bedeutet, einen weiblichen Körper zu haben, schon lange bevor ich überhaupt fraulich aussah. Ich bewegte mich jetzt selbstständiger in unserem Viertel, weniger angebunden an meine Eltern. Mit einem Stadtbus fuhr ich am späten Nachmittag zum Tanzunterricht in der Mayfair Academy an der 79th Street, wo ich Kurse in Jazztanz und Akrobatik belegte. Manchmal machte ich auch Besorgungen für meine Mutter. Mit den neuen Freiheiten wurde ich aber auch verwundbarer. Ich gewöhnte mir an, den Blick stets geradeaus zu richten, wenn ich an einer Gruppe Männer vorbeikam, die an einer Straßenecke zusammenstanden, und tunlichst nicht zu beachten, wie sie meine Brust und meine Beine anblickten. Ich ignorierte es, wenn sie mir nachpfiffen. Ich lernte, welche Blocks bei uns im Viertel als gefährlicher galten als andere. Ich wusste, dass ich nachts niemals alleine unterwegs sein sollte.

Zu Hause reagierten meine Eltern mit einem großen Zugeständnis auf die Tatsache, dass bei ihnen zwei Teenager heranwuchsen. Sie bauten die Veranda hinter der Küche aus und verwandelten sie in ein Zimmer für Craig, der jetzt in seinem zweiten Jahr an der Highschool war. Die dünne Trennwand, die Southside vor Jahren für uns gebaut hatte, wurde herausgenommen. Ich zog in das ehemalige Schlafzimmer meiner Eltern, und sie bekamen das frühere Kinderzimmer. Zum ersten Mal hatten mein Bruder und ich tatsächlich jeder einen Raum für sich. Mein neues Schlafzimmer war ein Traum. Es hatte einen blau-weißen,

geblümten Bettrock und Zierkissen, einen frischen marineblauen Läufer und ein weißes Prinzessinnenbett mit passender Kommode und Lampe dazu – und sah wirklich fast genauso aus, wie ich es auf einer ganzseitigen Abbildung im Sears-Katalog gesehen und mir gewünscht hatte. Wir beide bekamen auch jeder ein eigenes Telefon – meines war passend zu meiner Zimmereinrichtung hellblau, das von Craig war männlich schwarz – und so konnten wir unsere persönlichen Angelegenheiten halbwegs privat besprechen.

Am Telefon organisierte ich auch meinen ersten Kuss. Der Junge hieß Ronnell. Ronnell ging nicht mit mir auf die Schule, und er wohnte auch nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft. Aber er sang mit meiner Klassenkameradin Chiaka im Chicago Children's Choir. Wir hatten beide befunden, dass wir uns mochten, und Chiaka agierte als Vermittlerin. Am Telefon waren wir ein bisschen verlegen, aber das war mir egal. Ich mochte das Gefühl, gemocht zu werden. Immer wenn das Telefon klingelte, wurde ich ein bisschen aufgeregt. War das vielleicht Ronnell? Ich weiß nicht mehr, wer von uns beiden vorschlug, dass wir uns eines Nachmittags bei mir vor dem Haus treffen sollten, um das mit dem Küssen einmal auszuprobieren, jedenfalls war es eine klare Abmachung: Da waren keine schüchternen Umschreibungen nötig. Wir würden nicht »abhängen« oder »spazierengehen«. Wir würden knutschen. Und wir wollten es beide.

Und so landete ich auf der Steinbank vor dem Seiteneingang unseres Hauses, gut von den nach Süden gerichteten Fenstern aus sichtbar, inmitten der Blumenbeete meiner Großtante, versunken in einem warmen, feuchten Kuss mit Ronnell. Es war nichts Weltbewegendes oder besonders Inspirierendes, aber es machte Spaß. Ich merkte zusehends, dass es generell Spaß machte, mit Jungs zusammen zu sein. Es wurde immer weniger zu einer schwesterlichen Pflichtveranstaltung, von der Tribüne irgendeiner Turnhalle aus Craigs

Spielen zuzusehen. Was war ein Basketballcourt denn anderes als ein Präsentierteller mit Jungs darauf? Ich zog meine engsten Jeans an, streifte mir ein paar zusätzliche Armreifen über das Handgelenk und brachte manchmal eine der Gore-Schwestern mit, um meine Sichtbarkeit auf den Rängen zu erhöhen. Und dann genoss ich jede Minute des schweißtreibenden Spektakels vor mir – das Springen und Stürmen, die Unruhe und das Gebrüll, die pulsierende Männlichkeit samt all ihren Mysterien vor mir in der Auslage. Als mich eines Abends ein Junge des JV-Teams beim Verlassen des Spielfelds anlächelte, erwiderte ich sein Lächeln. Es fühlte sich an, als würde meine Zukunft gerade beginnen.

Ich löste mich zusehends von meinen Eltern, war immer weniger geneigt, ihnen jeden meiner Gedanken sofort mitzuteilen. Ich saß schweigend hinter ihnen auf dem Rücksitz des Buick, wenn wir von den Basketballspielen nach Hause fuhren. Meine Gefühle waren zu tief oder zu verworren, um ihnen davon zu erzählen. Ich befand mich jetzt in der aufregenden, einsamen Teenagerphase und war überzeugt, dass die Erwachsenen um mich herum so etwas nie erlebt hatten.

Manchmal, wenn ich abends nach dem Zähneputzen aus dem Bad kam, war es in der Wohnung dunkel. Im Wohnzimmer und in der Küche war das Licht bereits ausgeschaltet, und alle hatten sich in ihren eigenen Bereich zurückgezogen. Unter der Tür von Craigs Zimmer drang Licht durch, er machte also noch Hausaufgaben. Im Zimmer meiner Eltern flackerte der Fernseher, sie unterhielten sich dabei leise und lachten. Genau wie ich mich nie gefragt hatte, wie es für meine Mutter war, nur zu Hause zu sein, hatte ich mir nie Gedanken darüber gemacht, was es bedeutete, verheiratet zu sein. Die Ehe meiner Eltern war für mich selbstverständlich. Sie war eine einfache, unumstößliche Tatsache, auf die das Leben von uns vieren gebaut war.

Viel später erst erzählte mir meine Mutter, dass sie jedes Jahr, wenn der Frühling kam und es in Chicago wärmer wurde, darüber

nachdachte, meinen Vater zu verlassen. Ich weiß nicht, ob das tatsächlich ernsthafte Überlegungen waren oder nicht. Ich weiß auch nicht, ob sie eine Stunde, einen Tag oder fast die ganze Jahreszeit darüber nachdachte, aber für sie war das eine konkrete Fantasie, etwas, das sie sich gerne durch den Kopf gehen ließ und das ihr vielleicht sogar Energie verlieh, beinahe wie ein Ritual.

Heute ist mir klar, dass auch eine glückliche Ehe manchmal ein Grund zur Beunruhigung sein kann. Es ist ein Vertrag, den man am besten immer und immer wieder verlängert, auch im Stillen – und sogar allein. Ich glaube nicht, dass meine Mutter ihre Zweifel und ihre Unzufriedenheit meinem Vater gegenüber äußerte, und ich glaube auch nicht, dass sie ihm verriet, was für ein anderes Leben sie sich damals vielleicht erträumte. Sah sie sich insgeheim auf einer tropischen Insel? Mit einem anderen Mann, in einem anderen Haus oder mit einem großen Eckbüro statt mit Kindern? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich könnte ich meine Mutter, die jetzt in ihren Achtzigern ist, danach fragen, aber ich finde nicht, dass es wichtig ist.

Falls Sie noch nie einen Winter in Chicago verbracht haben, will ich Ihnen das mal beschreiben: Gut möglich, dass man hundert Tage am Stück unter einem eisengrauen Himmel lebt, der wie ein Deckel auf die Stadt klappt. Eiskalte, schneidende Winde wehen vom See herüber. Der Schnee fällt auf vielerlei Arten, schwer und heftig über Nacht, am Tag in seitlichen Böen, es gibt ihn als zermürbenden, schmuddeligen Schneeregen und als märchenhaft leichte Flocken. Gehsteige und Windschutzscheiben sind fast immer mit einer Eisschicht überzogen, wie mit Lack, und müssen freigekratzt werden. Am frühen Morgen hört man dann dieses Kratzen – dieses *hrack hrack hrack* –, wenn die Leute mit dem Auto zur Arbeit wollen. Die Nachbarn sind nicht wiederzuerkennen in den dicken Schichten, mit denen sie sich vor der Kälte schützen. Sie halten den Kopf gesenkt, um dem eisigen Wind zu

trotzen. Die Schneepflüge der Stadtreinigung donnern durch die Straßen, der weiße Schnee wird zusammengeschoben und schmutzig, bis nichts mehr von seiner Reinheit übrig ist.

Doch dann passiert auf einmal etwas. Eine langsame Umkehr setzt ein. Es kann sich ganz zart ankündigen, ein wenig Feuchtigkeit in der Luft, der Himmel hebt sich ein kleines bisschen. Erst spürt man es nur im Herzen als leise Möglichkeit, dass der Winter bald vorüber sein könnte. Zu Anfang traut man dieser Ahnung vielleicht noch nicht, aber irgendwann dann doch. Denn jetzt scheint die Sonne, an den Bäumen sind schon kleine knubbelige Knospen, und die Nachbarn haben ihre schweren Jacken ausgezogen. Und vielleicht sind auch die eigenen Gedanken etwas leichter, wenn man eines Morgens beschließt, jedes Fenster in der Wohnung herauszunehmen, die Scheiben zu putzen und die Fensterbänke abzuwischen. Und da erlaubt man sich dann ein paar Überlegungen, ob einem etwas entgangen ist, weil man die Frau dieses Mannes in diesem Haus mit diesen Kindern geworden ist.

Vielleicht verbringt man den ganzen Tag damit, sich ein neues Leben auszudenken, bevor man schließlich alle Fenster wieder einhängt und den Eimer mit Pine-Sol ins Spülbecken ausschüttet. Und vielleicht kehrt jetzt die ganze Sicherheit wieder zurück, denn, ja, es ist wirklich Frühling, und man hat sich ein weiteres Mal entschlossen zu bleiben.

# 5

Meine Mutter fing letzten Endes doch wieder an zu arbeiten, um die Zeit herum, als ich auf die Highschool kam. Sie katapultierte sich aus unserem Haus und unserem Viertel hinaus in das dicht mit Wolkenkratzern bebaute Herz von Chicago, wo sie eine Stelle als Assistentin der Geschäftsleitung einer Bank fand. Sie kaufte sich neue Kleider und pendelte jeden Morgen mit dem Bus den Jefferson Boulevard in Richtung Norden oder sie ließ sich von meinem Vater im Buick mitnehmen, wenn beide zufällig zur gleichen Zeit anfangen mussten. Für sie stellte die Arbeit einen willkommene Veränderung ihres Alltags dar, und für unsere Familie war es außerdem mehr oder weniger eine finanzielle Notwendigkeit. Meine Eltern zahlten Schulgeld, damit Craig die katholische Schule besuchen konnte. Jetzt dachte er daran zu studieren, und ich kam gleich hinterher.

Mein Bruder war mittlerweile ausgewachsen, ein anmutiger Riese mit unheimlichen Sprungfedern in den Beinen. Er galt als einer der besten Basketballer der Stadt. Zu Hause aß er Unmengen. Er leerte reihenweise Milchkanister, verschlang Riesenpizzas auf einen Rutsch und futterte nach dem Abendessen oft noch ununterbrochen Snacks, bis er ins Bett ging. Wie stets gelang es ihm, gleichzeitig unbeschwert und hochkonzentriert zu sein. Er hatte eine Menge Freunde und gute Noten, erregte aber auch als Sportler Aufmerksamkeit. Mit einer Amateurmannschaft reiste er zu Sommerligaspielen durch den Mittleren Westen. Zu dieser Truppe gehörte auch ein künftiger Superstar namens Isiah Thomas, der später in der NBA Karriere machen und in die Hall

of Fame aufgenommen werden sollte. Als für ihn der Übertritt in die Highschool unmittelbar bevorstand, interessierten sich die Trainer der besten öffentlichen Schulen von Chicago für Craig, die sich immer wieder nach geeigneten Spielern für ihre Kader umsahen. Diese Teams zogen lärmende Zuschauermassen und Collegescouts an, aber meine Eltern bestanden darauf, dass Craig seine intellektuelle Entwicklung nicht dem kurzlebigen Ruhm als Highschool-Star opfern sollte.

Mount Carmel mit seinem starken Basketballteam in der Catholic League und dem strengen Lehrplan schien dafür die beste Lösung zu sein – und die vielen Tausend Dollar wert, die meine Eltern dafür zahlen mussten. Craigs Lehrer waren Priester in braunen Kutten, die mit »Father« angesprochen wurden. Etwa 80 Prozent seiner Klassenkameraden waren weiß. Viele waren irisch-katholische Kinder aus weißen Arbeitervierteln am Stadtrand. Am Ende seines dritten Jahres wurde Craig schon von Collegeteams umworben, die in der Division I spielten, und einige boten ihm wahrscheinlich sogar den Erlass der Studiengebühren an. Trotzdem beharrten meine Eltern darauf, dass er sich alle Optionen offen halten und immer das Ziel haben sollte, auf die bestmögliche Universität zu gehen. Die Kostenfrage sollte allein ihre Sorge sein.

Meine Highschool kostete uns zum Glück nichts weiter als das Fahrgeld für den Bus. Ich hatte das Glück, eine der ersten sogenannten Magnetschulen Chicagos testen zu dürfen, die Whitney M. Young High School, die sich in einer damals heruntergekommenen Gegend gleich westlich der Innenstadt befand und schon nach wenigen Jahren auf dem Weg war, zu einer der besten öffentlichen Schulen der Stadt zu werden. Die Whitney Young war nach einem Bürgerrechtsaktivisten benannt worden. Sie wurde 1975 eröffnet und diente auch der Vermeidung langer Schulbusfahrten in andere Bezirke. Der quaderförmige Bau befand sich auf der Trennlinie zwischen der North Side und der South

Side. Mit fortschrittlich denkenden Lehrern und der brandneuen Ausstattung war die Schule als so etwas wie ein Paradies der Chancengleichheit gedacht und sollte leistungsstarke Schüler aller Hautfarben anziehen. Die Aufnahmequoten, die die Schulbehörde von Chicago festgelegt hatte, sahen vor, dass die Schülerschaft zu 40 Prozent aus Schwarzen, zu 40 Prozent aus Weißen und zu 20 Prozent aus Hispanics oder anderen Gruppen bestehen sollte. Aber die Wirklichkeit sah anders aus. Als ich auf die Schule kam, waren etwa 80 Prozent der Schüler nicht-weiß.

Allein der neue Schulweg am ersten Tag der neunten Klasse war für mich eine regelrechte Odyssee. Ich musste nervenaufreibende neunzig Minuten mit zwei unterschiedlichen Buslinien durch die Stadt und dann noch weiter bis ins Zentrum fahren. An diesem Morgen quälte ich mich um fünf Uhr aus dem Bett. Ich hatte mich neu eingekleidet und legte hübsche Ohrringe an, unsicher, wie das am anderen Ende meiner Busfahrt aufgenommen werden würde. Ich frühstückte, ohne eine Ahnung zu haben, wo es Mittagessen geben würde. Ich verabschiedete mich von meinen Eltern, ohne zu wissen, ob ich am Ende dieses Tages überhaupt noch ich selbst sein würde. Die Highschool war schließlich auf »transformatives Lernen« ausgerichtet. Und für mich war die Whitney Young absolutes Neuland.

Die Schule an sich war eindrucksvoll und modern. So eine Einrichtung hatte ich noch nie gesehen – sie bestand aus drei großen, quaderförmigen Gebäuden. Zwei davon waren durch einen schicken gläsernen Durchgang miteinander verbunden, der über den Jackson Boulevard führte. Die Klassenzimmer waren offen konzipiert und mit viel Bedacht gestaltet. Ein ganzes Gebäude war den musischen Fächern gewidmet, mit eigenen Räumen für Chor und Orchester, andere waren für Fotografie und Töpfern ausgestattet. Der ganze Komplex war wie ein Tempel des Lernens. Durch den Haupteingang strömten Schüler, die

bereits an Tag eins wussten, worauf sie hinarbeiteten.

Die Whitney Young hatte etwa eintausendneunhundert Schüler. Aus meiner Perspektive wirkten sie allesamt älter und selbstbewusster, als ich es je sein würde, mit voller Kontrolle über jede Gehirnzelle, angetrieben von jeder Multiple-Choice-Frage, die sie in dem stadtweit standardisierten Test richtig beantwortet hatten. Ich fühlte mich klein, wenn ich mich so umsah. An der Bryn Mawr war ich eine der Älteren gewesen, aber nun gehörte ich wieder zu den jüngsten Schülern. Als ich aus dem Bus ausstieg, fiel mir auf, dass viele Mädchen neben ihrer Schultasche eine richtige Handtasche dabeihatten.

Wenn meine diversen Ängste bezüglich der Highschool sortiert werden sollten, könnten die meisten unter einer allgemeinen Überschrift zusammengefasst werden: Bin ich gut genug? Diese Frage begleitete mich im ersten Monat unablässig, selbst als ich mich langsam dort eingerichtet hatte und selbst als ich mich an das Aufstehen vor Sonnenaufgang und an den Wechsel zwischen den Schulgebäuden für die unterschiedlichen Fächer gewöhnt hatte. Die Whitney Young war in fünf »Häuser« unterteilt. Jedes diente seinen Mitgliedern als Basis und sollte in der großen Schule ein wenig Intimität schaffen. Ich war im »Gold House«, es wurde von einem Konrektor namens Mr. Smith geleitet, der zufällig ein paar Häuser entfernt von uns in der Euclid Avenue wohnte. Seit Jahren hatte ich gelegentlich für ihn und seine Familie gearbeitet. Meine Aufgaben umfassten alles Mögliche, vom Babysitten über Klavierunterricht bis hin zu dem Versuch, ihren aufmüpfigen Welpen zu erziehen. Mr. Smith in der Schule zu sehen, war ein kleiner Trost, eine Brücke zwischen der Whitney Young und meinem Viertel, aber es machte meine Nervosität nicht ganz wett.

Nur wenige Kinder aus meiner Nachbarschaft gingen auf die Whitney Young. Meine Nachbarin und Freundin Terri Johnson hatte einen Platz bekommen und auch meine Klassenkameradin Chiaka, mit

der ich mich seit der Vorschule in einem freundschaftlichen Wettstreit befand, und dazu noch ein, zwei Jungs. Ein paar von uns fuhren morgens und abends gemeinsam mit dem Bus aber unterrichtet wurden wir hauptsächlich getrennt in den unterschiedlichen Häusern der Schule. Zum allerersten Mal agierte ich auch ohne den stillschweigenden Schutz meines älteren Bruders. Craig hatte mir bislang auf seine lässige, lächelnde Art ganz bequem jeden Weg geebnet. An der Bryn Mawr hatte er die Lehrer mit seinem Charme für sich eingenommen und sich auf dem Pausenhof einen gewissen Respekt verschafft, weil er als cool galt. Wo er war, schien die Sonne, und ich musste nur in ihren Schein hineintreten. Fast überall war ich nur als die kleine Schwester von Craig Robinson bekannt gewesen.

Doch jetzt war ich schlicht Michelle Robinson, ohne Craig. An der Whitney Young musste ich mich selbst behaupten. Zu Beginn bestand meine Strategie darin, mich ruhig zu verhalten und erst einmal meine neuen Klassenkameraden zu beobachten. Wer waren diese Schüler? Ich wusste nur, dass sie klug waren. Nachweislich klug. Ausgesucht klug. Die klügsten Jugendlichen der Stadt. Aber gehörte ich nicht auch dazu? Waren wir – Terri und Chiaka und ich – nicht alle hier gelandet, weil wir genauso klug waren?

Die Wahrheit ist: Ich wusste es nicht. Ich hatte keine Ahnung, ob wir genauso klug waren.

Ich wusste nur, dass wir die besten Schülerinnen und Schüler aus einer als mittelmäßig geltenden, hauptsächlich schwarzen Schule in einem mittelmäßigen, hauptsächlich schwarzen Viertel waren. Aber wenn das nun nicht genügte? Was war, wenn wir nach diesem ganzen Theater nur die Besten der Schlechtesten waren?

Dieser Zweifel begleitete mich während der Orientierungsphase, während der ersten Higschool-Unterrichtsstunden in Biologie und Englisch, während meiner etwas unbeholfenen Kennenlerngespräche mit

neuen Freundinnen in der Cafeteria. Nicht gut genug. Nicht gut genug. Ich zweifelte an meiner Herkunft und an allem, was ich bis dahin über mich selbst zu wissen geglaubt hatte. Der Zweifel war wie eine bösartige Zelle, die drohte, sich immer wieder zu teilen, bis ich eine Möglichkeit fand, ihr Wachstum aufzuhalten.

Ich stellte fest, dass Chicago eine viel größere Stadt war, als ich es mir jemals vorgestellt hatte. Zum einen merkte ich das während der drei Stunden, die ich täglich im Bus verbrachte, wenn ich an der Seventy-Fifth Street einstieg und wir ratternd durch ein Labyrinth von Haltestellen in Nebenstraßen rollten. Ich musste oft stehen, wenn der Bus schon zu voll war und es keinen Sitzplatz mehr gab.

Vor dem Fenster zog die gesamte South Side an mir vorbei, die ganze Palette, so kam es mir vor. Die kleinen Läden an der Ecke und die Barbecue-Imbissbuden waren im grauen Licht des Morgens noch verrammelt, die Basketballcourts und die asphaltierten Spielplätze noch leer. Wir fuhren über die Jeffery Avenue nach Norden und dann auf der Sixty-Seventh Street Richtung Westen, dann wieder nach Norden, während wir alle zwei Blocks im Zickzack noch mehr Leute aufsammelten. Wir fuhren durch Jackson Park Highlands und Hyde Park, wo sich hinter einem massiven schmiedeeisernen Tor der Campus der University of Chicago befand. Nach einer gefühlten Ewigkeit beschleunigten wir dann auf den Lake Shore Drive und folgten der Biegung des Ufers nach Norden Richtung Stadtzentrum.

Eine Busfahrt kann man nicht beschleunigen, das kann ich aus Erfahrung sagen. Man steigt ein und steht es bis zum Ende durch. Jeden Morgen musste ich an der Michigan Avenue auf dem Höhepunkt des Berufsverkehrs umsteigen und weiter nach Westen über die Van Buren Street fahren, wo wenigstens die Aussicht interessanter wurde. Wir kamen an Bankhäusern mit großen goldenen Türen vorbei und an

Pagen, die vor den schicken Hotels standen. Durch das Busfenster betrachtete ich elegant gekleidete Männer und Frauen – in Anzügen, Röcken und mit klackernden Absätzen –, die wichtigtuerisch mit einem Kaffee in der Hand zur Arbeit unterwegs waren. Ich wusste damals noch nicht, dass man solche Leute Professionals nennt. Ich hatte noch keine Vorstellung von den Abschlüssen, die sie gemacht haben mussten, um Zugang zu den hohen Firmenburgen zu beiden Seiten der Van Buren Street zu erhalten. Aber es gefiel mit, dass sie so entschlossen aussahen.

Unterdessen sammelte ich an der Schule in aller Stille Informationen, um meinen Platz innerhalb der Teenage-Intelligenzija zu finden. Bis dahin waren meine Erfahrungen mit Kindern aus anderen Vierteln auf die Besuche bei diversen Verwandten und das städtische Sommerferienprogramm am Rainbow Beach beschränkt gewesen, wo immer noch alle Teilnehmer aus irgendeinem Teil der South Side kamen und niemand wirklich wohlhabend war. An der Whitney Young lernte ich weiße Kinder kennen, die in der North Side lebten – einem Teil von Chicago, der mir vorkam wie die dunkle Seite des Mondes, ein Ort, über den ich niemals nachgedacht und den aufzusuchen es keinen Grund gegeben hatte. Noch faszinierender war die Feststellung, dass es so etwas wie eine afroamerikanische Elite gab. Die meisten meiner neuen Freundinnen waren schwarz, aber das bedeutete nicht automatisch, dass uns die gleichen Erfahrungen einten. Einige ihrer Eltern waren Anwälte oder Ärzte und schienen sich über eine afroamerikanische Organisation namens Jack and Jill zu kennen. Sie waren gemeinsam in Skiurlauben gewesen und hatten Reisen unternommen, für die man einen Pass benötigte. Sie sprachen über Dinge, die mir fremd waren, wie Sommerpraktika oder Historische afroamerikanische Colleges und Universitäten. Einer meiner schwarzen Klassenkameraden, ein strebsamer Junge, der immer zu allen nett war, hatte Eltern, denen eine große Zulieferfirma für die Kosmetikindustrie

gehörte und die an einer der nobelsten Wolkenkratzeradressen in Downtown wohnten.

Das war meine neue Welt. Damit will ich nicht sagen, dass jeder auf der Schule reich oder besonders mondän war, denn das war nicht der Fall. Es gab genügend Jugendliche, die aus Vierteln wie meinem kamen und die mehr zu kämpfen hatten, als ich es je würde tun müssen. Aber meine ersten Monate an der Whitney Young eröffneten mir einen Blick auf etwas, das für mich bis dahin unsichtbar gewesen war – einen Apparat aus Privilegien und Beziehungen. Es kam mir vor wie ein Netzwerk aus teils verborgenen Leitern und Führungsseilen über unseren Köpfen, bereit, einige, aber nicht alle von uns mit dem Himmel zu verbinden.

Meine ersten Noten an der Schule waren ziemlich gut, und die zweite Runde ebenso. Im Lauf des ersten und zweiten Jahres baute ich das gleiche Selbstvertrauen auf wie an der Bryn Mawr. Mit jeder kleinen Errungenschaft, mit jedem Highschool-Anfängerfehler, den ich vermeiden konnte, verabschiedeten sich auch langsam meine Zweifel. Ich mochte die meisten meiner neuen Lehrer. Ich hatte keine Hemmungen, im Unterricht die Hand zu heben. An der Whitney Young war Klugheit keine Schande. Man ging davon aus, dass alle auf ein Studium hinarbeiteten, und das bedeutete, dass man seine Intelligenz nie verstecken musste, etwa aus Angst, jemand könnte sagen, man spreche wie ein weißes Mädchen.

Ich liebte alle Fächer, die mit Schreiben zu tun hatten, und kämpfte mich durch die Grundlagen der Algebra. In Französisch machte ich mich ganz ordentlich. Es gab Mitschüler, die mir immer ein, zwei Schritte voraus waren und denen alles mühelos zuzufliegen schien, aber ich wollte mich davon nicht unterkriegen lassen. Mit der Zeit merkte ich, dass ich zu ihnen aufschließen konnte, wenn ich ein paar Stunden

mehr ins Lernen investierte. Ich war keine reine Einserschülerin, aber ich strengte mich immer an, und in manchem Halbjahr war ich sogar recht nahe dran.

Craig hatte sich unterdessen an der Princeton University eingeschrieben und sein Verandazimmer auf der Rückseite des Hauses an der Euclid Avenue geräumt. Er hinterließ eine einen Meter achtundneunzig große, neunzig Kilo schwere Lücke in unserem Leben. In unserem Kühlschrank befand sich nun bedeutend weniger Fleisch und Milch, und die Telefonleitung war nicht mehr überlastet, weil ihm die Mädchen hinterhertelefonierten. Er war von großen Universitäten angeworben worden, die ihm als Basketballspieler Stipendien und quasi ein Dasein als Star angeboten hatten. Aber nach gutem Zureden meiner Eltern hatte er sich für Princeton entschieden, was zwar teurer war, aber in ihren Augen weitaus vielversprechender. Als Craig im zweiten Studienjahr ins Basketballteam von Princeton aufgenommen wurde, platzte mein Vater beinahe vor Stolz. Er war zwar schon wackelig auf den Beinen und ging auf zwei Stöcken, aber er liebte es immer noch, lange Strecken in seinem Buick zu fahren. Seinen alten hatte er gegen einen neuen eingetauscht. Es war wieder ein 225er, diesmal in einem schimmernden Dunkelbraun. Wann immer er von seiner Arbeit in der Wasseraufbereitungsanlage freimachen konnte, fuhr er bis zu zwölf Stunden durch Indiana, Ohio, Pennsylvania und New Jersey, um eines von Craigs Spielen anzusehen.

Durch meine langen Busfahrten in die Whitney Young sah ich meine Eltern jetzt weniger. Im Rückblick war das wahrscheinlich eine einsame Zeit für sie, zumindest mussten sie sich ein wenig umstellen. Ich verbrachte jetzt mehr Zeit unterwegs, als ich zu Hause war. Da wir keine Lust mehr hatten, die neunzigminütige Busfahrt in die Schule im Stehen zu verbringen, hatten Terri Johnson und ich uns eine Art Trick ausgedacht: Wir gingen morgens fünfzehn Minuten früher aus dem

Haus und stiegen in einen Bus, der in die entgegengesetzte Richtung der Schule fuhr, dann sprangen wir hinaus, gingen über die Straße und winkten unserem normalen Bus nach Norden, der hier noch deutlich leerer war als an der Seventy-Fifth, wo wir normalerweise einstiegen. Hocherfreut über unsere Cleverness setzten wir uns dann gemütlich auf einen freien Platz und unterhielten uns oder lernten während der ganzen Fahrt zur Schule.

Abends kam ich gegen sechs oder sieben Uhr wieder durch die Tür, um schnell etwas zu Abend zu essen und meinen Eltern zu erzählen, was der Tag gebracht hatte. Aber sobald das Geschirr abgewaschen war, verschwand ich, um Hausaufgaben zu machen. Häufig nahm ich meine Bücher mit hinunter in die Lexikonnische im Treppenhaus neben Robbies und Terrys Wohnung, um es ruhig zu haben.

Meine Eltern sprachen nicht ein einziges Mal über die Belastung, die die Studiengebühren für sie darstellten, aber ich wusste genug, um das einschätzen zu können. Als meine Französischlehrerin verkündete, dass sie in den Ferien eine freiwillige Klassenfahrt nach Paris anbieten würde – für diejenigen, die es sich leisten konnten selbstverständlich –, sprach ich das Thema zu Hause nicht einmal an. Das war der Unterschied zwischen mir und den Jack-and-Jill-Kindern, von denen jetzt einige zu meinen besten Freunden gehörten. Ich hatte ein liebevolles und geordnetes Zuhause, außerdem bekam ich Geld für den Bus zur Schule und eine warme Mahlzeit, wenn ich abends nach Hause kam. Darüber hinaus würde ich meine Eltern um nichts bitten.

Doch eines Abends forderten meine Eltern mich auf, mich zu ihnen zu setzen. Sie sahen verwirrt aus. Meine Mutter hatte von Terri Johnsons Mutter von der Reise nach Frankreich erfahren.

»Warum hast du uns nichts davon erzählt?«, fragte sie.

»Weil das zu teuer ist.«

»Das zu beurteilen ist eigentlich nicht deine Sache, Miche«, sagte

mein Dad liebevoll, geradezu gekränkt. »Und wie sollen wir das entscheiden, wenn wir nicht einmal davon wissen?«

Ich sah sie beide an, unsicher, was ich erwidern sollte. Meine Mutter warf mir einen kurzen, sanften Blick zu. Mein Vater hatte seine Arbeitsuniform ausgezogen und war in ein sauberes weißes Hemd geschlüpft. Sie waren damals Anfang vierzig und fast zwanzig Jahre verheiratet. Keiner von beiden hatte jemals Urlaub in Europa gemacht. Sie fuhren nie an den Strand und gingen nie essen. Sie besaßen kein Haus. Sie investierten in uns, in Craig und mich. Alles, was sie hatten, ging an uns.

Ein paar Monate später stieg ich mit meiner Lehrerin und etwa einem Dutzend Klassenkameraden in einen Flieger nach Paris. Wir würden in einer Jugendherberge wohnen, den Louvre besichtigen und den Eiffelturm erklimmen. Wir würden uns crêpes au fromage an Straßenständen kaufen und am Ufer der Seine spazieren gehen. Wir würden Französisch sprechen wie ein paar Highschool-Kids aus Chicago, aber immerhin: Französisch sprechen. Als das Flugzeug an jenem Tag vom Gate wegrollte, blickte ich aus dem Fenster zurück zum Terminal, in dem Wissen, dass irgendwo hinter den schwarzen Glasfenstern meine Mutter in ihrem Wintermantel stand und mir winkte. Ich erinnere mich an das Geräusch der Triebwerke, die erschreckend laut zündeten. Und dann ratterten wir über die Startbahn, der Flieger richtete die Nase nach oben, während die Beschleunigung mich packte und fest in den Sitz drückte – in jenem seltsamen kurzen Moment, bevor man merkt, dass man abgehoben hat.

Wie jeder, der auf die Highschool geht, trieben meine Freundinnen und ich uns gerne herum – und wir taten das ausgelassen und öffentlich. Wenn die Schule einmal früher aus war oder wir nur wenig Hausaufgaben aufbekommen hatten, zogen wir von der Whitney Young

ins Stadtzentrum von Chicago, in das achtstöckige Einkaufszentrum am Water Tower Place. Dort fuhren wir mit den Aufzügen hoch und runter, gaben unser Geld für Gourmetpopcorn bei Garrett aus und nahmen bei McDonald's den Tisch viel länger in Beschlag, als es für das Wenige, was wir dort bestellt hatten, angemessen gewesen wäre. Wir streiften durch die Designerjeans- und Handtaschenabteilungen bei Marshall Field's, häufig verstohlen verfolgt von Sicherheitsleuten, denen wir nicht ganz geheuer waren. Manchmal gingen wir auch ins Kino.

Wir waren glücklich – glücklich mit unserer Freiheit, glücklich miteinander, glücklich darüber, wie sehr die Stadt an Tagen, an denen wir nicht an die Schule dachten, zu funkeln schien. Wir waren Stadtkinder, die lernten umherzustreifen.

Ich verbrachte viel Zeit mit einer Klassenkameradin namens Santita Jackson. Sie stieg morgens ein paar Haltestellen nach mir in den Jeffery-Bus und wurde zu einer meiner besten Freundinnen in der Highschool. Santita hatte schöne dunkle Augen, volle Wangen und schon mit sechzehn die Ausstrahlung einer klugen Frau. In der Schule gehörte sie zu denjenigen, die sich für jeden Advanced-Placement-Kurs einschrieben, der angeboten wurde, und überall die Beste war. Sie trug Röcke, wenn alle anderen Jeans trugen, und sie sang mit einer so klaren und kraftvollen Stimme, dass sie Jahre später Roberta Flack als Backup-Sängerin begleitete. Aber Santita hatte darüber hinaus auch eine Tiefe. Das liebte ich an ihr am meisten. In größeren Gruppen konnte sie genau wie ich albern und lustig sein, aber zu zweit führten wir tiefsinnige Gespräche, zwei junge Philosophinnen, die versuchten, die Fragen, die ihnen das Leben stellte, zu lösen – ob groß oder klein. Ihre Familie lebte in einem weißen Fachwerkhaus in Jackson Park Highlands, einem wohlhabenderen Gebiet von South Shore. Wir lagen stundenlang in ihrem Zimmer im ersten Stock auf dem Boden und sprachen über Dinge, die uns beschäftigten, wo unser Leben hinführen sollte und was

wir an der Welt verstanden und was nicht. Als Freundin war Santita mir eine gute und verständige Zuhörerin, und ich versuchte, ihr das Gleiche zu sein.

Santitas Vater war berühmt. Das war und ist der bestimmende Aspekt ihres Lebens, eine Tatsache, um die man nicht herumkam. Sie war das älteste Kind von Reverend Jesse Jackson, dem aufrührerischen Baptistenprediger und zunehmend einflussreichen politischen Anführer. Jackson hatte eng mit Martin Luther King Jr. zusammengearbeitet und es zu Beginn der 1970er Jahre selbst zu nationaler Bekanntheit gebracht. Damals hatte er eine politische Organisation namens Operation PUSH gegründet, die für die Rechte benachteiligter Afroamerikaner eintrat. Als wir in der Highschool waren, war er regelrecht zu einer Berühmtheit geworden – charismatisch, gut vernetzt und ständig unterwegs. Er fuhr durch das Land und fesselte die Mengen mit donnernden Forderungen. Schwarze sollten die zersetzenden Ghettoklischees abschütteln und die politische Macht in Anspruch nehmen, die ihnen so lange verwehrt worden war. Er predigte unerbittliches, aktives Self-Empowerment. »Down with dope! Up with hope!«, rief er seinen Zuhörern zu. Nieder mit den Drogen – hoch die Hoffnung! Er ließ Schulkinder Selbstverpflichtungen unterzeichnen, den Fernseher abzuschalten und jeden Abend zwei Stunden den Hausaufgaben zu widmen. Er nahm Eltern das Versprechen ab, sich weiterhin zu engagieren. Er leistete Widerstand gegen das Gefühl des Scheiterns, das in vielen afroamerikanischen Gegenden vorherrschte, und drängte die Menschen dazu, ihr Selbstmitleid aufzugeben und ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. »Niemand, wirklich niemand«, brüllte er, »ist zu arm, um jeden Abend den Fernseher für zwei Stunden auszuschalten!«

Bei Santita zu Hause abzuhängen konnte also ganz schön aufregend sein. Das Haus war geräumig und auch ein wenig chaotisch. Es beherbergte die fünf Kinder der Familie und war mit schweren

viktorianischen Möbeln und Glasantiquitäten vollgestellt, die Santitas Mutter Jacqueline sammelte. Mrs. Jackson, wie ich sie nannte, hatte ein herzliches Wesen und ein lautes Lachen. Sie trug bunte, wallende Kleider und servierte das Essen an einem mächtigen Tisch im Esszimmer. Jeder, der da war, bekam etwas, zumeist Leute, die zum »Movement« gehörten, wie sie es nannte. Darunter waren Unternehmer, Politiker, Schriftsteller und eine Clique berühmter Leute, von Sängern bis hin zu Sportlern.

Wenn Reverend Jackson zu Hause war, war im ganzen Haus sofort eine andere Energie spürbar. Der Alltag wurde beiseitegeschoben; Gespräche beim Abendessen dauerten bis tief in der Nacht. Berater kamen und gingen. Immer wurden Pläne geschmiedet. Anders als in meinem Zuhause an der Euclid Avenue, wo das Leben in geordneten und vorhersehbaren Bahnen ablief und meine Eltern kaum etwas anderes beschäftigte, als dass die Familie weiterhin glücklich und auf dem Weg zum Erfolg war, schienen die Jacksons in etwas Größeres, Verworreneres und offenbar Wirkungsvolleres involviert zu sein. Sie engagierten sich öffentlich, ihr Zirkel war groß, ihre Mission wichtig. Santita und ihre Geschwister wurden dazu erzogen, politisch aktiv zu sein. Sie wussten, wie und was sie boykottieren sollten. Sie demonstrierten für die Anliegen ihres Vaters. Sie begleiteten ihn auf seinen offiziellen Reisen und besuchten Länder wie Israel und Kuba, Städte wie New York und Atlanta. Sie standen vor großem Publikum auf der Bühne und lernten mit der Unruhe und den Kontroversen zu leben, die ein Vater, zumal ein schwarzer Vater, der in der Öffentlichkeit stand, mit sich brachte. Reverend Jackson hatte Leibwächter – große, stille Männer, die mit ihm reisten. Ich nahm es damals nur am Rande wahr, aber es hatte Morddrohungen gegen ihn gegeben.

Santita himmelte ihren Vater an und war stolz auf seine Arbeit,

aber sie bemühte sich auch, ihr eigenes Leben zu leben. Wir beiden traten dafür ein, schwarze Jugendliche in ganz Amerika zu stärken, aber wir mussten eben auch unbedingt zum Water Tower Place, bevor der Schlussverkauf für die K-Swiss-Turnschuhe endete. Oft versuchten wir, bei irgendjemandem mitzufahren, oder wir liehen uns ein Auto. Weil meine Familie nur ein Auto hatte und beide Eltern arbeiteten, standen die Chancen bei den Jacksons normalerweise besser. Mrs. Jackson besaß einen holzverkleideten Kombi und einen kleinen Sportwagen. Manchmal konnten wir auch mit einem der vielen Mitarbeiter oder einem der beständig ein und aus gehenden Besucher mitfahren. Die Kontrolle über den Ablauf blieb dabei jedoch auf der Strecke. So sollte ich frühzeitig und unbewusst etwas über das Leben in der Politik lernen: Programme und Pläne können selten aufrechterhalten werden. Selbst ganz am Rand des Strudels spürte man den Sog. Santita und ich blieben oft wegen einer Verspätung stecken, die mit ihrem Vater zu tun hatte – eine Besprechung, die länger dauerte, ein Flugzeug, das noch über dem Flughafen kreiste – oder weil es in letzter Minute noch schnell etwas zu erledigen gab. Wir dachten, wir würden aus der Schule abgeholt oder könnten ins Einkaufszentrum fahren, doch stattdessen landeten wir auf einer politischen Kundgebung in der West Side oder saßen stundenlang im Hauptquartier der Operation PUSH in Hyde Park fest.

Eines Tages marschierten wir unversehens mit einer Schar Jesse-Jackson-Anhänger in der Bud Billiken Day Parade. Diese Parade, die nach einer Figur aus einer früheren Zeitungskolumne benannt wurde, ist eine der größten Traditionen der South Side. Sie findet jedes Jahr im August statt – ein Spektakel mit Blaskapellen und Festzugswagen, das über fast zwei Meilen entlang des Martin Luther King Jr. Drives verläuft, mitten durch das Zentrum des afroamerikanischen Statdtteils, der früher als Black Belt bezeichnet und später in Bronzeville umgetauft wurde. Die Bud Billiken Day Parade gibt es seit 1929, und alles dreht

sich um den afroamerikanischen Stolz. Als Vorsitzender einer Gemeinschaft oder als Politiker war es mehr oder weniger Pflicht, sich hier zu zeigen und mitzulaufen – und so ist es bis heute.

Damals wusste ich das freilich alles nicht, aber der Strudel um Santitas Vater drehte sich immer schneller. Wenige Jahre später sollte sich Jesse Jackson offiziell als Kandidat der Demokratischen Partei für das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten bewerben. Das bedeutet, dass er wahrscheinlich um die Zeit herum, als wir auf der Highschool waren, begann, ernsthaft mit diesem Gedanken zu spielen. Geld musste beschafft werden. Beziehungen mussten geknüpft werden. Heute weiß ich nur zu gut, dass eine Präsidentschaftskandidatur für jeden, der damit zu tun hat, zermürbend ist und alles von ihm abverlangt. Ein guter Wahlkampf erfordert eine Vorbereitungsphase, in der die Bühne bereitet wird und die Grundlagen gelegt werden, was mehrere Jahre zusätzlich dauern kann. Jesse Jackson hatte die Wahl von 1984 im Visier, und damit sollte er nach der erfolglosen Kandidatur der Kongressabgeordneten Shirley Chisholm der zweite Afroamerikaner werden, der jemals einen ernsthaften landesweiten Wahlkampf für die Präsidentschaft führte. Ich vermute, zur Zeit der Parade spukte das wenigstens schon ein bisschen in seinem Kopf herum.

Ich persönlich war nicht gerne dort draußen, in der Gluthitze zwischen Ballons und Megafonen, Posaunen und der jubelnden Menschenmenge. Das ganze Spektakel machte Spaß und war sogar mitreißend, aber irgendwie war mir dabei, wie bei der Politik im Allgemeinen, nicht ganz wohl. Ich war nun einmal ein Mensch, der alles gerne ordentlich und vorab geplant haben wollte, und soweit ich das damals absehen konnte, hatte ein Leben in der Politik so gar nichts Geordnetes. Die Parade war nicht Bestandteil meines Plans gewesen. So wie ich es in Erinnerung habe, hatten Santita und ich überhaupt nicht vorgehabt mitzulaufen. Wir waren im letzten Moment

zwangsverpflichtet worden, vielleicht von ihrer Mutter oder ihrem Vater oder von jemand anderem in der Bewegung, der uns zu packen bekommen hatte, bevor wir unsere Pläne für den Tag weiterverfolgen konnten. Aber ich mochte Santita wirklich sehr, und außerdem war ich ein höfliches Mädchen, das meistens tat, was Erwachsene ihm auftrugen, und so lief ich eben mit. Ich stürzte mich in den hitzigen, lauten Trubel der Bud Billiken Day Parade.

Als ich an diesem Abend nach Hause in die Euclid Avenue kam, empfing mich meine Mutter lachend.

»Du warst gerade im Fernsehen«, sagte sie.

Sie hatte mich in den Nachrichten gesehen, wie ich winkend und lächelnd neben Santita mitmarschierte. Lachen musste sie wohl, weil sie mir angesehen hatte, dass mir nicht ganz wohl dabei war – und ich vielleicht in etwas verwickelt worden war, bei dem ich lieber nicht mitgemacht hätte.

Als es Zeit wurde, sich nach einer Hochschule umzusehen, interessierten Santita und ich uns beide für Universitäten an der East Coast. Sie liebäugelte mit Harvard, aber als die Zulassungsstelle ihr unangenehme Fragen zur Politik ihres Vaters stellte, verlor sie zunächst den Mut. Sie wollte nur aufgrund ihrer eigenen Leistungen angenommen werden. Ich besuchte Craig für ein Wochenende in Princeton. Er hatte dort einen ganz produktiven Rhythmus gefunden: Basketballspielen, Seminare besuchen und sich zwischendrin in einem Campus-Center aufhalten, das speziell für Angehörige von Minderheiten gedacht war. Der Campus war groß und hübsch, schließlich war es eine Ivy-League-Universität, die mit Efeu – *ivy* – bewachsen war. Und Craigs Freunde schienen ebenfalls recht nett zu sein. Weiter dachte ich damals nicht. In meinem engeren Familienkreis hatte niemand unmittelbare Erfahrungen mit Universitäten, und so gab es sowieso wenig zu diskutieren oder zu

erfragen. Wie immer dachte ich mir, was Craig gefiel, würde mir auch gefallen, und was er erreichen konnte, das konnte ich auch. Somit wurde Princeton zu meiner ersten Wahl.

Zu Beginn meines letzten Jahres an der Whitney Young ging ich zu einem ersten Pflichttermin bei der mir zugewiesenen Studienberaterin.

Über diese Beraterin kann ich nicht viel sagen, denn ich habe die meisten Erinnerungen an dieses Erlebnis mit voller Absicht und quasi auf der Stelle ausgelöscht. Ich weiß nicht mehr, wie alt sie war, welche Hautfarbe sie hatte oder wie sie mich an dem Tag ansah, als ich in der Tür zu ihrem Büro stand – voller Stolz, dass ich auf dem besten Weg war, einen Abschluss zu machen, der unter den besten zehn Prozent meines Jahrgangs an der Whitney Young war, dass ich in der Abschlussklasse zur Schatzmeisterin gewählt worden war, es in die National Honor Society geschafft hatte und es mir gelungen war, so gut wie alle Bedenken zu überwinden, die ich damals beim Schulwechsel als unsichere Neuntklässlerin gehabt hatte. Ich weiß nicht mehr, ob sie mein Zeugnis einsah, bevor oder nachdem ich mein Interesse bekundet hatte, im kommenden Herbst wie mein Bruder in Princeton zu studieren.

Es könnte sogar sein, dass diese Studienberaterin während unserer kurzen Begegnung Dinge zu mir sagte, die positiv oder hilfreich gemeint waren, aber ich erinnere mich an nichts davon. Denn, ob zu Recht oder zu Unrecht, ich stolperte über einen einzigen Satz, den die Frau von sich gab.

»Ich bin mir nicht sicher«, sie lächelte mich flüchtig und herablassend an, »ob Sie zum Material für Princeton zählen.«

Ihr Urteil fiel ebenso schnell, wie es abwertend war, und wahrscheinlich hatte sie für ihre bestechende Analyse nur mal kurz am Rande meine Noten und Testergebnisse überflogen. Für diese Frau war das sicherlich ganz normal, denn sie machte den ganzen Tag lang und

mit geübter Effizienz nichts anderes, als Zwölftklässlern zu sagen, wohin sie gehörten und wohin nicht. Wahrscheinlich hielt sie ihre Einschätzung obendrein sogar noch für realistisch. Ich bezweifele, dass sie danach überhaupt noch einmal über unser Gespräch nachgedacht hat.

Aber wie gesagt, das Scheitern ist ein Gefühl, lange bevor es wirklich eintritt. Und für mich fühlte es sich genauso an, als hätte sie genau diese Zweifel gesät – die Ankündigung des Scheiterns, noch bevor ich überhaupt versucht hatte, Erfolg zu haben. Sie sagte mir, ich solle mir nicht so hohe Ziele stecken, und das war das genaue Gegenteil von allem, was mir meine Eltern jemals beigebracht hatten.

Hätte ich mich dafür entschieden, ihr zu glauben, dann hätte ihr Urteil mein mühsam aufgebautes Selbstbewusstsein wieder zum Einsturz gebracht und wie früher das monotone nicht gut genug, nicht gut genug zum Leben erweckt.

Aber nachdem ich drei Jahre lang mit den ehrgeizigen Jugendlichen an der Whitney Young mitgehalten hatte, war mir nicht verborgen geblieben, dass ich mehr konnte. Ich wollte nicht zulassen, dass die Meinung einer einzigen Person alles in Frage stellte, was ich über mich wusste. Stattdessen wechselte ich die Methode, ohne mein Ziel zu verändern. Ich würde mich in Princeton bewerben und zusätzlich nach dem Gießkannenprinzip an einigen anderen Universitäten, aber ohne mir weitere Meinungen dazu von der Studienberatung einzuholen. Stattdessen suchte ich mir Hilfe bei jemandem, der mich wirklich kannte. Mr. Smith, mein Konrektor und Nachbar, kannte meine Stärken als Schülerin und vertraute mir darüber hinaus seine eigenen Kinder an. Er erklärte sich bereit, mir ein Empfehlungsschreiben zu verfassen.

Seitdem hatte ich das Glück, in meinem Leben alle möglichen ganz besonderen und fähigen Menschen kennenzulernen – Staatsoberhäupter,

Erfinder, Musiker, Astronauten, Sportler, Professoren, Unternehmer, Künstler und Schriftsteller, wegbereitende Ärzte und kühne Forscher. Einige von ihnen (wenn auch nicht genügend) sind Frauen. Manche von ihnen (wenn auch nicht genügend) sind schwarz oder haben eine andere Hautfarbe als weiß. Manche von ihnen wurden arm geboren oder mussten, wie viele von uns finden würden, ungerecht viele Widrigkeiten im Leben überwinden, und doch agieren sie allesamt, als hätten sie alle Privilegien der Welt gehabt. Ich habe dabei gelernt: Bei jedem von ihnen gab es Skeptiker, Menschen, die sie und ihren Weg anzweifelten. Manche haben immer noch laute Scharen von Kritikern und Neinsagern um sich, die bei jedem kleinen Fehltritt oder echtem Irrtum »Hab ich's dir doch gesagt!« rufen. Der Lärm hört nie auf, doch die erfolgreichsten Menschen, die ich kenne, haben einen Weg gefunden, damit umzugehen. Sie stützen sich auf die Menschen, die an sie glauben und die ihnen helfen, weiterhin ihre Ziele zu verfolgen.

An dem Tag, an dem ich das Büro der Studienberaterin an der Whitney Young verließ, schäumte ich vor Wut, und mein Selbstwertgefühl war stark angekratzt. In dem Moment war mein einziger Gedanke: Dir werd ich's zeigen.

Doch dann bekam ich mich wieder in den Griff und machte mich wieder an die Arbeit. Ich war nie davon ausgegangen, dass es leicht sein würde, einen Studienplatz zu bekommen, aber ich lernte, mich zu konzentrieren und auf meine eigene Geschichte zu vertrauen. Ich versuchte, das alles in meinem Motivationsschreiben zu erzählen. Statt so zu tun, als wäre ich unglaublich intellektuell und würde perfekt in die efeubewachsenen Mauern von Princeton passen, schrieb ich von der MS-Erkrankung meines Vaters und der fehlenden Erfahrung meiner Familie mit höherer Bildung. Ich gab zu, dass ich hoch hinaus wollte. In Anbetracht meines Hintergrunds blieb mir auch nicht viel anderes übrig.

Letztlich zeigte ich es der Studienberaterin wohl wirklich, denn

sechs oder sieben Monate später lag ein Brief bei uns im Briefkasten. Mir wurde ein Studienplatz in Princeton angeboten. Meine Eltern und ich feierten an diesem Abend mit einer Pizza von Italian Fiesta. Ich rief Craig an und kreischte aufgeregt die guten Nachrichten durchs Telefon. Am nächsten Tag klopfte ich bei Mr. Smith an, um ihm von meiner Zulassung zu berichten und ihm für seine Hilfe zu danken. Nur bei der Studienberaterin ging ich nie mehr vorbei, um ihr zu sagen, dass sie sich geirrt hatte – und dass ich nun doch Princeton-Material war. Keine von uns beiden hätte davon etwas gehabt. Und letztendlich hatte ich ihr gar nichts zeigen müssen. Ich zeigte es einzig mir selbst.

# 6

Mein Dad fuhr mich im Sommer 1981 über die schnurgeraden Highways, die Illinois mit New Jersey verbinden, nach Princeton. Aber das war mehr als ein einfacher Vater-Tochter-Roadtrip. Mein damaliger Freund David war auch mit dabei. Ich hatte die Einladung zu einem besonderen dreiwöchigen Sommer-Orientierungsprogramm erhalten, das dazu gedacht war, »Vorbereitungslücken« zu schließen und bestimmten Studienanfängern zusätzliche Zeit und Hilfe bei der Eingewöhnung am College zu gewähren. Es war nicht ganz klar, nach welchen Kriterien man uns ausgesucht hatte – welcher Teil unserer Bewerbung die Universität zu der Annahme bewogen hatte, dass gerade wir davon profitieren würden, wenn man uns beibrachte, wie ein Lehrplan zu lesen war, oder mit uns die Orientierung auf den Wegen zwischen den verschiedenen Gebäuden des Campus übte. Aber Craig hatte das gleiche Programm zwei Jahre vor mir absolviert, und ich betrachtete es als Chance. Also packte ich meine Sachen, verabschiedete mich von meiner Mom – was uns beiden unsentimental und ohne Tränen gelang – und stieg ins Auto.

Dass ich es kaum erwarten konnte, die Stadt zu verlassen, hing nicht zuletzt damit zusammen, dass ich die vergangenen paar Monate am Fließband gearbeitet hatte. Ich bediente dabei eine große Klebepistole in einer kleinen Buchbinderei-Fabrik in Downtown. Eine nervtötende Beschäftigung. Acht Stunden täglich, fünf Tage die Woche, und für mich die vermutlich eindringlichste Erinnerung daran, was für eine gute Idee es war, aufs College zu gehen. Davids Mutter arbeitete in

dieser Buchbinderei und hatte uns beiden geholfen, dort Jobs zu bekommen. Den ganzen Sommer über hatten wir Seite an Seite gearbeitet, was das Ganze deutlich erträglicher gemacht hatte. David war klug und liebenswürdig, ein großer, gutaussehender Junge und zwei Jahre älter als ich. Ein paar Jahre zuvor hatte er sich zunächst auf dem benachbarten Basketballplatz im Rosenblum Park mit Craig angefreundet. David hatte, wenn er manchmal Verwandte besuchte, die am Euclid Parkway wohnten, immer wieder bei sogenannten »Pickup Games« mitgespielt; Partien, bei denen sich die, die gerade anwesend waren, spontan zu Teams zusammenfanden. Irgendwann hatte er dann angefangen, Zeit mit mir zu verbringen. Während des Schuljahrs besuchte David ein College in einem anderen Bundesstaat, was ihn praktischerweise davon abhielt, mich vom Lernen abzulenken. In den Ferien und den Sommer über kam er jedoch nach Hause und wohnte bei seiner Mom am äußersten südwestlichen Ende der Stadt. Er tauchte dann fast täglich mit seinem Auto bei uns auf, um mich abzuholen.

David war lässig und erwachsener als alle anderen Freunde, die ich bis dahin gehabt hatte. Er saß auf der Couch und sah sich mit meinem Vater Baseball im Fernsehen an. Er scherzte mit Craig und unterhielt sich höflich mit meiner Mom. Wir hatten auch richtige Dates, bei denen wir, für unsere Verhältnisse, fein essen gingen, etwa zu Red Lobster, und ins Kino. In seinem Auto alberten wir herum und rauchten Gras. Tagsüber in der Buchbinderwerkstatt klebten wir uns gemeinsam in eine Art geselliger Vergessenheit und flachsten miteinander, bis uns nichts mehr einfiel. Keiner von uns war in diesem Job besonders engagiert, wir versuchten einfach, Geld für das kommende Schuljahr zu verdienen. Ich würde die Stadt ohnehin bald verlassen und hatte auch nicht vor, jemals wieder zur Buchbinderei zurückzukehren. In gewisser Weise war ich schon halb weg – meine Gedanken wanderten ständig nach Princeton.

So gesehen war ich absolut bereit für etwas Neues, als an besagtem

Tag Anfang August unser Trio aus Vater, Tochter und Freund in der Dämmerung die Route 1 verließ und in die breite, von Laubbäumen gesäumte Avenue einbog, die zum Campus führte. Ich war bereit, meine zwei Koffer in den Wohntrakt für den Sommerkurs zu schleppen. Ich war bereit, die Hände der anderen jungen Leute zu schütteln, die hier waren (hauptsächlich Studenten, die Minderheiten angehörten oder aus einkommensschwachen Familien stammten sowie der eine oder andere Sportstudent). Ich war bereit für das Mensaessen in der Dining Hall, bereit, den Lageplan mit allen Gebäuden auf dem Campus auswendig zu lernen, und bereit, jeden Lehrplan zu meistern, den man mir vorlegen würde. Ich war da. Angekommen. Ich war siebzehn Jahre alt, und mein Leben nahm Fahrt auf.

Es gab nur ein Problem, und das war David. Sobald wir die Grenze zwischen Pennsylvania und New Jersey überquert hatten, begann er, immer trauriger dreinzublicken. Und als wir mein Gepäck aus dem Kofferraum des Wagens wuchteten, spürte ich, dass er sich bereits einsam fühlte. Wir waren schon über ein Jahr zusammen, hatten uns gegenseitig unsere Liebe gestanden. Aber das war eine Liebe im Kontext der Euclid Avenue, des Red Lobster und der Basketballplätze im Rosenblum Park gewesen. Liebe im Kontext des Orts, den ich gerade verlassen hatte. Während mein Vater wie immer etwas Zeit brauchte, um vom Fahrersitz zu klettern und sich mit Hilfe seiner Stöcke zu stabilisieren, standen David und ich wortlos in der Dämmerung und blickten auf die makellose Raute des grünen Rasens vor der steinernen Festung, in der sich mein Wohntrakt befand. Ich schätze, uns beiden wurde schlagartig bewusst, dass es womöglich ein paar wichtige Dinge gab, die wir nicht besprochen hatten, dass wir womöglich sogar unterschiedlicher Ansicht dazu waren, ob das nun ein vorübergehender Abschied oder eine richtige, durch geografische Entfernung ausgelöste Trennung sein würde. Würden wir einander besuchen? Uns Liebesbriefe

schreiben? Wie hart würden wir an unserer Beziehung arbeiten?

David hielt mit ernster Miene meine Hand. Das Ganze war verwirrend. Ich wusste, was ich wollte, fand aber die Worte dafür nicht. Ich hoffte, dass mich eines Tages die Gefühle für einen Mann umhauen würden. Dass ich in diesen alles verändernden, tsunamiartigen Rausch geraten würde, der die besten Liebesgeschichten auszeichnete. Meine Eltern hatten sich als Teenager ineinander verliebt. Mein Dad war mit meiner Mutter sogar auf den Abschlussball ihrer Highschool gegangen. Ich wusste also, dass Teenageraffären manchmal echt und von Dauer sein konnten. Ich wollte glauben, dass es da einen Jungen gab, der auftauchen und mein Ein und Alles werden würde. Jemand, der sexy und solide war und der mich so unmittelbar und tief beeindruckte, dass ich bereit war, meine Prioritäten zu ändern.

Nur war das eben nicht der Junge, der jetzt gerade vor mir stand.

Mein Vater brach schließlich das Schweigen zwischen mir und David, als er meinte, es sei an der Zeit, meine Sachen hinauf ins Wohnheim zu bringen. Er hatte in der Stadt ein Motelzimmer für sie beide gebucht. Sie hatten sich auch den nächsten Tag freigenommen, um zurück nach Chicago zu fahren.

Auf dem Parkplatz umarmte ich meinen Vater sehr fest. Seine Arme waren schon immer kräftig gewesen. Dank seiner Begeisterung für das Boxen und Schwimmen als Jugendlicher und auch jetzt, weil er sie brauchte, um sich auf die Stöcke gestützt zu bewegen.

»Hab's gut, Miche«, sagte er, ließ mich wieder los und sah mich voller Stolz an.

Dann stieg er wieder in den Wagen und gewährte mir und David auf diese Weise noch einen privaten Moment.

Da standen wir beide, verlegen und zögerlich. Mein Herz geriet vor lauter Zuneigung ins Schlingern, als er sich herabbeugte, um mich zu küssen. Das hatte sich immer gut angefühlt.

Und doch wusste ich es schon. Ich wusste, während ich die Arme um einen gutherzigen Jungen aus Chicago legte, dem aufrichtig etwas an mir lag, dass es auch – gleich hinter uns – einen beleuchteten Weg gab, der vom Parkplatz aus einen kleinen Hügel zu einem quadratischen Gebäudekomplex hinaufführte, der in wenigen Minuten mein neuer Kontext, meine neue Welt sein würde. Die Vorstellung, zum ersten Mal nicht zu Hause zu wohnen und mich von dem einzigen Alltag zu verabschieden, den ich bis dahin kannte, machte mich nervös. Aber ein Teil von mir begriff, dass es besser wäre, einen sauberen, schnellen Schnitt zu machen und mich nicht länger an irgendetwas zu klammern. Am nächsten Tag rief David mich im Wohnheim an und fragte, ob wir uns für ein kurzes gemeinsames Essen oder einen letzten Spaziergang in der Stadt treffen könnten, bevor er fuhr. Da murmelte ich irgendwas von wegen, wie beschäftigt ich schon mit Lernen sei, und dass ich nicht glaubte, dass es klappen würde. Unser Abschied am Abend zuvor war echt und endgültig gewesen. Wahrscheinlich hätte ich es gleich in dem Moment sagen sollen, aber ich hatte gekniffen, weil ich wusste, beides würde schmerzhaft sein: es zu sagen und es zu hören. Also ließ ich ihn einfach ziehen.

Wie sich herausstellte, hatte ich allerdings noch eine Menge über das Leben zu lernen. Oder jedenfalls über das Leben auf dem Campus von Princeton in den frühen Achtzigern. Nachdem ich einige aufregende Wochen als Sommerstudentin unter ein paar Dutzend anderen jungen Leuten verbracht hatte, die mir aufgeschlossen begegneten und schon bald vertraut waren, begann nun offiziell das Herbstsemester. Dazu öffneten sich die Schleusen für den Einzug der gesamten Studentenschaft. Ich zog mit meinen Sachen in ein anderes Wohnheim, und zwar in ein Dreierzimmer in Pyne Hall. Nachdem ich meine Sachen verstaut hatte, beobachtete ich von meinem Fenster im dritten Stock,

wie mehrere Tausend hauptsächlich weiße Studierende auf den Campus strömten. Manche karrten Stereoanlagen, andere große Taschen mit Bettzeug oder sogar vollbehängte Kleiderstangen heran. Einige trafen mit Limousinen ein. Ein Mädchen brauchte sogar zwei – Stretchlimos, wohlgemerkt –, um all ihre Sachen unterzubringen.

Princeton war extrem weiß und sehr männlich dominiert. Diese Fakten konnte man gar nicht übersehen. Das Verhältnis von Männern zu Frauen auf dem Campus war beinah zwei zu eins. In meinem Freshman-Jahrgang machten schwarze Studenten nur knapp neun Prozent aus. Während des Orientierungsprogramms mochten wir den Eindruck gewonnen haben, wir hätten unsere Umgebung langsam in Besitz genommen, doch nun stachen wir als Absonderheit hervor – wie Mohnsamen in einer Schüssel Reis. Die Whitney Young war noch einigermaßen gemischt gewesen, und noch nie war ich Teil einer vornehmlich weißen Gemeinschaft gewesen. Noch nie war ich in einer Menge oder einem Klassenzimmer durch meine Hautfarbe aufgefallen. Das war, zumindest anfangs, irritierend und unangenehm, als hätte man mich in einem fremden Territorium ausgesetzt, in einem Umfeld, das nicht für mich gemacht war.



Das bin ich in Princeton. Ich war ziemlich nervös vor dem Studium, fand dann aber viele gute Freunde am College.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Doch wie bei fast allem lernt man irgendwann, sich anzupassen. Zum Teil war das gar nicht schwer – eine regelrechte Erleichterung. So schien sich hier niemand Gedanken über Kriminalität zu machen. Studenten ließen ihre Zimmer unverschlossen, stellten Fahrräder einfach vor den Gebäuden ab oder ließen goldene Ohrringe sorglos auf den Waschbecken in den Waschräumen des Wohnheims liegen. Ihr Vertrauen in die Welt schien unbegrenzt zu sein, ihr Fortkommen darin absolut selbstverständlich. Das war etwas, woran ich mich erst gewöhnen musste. Jahrelang hatte ich auf der Busfahrt zur Whitney Young und zurück still meine Besitztümer bewacht. Wenn ich abends nach Hause in die Euclid Avenue ging, hielt ich meinen Schlüssel immer so zwischen den Fingern, dass ich mich notfalls damit hätte verteidigen können.

In Princeton dagegen schien ich nur im Hinblick auf mein Studium wachsam sein zu müssen. Alles andere war auf unser Wohlbefinden als Studierende ausgerichtet. In den Speisesälen wurde fünferlei Frühstück angeboten. Es gab riesige Eichen, in deren Schatten man sitzen konnte, und offene Rasenflächen, auf denen wir zum Abschalten vom Lernstress Frisbee spielen durften. Die Hauptbibliothek erinnerte an eine Kathedrale. Mit hohen Decken und polierten Holztischen, auf denen wir unsere Bücher ausbreiten und in Ruhe lernen konnten. Wir wurden beschützt, gehegt und mit Essen versorgt. Erst mit der Zeit wurde mir klar, dass eine Menge der Anwesenden in ihrem Leben noch nichts anderes kennengelernt hatte.

Zu all dem kam noch ein neues Vokabular, das ich beherrschen musste. Was war ein Precept? Was eine Reading Period? Niemand hatte mir erklärt, was das »extra lange Laken« auf der Packliste bedeutete, weshalb ich zu kurze besorgt hatte und folglich in meinem ersten Studienjahr mit den Füßen auf dem Plastikschoner der Wohnheimmatratze schlafen musste. Es gab auch eine ziemlich steile

Lernkurve, was meine Sportkenntnisse betraf. Ich war mit Grundkenntnissen in Football, Basketball und Baseball aufgewachsen, aber wie sich herausstellte, machten die Jugendlichen an den Prep Schools der Ostküste noch weitaus mehr. Lacrosse war angesagt. Feldhockey war angesagt. Sogar Squash war angesagt. Das konnte für ein Kind von der South Side schon leicht verwirrend sein. »*You row crew?*«, »Ruderst du im Vierer?« – Was sollte das denn heißen?

Ich hatte nur einen Vorteil, und zwar denselben wie schon zu Beginn der Vorschule: Ich war hier wieder Craig Robinsons kleine Schwester. Craig war inzwischen ein Junior, also im dritten Studienjahr, und ein Spitzenspieler in der ersten Basketballmannschaft, der Universitätsauswahl. Er hatte, wie schon früher immer, seine Fans. Sogar die Security-Leute auf dem Campus begrüßten ihn mit Namen. Craig hatte ein reges Sozialleben, und ich schaffte es, zumindest teilweise, davon zu profitieren. So lernte ich seine Mannschaftskollegen und deren Freunde kennen. Eines Abends begleitete ich ihn zu einem Abendessen, das nicht auf dem Campus, sondern im eleganten Haus eines der Förderer des Basketballteams stattfand. Als wir dort im Esszimmer saßen, bot sich mir ein verwirrender Anblick, eine Speise, die wie so viele andere Dinge in Princeton eine Lektion im Vornehmsein erforderte – eine stachelige grüne Artischocke auf einem weißen Porzellanteller.

Craig hatte sich in dem Jahr eine traumhafte Unterkunft organisiert: Er wohnte mietfrei als Hausmeister in einem Zimmer oben im Third World Center, einem gut gemeinten, aber schlecht benannten Ableger der Universität. Ziel dieser Einrichtung war es, Studierende von nicht-weißer Hautfarbe zu unterstützen. (Es sollte ganze zwanzig Jahre dauern, bis das Third World Center – nach dem ersten afroamerikanischen Dekan von Princeton – in »Carl A. Fields Center for Equality and Cultural Understanding« umbenannt wurde.) Das

Center jedenfalls war in einem Ziegelsteinbau an der Ecke zur Prospect Avenue untergebracht, die von den prächtigen villenartigen Eating Clubs, einer Art Ersatz für Studentenverbindungen oder Fraternities, dominiert wurde.

Das Third World Center – oder TWC, wie die meisten von uns es nannten – wurde rasch eine Art Heimat für mich. Dort fanden Partys statt oder man aß einfach in großer Runde zusammen. Ehrenamtliche Tutoren halfen einem bei den Seminaraufgaben, und es gab Aufenthaltsräume, in denen man sich prima treffen konnte. Während des Sommerprogramms hatte ich sofort eine Handvoll Freundschaften geschlossen, und viele von uns zog es in unserer Freizeit zum Center. Darunter auch eine junge Frau namens Suzanne Alele. Suzanne war groß und schlank, hatte kräftige Augenbrauen und herrliches dunkles Haar, das ihr als glänzende Welle bis auf den Rücken fiel. Sie war in Nigeria geboren und in Kingston, Jamaika, aufgewachsen, bis ihre Familie, als sie ein Teenager war, nach Maryland zog. Vielleicht war sie deshalb nicht auf eine einzige kulturelle Identität festgelegt. Suzanne zog die Menschen um sie herum geradezu an. Sie besaß ein offenes, strahlendes Lächeln und sprach mit einem Hauch jamaikanischen Trällerns in der Stimme, der deutlicher zu hören war, wenn sie müde oder beschwipst war. Sie hatte eine Leichtigkeit an sich, die mir karibisch vorkam, eine lockere Art, die sie aus der Masse der Studierenden in Princeton hervorhob. Beispielsweise machte es ihr nichts aus, sich in Partys zu stürzen, auf denen sie keinen Menschen kannte. Obwohl sie mit Medizin begonnen hatte, legte sie Wert darauf, auch Kurse in Töpferei und Tanz zu belegen, einfach weil sie das glücklich machte.



Unter meinen Freunden in Princeton war auch Suzanne Alele, von der ich viel über Lebensfreude gelernt habe.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Später, in unserem zweiten Studienjahr, traute sich Suzanne noch etwas mehr. Sie entschloss sich, dem Eating Club »Cap and Gown« beizutreten. Voraussetzung für die Mitgliedschaft in einer solchen Verbindung ist das Überstehen eines Auswahlprozesses, der »Bicker« genannt wird, wobei dieses seltsame Wort, das so etwas Ähnliches meint, wie »kabbeln« oder »raufen«, in Princeton eine ganz eigene Bedeutung hat, nämlich die eingehende Prüfung, der ein Club seine Anwärter unterzieht. Ich liebte die Geschichten, die Suzanne von den dortigen Banketten und Partys erzählte, hatte aber keine Lust, mich selbst um eine Mitgliedschaft zu bemühen. Mit der Community aus Schwarzen und Latinos, die ich über das TWC kennengelernt hatte, war ich rundum glücklich und blieb gern am Rand der größeren gesellschaftlichen Szene von Princeton. Unsere Gruppe war klein, aber eng miteinander. Wir veranstalteten Partys und tanzten halbe Nächte durch. Zum Essen saßen wir zu zehnt oder mehr an einem Tisch, entspannt und lachend. Unsere Abendessen konnten Stunden dauern, fast wie die langen gemeinsamen Mahlzeiten, die meine Familie am Tisch in Southsides Haus genossen hatte.

Ich nehme an, dass es dem Rektorat in Princeton nicht gefiel, wie die Studierenden nicht-weißer Hautfarbe größtenteils unter sich blieben. Man hegte wohl die Hoffnung, dass wir uns in heterogener Harmonie alle mischen und so die Qualität des Studentenlebens durch die Bank verbessern würden. Das ist ein ehrenwertes Ziel. Ich verstehe auch, dass hinsichtlich der Diversität auf einem Campus das Ideal dem entspräche, was oft in den Hochglanzbroschüren zu sehen ist – lächelnde Studierende, die in netten, ethnisch gemischten Gruppen zusammen arbeiten und ihre Freizeit gemeinsam verbringen. Aber selbst heute, wo weiße Studenten an den Colleges nach wie vor den größten Anteil bilden, wird die Last der Assimilation den Angehörigen der Minderheiten aufgebürdet. Meiner Erfahrung nach ist das ganz schön

viel verlangt.

In Princeton brauchte ich meine schwarzen Freunde. Wir kümmerten uns umeinander und unterstützten uns gegenseitig. So viele von uns, die ans College kamen, waren sich unserer Benachteiligungen noch nicht einmal bewusst. Erst langsam kommt man dahinter, dass die neuen Mitschüler an der Highschool SAT-Tutorien, also spezielle Vorbereitungskurse für die standardisierten Aufnahmeprüfungen, oder Unterricht auf College-Niveau genossen hatten oder auf Internaten gewesen waren, sodass sie auch nicht mit den typischen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, die auftreten können, wenn man das erste Mal von zu Hause weg ist. Das war so, als ob man zu seinem ersten Klaviervorspiel eine Bühne betritt und erst dort merkt, dass man noch nie auf etwas anderem als einem Instrument mit kaputten Tasten gespielt hat. Da verschiebt sich die eigene Welt, aber man ist aufgefordert, sich anzupassen und damit fertigzuwerden, um genauso Musik zu machen wie alle anderen auch.

Das ist natürlich machbar – Studierende, die Minderheiten angehören oder aus unterprivilegierten Schichten stammen, bewältigen diese Herausforderungen andauernd –, aber es kostet Kraft. Es kostet Kraft, die einzige schwarze Person in einem Vorlesungssaal oder einer von nur wenigen nicht-weißen Menschen zu sein, die für eine Rolle in einem Theaterstück vorsprechen oder einem offiziellen Team der Universität beitreten wollen. Es erfordert Anstrengung und auch eine Extraportion Selbstvertrauen, um in so einer Umgebung das Wort zu ergreifen und sich zu behaupten. Deshalb verspürten meine Freunde und ich auch eine gewisse Erleichterung, wenn wir uns abends, unter uns, zum Essen trafen. Und darum blieben wir auch so lange und lachten, so viel wir konnten.

Meine beiden weißen Mitbewohnerinnen in Pyne Hall waren uneingeschränkt nett, aber ich verbrachte nicht genug Zeit im

Wohnheim, um wirklich tiefe Freundschaften zu knüpfen. Ich hatte genaugenommen kaum weiße Freunde. Rückblickend wird mir klar, dass das genauso meine Schuld war wie die der anderen. Ich war vorsichtig und hielt mich an das, was ich kannte. Es fällt mir schwer, in Worte zu fassen, was man manchmal einfach nur erspürt. Die stummen, aber grausamen Nuancen der Ausgrenzung – ganz subtile Hinweise, die einem zu verstehen geben, riskier lieber nichts, halt dich an deine Leute und mucks dich nicht.

Cathy, eine meiner Mitbewohnerinnen, tauchte viele Jahre später einmal im Fernsehen auf, wo sie mit gewisser Verlegenheit schilderte, was ich damals, als wir zusammenlebten, nicht gewusst hatte: Ihre Mutter, eine Lehrerin aus New Orleans, war derart entsetzt darüber gewesen, dass man ihrer Tochter eine schwarze Mitbewohnerin zugeteilt hatte, dass sie die Universität bedrängt hatte, uns wieder zu trennen. Ihre Mutter gab dann auch ein Interview, in dem sie die Geschichte bestätigte und noch weitere Erläuterungen lieferte. Nachdem sie in einem Haus aufgewachsen war, in dem das N-Wort zum Familienvokabular gehörte und ihr Großvater als ehemaliger Sheriff damit prahlte, Schwarze aus der Stadt gejagt zu haben, war sie, wie sie es formulierte, über meine Nähe zu ihrer Tochter »entsetzt« gewesen.

Alles, was ich damals mitten in unserem ersten Studienjahr mitbekam, war, dass Cathy aus unserem Dreier- in ein Einzelzimmer umzog. Und ich bin froh, sagen zu können, dass ich keine Ahnung hatte, warum.

Mein Stipendium für Princeton setzte voraus, dass ich mir einen Studentenjob suchte. Ich ergatterte einen guten, und zwar als Assistentin der Chefin des TWC. Ich half dort etwa zehn Stunden pro Woche aus, wenn ich gerade keine Lehrveranstaltung hatte, und saß an einem Schreibtisch neben Loretta, der Vollzeit-Sekretärin. Ich tippte

Aktennotizen, ging ans Telefon und half Studenten, die Fragen zum Wechsel eines Kurses hatten oder sich für das Gemeinschaftsessen anmelden wollten. Das Büro befand sich in der vorderen Ecke des Gebäudes. Es hatte Fenster, durch die die Sonne hereinschien, und war mit kunterbunten Möbeln eingerichtet, die einen eher gemütlichen als offiziellen Eindruck vermittelten. Ich war richtig gerne dort und mochte die Büroarbeit. Ich liebte das befriedigende Gefühl, wenn ich irgendeine kleine organisatorische Aufgabe erledigt hatte. Am meisten liebte ich aber meine Chefin, Czerny Brasuell.

Czerny war eine kluge und schöne schwarze Frau von gerade mal dreißig Jahren. Als lebhafte, immer in Bewegung befindliche New Yorkerin trug sie Jeans mit Schlag, Wedges, und schien immer vier oder fünf Ideen auf einmal zu haben. Für Studenten nicht-weißer Hautfarbe in Princeton war sie eine Art Über-Mentorin, unsere ultra-hippe und immer freimütige größte Verteidigerin, wofür sie allgemein geschätzt wurde. Im Büro jonglierte sie mehrere Projekte gleichzeitig – Lobbyarbeit bei der Universitätsverwaltung für eine inklusive Politik zugunsten der Minderheiten, Beratung einzelner Studierender gemäß ihrer Bedürfnisse, und Entwicklung neuer Ideen, mit denen sich unser aller Los verbessern ließe. Oft kam sie zu spät und riss in vollem Lauf die Eingangstür zum Center auf. Dabei hatte sie dann oft einen Packen loser Blätter unter dem Arm, eine brennende Zigarette im Mund und die Handtasche über der Schulter, während sie Loretta und mir im Gehen bereits Arbeitsaufträge zurief. In ihrer Umgebung zu sein, war eine schwindelerregende Erfahrung – so aus der Nähe hatte ich noch keine unabhängige Frau erlebt, die von ihrem Job begeistert war. Sicher nicht zufällig war sie auch noch alleinerziehende Mutter eines lieben, aufgeweckten Jungen namens Jonathan, auf den ich häufig als Babysitter aufpasste.

Czerny sah ein gewisses Potenzial bei mir, obwohl es mir ja

eindeutig noch an Lebenserfahrung mangelte. Aber sie behandelte mich wie eine Erwachsene, fragte nach meiner Meinung und hörte aufmerksam zu, wenn ich ihr die verschiedenen Sorgen oder administrativen Probleme der Studenten schilderte, die sich an uns wandten. Sie schien entschlossen, mehr Mut in mir freizusetzen. Eine ganze Reihe ihrer Fragen begann mit »Hast du schon mal …?« oder »Warst du schon mal …?« Hatte ich beispielsweise schon die Bücher von James Cone gelesen? Hatte ich schon mal die Investitionen Princetons in Südafrika in Frage gestellt oder überlegt, wie man mehr Studierende, die Minderheiten angehörten, rekrutieren könnte? Meistens lautete die Antwort Nein, aber allein indem sie es erwähnte, war mein Interesse auch schon geweckt.

»Warst du schon mal in New York?«, fragte sie mich irgendwann.

Die Antwort lautete wieder Nein, aber das änderte Czerny bald. An einem Samstagmorgen quetschten wir uns in ihr Auto – ich, der kleine Jonathan und eine andere Freundin, die ebenfalls beim TWC arbeitete. Und los ging es. Czerny redete und rauchte die ganze Zeit, während sie mit Vollgas Richtung Manhattan brauste. Man konnte fast spüren, wie etwas von ihr abfiel, je weiter wir fuhren. Eine Spannung schien sich zu lösen, während die weißen Zäune der Pferdefarmen rund um Princeton von verstopften Highways abgelöst wurden und schließlich die Skyline der City vor uns auftauchte. New York war Czernys Zuhause, genau wie Chicago meines. Man weiß gar nicht so genau, was einen damit verbindet, bis man fortgeht und erfährt, was es bedeutet, entwurzelt zu sein. Ein Korken, der auf dem Meer eines anderen Ortes treibt.

Bevor wir uns versahen, fanden wir uns im geschäftigen Herzen New Yorks wieder, in einem Schwarm gelber Taxis und umgeben von kreischenden Hupen, weil Czerny zwischen den Ampeln immer wieder Vollgas gab und erst in absolut letzter Sekunde voll in die Bremse trat,

um nicht bei Rot über die Kreuzung zu fahren. Ich weiß gar nicht mehr genau, was wir an jenem Tag alles gemacht haben: Ich erinnere mich, dass wir Pizza aßen. Wir sahen auch das Rockefeller Center, fuhren durch den Central Park und erspähten in der Ferne die Freiheitsstatue mit ihrer hoffnungsvoll gereckten Fackel. Aber hauptsächlich waren wir aus praktischen Gründen da. Czerny schien ihre Seele wieder aufzuladen, indem sie eine Reihe banaler Erledigungen abarbeitete. Sie musste Dinge abholen, und andere irgendwo abliefern. Dafür hielt sie auf belebten Querstraßen in zweiter Reihe, sprang in irgendwelche Gebäude und wieder heraus, was andere Autofahrer mit wilden Hupkonzerten quittierten, während wir anderen hilflos im Wagen saßen. New York überwältigte mich. Es war schnell und laut, ein weniger geduldiger Ort als Chicago. Doch Czerny war dort voller Leben, unbeeindruckt davon, dass die Fußgänger bei Rot über die Straße gingen und der Gestank von Urin und Müll vom Bordstein heraufwaberte.

Sie wollte gerade erneut in zweiter Reihe stehen bleiben, doch dann musterte sie den Verkehr im Rückspiegel und überlegte es sich plötzlich anders. Sie bedeutete mir, vom Beifahrersitz herüberzurutschen und den Platz hinterm Steuer einzunehmen.

»Du hast doch einen Führerschein, oder?«, fragte sie. Als ich nickte, meinte sie: »Klasse. Du übernimmst. Fahr einfach einmal langsam um den Block. Oder vielleicht zweimal. Bis dahin bin ich wieder da. Es dauert nur fünf Minuten oder weniger, versprochen.«

Ich muss sie angesehen haben, als sei sie irre. Sie war meiner Meinung nach irre, wenn sie glaubte, ich könne in Manhattan Auto fahren. Als Teenager, völlig fremd in dieser chaotischen Stadt, unerfahren und, zumindest in meinen Augen, absolut unfähig, nicht nur ihr Auto, sondern auch noch ihren kleinen Sohn auf einer ungewissen Runde im spätnachmittäglichen Verkehr herumzukutschieren, nur

damit die Zeit verging. Aber mein Zögern löste in Czerny nur etwas aus, das ich für immer mit den New Yorkern verbinden werde – einen instinktiven und unmittelbaren Widerwillen gegen Kleinmut. Sie stieg einfach aus und ließ mir gar keine andere Wahl, als zu fahren. Komm drüber weg und leb einfach mal ein bisschen, lautete ihre Botschaft.

Inzwischen lernte ich ununterbrochen. Und zwar so wie man das an der Universität normalerweise macht. Ich blieb in den Vorlesungen eher für mich und lernte meist in einem ruhigen Raum im Third World Center oder in einer Lesekabine der Bibliothek. So lernte ich, effizient zu schreiben und kritisch zu denken. Versehentlich hatte ich mich als Studienanfängerin für eine sehr fortgeschrittene Lehrveranstaltung in Theologie eingeschrieben. Ich kämpfte mich durch und rettete meine Note nur mit einer Hausarbeit, bei der ich einfach alles gab. Sie wurde trotzdem nicht schön, aber ich empfand die Erfahrung am Ende doch als ermutigend, denn ich hatte bewiesen, dass ich mich aus jeder Bredouille herausarbeiten konnte. Mit welchen Defiziten auch immer ich von meiner städtischen Highschool gekommen war, konnte ich diese anscheinend ausgleichen, indem ich zusätzlich Zeit investierte, bei Bedarf um Hilfe bat, lernte, mir meine Kräfte einzuteilen, und darauf achtete, nichts auf die lange Bank zu schieben.

Trotzdem war es nach wie vor unmöglich, eine schwarze Jugendliche an einer überwiegend weißen Bildungseinrichtung zu sein und nicht den Schatten der Minderheitenförderung über einem zu spüren. Man konnte es in den Blicken bestimmter Kommilitonen und sogar einiger Professoren erkennen. Als wollten sie sagen: »Ich weiß, warum du hier bist.« Diese Momente waren demoralisierend, selbst wenn ich mir diese Vorbehalte manchmal mit Sicherheit nur einbildete. Aber der Samen des Zweifels war damit gesät. War ich wirklich nur aufgrund eines gesellschaftlichen Experiments hier?

Langsam begann ich jedoch zu verstehen, dass an der Universität viele verschiedene Quoten erfüllt werden müssen. Als Minderheiten waren wir am deutlichsten sichtbar, aber offensichtlich wurden bestimmte Abstriche gemacht, um alle Arten von Studierenden aufzunehmen, auch die, deren Noten oder Leistungen dem allgemeinen Standard vielleicht nicht genügten. Die Studentenschaft war mitnichten eine reine Leistungselite. Da gab es beispielsweise die Sportler oder die Jugendlichen mit langer Geschichte, deren Väter oder Großväter schon »Tigers« gewesen waren oder deren Familien den Bau eines Wohnheims oder einer Bibliothek finanziert hatten. Ich lernte dabei allerdings auch, dass Reichtum einen nicht vor dem Scheitern bewahrt. Um mich herum sah ich Studenten scheitern – weiße, schwarze, privilegierte und solche, die es nicht waren. Manche ließen sich unter der Woche zu Bierpartys hinreißen, andere verkrafteten den Stress nicht oder versuchten vergeblich, einem gelehrten Ideal zu entsprechen, wieder andere waren einfach faul oder so eindeutig nicht in ihrem Element, dass sie nicht klarkamen. Ich betrachtete es als meine Aufgabe, die Nerven zu bewahren, die für mich bestmöglichen Noten zu erzielen und dabeizubleiben.

Als Suzanne und ich in unserem Sophomore-Jahr, unserem zweiten Studienjahr, ein Zweierzimmer bezogen, kam ich dahinter, wie ich es besser machen konnte. Inzwischen war ich es schon gewohnt, eine von wenigen Studierenden mit nicht-weißer Hautfarbe in einem vollen Hörsaal zu sein. Ich versuchte auch, mich nicht einschüchtern zu lassen, wenn die Diskussion in einem Seminarraum von männlichen Studierenden dominiert wurde, was oft der Fall war. Als ich ihnen genauer zuhörte, stellte ich fest, dass sie überhaupt nicht schlauer waren als wir anderen. Sie waren schlicht mutiger, weil sie auf einer uralten Welle der Überlegenheit schwammen, gestärkt von der Tatsache, dass die Geschichte sie noch nie eines Besseren belehrt hatte.

Einige meiner Freunde spürten ihr Anderssein drastischer als ich. Einer meiner Freunde, Derrick, erinnert sich an weiße Studenten, die sich auf dem Gehweg weigerten, ihm Platz zu machen, wenn sie aufeinander zuliefen. Ein anderes Mädchen, das wir kannten, hatte eines Abends sechs Freunde in ihrem Wohnheimzimmer zu Besuch, um ihren Geburtstag zu feiern. Prompt wurde sie ins Büro des Dekans gerufen, wo man ihr mitteilte, die weiße Mitbewohnerin habe sich angesichts der »großen schwarzen Jungs« in ihrem Zimmer unwohl gefühlt. Wir Angehörige von Minderheiten waren in Princeton so wenige, dass unsere Anwesenheit wohl immer auffiel. Ich fasste das hauptsächlich als Auftrag zu Höchstleistungen auf. So tat ich alles in meiner Macht Stehende, um mitzuhalten oder die privilegierteren Kommilitonen sogar noch zu übertreffen. Genau wie schon an der Whitney Young war meine Anspannung zumindest teilweise von dem Gefühl verursacht: Ich werde es euch schon zeigen. Während ich an der Highschool noch meinte, mein Viertel zu repräsentieren, vertrat ich in Princeton meine Rasse. Jedes Mal wenn ich mich im Unterricht traute, das Wort zu ergreifen, oder mir eine Prüfung gut gelang, hoffte ich im Stillen, es würde auch im größeren Zusammenhang helfen.

Suzanne war, wie ich bald erkannte, keine, die sich endlos den Kopf zerbrach. Ich gab ihr den Spitznamen Screwzy, weil sie ihre Tage so unpraktisch, fast erratisch anging. Die meisten Entscheidungen – mit wem sie ausging, welche Kurse sie belegte – traf sie hauptsächlich danach, wie viel Spaß es ihr machen würde. Und wenn etwas keinen Spaß machte, änderte sie rasch ihre Meinung. Während ich der Organization for Black Unity beitrat und mich generell an das Third World Center hielt, schloss Suzanne sich der Laufmannschaft an und managte das Lightweight Football Team, wobei sie die Nähe zu den süßen, athletischen Jungs genoss. Über den Eating Club hatte sie auch weiße und reiche Freunde, darunter einen angeblichen Teenie-Filmstar

und eine europäische Studentin, von der gerüchteweise behauptet wurde, sie sei eine Prinzessin. Suzanne hatte aufgrund gewissen Drucks ihrer Eltern mit Medizin angefangen, brach das Studium jedoch ab, weil es ihrer Vorstellung von Spaß nicht entsprach. Irgendwann drohte man ihr sogar, sie vom College zu werfen, aber selbst das schien ihr wenig auszumachen. Sie war Laverne und ich Shirley, sie Ernie, ich Bert. Unser gemeinsames Zimmer ähnelte einem ideologischen Schlachtfeld, wo Suzanne auf ihrer Seite über ein abgewracktes Terrain aus verstreuten Klamotten und Zetteln herrschte und ich auf meinem Bett, umgeben von pedantischer Ordnung, residierte.

»Muss das wirklich sein?«, pflegte ich zu sagen, wenn Suzanne vom Lauftraining zurückkam und auf dem Weg in die Dusche ihre verschwitzten Sportklamotten auszog und auf den Boden fallen ließ, wo sie für die folgenden Tage vermischt mit sauberer Kleidung und unvollendeten Hausaufgaben liegen bleiben würden.

»Muss was sein?«, fragte sie dann gerne zurück und schenkte mir dazu ihr entwaffnendes Lächeln.

Manchmal musste ich Suzannes Chaos ausblenden, um klar denken zu können. Manchmal wollte ich sie auch am liebsten anschreien, aber das tat ich nie. Suzanne war nun mal so. Sie würde sich nicht ändern. Wenn es mir zu viel wurde, packte ich ihren ganzen Mist einfach und häufte ihn kommentarlos auf ihr Bett.

Heute sehe ich, dass sie mich im positiven Sinne provozierte, weil sie mir den Gedanken nahebrachte, dass nicht alle Menschen ihre Ordner mit Schildchen versehen und alphabetisch sortieren müssen – oder überhaupt Ordner brauchen. Jahre später sollte ich einen Typen kennenlernen, der seine Sachen wie Suzanne in Haufen deponierte und nie, wirklich nie daran dachte, seine Klamotten zusammenzulegen. Aber dank Suzanne kam ich damit zurecht. Ich halte es sogar bis heute mit diesem Typen aus. Das lernt ein Kontrollfreak in der beengten

besonderen Welt des Colleges, und vielleicht ist es sogar das Wichtigste: dass es einfach auch andere Arten zu leben gibt.

»Hast du schon mal«, sagte Czerny eines Tages zu mir, »daran gedacht, ein kleines Betreuungsprogramm für Kinder am Nachmittag zu starten?«

Ich vermute, dass sie mich das aus Mitleid fragte. Denn mit der Zeit war mir Jonathan, der inzwischen die Grundschule besuchte, so ans Herz gewachsen, dass ich an vielen Nachmittagen mit ihm als meinem Sidekick in Princeton unterwegs war. Wir verbrachten Zeit im TWC, spielten zweistimmig auf dem verstimmten Klavier oder lasen zusammen auf einem der durchgesessenen Sofas. Czerny bezahlte mich für die Zeit, aber ihrer Ansicht nach genügte das wohl nicht.

»Das meine ich ernst«, sagte sie. »Ich kenne viele Fakultätsangehörige, die ständig auf der Suche nach Betreuung am Nachmittag sind. Du könntest das vom Center aus betreiben. Probier es doch mal und schau, wie es läuft.«

Dank Czernys Mundpropaganda dauerte es nicht lange, bis ich eine Truppe von drei oder vier Kindern zu betreuen hatte. Es handelte sich um die Kinder von schwarzen Verwaltungsangestellten und Dozenten in Princeton, die selbst eine Minderheit darstellten und sich wie wir zum TWC hingezogen fühlten. An mehreren Nachmittagen pro Woche, immer wenn die öffentliche Grundschule zu Ende war, versorgte ich die Kids mit gesunden Snacks und spielte mit ihnen auf dem Rasen. Wenn sie Hausaufgaben zu machen hatten, erledigten wir das gemeinsam.

Für mich vergingen diese Stunden wie im Flug. Das Zusammensein mit den Kindern hatte den wunderbaren Nebeneffekt, dass es den Lernstress verschwinden ließ und meinen Kopf freimachte. Als Kind hatte ich ganze Tage damit verbracht, meine Puppen zu bemuttern, sie

anzuziehen, zu füttern und Pflaster auf ihre Plastikknie zu kleben. Jetzt machte ich das in echt und fand es deutlich chaotischer, aber keineswegs weniger befriedigend, als ich erwartet hatte. Nach ein paar Stunden mit den Kleinen kehrte ich immer erschöpft, aber glücklich in mein Wohnheim zurück.

Ungefähr einmal pro Woche nahm ich mir in einem ruhigen Moment Zeit, um zum Telefon zu gehen und die Nummer unserer Wohnung an der Euclid Avenue zu wählen. Wenn mein Vater Frühschicht hatte, erwischte ich ihn am Spätnachmittag, während er – so stellte ich es mir vor – in seinem Sessel im Wohnzimmer saß, die Füße hochgelegt hatte, Fernsehen schaute und darauf wartete, dass meine Mom von der Arbeit kam. Abends ging normalerweise sie ans Telefon. Ich erzählte beiden so detailliert von meinem Collegealltag wie ein Siedler, der pflichtbewusst aus dem Grenzland Bericht erstattete. So plauderte ich über jede Beobachtung, die ich gemacht hatte: Von der Abneigung gegen die Französischdozentin bis zu den Marotten der kleinen Kinder in meiner Nachmittagsbetreuung oder von der Tatsache, dass Suzanne und ich uns beide in einen afroamerikanischen Ingenieur-Studenten mit betörend grünen Augen verliebt hatten, den wir zwar hingebungsvoll auf Schritt und Tritt beobachteten, der aber kaum von unserer Existenz Notiz zu nehmen schien.

Mein Dad kicherte über diese Anekdoten. »Tatsächlich?«, pflegte er zu sagen. Oder: »Wie kann das denn sein?« Und: »Vielleicht verdient dieser Ingenieursknabe keine von euch beiden.«

Wenn ich mit Erzählen fertig war, berichtete er mir die Neuigkeiten von zu Hause. Dandy und Grandma waren zurück nach South Carolina in Dandys Heimatstadt Georgetown gezogen, wo Grandma sich wohl ein bisschen einsam fühlte. Er schilderte mir, wie viel meine Mutter arbeitete, weil sie nun auch Robbie mitversorgte, die inzwischen über siebzig und verwitwet war und einige gesundheitliche

Probleme hatte. Seine eigenen Schwierigkeiten erwähnte er nie, aber ich wusste, dass es sie gab. Irgendwann hatte Craig an einem Samstag ein Heimspiel, zu dem meine Eltern den ganzen Weg nach Princeton kamen, um ihm zuzusehen. Da bekam ich die Veränderung ihrer Realität – von der am Telefon nie gesprochen wurde – erstmals vor Augen geführt. Nachdem er auf dem riesigen Parkplatz vor dem Jadwin Gym angehalten hatte, setzte sich mein Vater widerstrebend in einen Rollstuhl und ließ sich von meiner Mutter ins Gebäude schieben.

Ich wollte fast nicht sehen, was mit meinem Vater los war, weil ich es kaum ertrug. In der Bibliothek von Princeton hatte ich ein wenig über Multiple Sklerose recherchiert und einige Artikel aus medizinischen Zeitschriften kopiert, die ich dann meinen Eltern schickte. Ich versuchte, sie zu überreden, einen Spezialisten aufzusuchen oder Dad bei einer Physiotherapie anzumelden, aber davon wollten sie – vor allem mein Dad – nichts wissen. In den vielen Stunden, die wir während meiner Collegezeit miteinander telefonierten, war seine Gesundheit das einzige Thema, auf das er nie zu sprechen kam.

Wenn ich ihn fragte, wie es ihm ginge, antwortete er stets: »Es geht mir gut.« Und das war es dann.

Ich ließ mich von seiner Stimme trösten. Der war keine Spur von Schmerz oder Selbstmitleid anzuhören, nur gute Laune, Sanftheit und eine winzige Spur Jazz. Davon lebte ich, als wäre sie Sauerstoff. Das gab mir Kraft und genügte immer. Bevor wir auflegten, fragte er mich jedes Mal, ob ich irgendetwas brauche – Geld beispielsweise –, aber darauf antwortete ich niemals mit Ja.

# 7

Mein Zuhause rückte gefühlsmäßig in immer weitere Ferne, fast als wäre es nur ein Ort meiner Fantasie. Während meiner Collegezeit hielt ich nur zu wenigen meiner Freunde von der Highschool Kontakt, am intensivsten noch zu Santita, die an die Howard University in Washington, D. C., gegangen war. An einem langen Wochenende fuhr ich sie besuchen. Wir lachten und führten tiefsinnige Gespräche, genau wie immer. Der Campus der Howard war großstädtisch – »Mädchen, du lebst ja immer noch in der Hood!«, neckte ich sie, nachdem vor ihrem Wohnheim eine riesige Ratte an uns vorbeigerannt war. Die Studentenschaft, fast doppelt so groß wie in Princeton, bestand fast ausschließlich aus Schwarzen. Ich beneidete Santita darum, dass sie nicht durch ihre Hautfarbe isoliert war. Sie musste es nicht jeden Tag aushalten, zu einer so kleinen Minderheit zu gehören. Aber trotzdem kehrte ich gern zu den smaragdgrünen Rasenflächen und den Steinbögen von Princeton zurück, auch wenn dort nur wenige Leute etwas mit meiner Herkunft anfangen konnten.

Ich studierte jetzt im Hauptfach Soziologie und erzielte gute Noten. Ich fing an, mit einem Footballspieler auszugehen, der klug und spontan war und gern Spaß hatte. Suzanne und ich teilten uns inzwischen ein Zimmer mit Angela Kennedy, einem drahtigen Mädchen aus Washington, D. C., mit flinker Zunge, schneller Auffassungsgabe und ziemlich verrücktem Humor, das sich einen Sport daraus machte, uns zum Lachen zu bringen. Obwohl sie ein schwarzes Mädchen aus der Großstadt war, zog sie sich an wie ein Preppy-Klischee, sehr adrett, mit

zweifarbigen Schnürschuhen und pinkfarbenen Wollpullis, und schaffte es, damit gut auszusehen.

Ich stammte aus einer Welt, lebte jetzt aber ganz und gar in einer anderen. Einer Welt, in der sich die Leute über ihre LSAT-Ergebnisse, ihr Abschneiden bei den Zulassungstests für ein Jurastudium, und ihre Squash-Partien Sorgen machten. Diese Diskrepanz verschwand nie völlig. Wenn mich am College irgendwer fragte, wo ich herkäme, antwortete ich: »Chicago.« Und um deutlich zu machen, dass ich nicht eines dieser Kinder aus den wohlhabenden Vororten wie Evanston oder Winnetka war, die Chicago zu Unrecht für sich beanspruchten, fügte ich noch mit einer Spur Stolz oder vielleicht auch Trotz hinzu: »Von der South Side.« Ich wusste, wenn das irgendwelche Assoziationen hervorrief, dann wahrscheinlich nur Klischeebilder eines schwarzen Ghettos, waren es doch Gangfehden und Gewalt in den sozialen Wohnsiedlungen, die am häufigsten in den Nachrichten vorkamen. Aber wieder versuchte ich, wenn auch nur halb bewusst, die Alternative zu vertreten. Ich gehörte genauso nach Princeton wie alle anderen. Und ich kam von der South Side Chicagos. Es war mir wichtig, das laut auszusprechen.

Für mich war die South Side etwas ganz anderes als das, was im Fernsehen gezeigt wurde. Sie war mein Zuhause. Zuhause war auch die Wohnung an der Euclid Avenue mit ihrem fadenscheinigen Teppich und den niedrigen Decken, mein Dad zurückgelehnt in seinem verstellbaren Sessel. Zuhause war unser winziger Garten mit Robbies blühenden Blumen und der Steinbank, auf der ich, gefühlt vor ewigen Zeiten, den Jungen namens Ronnell geküsst hatte. Zuhause war meine Vergangenheit, die hauchzarte Fäden mit dem Ort verbanden, an dem ich mich jetzt befand.

Wir hatten sogar eine Verwandte in Princeton: die jüngere Schwester von Dandy, die wir alle Aunt Sis nannten. Sie war eine

einfache, fröhliche Frau, die in einem einfachen, fröhlichen Haus am Stadtrand wohnte. Ich weiß nicht, was Aunt Sis ursprünglich nach Princeton gebracht hatte, aber sie lebte schon lange dort. Sie erledigte die Hausarbeit mehrerer einheimischer Familien und hatte dabei aber nie ihren Georgetown-Akzent verloren, etwas zwischen Low-Country-Genuschel und Gullah-Singsang. Wie Dandy war Aunt Sis in Georgetown, in South Carolina, aufgewachsen, an das ich mich von ein paar Besuchen als Kind im Sommer zusammen mit meinen Eltern erinnerte. Ich wusste noch, dass es dort drückend heiß war und spanisches Moos wie schwere grüne Vorhänge an den Lebenseichen hing, dass Zypressen im Sumpf wuchsen und alte Männer in trüben Flüssen angelten. In Georgetown gab es auch erschreckend viele Insekten, die wie kleine Hubschrauber durch die Abendluft surrten und brummten.

Während unserer Besuche wohnten wir bei Großonkel Thomas, einem weiteren von Dandys Geschwistern. Er war ein warmherziger Highschool-Direktor, der mich mit in seine Schule nahm und dort an seinem Schreibtisch sitzen ließ. Und der mir großzügig ein Glas Erdnussbutter kaufte, als ich die Nase über die enormen Frühstücksmahlzeiten mit Speck, Biscuits und Maisgrütze rümpfte, die seine Frau, Aunt Dot, jeden Morgen servierte. Ich liebte und hasste es, im Süden zu sein, einfach weil er so anders war als das, was ich kannte. Auf den Straßen außerhalb der Stadt kamen wir an Einfahrten zu ehemaligen Sklavenplantagen vorbei, die eine solche Selbstverständlichkeit darstellten, dass niemand extra darauf hinwies. Am Ende eines einsamen unbefestigten Wegs tief im Wald aßen wir Wild in der baufälligen Hütte irgendwelcher noch weiter entfernt verwandter Cousins. Einer von ihnen nahm Craig mit und zeigte ihm, wie man mit einem Gewehr schoss. Spätabends, zurück in Onkel Thomas' Haus, konnten wir beide kaum einschlafen, weil es bis auf die

Zikaden in den Bäumen so absolut still war.

Das Geräusch dieser Insekten und die verschlungenen Äste der Lebenseichen blieben uns noch lange, nachdem wir in den Norden zurückgekehrt waren, fast wie ein zweiter Herzschlag im Gedächtnis. Schon als Kind begriff ich von ganz allein, dass der Süden mir am Herzen lag, Teil meines Vermächtnisses und meinem Vater wichtig genug war, um dorthin zurückzukehren und seine Leute zu besuchen. Die Anziehung war so stark, dass Dandy zurück nach Georgetown wollte, obwohl er als junger Mann von dort wegmusste. Als er dann wiederkam, tat er es nicht etwa, um in irgendein idyllisches kleines Cottage am Fluss mit weißem Zaun und hübschem Garten dahinter zu ziehen. Craig und ich fuhren einmal hin, um ihn zu besuchen, und es war nur ein gesichtsloses Durchschnittshaus in der Nähe eines Gewerbegebiets.

Der Süden war nicht das Paradies, aber er bedeutete uns etwas. Aufgrund unserer Familiengeschichte wurden wir davon gleichermaßen angezogen und abgestoßen. Da waren diese ausgeprägte Vertrautheit und dahinter eine tiefere, hässliche Vergangenheit. Viele Leute, die ich in Chicago kannte – die Kinder, die mit mir die Bryn Mawr besucht hatten, und viele meiner Freunde an der Whitney Young –, kannten es so ähnlich, obwohl man nicht ausdrücklich darüber sprach. Die Kinder reisten nur einfach jeden Sommer »down south« – manchmal, um die gesamten Ferien mit ihren entfernten Cousinen und Cousins zu Hause in Georgia, Louisiana oder Mississippi zu verbringen. Wahrscheinlich hatten sie Großeltern oder andere Verwandte, die sich der Great Migration nach Norden angeschlossen hatten, genau wie Dandy damals aus South Carolina und Southsides Mutter aus Alabama. Irgendwo im Hintergrund gab es dann noch die große Wahrscheinlichkeit, dass sie, wie ich, von Sklaven abstammten.

Das Gleiche galt für viele meiner Freunde in Princeton, aber ich

erfuhr auch, dass es in Amerika noch andere Versionen des Schwarzseins gibt. Ich lernte Jugendliche aus Städten an der Ostküste kennen, deren Wurzeln in Puerto Rico, Kuba oder der Dominikanischen Republik lagen. Czernys Verwandte stammten aus Haiti. Einer meiner guten Freunde, David Maynard, war das Kind einer wohlhabenden Familie von den Bahamas. Und dann war da natürlich Suzanne mit ihrer nigerianischen Geburtsurkunde und ihrer Vielzahl geliebter Tantchen auf Jamaika. Wir waren alle verschieden und unsere Abstammung halb verborgen oder vielleicht halb vergessen. Wir sprachen nicht über unsere Vorfahren. Warum auch? Jung wie wir waren, hatten wir nur die Zukunft im Blick – auch wenn wir natürlich noch nicht wussten, was die uns bringen würde.

Ein- oder zweimal pro Jahr lud Aunt Sis Craig und mich zum Abendessen in ihr Haus auf der anderen Seite von Princeton ein. Dann packte sie unsere Teller mit saftig fetten Rippchen und dampfendem Kohlgemüse voll und reichte uns den Korb mit sorgsam in Quadrate geschnittenem Maisbrot, das dick mit Butter bestrichen war. Unsere Gläser füllte sie mit unglaublich süßem Tee und nötigte uns, ein zweites und drittes Mal nachzunehmen. Soweit ich mich erinnere, sprachen wir mit Aunt Sis nie über irgendetwas Bedeutsames. Es war ungefähr eine Stunde höflicher Smalltalk, der zu nichts führte, und dazu dieses pikante, herzhafte Essen, das typisch für South Carolina war und das wir, weil wir das Mensaessen schon leid waren, begeistert in uns reinschaufelten. Ich sah in Aunt Sis einfach eine sanftmütige, zuvorkommende ältere Dame, aber sie schenkte uns etwas, was wir wegen unserer Jugend gar nicht als solches erkannten. Sie fütterte uns mit der Vergangenheit – unserer, ihrer, der unseres Vaters und Großvaters. Und zwar ohne ein Wort darüber verlieren zu müssen. Wir aßen einfach, halfen beim Abwasch und spazierten dann, dankbar für ein bisschen Bewegung, mit vollen Bäuchen zum Campus zurück.

Nun kommt eine Erinnerung, die wie die meisten ihrer Art nicht perfekt und stark subjektiv ist. Ich habe sie vor langer Zeit wie einen Kiesel am Strand aufgehoben und in die Tasche meines Gedächtnisses gesteckt. Sie stammt aus meinem zweiten Jahr am College und hat mit Kevin, meinem Football spielenden damaligen Freund, zu tun.

Kevin stammt aus Ohio und ist eine fast unmögliche Mischung aus groß, liebenswürdig und schroff. Er spielt bei den Tigers als Safety, einer wichtigen Position in der Verteidigungsreihe, weil er schnell und in seinen Tacklings furchtlos ist, gleichzeitig absolviert er das Vorbereitungsstudium für Medizin. An der Universität ist er mir zwei Jahre voraus, also im selben Jahrgang wie mein Bruder, und wird bald seinen Abschluss machen. Beim Lächeln hat er eine süße, kleine Zahnlücke, und er gibt mir das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Wir sind beide vielbeschäftigt und haben unterschiedliche Freundeskreise, aber wir verbringen auch gern Zeit miteinander. An den Wochenenden bestellen wir uns Pizza und gehen zum Brunch. Kevin genießt jede Mahlzeit, die er sich gönnt, weil er für Football sein Gewicht halten muss, und außerdem sind es Momente, in denen er zur Ruhe kommt. Er ist rastlos, immer rastlos, und auf eine Weise impulsiv, die ich charmant finde.

»Lass uns ein bisschen rumfahren«, sagt Kevin eines Tages zu mir. Vielleicht sagt er es am Telefon oder vielleicht verbringen wir auch gerade schon Zeit miteinander, als es ihm einfällt. Jedenfalls sitzen wir kurz darauf in seinem Wagen – einem kleinen roten Flitzer – und fahren über den Campus in eine abgelegene, verwilderte Ecke von Princeton, wo wir schließlich in einen ziemlich versteckten, unbefestigten Weg einbiegen. Es ist Frühling in New Jersey und ein warmer, klarer Tag mit einem endlos blauen Himmel.

Unterhalten wir uns? Halten wir Händchen? Daran erinnere ich mich nicht mehr, aber alles fühlt sich leicht und unbeschwert an. Nach

etwa einer Minute bremst Kevin abrupt. Er hat neben einer großen Wiese gehalten. Das hohe Gras ist vom Winter verkümmert und sieht aus wie Stroh, ist aber durchsetzt von winzigen Frühlingsblumen. Er steigt aus.

»Komm«, sagt er und winkt mir, ihm zu folgen.

»Was machen wir denn?«

Da sieht er mich an, als liege das doch auf der Hand. »Wir rennen über diese Wiese.«

Und das tun wir. Wir rennen über die Wiese. Laufen von einem Ende zum anderen, werfen dabei wie kleine Kinder die Arme in die Luft und stören die Stille mit unseren Jubelschreien. So trampeln wir durchs trockene Gras und springen über Blumen. Vielleicht lag es für mich vorhin noch nicht auf der Hand, aber jetzt schon. Wir sollten einfach über diese Wiese rennen! Na klar sollten wir das!

Als wir uns wieder auf die Autositze fallen lassen, sind Kevin und ich außer Atem und kichern, weil das gerade einfach so albern war.

Und das ist es auch schon. Ein kleiner Augenblick, letztendlich belanglos. Aber nur wegen dieser Albernheit und weil die Aktion mich kurz von dem ernsteren Programm befreit hat, das ich jeden Tag zu erledigen hatte, ist er mir bis heute im Gedächtnis geblieben. Denn trotz meines Daseins als Soziologiestudentin, die die gemeinsamen Mahlzeiten in der Mensa genoss und kein Problem damit hatte, die Tanzfläche bei Partys im TWC für sich zu beanspruchen, war ich immer noch insgeheim und ständig auf meine Agenda konzentriert. Hinter meinem lässigen Auftreten als College-Kid lebte ich wie ein verkappter CEO, im Stillen, aber unbeirrbar auf Leistung fokussiert, bestrebt, jeden Punkt abzuhaken. Die To-do-Liste existierte in meinem Kopf und begleitete mich überall hin. Ich setzte mir Ziele, analysierte Ergebnisse, zählte meine Siege. Wenn es eine Herausforderung anzunehmen gab, dann nahm ich sie an. Eine Gelegenheit, mich zu beweisen, folgte der

nächsten. So verläuft das Leben eines Mädchens, das nicht aufhören kann, sich zu fragen: Bin ich gut genug? Ein Mädchen, das immer noch versuchte, sich selbst die Antwort darauf zu geben.

Kevin war dagegen jemand, der ständig Schlenker machte – und diese Schlenker dann auch noch genoss. Er und Craig schlossen Princeton am Ende meines Sophomore-Jahres ab. Craig ging dann als Basketball-Profi nach England, genauer gesagt: nach Manchester. Von Kevin hatte ich erwartet, er würde an eine medizinische Fakultät wechseln, doch er machte einen weiteren Schlenker. Er hörte ganz mit Studieren auf, um einem anderen Wunsch nachzukommen und Sportmaskottchen zu werden.

Ja, genau. Er hatte sich vorgenommen, es bei den Cleveland Browns zu versuchen – allerdings nicht als Spieler, sondern als Bewerber für die Rolle der Tierfigur mit den großen Augen und dem offenen Mund, die Chomps genannt wurde. Das wünschte er sich. Es war ein Traum – eine weitere Wiese, über die er rennen wollte. Und warum auch nicht, verdammt noch mal? In jenem Sommer kam Kevin von zu Hause, seine Familie wohnte außerhalb von Cleveland, nach Chicago. Vorgeblich um mich zu besuchen, aber auch, wie er bald nach seiner Ankunft verriet, weil Chicago genau die Stadt war, wo ein aufstrebendes Maskottchen das richtige Tierkostüm für das bevorstehende Casting auftreiben konnte. Einen ganzen Nachmittag lang fuhren wir zu verschiedenen Läden und sahen uns die Outfits an, überlegten, ob sie weit genug geschnitten waren, um darin auf den Händen zu laufen. Ich weiß nicht mehr, ob Kevin damals tatsächlich das perfekte Tierkostüm fand. Und ich bin mir auch nicht sicher, ob er dann den Job als Maskottchen bekam, letztlich wurde er jedenfalls doch Arzt und offenbar ein ziemlich guter. Er heiratete eine andere Kommilitonin aus Princeton.

Damals habe ich ihn – und aus heutiger Sicht unfairerweise – für

seinen Schlenker verurteilt. Ich konnte nicht begreifen, wie jemand mit einer teuren Ausbildung aus Princeton diese nicht sofort als den Vorteil nutzte, die ein solcher Abschluss nun mal bot. Warum sollte jemand, der an eine medizinische Fakultät gehen konnte, einen Hund spielen wollen, der am Spielfeldrand auf den Händen läuft?

Aber so war ich eben. Und wie schon gesagt, ich hakte gern Sachen ab – ich marschierte im klaren Rhythmus von Anstrengung/Ergebnis, Anstrengung/Ergebnis. Hingebungsvoll folgte ich ausgetretenen Pfaden, und wenn ich es nur aus dem Grund tat, dass (außer Craig) noch niemand in meiner Familie je einen Fuß auf diese Pfade gesetzt hatte. Meine Vorstellung von der Zukunft war nicht besonders fantasievoll. Mit anderen Worten: Ich dachte bereits an ein Jurastudium.

Das Leben in der Euclid Avenue hatte mich gelehrt – vielleicht sogar gezwungen – in Bezug auf Zeit und Geld schonungslos realistisch und pragmatisch zu sein. Der größte Schlenker, den ich mir je erlaubte, war die Entscheidung, den ersten Teil meines Sommers nach dem zweiten Studienjahr praktisch ohne Bezahlung als Betreuerin in einem Camp im Hudson Valley im nördlichen Teil des Bundesstaats New York zu arbeiten. Dort betreute ich Kinder aus der Stadt, die zum ersten Mal einen richtigen Wald erlebten. Ich liebte diesen Job, war danach aber mehr oder weniger pleite und finanziell abhängiger von meinen Eltern, als ich es mir gewünscht hätte. Sie beklagten sich nie darüber, aber ich hatte deswegen noch jahrelang Gewissensbisse.

Das war auch der Sommer, in dem erstmals Menschen, die ich liebte, starben. Robbie, meine Großtante, meine strenge Lehrmeisterin am Klavier, verstarb im Juni. Sie hinterließ ihr Haus an der Euclid meinen Eltern, die dadurch zum ersten Mal Hauseigentümer wurden. Mein Großvater Southside erlag einen Monat später fortgeschrittenem Lungenkrebs, da seine langgehegte Überzeugung, Ärzten dürfe man nicht trauen, ihn von jeglicher rechtzeitiger Behandlung abgehalten

hatte. Nach Southsides Begräbnis drängte sich die riesige Familie meiner Mutter zusammen mit ein paar Freunden und Nachbarn in seinem gemütlichen kleinen Haus. Ich spürte die warme Sehnsucht nach der Vergangenheit und die Melancholie des Abschieds – was irgendwie nicht so recht zu der hermetisch abgeschlossenen, von jungen Menschen geprägten Welt des Colleges passte. Es ging irgendwie tiefer als meine normalen Gefühle an der Universität, es war das langsame Umschalten des Generationengetriebes. Die Cousinen und Cousins meiner Kindheit waren jetzt erwachsen, meine Tanten alt geworden. Es gab neue Babys und neue Partner. Aus der Stereoanlage auf den selbst gebauten Regalen im Esszimmer erklang laute Jazzmusik, und wir aßen, was jeder von unseren Lieben mitgebracht hatte: gebackenen Schinken, Sülze und Aufläufe. Aber Southside war von uns gegangen. Das tat weh, doch die Zeit drängte uns alle weiter.

Jeden Frühling stürmten die Personaler großer Firmen den Campus von Princeton und hatten es auf die Seniors abgesehen, die bald ihren Abschluss machen würden. Dann sah man Kommilitonen, die sonst in verwaschenen Jeans und Hemd aus der Hose über den Campus latschten, in Nadelstreifenanzug oder -kostüm und wusste, dass er oder sie schnurstracks einen Wolkenkratzer in Manhattan ansteuerte. Das passierte ziemlich rasch – diese berufliche Sortierung. Die Banker, Anwälte, Ärzte und Manager von morgen hatten es eilig, zur nächsten Startrampe zu kommen, egal ob das eine Universitätsfakultät oder ein bequemes Ausbildungsprogramm bei einem Fortune-500-Unternehmen war. Ich bin mir sicher, dass es unter uns auch andere gab, die ihrem Herzen folgten und Lehrer oder Künstler wurden, für eine Non-Profit-Organisation arbeiteten, dem Friedenskorps oder der Armee beitraten, aber ich kannte nur sehr wenige. Persönlich war ich damit beschäftigt, meine eigene Leiter hinaufzuklettern, die stabil und pragmatisch war

und direkt nach oben führte.

Hätte ich innegehalten und darüber nachgedacht, wäre mir vielleicht aufgefallen, dass ich vom College ausgebrannt war – von den vielen Vorlesungen, Hausarbeiten und Prüfungen – und es mir wahrscheinlich gutgetan hätte, mal etwas anderes zu machen. Stattdessen absolvierte ich den Law School Admission Test, den Zulassungstest für ein Jurastudium, schrieb meine Abschlussarbeit und streckte mich pflichtbewusst nach der nächsten Sprosse, indem ich mich an den besten juristischen Fakultäten des Landes bewarb. Ich hielt mich für klug, analytisch und ehrgeizig. Außerdem war ich mit streitlustigen Debatten am Abendbrottisch meiner Eltern aufgewachsen. Ich konnte ein Argument bis zu seiner theoretischen Essenz zerlegen und war stolz darauf, in keinem Konflikt je gekniffen zu haben. War ich also nicht aus dem Holz, aus dem Anwälte gemacht wurden? Ich fand, ja.

Heute kann ich zugeben, dass nicht nur Logik mich antrieb, sondern auch irgendein reflexartiger Wunsch nach der Zustimmung anderer Leute. Als ich noch klein war, hatte ich mich still in der Wärme gesonnt, die mir jedes Mal entgegenschien, wenn ich einer Lehrerin, einem Nachbarn oder einer von Robbies Freundinnen aus dem Kirchenchor erklärte, ich wolle Kinderärztin werden. Meine Güte, ist das nicht beeindruckend?, hatte ich an ihren Gesichtern ablesen können und es genossen. Jahre später war es nicht viel anders. Professoren, Verwandte oder einfach irgendwelche Leute fragten mich, was ich als Nächstes vorhätte, und wenn ich erwähnte, dass Jura meine Bestimmung sei – die Harvard Law School, wie sich rausstellte –, dann war der Zuspruch überwältigend. Ich bekam schon allein Applaus dafür, dass ich überhaupt genommen worden war, obwohl ich in Wirklichkeit nur von der Warteliste nachgerückt war. Aber ich war drin. Und die Leute begegneten mir, als hätte ich bereits Spuren auf der Welt hinterlassen.

Das ist wohl das grundlegende Problem, wenn man viel darauf gibt, was andere denken: Es kann einen auf ausgetretene Pfade führen – etwa auf den Meine-Güte-wie-beeindruckend-Pfad –, von denen man dann lange nicht wegkommt. Vielleicht hält es einen auch von irgendwelchen Schlenkern ab, davon, einen Umweg auch nur in Betracht zu ziehen, weil einem das Risiko, die Achtung anderer Leute zu verlieren, zu hoch erscheint. Vielleicht verbringt man deshalb drei Jahre in Massachusetts, studiert Verfassungsrecht und diskutiert die relativen Vorzüge ausschließender vertikaler Vereinbarungen in Kartellrechtsfällen. Für manche Leute mag das wahrhaftig interessant sein, für dich aber ist es das nicht. Vielleicht freundest du dich in diesen drei Jahren mit Menschen an, die du für immer mögen und respektieren wirst, Menschen, die sich ehrlich berufen fühlen, die blutleeren Komplexitäten der Juristerei zu ergründen, aber du fühlst dich dazu nicht berufen. Deine Leidenschaft dafür bleibt schwach, aber unter keinen Umständen wirst du in deinen Leistungen nachlassen. Du lebst, wie immer schon, nach dem Kodex von Anstrengung/Ergebnis und erzielst so lange einen Erfolg nach dem anderen, bis du meinst, die Antworten auf alle Fragen zu kennen. Und dazu gehört auch die wichtigste: Bin ich gut genug? Ja, das bin ich wirklich.

Als Nächstes werden die Belohnungen Realität. Du erklimmst die nächste Sprosse der Leiter. Nur diesmal ist es ein Job mit Gehalt im Büro einer hervorragenden Kanzlei namens Sidley & Austin in Chicago. Du bist wieder dort, wo du angefangen hast, in deiner Heimatstadt, nur dass du jetzt im 47. Stockwerk eines Gebäudes downtown mit einer weitläufigen Plaza und einer Skulptur davor arbeitest. Als Jugendliche von der South Side, die mit dem Bus zur Highschool fuhr, bist du daran vorbeigekommen und hast stumm durchs Fenster die Leute betrachtet, die titanengleich mit großen Schritten zu ihren Jobs marschierten. Jetzt bist du eine von ihnen. Du hast es aus dem Bus, über die Plaza und in

einen der Aufzüge geschafft, die so verdammt geräuschlos nach oben gleiten. Du gehörst dazu. Mit fünfundzwanzig hast du bereits eine Assistentin. Du machst mehr Geld, als deine Eltern je verdient haben. Deine Kollegen sind höflich, gebildet und mehrheitlich weiß. Du trägst ein Armani-Kostüm und hast ein Abo bei einem Weinhändler. Monatlich zahlst du den Kredit für den Besuch der Law School ab und gehst nach der Arbeit zum Step-Aerobic. Du kaufst dir einen Saab, einfach weil du kannst.

Gibt es daran irgendetwas in Frage zu stellen? Wohl nicht. Du bist jetzt Anwältin. Du hast alles genommen, was dir je gegeben wurde – die Liebe deiner Eltern, das Zutrauen deiner Lehrer, die Musik von Grandpa Southside und Robbie, das Essen von Aunt Sis, die richtige Aussprache, die Dandy, dir eingebläut hat – und du hast das daraus gemacht. Du hast den Berg erklommen. Und ein Teil deines Jobs, abgesehen von der Analyse abstrakter Fragestellungen zum Thema geistiges Eigentum für große Unternehmen, besteht darin zu helfen, die nächste Garde junger Anwälte auszubilden, die die Kanzlei umwirbt. Ein Seniorpartner fragt, ob du bereit bist, Mentorin eines Studenten zu sein, der den Sommer über in der Kanzlei arbeiten wird. Die Antwort fällt dir leicht: Ja, natürlich. Die lebensverändernde Kraft eines schlichten Ja begreifst du allerdings noch nicht. Als du eine Aktennotiz bekommst, die diese Zusage bestätigt, weißt du noch nicht, dass eine tiefe, unsichtbare tektonische Bruchlinie in deinem Leben begonnen hat zu beben. Dass gewisse Grundpfeiler schon nicht mehr ganz fest stehen. Neben deinem Namen steht ein anderer. Der irgendeines erstklassigen Jurastudenten, der eifrig seine eigene Leiter hinaufklettert. Wie du selbst ist er schwarz, und er kommt aus Harvard. Sonst weißt du nichts über ihn – nur den Namen, und der klingt seltsam.

# 8

Barack Obama kam an seinem ersten Tag zu spät. Ich saß in meinem Büro im 47. Stock und wartete auf sein Erscheinen, oder auch nicht. Wie die meisten Anwälte in ihrem ersten Berufsjahr war ich ziemlich beschäftigt. Ich arbeitete lange Tage bei Sidley & Austin und aß oft mittags und abends an meinem Schreibtisch, während ich gegen die beständige Flut von Dokumenten ankämpfte, die alle in präziser Juristensprache verfasst waren. Außerdem las ich Aktennotizen, schrieb Aktennotizen und bearbeitete die Aktennotizen anderer. Damals hielt ich mich de facto für dreisprachig. Ich beherrschte das entspannte Patois der South Side und die hochgestochene Diktion der Ivy League, aber nun konnte ich auch noch Juristisch. Man hatte mich für den Bereich Marketing und geistiges Eigentum innerhalb der Kanzlei eingestellt, der intern als besonders eigenständig und kreativ galt, vielleicht weil wir zumindest zeitweise mit Werbung zu tun hatten. Ein Teil meiner Arbeit bestand darin, die Skripts unserer Mandanten für Fernseh- und Radiowerbung genau zu studieren, um sicherzustellen, dass sie nicht gegen die Regeln der zuständigen Aufsichtsbehörde, der Federal Communications Commission, verstießen. Später wurde mir die Ehre zuteil, mich etwa um die juristischen Belange des lilafarbenen Fernseh-Dinosauriers Barney zu kümmern. (Ja, das gilt in einer Anwaltskanzlei schon als geradezu unbekümmerter Freilauf.)

Das Problem für mich bestand darin, dass meine Arbeit als Juniorpartnerin wenig echte Interaktion mit Mandanten umfasste. Doch ich war eine Robinson, aufgewachsen im lärmenden Rummel unserer

Großfamilie und geprägt von der instinktiven Vorliebe meines Vaters für Geselligkeit. Und so sehnte ich mich nach jeglicher Art von Interaktion. Um die Einsamkeit zu mildern, scherzte ich viel mit meiner Assistentin Lorraine, einer perfekt organisierten, humorvollen Afroamerikanerin, die ein paar Jahre älter war als ich, direkt vor meinem Büro saß und Anrufe für mich entgegennahm. Ich pflegte auch freundlich-professionelle Beziehungen zu einigen der Seniorpartner und ließ mir keine Chance entgehen, mit meinem gleichgestellten Kollegen zu plaudern. Doch im Allgemeinen waren alle irrsinnig beschäftigt und achteten darauf, keine Minute des Tages zu viel zu vergeuden, die man einem Mandanten in Rechnung stellen konnte. Das brachte auch mich immer wieder zurück an den Schreibtisch, wo ich mit meinen Unterlagen allein war.

Für einen Ort, an dem ich pro Woche etwa siebzig Stunden zubrachte, war mein Büro wirklich angenehm. Ich hatte einen Ledersessel, einen Schreibtisch aus poliertem Walnussholz und große Fenster mit Blick nach Südosten. Über das Gewimmel des Business District hinweg konnte ich die weißen Schaumkronen der Wellen auf dem Lake Michigan sehen und im Sommer auch die hell leuchtenden Segelboote. Wenn ich den Kopf in die richtige Richtung drehte, waren die Uferlinie und sogar ein schmaler Streifen der South Side mit ihren niedrigen Häusern und Baumgruppen dazwischen zu erkennen. Von meinem Platz aus wirkte die Gegend friedlich, fast wie eine Spielzeugstadt, doch die Realität war vielfach eine ganz andere. Teile der South Side waren inzwischen verwahrlost, da viele Firmen bankrott gingen und immer mehr Familien wegzogen. Die Stahlwerke, die einst für Stabilität gesorgt hatten, entließen Tausende. Und die Crack-Seuche, die schon in den Communitys von Detroit und New York gewütet hatte, erreichte gerade Chicago und wirkte hier nicht minder zerstörerisch. Gangs kämpften um Marktanteile und rekrutierten kleine

Jungs für ihre Geschäfte an den Straßenecken, was für diese zwar gefährlich, aber natürlich viel lukrativer war, als die Schule zu besuchen. Die Zahl der Morde in der Stadt stieg stetig – ein Anzeichen für noch mehr Unheil.

Ich verdiente bei Sidley gutes Geld, war aber pragmatisch genug, mich, was das Wohnen betraf, mit dem Spatz in der Hand zu begnügen. Seit ich die Law School abgeschlossen hatte, wohnte ich wieder in meinem alten Viertel, das bislang von Gangs und Drogen noch relativ unbehelligt geblieben war. Meine Eltern waren nach unten in die alte Wohnung von Robbie und Terry gezogen. Auf ihr freundliches Angebot hin hatte ich die obere Wohnung übernommen, wo wir in meiner Kindheit gelebt hatten. Mit einer blütenweißen Couch und gerahmten Batikdrucken an den Wänden hübschte ich sie mir auf und stellte meinen Eltern hin und wieder einen Scheck aus, der meinen Anteil an den Nebenkosten deckte. Man konnte das kaum als Miete bezeichnen, doch sie bestanden darauf, dass es mehr als genug sei. Meistens wählte ich den Weg durch die untere Küche, wenn ich zur Arbeit ging oder von dort kam. Einerseits weil die Hintertür meiner Eltern direkt in die Garage führte, andererseits weil ich immer noch eine Robinson war und es auch immer bleiben würde. Selbst wenn ich jetzt die kostümtragende, Saab fahrende, unabhängige junge Berufstätige war, die ich mir immer zu sein erträumt hatte, war ich nicht besonders gern allein. Ich stärkte mich durch tägliches Vorbeischauen bei Mom und Dad. Auch an jenem Morgen hatte ich sie noch beide umarmt, bevor ich zur Tür hinausgestürmt und durch ein schweres Gewitter zur Arbeit gefahren war. Und ich möchte noch hinzufügen: pünktlich dort eingetroffen war.

Ich blickte auf meine Armbanduhr.

»Irgendwas von diesem Kerl zu sehen?«, rief ich zu Lorraine hinaus.

Sie seufzte vernehmlich. »Nein, meine Liebe«, rief sie zurück. Ich

konnte hören, wie es sie amüsierte. Sie wusste, dass Unpünktlichkeit mich verrückt machte, weil ich darin lediglich ein Zeichen von Selbstüberschätzung sah.

Barack Obama hatte bereits für Aufsehen in der Kanzlei gesorgt. Er hatte nämlich gerade mal sein erstes Jahr an der Law School absolviert, und normalerweise stellten wir für den Sommer nur Studenten ab dem zweiten Jahr ein. Doch es ging das Gerücht, er sei außergewöhnlich. Es hieß, eine seiner Professorinnen – die Tochter von einem der geschäftsführenden Partner – behauptete, er sei der talentierteste Jurastudent, der ihr je begegnet wäre. Einige der Sekretärinnen, die den Kerl bei seinem Bewerbungsgespräch gesehen hatten, meinten, er sei nicht nur offensichtlich fachlich brillant, sondern obendrein auch noch süß.

Ich blieb skeptisch. Meiner Erfahrung nach brauchte man irgendeinen halbwegs intelligenten schwarzen Mann nur in einen Anzug stecken, und schon flippten die Weißen aus. Ich bezweifelte, dass er den Hype verdiente. In der Sommerausgabe unseres Mitarbeiterverzeichnisses hatte ich mir sein Foto angesehen – ein alles andere als schmeichelhaftes Porträt eines Typen mit breitem Grinsen und leicht streberhafter Erscheinung –, und es hatte mich kaltgelassen. In seinem Lebenslauf stand, dass er ursprünglich aus Hawaii stammte, was ihn immerhin zu einem vergleichsweise exotischen Streber machte. Ansonsten nichts Besonderes. Erstaunt war ich einzig ein paar Wochen zuvor gewesen, als ich mich mit einem kurzen obligatorischen Telefonat bei ihm gemeldet hatte. Seine Stimme hatte mich angenehm überrascht – ein satter, wenn nicht sogar sexy Bariton, der kein bisschen zu seinem Foto passte.

Weitere zehn Minuten vergingen, bis er am Empfang auf unserer Etage auftauchte und ich hinausging, um ihn zu begrüßen. Er saß auf einer Couch, dieser Barack Obama, in einem dunklen Anzug und noch

ein bisschen feucht vom Regen. Er grinste verlegen, entschuldigte sich für seine Verspätung und schüttelte mir die Hand. Sein Lächeln war breit, außerdem war er größer und dünner, als ich ihn mir vorgestellt hatte – offensichtlich kein guter Esser und überhaupt nicht daran gewöhnt, so förmliche Kleidung zu tragen. Falls er wusste, dass ihm der Ruf eines Wunderknaben vorauseilte, so ließ er es sich nicht anmerken. Während ich ihn über die Flure zu meinem Büro führte, zeigte ich ihm die Annehmlichkeiten einer Großkanzlei – den Textverarbeitungsbereich, die Kaffeemaschine, unser System zur Erfassung abrechenbarer Stunden. Er war dabei still und respektvoll, hörte aufmerksam zu. Nach etwa zwanzig Minuten lieferte ich ihn bei dem Seniorpartner ab, der in diesem Sommer die Oberaufsicht über seine Arbeit haben würde, und kehrte an meinen Schreibtisch zurück.

Später führte ich Barack zum Mittagessen in das schicke Restaurant im Erdgeschoss unseres Gebäudes aus. Dort wimmelte es von gut angezogenen Bankern und Anwälten beim Power-Lunch zu Preisen, für die man andernorts zu Abend aß. Das war der Vorteil, wenn man für einen Sommerpraktikanten zuständig war: eine Ausrede, zum Essen auszugehen, und zwar gut – und auf Firmenkosten. Als Baracks Mentorin sollte ich an erster Stelle sein Sozialkontakt sein. Meine Aufgabe bestand vornehmlich darin, dafür zu sorgen, dass er sich in dem Job wohlfühlte, dass er jemand hatte, an den er sich um Rat wenden konnte, und dass er sich ins gesamte Team einbezogen fühlte. Wie bei allen Mitarbeitern für den Sommer stand dahinter die Überlegung, dass die Kanzlei ihm eventuell einen Vollzeitjob anbieten wollte, sobald er seinen Abschluss gemacht hatte.

Sehr schnell wurde mir klar, dass Barack wenig Rat brauchen würde. Er war drei Jahre älter als ich – knappe achtundzwanzig. Im Unterschied zu mir hatte er nach seinem Bachelorabschluss an der Columbia University ein paar Jahre gearbeitet, bevor er an der Law

School weiterstudierte. Was mich erstaunte, war, wie sicher er sich bezüglich der Richtung war, die sein Leben nehmen würde. Seltsamerweise schien ihn kein Zweifel zu plagen, was auf den ersten Blick schwer verständlich war. Verglichen mit meinem zielstrebigen Marsch zum Erfolg, der pfeilgeraden Bahn von Princeton nach Harvard und weiter an meinen Schreibtisch im 47. Stock, war Baracks Weg ein improvisierter Zickzack-Kurs durch völlig verschiedene Welten. Bei unserem ersten Mittagessen erfuhr ich, dass er in jeder Hinsicht gemischt war – als Sohn eines schwarzen Vaters aus Kenia und einer weißen Mutter aus Kansas, deren in jungen Jahren geschlossene Ehe nur von kurzer Dauer gewesen war. Er selbst war in Honolulu geboren und aufgewachsen, hatte jedoch vier Jahre seiner Kindheit mit Drachensteigenlassen und Grillenfangen in Indonesien verbracht. Nach der Highschool hatte er zwei relativ lockere Jahre als Student am Occidental College in Los Angeles absolviert, bevor er an die Columbia wechselte. Dort führte er jedoch nach eigenen Angaben nicht das Leben eines typischen Collegejungen im Manhattan der 1980er, sondern das eines auf einem Berg hausenden Eremiten aus dem 16. Jahrhundert. Er las in einem schäbigen Apartment an der 109th Street pathetische Romane und philosophische Werke, schrieb schlechte Gedichte und fastete sonntags.

Wir lachten über all das, tauschten Geschichten über unsere Herkunft aus und darüber, was uns zur Juristerei gebracht hatte. Barack war ernst, ohne sich selbst zu ernst zu nehmen. Sein Benehmen war fröhlich, sein Verstand scharf. Eine seltsame, irritierende Kombination. Was mich erstaunte, war, wie gut er Chicago kannte.

Barack war der Erste, der mir bei Sidley begegnete, der auch Zeit in den Barbershops, Barbecue-Lokalen und bibeltreuen schwarzen Gemeinden der Far South Side verbracht hatte. Bevor er an die Law School ging, hatte er nämlich drei Jahre in Chicago für zwölftausend

Dollar jährlich als Community Organizer einer gemeinnützigen Einrichtung gearbeitet, die den Zusammenschluss mehrerer Kirchen mitorganisierte. Seine Aufgabe bestand darin, dabei zu helfen, Viertel neu zu beleben und Jobs zurückzuholen. Er beschrieb die Tätigkeit als zwei Drittel Frust und ein Drittel Belohnung. So plante er beispielsweise wochenlang eine Versammlung vor Ort, zu der dann nur ein Dutzend Leute erschien. Seine Bemühungen wurden von Gewerkschaftsführern verspottet und von Schwarzen wie Weißen gleichermaßen zerpflückt. Trotzdem erzielte er im Laufe der Zeit ein paar Erfolge, die ihn zu ermutigen schienen. Jetzt ging er, wie er mir erklärte, auf die Law School, weil das »grassroots organizing« ihm gezeigt hatte, dass bedeutsame gesellschaftliche Veränderung nicht nur des Einsatzes von Menschen in diesem Umfeld bedurfte, sondern auch eine wirkungsvollere Politik und das Eingreifen der Regierung erforderte.

Trotz meiner Vorbehalte gegen den Hype, der im Vorfeld um ihn veranstaltet worden war, stellte ich fest, dass ich Barack für seine Selbstsicherheit und seine Ernsthaftigkeit bewunderte. Er war erfrischend, unkonventionell und seltsam elegant. Doch ich zog ihn nicht im Mindesten als jemand in Betracht, mit dem ich mich gern verabredet hätte. Erstens, weil ich seine Mentorin in der Kanzlei war. Und zweitens, weil ich kürzlich dem Dating im Ganzen abgeschworen hatte. Ich hatte mit meiner Arbeit einfach so viel zu tun, dass ich keinerlei Anstrengung darauf verwenden wollte. Und noch dazu zündete Barack sich schrecklicherweise nach dem Mittagessen eine Zigarette an. Das allein hätte schon genügt, um mein Interesse – so es überhaupt vorhanden gewesen wäre – im Keim zu ersticken.

Er würde ein guter Sommerpraktikant sein, dachte ich bei mir.

In den nächsten paar Wochen entwickelten wir eine gewisse Routine. Am Spätnachmittag pflegte Barack den Flur herunterzuschlendern und

sich in einen der Sessel in meinem Büro fallen zu lassen, als würde er mich seit Jahren kennen. Manchmal fühlte es sich auch so an. Wir scherzten locker miteinander und hatten eine ähnliche Denkweise. Wenn Leute in unserer Umgebung irrsinnigen Stress machten oder wenn Partner Kommentare abgaben, die herablassend oder weltfremd waren, warfen wir uns verstohlene Blicke zu. Es blieb unausgesprochen, aber offensichtlich war er ein *brother*, und in unserer Kanzlei mit ihren über vierhundert Anwälten gab es nur ungefähr fünf afroamerikanische Vollzeit-Juristen. Dass wir uns voneinander angezogen fühlten, war demnach einleuchtend und verständlich.

Barack hatte keine Ähnlichkeit mit einem der typischen übereifrigen Sommerpraktikanten (so wie ich es zwei Jahre zuvor selbst bei Sidley gewesen war). So jemand netzwerkte geradezu panisch und fragte sich die ganze Zeit über ängstlich, ob ihm am Ende die goldene Eintrittskarte in Form eines Jobangebots winken würde. Er schlenderte dagegen mit ruhiger Distanziertheit herum, was seinen Reiz offenbar noch vergrößerte. Innerhalb der Kanzlei wuchs sein guter Ruf. Man forderte ihn bereits auf, bei Meetings der Partner auf höchster Ebene dabei zu sein. Man drängte ihn, seine Ansichten zum Besten zu geben, egal welches Thema gerade diskutiert wurde. Irgendwann zu Beginn des Sommers haute er ein dreißigseitiges Memo zum Thema Corporate Governance raus, das offenbar so gründlich und überzeugend war, dass es sofort als legendär gehandelt wurde. Wer war dieser Typ? Alle schienen von ihm fasziniert zu sein.

»Ich hab dir ’ne Kopie mitgebracht«, sagte er eines Tages und schob lächelnd ein Exemplar seines Memos über meinen Schreibtisch.

»Danke«, sagte ich und griff nach der Mappe. »Freu mich schon darauf.«

Nachdem er gegangen war, legte ich die Blätter in eine Schublade.

Wusste er, dass ich sie niemals lesen würde? Ich denke schon. Er

hatte sie mir halb im Spaß gegeben. Wir gehörten zu unterschiedlich spezialisierten Teams, daher gab es in Bezug auf unsere Arbeit keine Überschneidungen. Ich hatte genug mit meinen eigenen Dokumenten zu tun. Und außerdem musste er mich nicht beeindrucken. Wir waren inzwischen Freunde, Barack und ich, Kampfgenossen. Mindestens einmal pro Woche, manchmal auch öfter, aßen wir zusammen zu Mittag, wobei natürlich immer Sidley & Austin für das Vergnügen aufkam. Nach und nach erfuhren wir mehr übereinander. Er wusste, dass ich im selben Haus wohnte wie meine Eltern und dass meine schönsten Erinnerungen an die Harvard Law School mit der Arbeit zu tun hatten, die ich als Ehrenamtliche bei der studentischen Rechtsberatung geleistet hatte. Ich wusste, dass sein Vater bei einem Autounfall in Kenia gestorben und er dorthin gereist war, um mehr über diesen Mann zu erfahren. Ich wusste, dass er Basketball liebte, an den Wochenenden lange Läufe absolvierte und wehmütig von seinen Freunden und Verwandten auf Oahu sprach. Ich wusste auch, dass er in der Vergangenheit zahlreiche Freundinnen gehabt hatte, aktuell aber keine.

Dieser letzte Punkt war etwas, bei dem ich Abhilfe schaffen konnte. In meinem Alltag in Chicago wimmelte es nur so von fähigen und geeigneten schwarzen Frauen. Trotz der marathonartigen Arbeitszeiten ging ich gern unter Leute. Ich hatte Freunde bei Sidley, Freunde aus Highschool-Zeiten, Freunde über berufliche Netzwerke und solche, die ich über Craig kennengelernt hatte, der frisch verheiratet war und inzwischen als Investmentbanker in der Stadt sein Geld verdiente. Wir waren eine lustige Truppe aus Frauen und Männern, die sich, wann immer wir es schafften, downtown in einer Bar trafen oder uns bei langen, üppigen Essen an den Wochenenden jeweils das Neueste erzählten. An der Law School war ich zwar mit einigen Jungs ausgegangen, hatte aber seit der Rückkehr nach Chicago niemand

Besonderen kennengelernt. Sowieso hatte ich wenig Interesse. Jedem, auch potenziellen Verehrern, hatte ich erklärt, dass die Karriere für mich an erster Stelle stand. Allerdings hatte ich viele Freundinnen, die auf der Suche nach einem Date waren.

Eines Abends im Frühsommer nahm ich Barack mit zu einer Happy Hour in einer Bar, die als inoffizielles monatliches Get-Together aufstrebender schwarzer Professionals galt und bei der ich oft Freunde traf. Er hatte seinen Anzug, den er zur Arbeit trug, wie mir gleich auffiel, gegen ein weißes Leinensakko getauscht, das aussah, als käme es direkt aus dem Kostümfundus von »Miami Vice«. Na gut.

Es stand außer Frage, dass Barack trotz seines eigenwilligen Modegeschmacks ein begehrter Fang war. Er sah gut aus, war selbstsicher und erfolgreich. Außerdem sportlich, interessiert und nett. Was konnte man sich noch wünschen? Ich rauschte also in der Gewissheit, allen – ihm und der Damenwelt – einen Gefallen zu tun, in die Bar. Fast sofort stellte sich ihm eine Bekannte von mir in den Weg. Eine hübsche Powerfrau, die in der Finanzbranche arbeitete. Ich konnte ihr ansehen, wie sie sofort auflebte, als sie mit Barack ins Gespräch kam. Erfreut über diese Entwicklung besorgte ich mir einen Drink und hielt nach anderen Bekannten in der Menge Ausschau.

Zwanzig Minuten später entdeckte ich Barack auf der anderen Seite der Bar, gefangen in einer scheinbar endlosen Unterhaltung mit der Frau, die die meiste Zeit über monologisierte. Er warf mir einen Blick zu, der besagte, er würde gern gerettet werden. Aber er war schließlich ein erwachsener Mann. Ich überließ es ihm also, sich selbst zu retten.

»Weißt du, was sie mich gefragt hat?«, sagte er, immer noch leicht ungläubig, als er am nächsten Tag in meinem Büro aufkreuzte. »Sie hat gefragt, ob ich gern reite. Sie meinte, auf einem Pferd.« Dann berichtete er, sie hätten sich über ihre Lieblingsfilme unterhalten, was auch nicht besonders ergiebig gewesen war.

Barack war ein Intellektueller. Für die meisten Leute wahrscheinlich zu vergeistigt. (So schätzte ihn übrigens auch meine Freundin ein, als ich sie das nächste Mal traf.) Er war kein Typ für die Happy Hour, und vielleicht hätte mir das schon vorher klar sein sollen. Meine Welt bevölkerten lauter hart arbeitende Menschen, die jede Menge Hoffnungen hegten und von ihrem eigenen Aufstieg wie besessen waren. Sie fuhren neue Autos, kauften sich gerade ihre ersten Wohnungen und redeten nach der Arbeit bei Martinis gerne über genau das. Barack dagegen verbrachte einen Abend lieber allein und las dabei etwas über den sozialen Wohnungsbau in Großstädten. Als Community Organizer hatte er Wochen und Monate damit zugebracht, armen Menschen zuzuhören, die ihm ihre Schwierigkeiten schilderten. Wie ich erst noch begreifen sollte, hatte sein Beharren auf Hoffnung und der Möglichkeit zu sozialer Mobilität einen ganz anderen und nicht so leicht zugänglichen Ausgangspunkt.

Er erzählte mir, dass es eine Zeit gegeben habe, als er lockerer und übermütiger war. Die ersten zwanzig Jahre seines Lebens sei er bei seinem Spitznamen Barry gerufen worden. Als Teenager habe er in den üppig grünen vulkanischen Hügeln von Oahu Gras geraucht. An der Occidental bekam er die schwindende Energie der 1970er gerade noch mit und war ein Fan von Hendrix und den Stones. Doch irgendwann hatte er sich zu seinem vollen Geburtsnamen – Barack Hussein Obama – und seiner komplizierten Identität bekannt. Er war schwarz und weiß, Afrikaner und Amerikaner. Er war bescheiden und lebte auch so, doch er war sich seines geistigen Reichtums bewusst – und auch der Welt der Privilegien, die ihm infolgedessen offenstehen würde. Er nahm das alles sehr ernst, das spürte ich. Er konnte unbeschwert und albern sein, seinen tiefen Sinn für Pflichtbewusstsein merkte man ihm jedoch stets an. Er war auf einer Art Suche, auch wenn er noch nicht wusste, wo sie ihn hinführen würde. Ich begriff nur, dass man diese nicht bei

Drinks besprach. Als die nächste Happy Hour anstand, ließ ich ihn im Büro zurück.

Als ich noch ein Kind war, rauchten meine Eltern. Sie zündeten sich, wenn sie abends in der Küche saßen, Zigaretten an und besprachen ihren Arbeitstag. Sie rauchten, während sie später den Tisch abräumten, wobei sie manchmal ein Fenster öffneten, um frische Luft hereinzulassen. Sie waren keine starken Raucher, aber Gewohnheitsraucher und trotzig. Auch lange nachdem die Wissenschaft eindeutig herausgefunden hatte, dass es schädlich war, rauchten sie weiter.

Das machte mich verrückt und Craig genauso. Daher fingen wir an, wie verrückt künstlich zu husten, wenn sie ihre Fluppen anzündeten. Wir verübten auch Sabotageanschläge auf ihre Vorräte. Als Craig und ich noch klein waren, holten wir uns einmal eine neue Schachtel Newports aus dem Regal und zerbrachen jede Zigarette wie eine grüne Bohne über dem Spülbecken in der Küche. Ein andermal tauchten wir die Enden ihrer Zigaretten in scharfe Soße und steckten sie in die Packung zurück. Wir hielten unseren Eltern Vorträge über Lungenkrebs, erzählten von den Schreckensbildern, die man uns in Filmen zur Gesundheitsvorsorge in der Schule gezeigt hatte – Bilder von Raucherlungen, dehydriert und schwarz wie Kohle, Tod auf Raten, Tod im eigenen Brustkorb. Als Kontrast hatte man uns rosige, gesunde, nicht von Rauch geschädigte Lungen gezeigt. Die Botschaft war so simpel – gut/schlecht, gesund/krank –, dass ihr Verhalten bestürzend wirkte. Man entscheidet selbst über die eigene Zukunft. Genau das hatten unsere Eltern uns immer gelehrt. Und doch sollte es Jahre dauern, bis sie das Qualmen endlich bleiben ließen.

Barack rauchte so wie meine Eltern – nach dem Essen, während er einen Block in der Stadt entlangging oder wenn er sich unsicher fühlte

und nicht wusste, wohin mit seinen Händen. 1989 war Rauchen noch verbreiteter als heute, stärker im Alltag verankert. Erkenntnisse über die Auswirkungen des Passivrauchens waren noch ziemlich neu. Die Leute rauchten in Restaurants, Büros und Flughäfen. Aber ich hatte die Aufklärungsfilme gesehen. Deshalb war für mich und jeden vernünftigen Menschen, den ich kannte, Rauchen pure Selbstzerstörung.

Barack wusste genau, wie ich dazu stand. Unsere Freundschaft war auf freimütige Offenheit gebaut, was wir wohl beide genossen.

»Warum sollte jemand, der so klug ist wie du, so etwas Dämliches tun?« Ich war damit schon am ersten Tag unseres Kennenlernens herausgeplatzt, als er unser Mittagessen mit einer Zigarette beschlossen hatte. Eine ehrlich gemeinte Frage.

Ich erinnere mich, dass er nur mit den Schultern zuckte und damit anerkannte, dass ich recht hatte. Man brauchte keinen Streit darüber anzufangen, keine ausgefeilten Argumente vorzubringen. Rauchen war das eine Thema, bei dem Barack die Logik einfach flöten ging.

Ob ich es mir eingestand oder nicht, irgendwas zwischen uns hatte begonnen, sich zu ändern. Als wir eines Tages zu beschäftigt waren, um uns zu sehen, stellte ich fest, dass ich mich fragte, was er wohl machte. Ich redete mir aus, enttäuscht zu sein, als er nicht auftauchte, und ich redete mir aus, besonders erfreut zu sein, als er es tat. Ich hegte Gefühle für den Typen, aber die schlummerten tief in mir, verborgen unter meinem Entschluss, mein Leben und meine Karriere sauber und nach vorne ausgerichtet zu belassen – frei von jeglichem Drama. Meine Jahresbewertungen bei der Arbeit waren solide. Ich war auf dem Weg, nach einer einfachen Associate eine Equity Partnerin bei Sidley & Austin zu werden, und das wahrscheinlich noch vor meinem zweiunddreißigsten Geburtstag. Das war alles, was ich wollte – oder zumindest versuchte ich, mir das einzureden.

Ich mochte ignorieren, was auch immer sich da zwischen uns

entwickelte. Er tat es nicht.

»Ich glaube, wir sollten miteinander ausgehen«, erklärte Barack eines Tages, nachdem wir zusammen zu Mittag gegessen hatten.

»Was? Du und ich?« Ich tat schockiert, weil er das auch nur in Betracht gezogen hatte. »Ich habe dir doch gesagt, dass ich keine Dates vereinbare. Außerdem bin ich hier deine Mentorin.«

Er lachte ironisch. »Als ob das zählen würde. Du bist doch nicht meine Chefin«, sagte er. »Und du bist ziemlich süß.«

Barack besitzt ein Lächeln, das sich über die ganze Breite seines Gesichts zu erstrecken scheint. Er selbst war eine tödliche Mischung aus sanft und vernünftig. Mehr als einmal legte er mir in den folgenden Tagen die Argumente dar, warum wir miteinander ausgehen sollten. Wir passten zusammen. Wir brächten uns gegenseitig zum Lachen. Wir seien beide ungebunden und darüber hinaus gestanden wir einander, dass wir fast sofort an jeder anderen Person, die wir kennenlernten, nicht interessiert waren. Er argumentierte weiter, dass es in der Kanzlei bestimmt niemand stören würde, wenn wir eine Beziehung hätten. Vielleicht würde man es sogar begrüßen. Er vermutete, dass die Partner am Ende wollen würden, dass er für sie arbeitete. Und wenn er und ich zusammen wären, würde das doch die Wahrscheinlichkeit, dass er sich dazu verpflichtete, nur erhöhen.

»Du denkst, ich bin so eine Art Köder?«, meinte ich lachend. »Überschätz dich mal nicht.«

Im Laufe des Sommers organisierte die Kanzlei eine Reihe von Veranstaltungen und Ausflügen für die Associates. Dazu wurden Listen herumgeschickt, in die man sich eintragen konnte. Einmal war es eine Vorstellung von »Les Misérables« in einem Theater nicht weit entfernt vom Büro am Abend eines Wochentags. Ich setzte uns für zwei Tickets auf die Liste, was völlig normal für eine Associate-Mentorin und den ihr zugeordneten Sommerpraktikanten war. Wir sollten die Vorstellung

sogar gemeinsam besuchen. Schließlich hatte ich sicherzustellen, dass seine Zeit bei Sidley & Austin eine aufregende und positive Erfahrung würde. Nur darum ging es.

Wir saßen, beide erschöpft von einem langen Arbeitstag, nebeneinander im Theater. Der Vorhang hob sich, und der Gesang setzte ein. Wir bekamen eine graue, düstere Version von Paris zu sehen. Ich weiß nicht, ob es an meiner Stimmung oder an »Les Misérables« selbst lag, aber in der kommenden Stunde fühlte ich mich hilflos von französischem Elend gequält. Stöhnen und Ketten. Armut und Vergewaltigung. Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Millionen von Menschen überall auf der Welt hatten sich schon in dieses Musical verliebt, aber ich wand mich auf meinem Sitz und versuchte, mich von der unerklärlichen Qual zu befreien, die mich jedes Mal erfasste, wenn das Thema einsetzte.

Als zur Pause das Licht anging, blickte ich verstohlen zu Barack. Er saß in sich zusammengesunken, stützte den rechten Ellbogen auf die Armlehne und seinen Zeigefinger an die Stirn. Seine Miene war undurchdringlich.

»Was hältst du davon?«, fragte ich.

Er sah mich von der Seite an. »Schrecklich, oder?«

Ich lachte vor Erleichterung darüber, dass er genauso empfand.

Barack setzte sich gerade hin. »Wie wär's, wenn wir verschwinden?«, sagte er. »Wir könnten einfach gehen.«

Unter normalen Umständen hätte ich nicht gekniffen. So ein Mensch war ich einfach nicht. Dafür war mir zu wichtig, was die anderen Anwälte von mir hielten – was sie sich denken würden, wenn sie die leeren Plätze sähen. Grundsätzlich war es mir zu wichtig, zu beenden, was ich einmal angefangen hatte, und mir die Vorstellung bis zu ihrem absolut herzzerreißenden Ende anzusehen, selbst wenn es ein überzogenes Broadway-Musical an einem ansonsten herrlichen

Mittwochabend war. Das war leider meine »Ich muss jeden Punkt abhaken«-Mentalität. Ich ertrug Unangenehmes, um den Schein zu wahren. Aber jetzt tat ich mich anscheinend mit jemand zusammen, der anders tickte.

Wir mieden alle, die wir aus der Kanzlei kannten – vor allem die anderen Berater und ihre Sommerpraktikanten, die im Foyer lebhaft miteinander plauderten –, und schlüpften aus dem Theater in den lauen Abend hinaus. Der violette Himmel wurde gerade dunkel, ich atmete hörbar aus, und meine Erleichterung war dabei so deutlich spürbar, dass Barack lachte.

»Wohin jetzt?«, fragte ich.

»Wie wär's mit einem Drink?«

Wir spazierten in eine Bar, ganz so, wie wir sonst auch immer irgendwohin gingen, ich einen Schritt voraus, er einen Schritt dahinter. Barack war ein Flaneur. Er bewegte sich mit lockerer hawaiianischer Lässigkeit und ließ sich nie zur Eile hinreißen, nicht einmal oder erst recht nicht, wenn man ihn dazu antreiben wollte. Ich dagegen marschierte selbst in meiner Freizeit im Powerwalk-Tempo und hatte Mühe, meine Geschwindigkeit zu drosseln. Aber ich erinnere mich, dass ich mich an jenem Abend ermahnte, langsamer zu gehen, nur ein wenig – aber gerade so, dass ich hören konnte, was er sagte. Denn mir dämmerte, dass ich alles hören wollte, was er sagte.

Bislang hatte ich mein Leben sorgsam aufgebaut und alle losen und unordentlichen Teile festgestopft und gefaltet, als handele es sich um ein fest und präzise gefügtes Origami-Objekt. Bei dessen Herstellung hatte ich mich abgemüht. Jetzt war ich stolz auf sein Aussehen. Doch es war empfindlich. Wenn eine Ecke des Gebildes sich löste, würde ich womöglich feststellen, dass ich ruhelos war. Falls sich dann eine weitere losriss, käme vielleicht sogar heraus, dass ich mir bezüglich meines beruflichen Wegs, den ich so konsequent eingeschlagen hatte, oder

bezüglich all der Dinge, von denen ich mir eingeredet hatte, ich würde sie wollen, in Wahrheit unsicher war. Ich glaube, deshalb war ich so vorsichtig und immer noch nicht bereit, ihn an mich heranzulassen. Er kam mir vor wie ein Windstoß, der drohte, alles durcheinanderzuwirbeln.

Ein oder zwei Tage später fragte Barack, ob ich ihn mit meinem Auto zu einem Barbecue für die Sommerpraktikanten mitnehmen könne, das am Wochenende zu Hause bei einem der Senior Partner in einem der reichen Vororte am Seeufer im Norden der Stadt stattfände. Das Wetter war, wie ich mich erinnere, schön. Der See glitzerte am Saum eines gepflegten Rasens. Ein Caterer servierte Essen, während Musik aus den Boxen schallte und die Leute sich über die geschmackvolle Pracht des Anwesens unterhielten. Die ganze Szenerie war ein Bild des Reichtums und der Behaglichkeit und eine nicht gerade subtile Erinnerung an den Lohn, der winkte, wenn man sich aus ganzem Herzen der Plackerei verschrieb. Ich wusste, dass Barack noch mit sich rang, was er mit seinem Leben anfangen und welche Richtung seine berufliche Laufbahn nehmen sollte. Zu Reichtum hatte er ein gespanntes Verhältnis. Wie ich hatte er diesen nie selbst kennengelernt und strebte ihn auch nicht an. Er wollte viel lieber etwas bewirken als reich werden, aber er war noch dabei herauszufinden, wie er das anstellen sollte.

Wir spazierten zwar nicht wie ein Paar, aber doch die meiste Zeit gemeinsam auf der Party herum, ließen uns zwischen den Grüppchen der Kollegen treiben, tranken Bier und Limonade, aßen Hamburger und Kartoffelsalat von Plastiktellern. Wir wurden getrennt und fanden uns eine Weile später wieder. Das fühlte sich ganz natürlich an. Er flirtete still mit mir, und ich flirtete zurück. Einige der Männer begannen ein improvisiertes Basketballspiel, und ich sah zu, wie Barack in seinen Flipflops zum Spielfeld schlenderte, um mitzumachen. Er hatte zu allen

in der Kanzlei ein gutes Verhältnis. Sämtliche Sekretärinnen kannte er mit Namen, und er kam mit jedem aus – von den älteren, steiferen Anwälten bis zu den ehrgeizigen jungen Kerlen, die jetzt zusammen Basketball spielten. Er ist ein guter Mensch, dachte ich bei mir, während er den Ball einem anderen Anwalt zuwarf.

Nachdem ich an der Highschool und am College genügend Spiele gesehen hatte, erkannte ich einen talentierten Spieler, wenn ich ihn vor mir hatte. Und Barack bestand diesen Test schnell. Er spielte eine athletische, kunstvolle Form von Basketball, bei der sich sein schlaksiger Körper rasch bewegte und eine Kraft zeigte, die mir bis dahin noch gar nicht aufgefallen war. Selbst in seinem hawaiianischen Schuhwerk bewegte er sich schnell und graziös. Ich stand da und gab vor, mir anzuhören, was jemandes liebenswürdige Ehefrau mir erzählte, meine Augen aber klebten an Barack. Zum ersten Mal war ich wie ergriffen von seinem Anblick – diesem seltsamen Mann, der ein Mix aus allem zu sein schien.

Als wir am frühen Abend in die Stadt zurückfuhren, verspürte ich einen bislang ungekannten Schmerz, einen frisch gepflanzten Samen der Sehnsucht. Es war Juli. Barack würde irgendwann im August wieder gehen. An die Law School verschwinden oder tun, was auch immer das Leben für ihn bereithielt. Nach außen hin hatte sich nichts geändert – wir scherzten wie immer, unterhielten uns darüber, wer bei dem Barbecue was gesagt hatte –, aber so eine eigentümliche Hitze kroch mir das Rückgrat hinauf. Ich spürte ganz intensiv seinen Körper in meinem kleinen Auto – seinen Ellbogen auf der Armstütze, sein Knie in Reichweite meiner Hand. Während wir dem Lake Shore Drive Richtung Süden folgten und die Radfahrer und Jogger auf den Fußwegen entlang der Mole überholten, stritt ich im Stillen mit mir selbst. Gab es eine Möglichkeit, einen lockeren Versuch zu starten? Wie sehr konnte ich mir damit beruflich schaden? Ich war mir über nichts im Klaren – nicht

darüber, was anständig wäre, darüber, wer es mitkriegen würde und ob das überhaupt eine Rolle spielte. Aber schlagartig wurde mir auch bewusst, dass ich es satthatte, darauf zu warten, dass sich mehr Klarheit einstellte.

Er wohnte in Hyde Park, als Untermieter eines Freundes. Als wir die Gegend erreicht hatten, lastete die Anspannung schwer auf uns. Wie etwas Unausweichliches oder Vorherbestimmtes, das nun endlich passieren würde. Oder bildete ich mir das nur ein? Vielleicht hatte ich ihn zu oft abgewiesen. Vielleicht hatte er schon aufgegeben und sah in mir nur noch eine gute, treue Freundin – ein Mädchen, das einen Saab mit Klimaanlage hatte und ihn bei Bedarf herumkutschierte.

Ich hielt vor dem Haus, in dem er wohnte, und in meinen Gedanken herrschte immer noch Chaos. Wir ließen einen peinlichen Moment verstreichen, weil jeder wohl darauf wartete, dass der andere begann, sich zu verabschieden. Barack sah mich mit schräg gelegtem Kopf an.

»Wie wär's, wenn wir uns ein Eis holen?«, sagte er.

Da wusste ich, das Spiel hatte begonnen. Es war eines der wenigen Male, bei denen ich beschloss, nicht weiter zu überlegen, sondern einfach zu leben. An diesem warmen Sommerabend in der Stadt, die ich liebte. Die Luft fühlte sich auf meiner Haut ganz weich an. Im Block neben Baracks Wohnung gab es eine Filiale von Baskin-Robbins, wo wir uns zwei Eis in der Waffel holten. Wir nahmen das Eis mit nach draußen und suchten uns einen Platz auf dem Bordstein. Mit angezogenen Knien saßen wir dicht beieinander, angenehm müde nach dem Tag im Freien. Schnell und wortlos aßen wir unser Eis, damit es nicht schmolz. Vielleicht hat Barack es meinem Gesicht angesehen oder an meiner Haltung gespürt – dass bei mir alles begonnen hatte, sich zu lockern und zu entfalten.

Neugierig und mit der Spur eines Lächelns sah er mich an.

»Kann ich dich küssen?«, fragte er.

Kaum hatte er das gesagt, lehnte ich mich zu ihm hin. Und auf einmal war alles klar.

*Becoming Us*

---

*Wir werden*

# 9

Sobald ich mir erlaubt hatte, etwas für Barack zu empfinden, überfielen mich meine Gefühle geradezu – ein Sturm aus Verlangen, Dankbarkeit, Erfüllung und Staunen. Jegliche Sorgen, die ich mir über mein Leben, meine Karriere und sogar über Barack selbst gemacht hatte, schienen mit diesem ersten Kuss von mir abzufallen. Stattdessen hatte ich das dringende Bedürfnis, ihn besser kennenzulernen, so schnell wie möglich alles über ihn zu erfahren und zu erkunden.

Vielleicht auch weil er schon einen Monat später zurück nach Harvard musste, verloren wir dafür keine Zeit. Da ich trotzdem noch nicht so weit war, einen Freund unter dem Dach meiner Eltern schlafen zu lassen, begann ich, in Baracks Wohnung zu übernachten. Das war ein vollgestopftes Apartment im ersten Stock über einem Laden an einem lauten Abschnitt der Fifty-Third Street. Der junge Mann, der dort sonst lebte, war ein Jurastudent der University of Chicago und hatte es eingerichtet wie jeder anständige Student: mit nicht zusammenpassenden Fundstücken vom Flohmarkt. Es gab einen kleinen Tisch, ein paar wackelige Stühle und eine anderthalb Meter breite Matratze auf dem Fußboden. Stapel von Baracks Büchern und Zeitungen bedeckten jede freie Fläche und einen Großteil des Bodens. Seine Anzugjacken hängte er über die Lehnen der Küchenstühle, und im Kühlschrank herrschte weitestgehend Leere. Es war nicht gerade gemütlich, aber da ich inzwischen ja alles durch die rosa Brille sah, fühlte es sich an wie zu Hause.

Barack faszinierte mich. Er war anders als alle, mit denen ich je

zusammen gewesen war, vor allem, weil er so sicher wirkte. Er war auch offen zärtlich. Er sagte mir, wie schön ich sei. Er gab mir ein gutes Gefühl. Eigentlich war er für mich quasi ein Einhorn – so ungewöhnlich, dass es schon ans Übernatürliche grenzte. Er sprach nie über materielle Dinge, etwa den Kauf eines Hauses oder Autos oder auch nur über ein neues Paar Schuhe. Sein Geld steckte er hauptsächlich in Bücher, die für ihn fast sakrale Objekte waren und ihm geistige Nahrung lieferten. Er las oft bis spät in die Nacht. Meist arbeitete er sich noch lange, nachdem ich schon eingeschlafen war, durch geschichtliche Werke, Biografien, aber auch durch Toni Morrisons Romane. Täglich las er mehrere Zeitungen von der ersten bis zur letzten Seite. Er behielt die aktuellen Buchrezensionen, die amerikanische Baseball-Liga und die politischen Aktivitäten der Stadträte der South Side im Auge. Und er konnte mit gleicher Leidenschaft von den letzten Wahlen in Polen wie von den Filmen erzählen, die der berühmte Kritiker Roger Ebert zuletzt verrissen hatte, und von dessen Gründen dafür.

Weil es keine Klimaanlage gab, blieb uns nichts anderes übrig, als bei offenen Fenstern zu schlafen, um die heiße Wohnung ein bisschen abkühlen zu lassen. Was wir dadurch an Komfort gewannen, büßten wir an Ruhe ein. Damals herrschte an der Fifty-Third Street nachts reges Treiben. Lowrider, also tiefergelegte und aufgemotzte Karren mit röhrendem Auspuff, rasten hier durch und fast stündlich heulte vor dem Fenster die Sirene eines Streifenwagens oder jemand begann zu schreien, brüllte seine Wut in einem Schwall von Obszönitäten heraus, die mich von der Matratze hochschrecken ließen. Mich störte das, Barack nicht. Ich spürte schon damals, dass er mit den Widrigkeiten der Welt besser zurechtkam als ich und auch eher bereit war, das alles an sich heranzulassen. Eines Nachts wachte ich auf und stellte fest, dass er an die Decke starrte. Sein Profil war vom Schein der Straßenlaterne

beleuchtet. Er sah irgendwie besorgt aus. So als grübele er über etwas sehr Persönliches nach. Über unsere Beziehung vielleicht? Oder über den Tod seines Vaters?

»Hey, du da drüben, worüber denkst du gerade nach?«, flüsterte ich.

Er drehte sich zu mir und lächelte ein bisschen verlegen. »Ach«, sagte er, »ich musste nur gerade an die Einkommensunterschiede denken.«

Mir wurde klar, wie Baracks Verstand funktionierte. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf irgendein großes, abstraktes Problem, getrieben von dem verrückten Gefühl, vielleicht etwas dagegen tun zu können. Für mich war das zugegebenermaßen neu. Bis dato hatte ich meine Zeit mit guten Menschen verbracht, die sich auch für wichtige Dinge interessierten, ihr Hauptaugenmerk jedoch auf ihre Karrieren und den Lebensunterhalt ihrer Familien richteten. Barack war anders. Er beschäftigte sich zwar auch mit den alltäglichen Anforderungen seines Lebens, aber gleichzeitig und vor allem nachts schienen seine Gedanken weit darüber hinauszugehen.

Den Großteil unserer Zeit verbrachten wir aber natürlich bei der Arbeit, in der vornehmen Stille der Büros von Sidley & Austin. Wo ich jeden Morgen meine Verträumtheit abschüttelte und zurück in mein gewohntes Dasein als Juniorpartnerin schlüpfte, bevor ich mich pflichtbewusst meinem Stapel Akten und den Wünschen der Mandanten widmete, denen ich noch nie begegnet war. Barack arbeitete inzwischen in einem Großraumbüro, ein Stück den Flur hinunter, an seinen eigenen Akten. Immer mehr Partner, die von ihm beeindruckt waren, umschwärmten ihn dabei.

Weil ich mir nach wie vor Gedanken machte, ob das korrekt und schicklich war, bestand ich darauf, unsere aufblühende Beziehung vor den Kollegen noch geheim zu halten, was jedoch kaum gelang. Meine

Assistentin Lorraine lächelte Barack jedes Mal vielsagend an, wenn er in meinem Büro auftauchte. Und schon an dem ersten Abend, als wir kurz nach dem ersten Kuss als Paar ausgingen, erwischte man uns. Wir waren zuerst im Art Institute gewesen und hatten uns dann am Water Tower Place Spike Lees Film »Do the Right Thing« angesehen. Dort stießen wir in der Warteschlange für Popcorn auf Newt Minow, einen der hochrangigsten Partner, und seine Frau Josephine. Die beiden begrüßten uns herzlich, sogar anerkennend, und verloren kein Wort darüber, dass wir zusammen waren. Aber trotzdem.

Die Arbeit fühlte sich während jener Zeit wie eine Ablenkung an – etwas, das wir zu erledigen hatten, bevor wir wieder zueinander durften. Außerhalb der Kanzlei unterhielten Barack und ich uns endlos. Sei es bei Spaziergängen in Shorts und T-Shirt durch den Hyde Park oder bei Mahlzeiten, die uns kurz vorkamen, tatsächlich aber Stunden dauerten. Wir diskutierten die Vorzüge jedes einzelnen Albums von Stevie Wonder, danach machten wir das Gleiche mit denen von Marvin Gaye. Ich war hin und weg. Ich liebte seine bedächtige Stimme und wie sein Blick weicher wurde, wenn ich eine lustige Geschichte erzählte. Nach und nach wusste ich auch zu schätzen, wie er, ohne sich je um die Zeit zu sorgen, von einem Ort zum anderen schlenderte.

Jeder Tag brachte kleine Entdeckungen: Ich war ein Cubs-Fan, er mochte die White Sox. Ich liebte Makkaroni mit Käse, er konnte sie nicht ausstehen. Er sah sich mit Vorliebe düstere, dramatische Filme an, während mein Herz für romantische Komödien schlug. Er war Linkshänder mit einer makellosen Handschrift, während ich mit der Rechten schwer leserlich daherkritzelte. In dem Monat, bevor er an die Uni zurückkehrte, teilten wir gefühlt jede Erinnerung und jeden zufälligen Gedanken, gingen unsere Streiche als Kinder, Blamagen als Teenager und gescheiterten Romanzen durch. Barack fand vor allem meine Kindheit faszinierend – die Gleichförmigkeit des Lebens an der

Euclid Avenue über Jahre und Jahrzehnte, mit mir, Craig, Mom und Dad als Eckpunkten eines stabilen Quadrats. Barack hatte in seiner Zeit als Community Organizer viel Zeit in Kirchen verbracht und schätzte von daher die organisierte, institutionalisierte Religion, aber gleichzeitig war er auch weniger traditionell. So hielt er die Ehe, wie er mir schon früh erklärte, für eine unnötige und überschätzte Konvention.

Ich erinnere mich nicht mehr daran, dass ich Barack meiner Familie schon in jenem Sommer vorstellte, aber Craig meint, das hätte ich getan. Er sagt, eines Abends seien wir beide zum Haus in der Euclid Avenue spaziert. Craig war gerade zu Besuch und saß mit meinen Eltern vorne auf der Veranda. Barack, erinnert er sich, war freundlich und selbstbewusst und machte ein paar Minuten Smalltalk, bevor wir in meine Wohnung hinaufgingen, um irgendetwas zu holen.

Mein Vater mochte Barack sofort, schätzte seine Aussichten aber dennoch als nicht besonders gut ein. Schließlich hatte er mitangesehen, wie ich meinem Highschool-Freund David am Tor von Princeton den Laufpass gegeben hatte. Er hatte auch mitbekommen, wie ich mich von Kevin, dem Footballspieler am College, getrennt hatte, sobald dieser ins Plüschkostüm eines Maskottchens geschlüpft war. Meine Eltern wussten also sehr gut, dass sie niemand zu sehr ins Herz schließen sollten. Sie hatten mich dazu erzogen, ein selbstständiges Leben zu führen, und im Grunde genommen tat ich genau das. Ich war einfach zu sehr auf anderes konzentriert und zu beschäftigt, um Platz für irgendeinen Mann zu schaffen. Das hatte ich meinen Eltern mehr als einmal versichert.

Laut Craig schüttelte mein Vater lachend den Kopf, als er Barack und mich davonspazieren sah.

»Netter Kerl«, sagte er. »Wie schade, dass er sich nicht lange halten wird.«

Wenn meine Familie ein Quadrat war, dann war die von Barack eine

weitaus kompliziertere geometrische Figur. Eine, die über Ozeane hinweg reichte. Jahrelang hatte er versucht, sich einen Reim auf die einzelnen Verbindungen zu machen. Seine Mutter, Ann Dunham, war 1960 eine siebzehnjährige Collegestudentin auf Hawaii gewesen, als sie sich in einen kenianischen Studenten namens Barack Obama verliebte. Ihre Ehe war kurz und chaotisch – vor allem da ihr frisch angetrauter Ehemann, wie sich herausstellte, bereits eine Frau in Nairobi hatte. Nach der Scheidung heiratete Ann einen Geologen namens Lolo Soetoro aus Java, mit dem sie nach Jakarta zog. Und zwar zusammen mit Barack Obama Junior – meinem Barack Obama –, der damals sechs Jahre alt war.

Wie Barack mir erzählte, war er in Indonesien glücklich und verstand sich auch gut mit seinem Stiefvater, aber seine Mutter machte sich Sorgen über die Qualität seiner Schulbildung. Daher schickte Ann ihren Sohn 1971 zurück nach Oahu, wo er fortan eine Privatschule besuchte und bei ihren Eltern lebte. Sie selbst war ein Freigeist und wechselte in den darauffolgenden Jahren zwischen Hawaii und Indonesien hin und her. Abgesehen von einem längeren Aufenthalt auf Hawaii, als Barack zehn war, blieb sein Vater – ein Mann, der allem Anschein nach einen scharfen Verstand und ein massives Alkoholproblem hatte – abwesend und kümmerte sich um nichts.

Trotzdem wurde Barack innig geliebt. Seine Großeltern auf Oahu vergötterten ihn und seine jüngere Halbschwester Maya. Seine Mutter war warmherzig und unterstützte ihn, auch wenn sie in Jakarta wohnte, aus der Ferne. Barack erzählte auch voller Zuneigung von einer anderen Halbschwester, Auma, die aus Nairobi stammte. Insgesamt war er in weit weniger stabilen Verhältnissen aufgewachsen als ich, doch er beklagte sich nicht darüber. Seine Geschichte war eben seine Geschichte. Sein Familienleben hatte ihn selbstständig und zu einem unerschütterlichen Optimisten gemacht. Dass er mit seiner

ungewöhnlichen Kindheit so erfolgreich zurechtgekommen war, schien ihn nur darin zu bestärken, dass er mit noch viel mehr fertigwerden würde.

An einem feuchtschwülen Abend begleitete ich ihn, als er einem alten Freund einen Gefallen tat. Einer seiner ehemaligen Kollegen aus der Zeit als Community Organizer hatte ihn gefragt, ob er ein Treffen einer schwarzen Gemeinde in Roseland, an der Far South Side, leiten könne, einer Gegend, die die Schließungen der Stahlwerke Mitte der 1980er Jahre schwer in Mitleidenschaft gezogen hatten. In Baracks Augen war das für einen Abend eine willkommene Rückkehr in seinen alten Job und in die Gegend Chicagos, wo er einst gearbeitet hatte. Als wir, beide noch in unserem Büro-Outfit, die Kirche betraten, kam mir in den Sinn, dass ich mir eigentlich noch kaum Gedanken darüber gemacht hatte, was so ein Community Organizer eigentlich den lieben langen Tag so tut. Über eine Treppe gelangten wir in ein niedriges, von Leuchtstoffröhren erhelltes Untergeschoss. Dort saßen ungefähr fünfzehn Gemeindemitglieder – hauptsächlich Frauen, wie ich mich erinnere – auf Klappstühlen in einem Raum, der tagsüber wohl auch zur Kinderbetreuung genutzt wurde, und fächelten sich gegen die Hitze Luft zu. Ich nahm hinten Platz, während Barack nach vorne ging und alle begrüßte.

Er muss diesen Leuten jung und wie ein Anwalt vorgekommen sein. Ich konnte sehen, wie sie ihn musterten und abzuschätzen versuchten, ob er ein voreingenommener Außenstehender war oder tatsächlich jemand, der ihnen etwas Nützliches zu bieten hatte. Für mich war die Atmosphäre ziemlich vertraut. Als Kind hatte ich mit meiner Großtante Robbie deren wöchentlichen »Operetta-Workshop« für Kinder in einer afrikanischen Methodisten-Episkopal-Kirche besucht. Die Frauen in diesem Raum hier unterschieden sich kaum von den Damen, die in Robbies Chor sangen oder nach dem Tod meines

Großvaters Southside ihre Aufläufe vorbeigebracht hatten. Sie hegten lauter gute Absichten und hatten Sinn für Gemeinschaft. Oft handelte es sich bei ihnen um alleinerziehende Mütter oder Großmütter von der Sorte, die unvermeidlich ihre Hilfe anboten, wenn es sonst keine Freiwilligen gab.

Barack hängte sein Sakko über die Stuhllehne und nahm seine Armbanduhr ab, die er vor sich auf den Tisch legte, um die Zeit im Blick zu behalten. Nachdem er sich vorgestellt hatte, regte er eine etwa einstündige Diskussion an, bei der er die Leute aufforderte, ihre Geschichten zu erzählen und ihre Sorgen hinsichtlich des Alltags in der Nachbarschaft zu schildern. Im Gegenzug berichtete Barack seine eigene Geschichte und verband sie geschickt mit den Prinzipien der Organisation einer Community. Er wollte sie davon überzeugen, dass unsere Geschichten uns einander näherbringen und dass es durch diese Verbindung möglich ist, Unzufriedenheit zu verhindern und stattdessen etwas Nützliches zu bewirken. Er sagte, sogar sie – diese winzige Gruppe in einer kleinen Kirchengemeinde eines sich vergessen fühlenden Viertels – könnte echte politische Kraft entwickeln. Das erfordere einiges an Mühe, warnte er. Es brauche dafür eine Strategie, und man müsse den Nachbarn zuhören und Vertrauen in die Gemeinschaft aufbauen, woran es oft mangele. Es bedeute, Leute, denen man noch nie begegnet sei, um etwas von ihrer Zeit oder ein klein wenig ihres Lohns zu bitten. Es bringe mit sich, dass man ein Dutzend oder auch hundert Mal ein Nein zu hören bekomme, bevor man ein Ja vernehme, das dann aber einen Riesenunterschied bewirke. (Anscheinend machte das einen Großteil der Arbeit eines Organizers aus.) Aber er versicherte ihnen, sie könnten Einfluss nehmen. Sie könnten etwas verändern. Er habe schon gesehen, wie solche Prozesse, wenn auch nicht immer reibungslos, funktionierten. Und zwar bei dem Sozialwohnungsprojekt Altgeld Gardens, wo eine Gruppe genau wie diese hier es geschafft hatte, neue

Wähler dazu zu bringen, sich registrieren zu lassen. Die Leute hätten Bewohner zusammengetrommelt, die sich wegen der Asbestbelastung mit Vertretern der Stadt getroffen hatten. Und sie hätten auch den Bürgermeister davon überzeugt, ein Job-Training-Center im Viertel zu finanzieren.

Die untersetzte Frau direkt neben mir, die ein Kleinkind auf ihrem Knie schaukelte, gab sich keine Mühe, ihre Skepsis zu verbergen. Mit erhobenem Kinn und vorgeschobener Unterlippe musterte sie Barack, als wollte sie sagen: Wer bist du eigentlich, dass du uns sagen willst, was wir zu tun haben?

Aber Skepsis machte ihm anscheinend genauso wenig aus wie schlechte Chancen. Barack war schließlich ein Einhorn – geprägt von seinem ungewöhnlichen Namen, seiner seltsamen Herkunft, seiner schwer festzulegenden ethnischen Zugehörigkeit, seinem abwesenden Vater und seiner einzigartigen Denkweise. Er war es gewohnt, sich beinahe überall, wo er auftauchte, beweisen zu müssen.

Die Idee, die er präsentierte, war nicht leicht zu verkaufen, und sie sollte das auch gar nicht sein. Roseland hatte einen Tiefschlag nach dem anderen einstecken müssen: erst den Exodus der weißen Familien und den Niedergang der Stahlindustrie, dann den Verfall der Schulen und das Aufblühen des Drogenhandels. Als Organizer in den Communitys der Stadt, hatte Barack mir erzählt, war er oft mit einer tiefen Erschöpfung der Menschen – vor allem der Schwarzen – konfrontiert gewesen. Einem Zynismus, den tausend kleine Enttäuschungen im Lauf der Zeit genährt hatten. Ich verstand das, weil ich es in meinem eigenen Viertel, in meiner eigenen Familie erlebt hatte. Bitterkeit, nachlassende Zuversicht. Meine beiden Großväter waren davon geprägt, denn jedes Ziel, das sie hatten aufgeben müssen, jeder Kompromiss, zu dem sie gezwungen worden waren, hatte dieses Gefühl erzeugt. Es steckte in der gestressten Lehrerin meiner zweiten Klasse an der Bryn Mawr, die

praktisch aufgegeben hatte, uns etwas beibringen zu wollen. Dieses Gefühl wirkte auch in der Nachbarin, die aufhörte, ihren Rasen zu mähen oder im Blick zu behalten, wo ihre Kinder sich nach der Schule herumtrieben. Es steckte hinter jedem Stück Abfall, das gedankenlos auf die Wiese des Parks in unserem Viertel geworfen wurde, und in jedem Schluck Starkbier, der noch vor Einbruch der Dunkelheit getrunken wurde. Und es war in allem und jedem enthalten, das wir für nicht reparierbar hielten, uns selbst eingeschlossen.

Barack sprach nicht von oben herab mit den Leuten in Roseland, er versuchte auch nicht, sie für sich zu gewinnen, etwa, indem er seine Stellung verbarg und sich betont »schwarz« gab. Inmitten der Befürchtungen und Frustrationen, der Entmündigung und der lähmenden Hilflosigkeit dieser Gemeindemitglieder zielte er irgendwie forsch in die entgegengesetzte Richtung.

Ich war nie jemand, der sich in den eher demoralisierenden Aspekten der Tatsache erging, afroamerikanischer Herkunft zu sein. Man hatte mich dazu erzogen, positiv zu denken. Die Liebe meiner Eltern und ihr Engagement für meinen und Craigs Erfolg habe ich in mich aufgesogen. Ich war mit Santita Jackson bei Demonstrationen für die Aktion PUSH und hörte, wie ihr Vater die Schwarzen dazu aufrief, sich an ihren Stolz zu erinnern. Meine Bestimmung war es schon immer gewesen, über mein Viertel hinauszublicken – nach vorne zu schauen und mein Leben zu meistern. Und das hatte ich getan. Ich hatte zwei Ivy-League-Abschlüsse erzielt. Ich hatte einen Job bei einer großen, erfolgreichen Anwaltskanzlei. Ich hatte meine Eltern und Großeltern stolz gemacht. Aber als ich Barack zuhörte, begann ich zu verstehen, dass seine Version von Hoffnung weit über meine hinausging. Es war eine Sache, einen Ort hinter sich zu lassen, an dem man nicht weiterkam. Doch es war etwas ganz anderes, zu versuchen, diesen Ort so zu verändern, dass dort auch niemand anderes mehr steckenblieb.

Wieder traf mich die Erkenntnis, wie besonders er doch war. Langsam begannen auch alle um mich herum, die Damen aus der Kirchengemeinde, zustimmend zu nicken und seine Sätze mit Ausrufen wie »Mhmm« oder »That's right!« zu kommentieren.

Seine Stimme wurde eindringlicher, als er zum Ende seiner Präsentation kam. Er war zwar kein Prediger, aber er predigte eindeutig – und zwar eine Vision. Er machte uns ein Angebot für unser Engagement. Die Wahl, vor der wir seiner Meinung nach standen, war folgende: entweder aufgeben oder an der Veränderung arbeiten. »Was ist besser für uns?«, rief Barack den in diesem Raum versammelten Leuten zu. »Finden wir uns mit der Welt ab, wie sie eben ist, oder arbeiten wir für die Welt, wie sie sein sollte?«

Diesen Satz hatte er aus einem Buch, das er gelesen hatte, als er gerade mit der Arbeit als Organizer begonnen hatte. Er sollte mich noch jahrelang begleiten und war die beste Möglichkeit für mich, Baracks Motivation zu verstehen. Die Welt, wie sie sein sollte.

Neben mir explodierte die Frau mit dem Kleinkind auf dem Schoß geradezu. »That's right!«, donnerte sie, endlich überzeugt. »Amen!«

Amen, dachte ich ebenfalls, denn auch mich hatte er überzeugt.

Bevor er irgendwann Mitte August an die Law School zurückkehrte, gestand Barack mir seine Liebe. Dieses Gefühl war so schnell und natürlich zwischen uns entstanden, dass ich mich an den Augenblick selbst gar nicht erinnere. Ich weiß nicht mehr, wann oder wie genau es passierte. Er sprach einfach auf liebevolle und bemerkenswerte Weise laut aus, was für uns beide so überraschend gekommen war. Auch wenn wir einander erst seit ein paar Monaten kannten und es durchaus etwas unpraktisch war, liebten wir einander.

Aber nun mussten wir mit den über neunhundert Meilen klarkommen, die uns trennten. Barack hatte noch zwei Jahre Universität

vor sich und hoffte, nach Chicago zu kommen, wenn er damit fertig war. Er erwartete also nicht, dass ich in der Zwischenzeit mein Leben hier aufgeben würde. Als immer noch neue Associate bei Sidley war mir klar, dass die nächste Phase meiner Karriere entscheidend sein würde – meine Leistungen würden darüber bestimmen, ob man mir die Partnerschaft anbot. Nachdem ich ja selbst die Law School besucht hatte, wusste ich, wie beschäftigt Barack sein würde. Man hatte ihn als Redakteur der Harvard Law Review ausgewählt. Diese monatlich von Studenten herausgegebene Publikation galt als eine der wichtigsten juristischen Zeitschriften des Landes. Es war zwar eine Ehre, ins Redaktionsteam berufen zu werden, kam aber einem Vollzeitjob zusätzlich zu dem ohnehin schon enormen Pensum eines Jurastudenten gleich.

Was bedeutete das für uns? Es blieb nur das Telefon. Man muss sich vergegenwärtigen, dass das alles im Jahr 1989 stattfand, als man Telefone noch nicht in der Tasche mit sich herumtrug. SMS waren noch nicht erfunden. Kein Emoji konnte einen Kuss ersetzen. Telefonieren erforderte Zeit und gegenseitige Erreichbarkeit. Privatgespräche führte man üblicherweise zu Hause, abends, wenn man hundemüde war und eigentlich ins Bett musste.

Barack meinte vor seiner Abreise zu mir, dass er lieber Briefe schreibe.

»Ich bin nicht so der Typ, der telefoniert«, drückte er es aus. Als ob damit alles geklärt wäre.

Dabei war gar nichts geklärt. Wir hatten doch gerade den ganzen Sommer mit Reden verbracht. Da würde ich unsere Liebe künftig nicht der lahmen Post anvertrauen. Das war ein weiterer kleiner Unterschied zwischen uns: Barack konnte in schriftlicher Form sein Herz ausschütten. Er war mit Briefen aufgewachsen, mit der Begleitung und Unterstützung in Form dünner Luftpostbriefe seiner Mom aus

Indonesien. Ich war dagegen der Typ für Kommunikation von Angesicht zu Angesicht – aufgewachsen mit Sonntagsessen bei Southside, wo man manchmal schreien musste, um sich Gehör zu verschaffen.

In meiner Familie wurde leidenschaftlich gern geredet. Sogar mein Dad, der seinen Buick kürzlich wegen seiner zunehmenden Beeinträchtigung gegen einen speziellen kleinen Van eingetauscht hatte, besuchte seine Cousins und Cousinen nach wie vor, sooft es ging, persönlich. Freunde, Nachbarn und Cousinen von Cousinen tauchten ebenfalls regelmäßig in der Euclid Avenue auf, ließen sich im Wohnzimmer neben dem Fernsehsessel meines Vaters nieder, um sich Geschichten zu erzählen oder Meinungen auszutauschen. Sogar mein alter Highschool-Freund David ließ sich manchmal blicken, um sich einen Rat zu holen. Mein Dad hatte auch kein Problem mit dem Telefon. Jahrelang rief er meine Großmutter in South Carolina fast täglich an, um sich nach den Neuigkeiten bei ihr zu erkundigen.

Also teilte ich Barack mit, dass er sich besser mit dem Telefon anfreundete, wenn unsere Beziehung halten sollte. »Wenn ich mit dir nicht reden kann«, verkündete ich, »dann muss ich mir vielleicht einen anderen suchen, der mir zuhört.« Das war ein Scherz, aber nicht nur.

Und so wurde aus Barack ein Typ, der telefonierte. In jenem Herbst sprachen wir uns so oft, wie wir es eben schafften. Natürlich waren wir jeder in seiner Welt und den entsprechenden Zeitplänen gefangen, aber es gelang uns doch, Einzelheiten des Tages miteinander zu teilen. Er jammerte etwa über den Haufen von Fällen zur Unternehmenssteuer, die er zu lesen hatte, oder wir lachten darüber, dass ich mir angewöhnt hatte, meinen Bürofrust abends mit Aerobic rauszuschwitzen. Während die Monate vergingen, blieben unsere Gefühle konstant und verlässlich. Eine Sache weniger, die ich in meinem Leben in Frage stellte.

Bei Sidley & Austin gehörte ich zum Personalteam des Büros in Chicago und hatte Bewerbungsgespräche mit Studenten der Harvard Law School für die Sommerpraktika zu führen. Im Grunde genommen war das ja ein Anwerbeprozess. Als Studentin hatte ich selbst die Macht und den Reiz der Anwaltsindustrie gespürt. Ich hatte einen Ordner, so dick wie ein Wörterbuch, erhalten, in dem Kanzleien aus dem ganzen Land aufgelistet waren. Man erklärte uns, dass jede einzelne daran interessiert sei, Anwälte mit Harvard-Ausbildung zu ergattern. Mit einem JD, einem »Juris Doctor«, aus Harvard konnte man sich anscheinend seinen Job aussuchen – in jeder beliebigen Stadt und jedem Rechtsgebiet, ob in einer riesigen Zivilrechtskanzlei in Dallas oder in einem kleinen, aber feinen auf Immobilien spezialisierten Büro in New York. War man neugierig auf eine der Kanzleien, bat man um ein Gespräch auf dem Campus. Wenn das gut lief, wurde man mit einem »Ausflug« verwöhnt: ein Flugticket, ein Zimmer in einem Fünf-Sterne-Hotel und eine weitere Runde Interviews im Büro der Kanzlei, gefolgt von einem extravaganten Essen – Wine-and-Dine – mit Anwerbern wie mir. Als ich noch in Harvard studierte, hatte ich mir zwei solcher Ausflüge nach San Francisco und Los Angeles gegönnt, einerseits um etwas über die juristische Praxis in der Entertainment-Branche zu erfahren, andererseits aber ehrlich gesagt auch, weil ich zuvor noch nie in Kalifornien gewesen war.

Jetzt, bei Sidley, saß ich im Rekrutierungsprozess auf der anderen Seite, und mein Ziel war es, Jurastudenten anzuwerben, die nicht nur klug und tough waren, sondern auch etwas anderes als männlich und weiß. Im Rekrutierungsteam gab es noch genau eine andere Afroamerikanerin, eine Seniorpartnerin namens Mercedes Laing. Mercedes war ungefähr zehn Jahre älter als ich und wurde für mich eine liebe Freundin und Mentorin. Wie ich besaß sie zwei Ivy-League-Examen und saß regelmäßig in Besprechungen, in denen niemand so

aussah wie sie. Wir waren uns darin einig, dass unser Kampf nicht darin bestand, sich daran zu gewöhnen oder es zu akzeptieren. In Meetings zum Thema Rekrutierung beharrte ich darauf – und nach Ansicht mancher Leute wohl ziemlich forsch –, dass die Kanzlei auf der Suche nach jungen Talenten ihre Netze weiter auswarf. Traditionell engagierte man vornehmlich Studenten von einer handverlesenen Gruppe von Law Schools – Harvard, Stanford, Yale, Northwestern, der University of Chicago und der University of Illinois. Dort hatten auch die meisten Anwälte der Kanzlei selbst ihre Examen abgelegt. Es war wie ein Kreislauf: Eine Generation von Anwälten stellte junge Anwälte ein, deren Lebenserfahrung ihre eigene spiegelte, was wenig Raum für Diversität ließ. Fairerweise muss man sagen, dass es dieses Problem (ob als solches erkannt oder nicht), in praktisch jeder großen Kanzlei des Landes gab. Eine Umfrage des National Law Journal von damals ergab, dass in großen Kanzleien Afroamerikaner gerade mal drei Prozent der Associates und weniger als ein Prozent aller Partner ausmachten.

In dem Versuch, etwas gegen dieses Ungleichgewicht zu unternehmen, drängte ich darauf, dass wir auch Jurastudenten von anderen staatlichen Universitäten und von Historischen afroamerikanischen Colleges und Hochschulen wie der Howard University in Betracht zogen. Wenn das Rekrutierungsteam sich in einem Konferenzraum in Chicago traf, um einen Stapel studentischer Bewerbungen durchzugehen, widersprach ich immer, wenn jemand automatisch aussortiert wurde, weil er einmal nur die zweitbeste Note erzielt hatte oder seinen Bachelor an einer weniger prestigeträchtigen Institution erworben hatte. Wenn es uns ernst damit war, Anwälte zu gewinnen, die einer Minderheit angehörten, erklärte ich mit Nachdruck, dann mussten wir Kandidaten in ihrer Gesamtheit betrachten. Wir mussten berücksichtigen, wie sie die Chancen genutzt hatten, die das Leben ihnen geboten hatte, und nicht nur einfach abmessen, wie weit sie

es auf der elitären akademischen Leiter gebracht hatten. Dabei ging es nicht darum, die hohen Ansprüche der Kanzlei zu senken. Vielmehr galt es zu verhindern, dass wir durch das Festhalten an den starrsten und altmodischsten Kriterien zur Einschätzung des Potenzials junger Juristen alle möglichen Leute übersahen, die womöglich zum Erfolg der Kanzlei beitragen konnten. Wir mussten also, mit anderen Worten, mehr Studierende zu Gesprächen einladen, anstatt sie vorschnell abzuschreiben.

Aus diesem Grund liebte ich die Reisen zu Rekrutierungszwecken nach Cambrigde. Weil sie mir einen gewissen Einfluss darauf gaben, welche Kandidaten für ein Gespräch ausgewählt wurden, und natürlich auch, weil sie ein guter Grund waren, um Barack zu sehen. Als ich das erste Mal kam, holte er mich mit seinem Auto ab: einem stupsnasigen, bananengelben Datsun, den er gebraucht von dem knappen Budget gekauft hatte, das sein Studentendarlehen ihm gewährte. Als er den Schlüssel umdrehte, heulte der Motor auf und der ganze Wagen ruckte mehrmals heftig, bevor er in ein lautes, anhaltendes Rattern überging, das uns auf unseren Sitzen durchschüttelte. Ungläubig sah ich Barack an.

»Fährst du wirklich mit diesem Ding?«, fragte ich und musste dabei gegen den Lärm anschreien.

Er schenkte mir sein schelmisches, Ich-hab-es-im-Griff-Grinsen, das mich jedes Mal zum Schmelzen brachte. »Gib ihm nur ein, zwei Minuten«, sagte er und legte den Gang ein. »Das hört dann auf.« Nachdem er ein paar Minuten später auf eine belebte Straße abgebogen war, fügte er allerdings noch hinzu: »Trotzdem solltest du vielleicht besser nicht nach unten schauen.«

Da hatte ich aber schon entdeckt, was er mir ersparen wollte – ein zehn Zentimeter großes Rostloch im Bodenblech, durch das ich den Asphalt unter uns sah.

Das Leben mit Barack würde nie langweilig. Das wusste ich damals schon. Es würde immer irgendeine Version von bananengelb und leicht haarsträubend sein. Mir kam zu dem Zeitpunkt auch in den Sinn, dass dieser Mann möglicherweise niemals Geld verdienen würde.

Er wohnte in einem spartanischen Ein-Zimmer-Apartment in Somerville, doch während meiner Rekrutierungsreisen brachte Sidley mich im luxuriösen Charles Hotel nahe beim Campus unter. Dort schliefen wir in edlen Laken, und Barack, der selten für sich kochte, konnte sich vor seinen morgendlichen Lehrveranstaltungen an einem Frühstück mit warmen Speisen satt essen. Abends machte er es sich in meinem Zimmer gemütlich und erledigte seine Hausaufgaben gut gelaunt in einem der Hotelbademäntel aus dickem Frottee.

Zu Weihnachten flogen wir in jenem Jahr nach Honolulu. Zwar war ich vorher noch nie auf Hawaii gewesen, aber ich war mir ziemlich sicher, dass es mir gefallen würde. Schließlich stammte ich aus Chicago, wo der Winter bis April dauerte und es vollkommen normal war, eine Schneeschaufel im Kofferraum dabeizuhaben. Ich besaß eine beunruhigend große Menge an Wollsachen. Dem Winter zu entgehen hatte ich schon immer als Vergnügungsreise empfunden. In der Zeit am College war ich einmal mit meinem Kommilitonen David, der von den Bahamas stammte, dorthin gereist, ein andermal mit Suzanne nach Jamaika. Beide Male hatte ich die milde Luft auf meiner Haut genossen und die Beschwingtheit, die mich in der Nähe des Meeres immer überkam. Vielleicht war es kein Zufall, dass ich mich zu Menschen hingezogen fühlte, die auf Inseln aufgewachsen waren.

In Kingston hatte Suzanne mir Strände mit puderfeinem weißem Sand gezeigt, wo wir in den Wellen herumsprangen und das Wasser die Farbe von Jade hatte. Problemlos hatte sie uns über einen chaotischen Markt gelotst und mit Straßenhändlern geplaudert.

»Try dis!«, hatte sie dabei im einheimischen Dialekt gerufen und

mir ausgelassen Stücke von gegrilltem Fisch, frittierter Yamswurzel, Zuckerrohr und aufgeschnittener Mango gegeben. Ich sollte alles probieren, um zu sehen, wie viel es dort gab, das man lieben konnte.

Mit Barack war es nicht anders. Zwar hatte er inzwischen mehr als ein Jahrzehnt auf dem Festland verbracht, doch lag ihm Hawaii immer noch sehr am Herzen. Er wollte, dass ich alles erlebte, von den sich wiegenden Palmen, die die Straßen von Honolulu säumten, über die halbmondförmige Bucht von Waikiki Beach bis zu den grünen Hügeln, die die Stadt umgaben. Etwa eine Woche verbrachten wir in einer Wohnung, die ein Freund seiner Familie uns geliehen hatte, und unternahmen täglich Ausflüge ans Meer, um zu schwimmen und in der Sonne zu faulenzen. Ich lernte Baracks Halbschwester Maya kennen, die mit ihren neunzehn Jahren liebenswürdig und klug war und gerade einen Abschluss an der Barnard University machte. Sie hatte runde Wangen, große braune Augen und dunkles Haar, das ihr lockig bis über die Schultern fiel. Außerdem begegnete ich seinen Großeltern, Madelyn und Stanley Dunham – oder »Toot and Gramps«, wie er sie nannte. Sie lebten noch in demselben Hochhaus, in dem sie Barack großgezogen hatten, und zwar in einer kleinen Wohnung, die mit indonesischen Textilien dekoriert war, die Ann im Laufe der Jahre nach Hause geschickt hatte.

Und ich lernte Ann selbst kennen, eine untersetzte, lebhafte Frau mit dunklem krausem Haar und dem gleichen kantigen Kinn wie Barack. Sie trug schweren Silberschmuck, ein buntes Batikkleid und robuste Sandalen, die man bei einer Anthropologin erwarten würde. Mir gegenüber war sie freundlich und interessierte sich für meine Herkunft und meine Arbeit. Es war offensichtlich, dass sie ihren Sohn bewunderte – wenn nicht sogar verehrte. Sie konnte es kaum erwarten, sich mit ihm zusammenzusetzen und zu reden, um ihm von ihrer Dissertation zu erzählen und Lesetipps auszutauschen, als hätte sie nach

langer Zeit wieder einmal Gelegenheit, sich mit einem alten Freund auf den neuesten Stand zu bringen.

Alle in der Familie nannten ihn immer noch Barry, was ich reizend fand. Obwohl sie ihren Heimatstaat Kansas schon in den 1940er Jahren verlassen hatten, kamen mir seine Großeltern immer noch wie die entwurzelten Menschen aus dem Mittleren Westen vor, als die Barack sie mir immer geschildert hatte. Gramps war dick, hatte etwas von einem Bären und erzählte gern alberne Witze. Toot, eine stämmige grauhaarige Frau, die sich zur stellvertretenden Direktorin einer einheimischen Bank hochgearbeitet hatte, machte uns zum Mittagessen Thunfisch-Sandwiches. Abends servierte sie Ritz-Cracker mit Sardinen als Vorspeise und stellte das Abendessen auf lauter kleine Beistelltischchen, damit jeder beim Essen die Nachrichten schauen oder eine hitzige Runde Scrabble spielen konnte. Es war eine bescheidene Familie der Mittelklasse, die meiner eigenen in vielerlei Hinsicht ähnelte.

Für mich und Barack hatte das etwas Beruhigendes. So unterschiedlich wir auch sein mochten, so passten wir auf interessante Weise wieder zueinander. Es kam mir vor, als würde damit der Grund für unsere gegenseitige Anziehung und die Ungezwungenheit zwischen uns erklärt.

Auf Hawaii trat Baracks intensive, kopflastige Art irgendwie in den Hintergrund, während seine Lässigkeit geradezu aufblühte. Er war zu Hause. Und zu Hause war dort, wo er nicht den Drang verspürte, irgendwem irgendwas zu beweisen. Wir verspäteten uns bei allem, was wir machten, doch das störte niemand – nicht einmal mich. Baracks Highschool-Kumpel Bobby, der Berufsfischer war, nahm uns an einem Tag zum Schnorcheln und Herumfahren mit seinem Boot mit. Da erlebte ich Barack so entspannt wie nie zuvor. Er lag mit einem kalten Bier und einem alten Freund unter blauem Himmel und kümmerte sich weder um die Nachrichten des Tages noch um die Leseliste der Law

School, noch darum, was gegen die Einkommensungleichheit unternommen werden sollte. Die sonnengebleichte Milde der Insel schenkte uns Raum für uns, was teilweise auch daran lag, dass sie uns Zeit gab, die wir zuvor noch nie gehabt hatten.

So viele meiner Freundinnen beurteilten potenzielle Partner von außen nach innen und richteten ihren Blick als Erstes auf Aussehen und finanzielle Aussichten. Stellte sich dann heraus, dass der Auserwählte nicht gut kommunizieren konnte oder sich nicht gern verletzlich zeigte, dann schienen sie zu glauben, die Zeit oder ein Ehegelübde würde das Problem lösen. Barack war dagegen mit perfekter Persönlichkeit in mein Leben getreten. Von unserer allerersten Unterhaltung an hatte er mir gezeigt, dass es ihm nichts ausmachte, Furcht oder Schwäche einzugestehen, und dass er Ehrlichkeit schätzte. Bei der Arbeit hatte ich seine Bescheidenheit und seine Bereitschaft kennengelernt, eigene Bedürfnisse und Wünsche für ein größeres Ziel zurückzustellen.

Und jetzt auf Hawaii konnte ich seinen Charakter auf viele kleine Arten reflektiert sehen. Die nach wie vor andauernden Freundschaften mit den Kumpels von der Highschool zeigten seine Beständigkeit in Beziehungen. An der Zuneigung zu seiner willensstarken Mutter konnte ich tiefen Respekt für Frauen und deren Unabhängigkeit ablesen. Ohne es explizit ansprechen zu müssen, wusste ich, dass er mit einer Partnerin zurechtkam, die eigene Passionen und eine eigene Stimme hatte. Das sind Dinge, die man in einer Partnerschaft nicht lernen kann und die nicht einmal die Liebe wirklich hervorzubringen oder zu ändern vermag. Indem er mich mit seiner Welt bekanntmachte, zeigte Barack mir alles, was ich über seine Eigenschaften als Lebenspartner wissen musste.

Eines Nachmittags liehen wir uns ein Auto und fuhren an die Nordküste von Oahu, wo wir auf einem schmalen weichen Strand saßen und den Surfern zusahen, die auf riesigen Wellen ritten. Wir blieben stundenlang dort und redeten einfach nur, während eine Welle in die

nächste überging, die Sonne hinter dem Horizont verschwand und die anderen Strandbesucher zusammenpackten, um nach Hause zu fahren. Wir redeten, während der Himmel sich erst rosa, dann violett färbte und schließlich dunkel wurde und die Mücken uns zu stechen begannen. Wir redeten, bis wir hungrig wurden. Zwar war ich nach Hawaii gekommen, um etwas über Baracks Vergangenheit zu erfahren, doch saßen wir jetzt am Rand dieses riesigen Ozeans und versuchten uns an einer Version der Zukunft. Wir besprachen, in was für einer Art Haus wir irgendwann gerne leben würden, was für Eltern wir sein wollten. Es kam mir spekulativ und auch ein wenig gewagt vor, so zu reden, aber gleichzeitig war es auch beruhigend, weil es schien, als würden wir vielleicht nie damit aufhören. Als könnte diese Unterhaltung ein Leben lang weitergehen.

Zurück in Chicago und wieder von Barack getrennt ging ich noch manchmal zu meinen alten Happy-Hour-Treffen, aber ich blieb selten lang. Baracks Begeisterung fürs Lesen hatte eine neue Liebe zu Büchern in mir entfacht. Daher war ich jetzt zufrieden damit, den Samstagabend mit einem guten Roman auf der Couch zu verbringen.

Wurde mir das irgendwann langweilig, rief ich alte Freundinnen an. Selbst jetzt, wo ich eine ernsthafte Beziehung hatte, waren Freundinnen mir eine wichtige Stütze. Santita Jackson reiste inzwischen als Backup-Sängerin von Roberta Flack durchs Land, aber wir sprachen so oft wie möglich miteinander. Ungefähr ein Jahr zuvor hatte ich mit meinen Eltern in ihrem Wohnzimmer gesessen und war vor Stolz fast geplatzt, als wir Santita und ihre Geschwister sahen, wie sie ihren Vater beim Nominierungsparteitag der Demokraten 1988 vorstellten. Reverend Jackson hatte einen respektablen Wahlkampf um das Kandidatenamt geführt und etwa ein Dutzend Vorwahlen gewonnen, bevor er seine Nominierung zugunsten von Michael Dukakis aufgab. Bis

dahin hatte er viele Familien wie unsere mit neuer, tiefempfundener Hoffnung und Begeisterung erfüllt, auch wenn wir in unseren Herzen wussten, dass er der Inbegriff eines Außenseiters war.

Regelmäßig sprach ich auch mit Verna Williams, einer engen Freundin von der Law School, die bis vor Kurzem noch in Cambridge gelebt hatte. Sie hatte Barack ein paarmal getroffen und mochte ihn sehr, gleichzeitig zog sie mich damit auf, dass ich meine verrückt hohen Ansprüche heruntergeschraubt hatte, indem ich einen Raucher in mein Leben gelassen hatte. Angela Kennedy und ich lachten immer noch richtig viel miteinander, obwohl sie als Lehrerin in New Jersey arbeitete, Mutter eines kleinen Jungen war und sich bemühte, nicht durchzudrehen, während ihre Ehe langsam implodierte. Wir hatten uns als alberne, unreife Mädchen auf dem College kennengelernt. Jetzt waren wir erwachsen und führten erwachsene Leben mit erwachsenen Sorgen. Allein diese Vorstellung kam uns manchmal irre komisch vor.

Suzanne war noch derselbe Freigeist wie damals in Princeton, als wir uns ein Zimmer geteilt hatten. Mit variierender Vorhersehbarkeit tauchte sie in meinem Leben auf und verschwand wieder daraus. Nach wie vor bemaß sie den Wert ihrer Tage ausschließlich danach, ob sie Spaß bereithielten oder nicht. Wir hatten lange Phasen, in denen wir uns nicht sprachen, dann nahmen wir den Faden unserer Freundschaft aber problemlos wieder auf. Wie immer nannte ich sie dann Screwzy und sie mich Miche. Unsere Welten waren weiterhin so verschieden, wie schon damals auf dem College, wo sie zu Partys des Eating Club verschwand und vorher noch ihre Schmutzwäsche unters Bett kickte, während ich meine Notizen zum Soziologiekurs 201 nach einem bestimmten Farbschema sortierte. Schon damals war Suzanne wie eine Schwester, deren Leben ich nur aus der Ferne beobachten konnte, über die Kluft unserer angeborenen Unterschiede hinweg. Sie machte einen verrückt, war bezaubernd und für mich immer wichtig. Oft fragte sie mich um

meinen Rat, nur um diesen dann geflissentlich zu ignorieren. Ob es schlecht wäre, sich auf einen ständig herumschäkernden halb prominenten Popstar einzulassen? Meine Güte, ja, das wäre es, aber sie würde es trotzdem tun, denn, warum nicht? Am meisten ärgerte mich, dass sie sich die Gelegenheit entgehen ließ, nach dem College eine Ivy League Business School zu besuchen. Ihre Begründung lautete, dass das zu viel Arbeit und deshalb kein Spaß sein würde. Stattdessen holte sie sich ihren MBA in einem nicht so stressigen Programm an einer staatlichen Universität, was mir irgendwie zu bequem vorkam.

Manchmal wirkten Suzannes Entscheidungen wie ein Affront gegen meine Art, die Dinge anzugehen. Wie die bewusste Wahl, einen Gang runterzuschalten und weniger zu strebern. Heute kann ich sagen, dass ich unfair über sie urteilte. Damals dachte ich schlicht und einfach, ich hätte recht.

Nicht lange nachdem Barack und ich ein Paar geworden waren, rief ich Suzanne an, um ihr von meinen Gefühlen für ihn vorzuschwärmen. Sie war so begeistert davon, mich dermaßen glücklich zu hören – Glück war schließlich ihre Währung. Sie selbst hatte auch Neuigkeiten: Sie würde ihren Job als Computerspezialistin bei der Notenbank aufgeben, um zu reisen – nicht für ein paar Wochen, sondern monatelang. Suzanne und ihre Mutter wollten in Kürze zu einer Art Weltreise aufbrechen. Denn, warum auch nicht?

Ich kann bis heute nicht sagen, ob Suzanne unterbewusst spürte, dass in den Zellen ihres Körpers irgendwas Seltsames passierte, dass da bereits eine stillschweigende Machtübernahme stattfand. Ich weiß nur, dass im Herbst 1989, während ich mit Lackpumps in endlosen, langwierigen Besprechungen im Konferenzraum von Sidley saß, Suzanne und ihre Mutter versuchten, sich in Kambodscha kein Curry auf die Strandkleider zu kleckern und im Sonnenuntergang auf den breiten Fußwegen vor dem Taj Mahal tanzten. Während ich meine Rechnungen

zahlte, meine Sachen von der Reinigung holte und zusah, wie die Blätter welkten und von den Bäumen entlang der Euclid Avenue fielen, raste Suzanne in einem Tuktuk durch das feuchtheiße Bangkok und hupte – wie ich mir vorstellte – aus purem Übermut. Tatsächlich weiß ich nicht, wie irgendeine ihrer Reisen verlief oder wo sie tatsächlich waren, weil sie keine war, die Postkarten schrieb oder einen sonst irgendwie auf dem Laufenden hielt. Sie war einfach zu beschäftigt damit, zu leben und sich vollzustopfen mit dem, was die Welt zu bieten hatte.

Als sie nach Hause nach Maryland zurückkehrte und einen Moment Zeit fand, sich bei mir zu melden, gab es andere Neuigkeiten – so misstönend, dass sie gar nicht zu meinem Bild von ihr passten und ich sie kaum glauben konnte.

»Ich habe Krebs«, sagte Suzanne mit vor lauter Emotion belegter Stimme. »Viel davon.«

Ihre Ärzte hatten ihn gerade diagnostiziert: eine aggressive Form von Lymphdrüsenkrebs, der bereits ihre Organe befallen hatte. Sie beschrieb mir den Behandlungsplan, klammerte sich mit gewisser Hoffnung an dessen mögliche Ergebnisse. Doch ich war zu schockiert, um mir Einzelheiten zu merken. Bevor wir auflegten, erzählte sie mir noch, dass ihre Mutter ebenfalls schwer krank sei. Was für eine grausame Laune des Schicksals.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich je geglaubt habe, das Leben sei fair, aber ich hatte immer gedacht, man könne fast jedes Problem lösen. Suzannes Krebs stellte diese Ansicht erstmals wirklich in Frage. Es war wie eine Sabotage meiner Ideale. Denn selbst wenn ich die Einzelheiten noch nicht im Detail kannte, hatte ich doch Vorstellungen von dem, was kommen würde. Daran hielt ich gewissenhaft seit meinem ersten Jahr am College fest, und das Ganze hatte mit den ordentlich aufgelisteten Punkten zu tun, die es abzuhaken galt.

Für mich und Suzanne sollte das so laufen: Wir würden jeweils

Brautjungfer auf der Hochzeit der anderen sein. Unsere Ehemänner wären zwar grundverschieden, würden sich aber trotzdem sehr mögen. Unsere Kinder würden wir gleichzeitig bekommen und zusammen Strandurlaub mit unseren Familien in Jamaika machen. Unsere Erziehungsstile würden wir gegenseitig milde tadeln, aber auf jeden Fall die Lieblings-Nenntante der Kinder der anderen sein. Ich würde ihren Kindern zum Geburtstag Bücher schenken, sie meinen Hüpfstelzen. Wir würden miteinander lachen, uns Geheimnisse anvertrauen und wegen der lächerlichen Eigenheiten der anderen mit den Augen rollen, bis wir eines Tages feststellten, dass wir zwei alte, schon ewig befreundete Damen waren. Und plötzlich würden wir darüber staunen, wohin all die Zeit verschwunden war.

So hätte es werden sollen, wenn es nach mir gegangen wäre.

Rückblickend finde ich erstaunlich, dass ich in jenem Winter und Frühling einfach stur meinen Job machte. Ich war Anwältin, und Anwältinnen arbeiten eben. Wir arbeiteten dauernd, denn wir waren nur so gut wie die Anzahl der Stunden, die wir abrechnen konnten. Ich sagte mir, ich hätte gar keine andere Wahl. Die Arbeit sei wichtig, redete ich mir ein. Und so erschien ich jeden Morgen in Downtown Chicago, um den Ameisenhaufen namens One First National Plaza zu betreten. Ich senkte den Kopf und rechnete meine Stunden ab.

Daheim in Maryland lebte Suzanne inzwischen mit ihrer Krankheit. Sie kümmerte sich um Arzttermine, Operationen und versuchte gleichzeitig, ihre kranke Mutter zu versorgen, die ebenfalls gegen einen aggressiven Krebs kämpfte, der, wie die Ärzte beteuerten, absolut nichts mit ihrem zu tun hatte. Es war Pech, eine Laune des Schicksals, fast zu gruselig, um darüber nachzudenken. Der Rest von Suzannes Familie stand sich nicht besonders nahe, mit Ausnahme von zwei ihrer Lieblings-Cousinen, die ihr halfen, wo sie konnten. Angela

kam manchmal aus New Jersey herunter, um sie zu besuchen, aber sie hatte eigentlich genug mit Kleinkind und Job zu tun. Ich bat Verna, meine Freundin aus der Law School, vorbeizuschauen, wenn sie konnte, quasi als Ersatz für mich. Verna hatte Suzanne ein paarmal getroffen, als wir in Harvard waren, und aus purem Zufall wohnte sie in Silver Springs auf der anderen Seite des Parkplatzes von Suzannes Haus.

Das war viel verlangt von Verna, die erst kurz zuvor ihren Vater verloren hatte und mit ihrer eigenen Trauer kämpfte. Aber sie war eine echte Freundin und ein mitfühlender Mensch. Eines Tages im Mai rief sie mich im Büro an, um mir von den Einzelheiten eines Besuchs zu berichten.

»Ich habe ihr die Haare gekämmt«, sagte sie.

Dass jemand ihr das Haar kämmen musste, hätte mir eigentlich schon alles sagen müssen, aber ich schottete mich gegen die Wahrheit ab. Ein Teil von mir beharrte immer noch darauf, dass das gar nicht passierte. Ich klammerte mich an die Vorstellung, dass Suzanne wieder gesund würde, auch wenn alle Anzeichen dagegen sprachen.

Es war Angela, die mich schließlich im Juni anrief und gleich zur Sache kam. »Wenn du kommen willst, Miche«, sagte sie, »dann solltest du es bald tun.«

Da war Suzanne schon in ein Krankenhaus verlegt worden. Sie war zu schwach, um noch zu sprechen, und verlor immer wieder das Bewusstsein. Es gab nichts mehr, woran ich mein Leugnen festmachen konnte. Nachdem ich aufgelegt hatte, buchte ich mir sofort ein Flugticket, flog nach Osten, nahm mir ein Taxi ins Krankenhaus, stieg in den Aufzug, fuhr ins richtige Stockwerk, lief den Flur zu ihrem Zimmer hinunter und fand sie dort. Sie lag im Bett, während Angela und ihre Cousine Wache hielten. Alle schwiegen. Suzannes Mutter war, wie ich erfuhr, ein paar Tage vorher gestorben und Suzanne lag jetzt im Koma. Angela machte neben ihrem Bett Platz für mich.

Ich starrte Suzanne an, ihr perfekt herzförmiges Gesicht, die rötlich braune Haut, und fühlte mich irgendwie von der jugendlichen Glätte ihrer Wangen und dem mädchenhaften Schwung ihrer Lippen getröstet. Sie schien von der Krankheit seltsamerweise kaum gezeichnet. Ihr dunkles Haar war nach wie vor glänzend und lang. Jemand hatte es zu zwei Zöpfen geflochten, die ihr fast bis zur Taille reichten. Ihre athletischen Läuferinnenbeine lagen unter der Decke verborgen. Sie sah jung aus. Wie eine süße, wunderschöne Sechsundzwanzigjährige, die gerade Mittagsschlaf hielt.

Ich bedauerte, nicht früher gekommen zu sein. Ich bedauerte die vielen Male, als ich im Laufe der Aufs und Abs unserer Freundschaft darauf beharrt hatte, dass sie die falsche Entscheidung traf, als sie vermutlich das Richtige tat. Plötzlich war ich froh über all die Male, als sie meinen Rat ignoriert hatte. Ich war froh, dass sie sich nicht wegen irgendeines Abschlusses an einer schicken Business School überarbeitet hatte. Dass sie nur zum Spaß ein Wochenende mit einem halb prominenten Popstar verbummelt hatte. Ich war froh, dass sie es zum Taj Mahal geschafft hatte, um dort mit ihrer Mutter den Sonnenaufgang zu sehen. Suzanne hatte auf eine Weise gelebt, wie ich es nicht getan hatte.

An jenem Tag hielt ich ihre schlaffe Hand und merkte, wie ihr Atem unregelmäßiger wurde und sie nur noch mit langen Pausen einatmete. Irgendwann nickte die Schwester uns vielsagend zu. Es passierte. Suzanne starb. In meinem Kopf wurde es dunkel, und da war kein einziger tiefschürfender Gedanke. Ich kam zu keinen Einsichten über das Leben oder seinen Verlust. Wenn ich überhaupt irgendwas empfand, dann Wut.

Zu sagen, es sei unfair gewesen, dass sie mit sechsundzwanzig erkrankte und starb, scheint zu simpel. Aber es war eine Tatsache. Ein kaltes, hässliches Faktum. Als ich schließlich ihren Leichnam in jenem

Krankenzimmer zurückließ, dachte ich: Sie ist nicht mehr da, und ich bin noch hier. Draußen auf dem Flur sah ich Leute in Kliniknachthemden, die viel älter und kränker aussahen als Suzanne und trotzdem noch da waren. Ich würde in die volle Maschine zurück nach Chicago steigen, den belebten Highway entlangfahren und mit dem Aufzug in mein Büro zurückkehren. Unterwegs würde ich all die Menschen sehen, die zufrieden in ihren Autos saßen, in ihren Sommerkleidern über Bürgersteige flanierten, zum Vergnügen in Cafés saßen oder an ihren Schreibtischen arbeiteten. Sie alle wussten nicht, was mit Suzanne passiert war. Und bestimmt war ihnen nicht bewusst, dass auch sie jederzeit sterben konnten. Es kam mir pervers vor, dass die Welt sich einfach weiterdrehte. Dass alle immer noch da waren. Alle bis auf meine Suzanne.

# 10

In jenem Sommer fing ich an, Tagebuch zu schreiben. Ich kaufte mir ein in schwarzes Leinen gebundenes Buch mit violetten Blumen auf dem Einband und bewahrte es neben meinem Bett auf. Wenn ich für die Kanzlei auf Dienstreise ging, nahm ich es mit. Ich schrieb nicht täglich etwas hinein, nicht einmal jede Woche. Nur wenn ich die Zeit und Energie aufbrachte, Ordnung ins Chaos meiner Gefühle zu bringen, griff ich zum Stift. Mal schrieb ich mehrere Einträge innerhalb einer Woche, dann wieder rührte ich das Tagebuch einen Monat oder länger nicht an. Ich war von Natur aus nicht besonders auf Innenschau bedacht. Die eigenen Gedanken festzuhalten war etwas Neues für mich. Teilweise hatte ich mir das wohl von Barack abgeschaut, der Schreiben als therapeutisch und klärend empfand und im Laufe der Jahre immer mal wieder Tagebuch führte.

Während der Sommerferien in Harvard war er nach Chicago zurückgekehrt, nur verzichtete er diesmal auf die Untermiete und zog gleich in meine Wohnung an der Euclid Avenue.



Eine Zeit lang wohnten Barack und ich in der Wohnung im oberen Stock der Euclid Avenue, wo ich auch aufgewachsen bin. Wir waren damals beide junge Anwälte. Ich hatte gerade angefangen, meinen beruflichen Weg zu hinterfragen und mir zu überlegen, wie ich eine sinnvolle Tätigkeit finden und meinen Werten treu bleiben könnte.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Das bedeutete nicht nur, dass wir uns darin übten, als Paar zusammenzuleben, sondern auch, dass Barack meine Familie noch besser kennenlernte. Wenn mein Dad sich auf den Weg zu seiner Schicht im Wasserwerk machte, unterhielt er sich mit ihm über Sport. Manchmal half er meiner Mutter, die Einkäufe aus der Garage hereinzutragen. Die Atmosphäre war gut. Craig hatte Baracks Charakter bereits einer gründlichen Prüfung unterzogen, als er ihn am Wochenende zu einem anspruchsvollen Basketballspiel mit ein paar seiner Kumpel einlud, die meisten davon ehemalige College-Spieler. Das hatte er, ehrlich gesagt, auf meine Bitte hin getan. Craigs Meinung von Barack war mir wichtig, und mein Bruder wusste Leute einzuschätzen, insbesondere wenn er mit ihnen Basketball spielte. Barack hatte den Test bestanden. Mein Bruder meinte, er bewege sich auf dem Spielfeld geschmeidig und wüsste, wann er den Ball abgeben müsse, habe aber auch keine Angst, selbst auf den Korb zu werfen, wenn er gut stehe. »Er ist keiner, der sich an den Ball klammert«, sagte Craig. »Aber er hat Mut.«

Barack hatte sich ein weiteres Sommerpraktikum in einer Kanzlei in der Nähe von Sidley gesucht, doch diesmal blieb ihm weniger Zeit in Chicago. Für das kommende akademische Jahr war er zum Chefredakteur der Harvard Law Review gewählt worden. Das bedeutete Verantwortung für acht Ausgaben von je dreihundert Seiten. Er musste deshalb früher nach Cambridge zurück, um mit der Arbeit daran zu beginnen. Die Konkurrenz um diesen Posten war jedes Jahr erbittert; man wurde eingehend geprüft und benötigte die Stimmen von achtzig studentischen Redakteuren. Das Amt zu erhalten bedeutete an sich schon eine Riesenleistung. Wie sich rausstellte, wurde Barack als erster Afroamerikaner in der hundertdreijährigen Geschichte der Zeitschrift gewählt. Über diesen Meilenstein berichtete sogar die New York Times in einem Artikel, der zusammen mit einem Foto von Barack

erschien. Darauf lächelt er in Schal und Wintermantel.

Mein Freund war also schon eine große Nummer. Er hätte bereits damals unzählige üppig bezahlte Jobs in Anwaltskanzleien angeboten bekommen, doch stattdessen erwog er, als Bürgerrechtsanwalt zu praktizieren, sobald er seinen Abschluss hätte. Auch wenn das bedeutete, dass er doppelt so lange brauchen würde, um sein Studentendarlehen abzuzahlen. Praktisch jeder, der ihn kannte, redete ihm zu, doch dem Beispiel vieler früherer Chefredakteure der Review zu folgen und sich für ein Referendariat am Obersten Gerichtshof zu bewerben, wo man ihn todsicher genommen hätte. Doch das interessierte Barack nicht. Er wollte in Chicago leben. Außerdem hatte er Ideen für ein Buch zum Thema »Race in America« und erklärte, er plane, eine Arbeit zu finden, die seinen Werten entsprach. Und das bedeutete, dass er höchstwahrscheinlich nicht im Unternehmensrecht landen würde. Mit welcher Sicherheit er sein Ziel ansteuerte, verblüffte mich.

Dieses angeborene Selbstvertrauen war natürlich bewundernswert, aber sich damit zu arrangieren, stellte ehrlich gesagt auch eine Herausforderung dar. Ich musste mich erst daran gewöhnen, mit Baracks ausgeprägtem Zielbewusstsein zu leben – in einem Bett mit ihm zu schlafen, am selben Frühstückstisch zu sitzen. Und zwar nicht weil er damit angab, sondern weil es einfach derart präsent war. Angesichts seiner Gewissheit, seiner Überzeugung, dass er in der Welt etwas bewirken könne, fühlte ich mich zwangsläufig ein bisschen verloren. Sein Zielbewusstsein schien meines unbeabsichtigt herauszufordern.

Daher das Tagebuch. Auf der allerersten Seite formulierte ich in ordentlicher Handschrift meine Gründe dafür, warum ich es überhaupt begann:

*Erstens: Ich bin mir überhaupt nicht im Klaren darüber, wo mein Leben hinführen soll. Was für ein Mensch möchte ich sein? Auf*

*welche Weise möchte ich auf der Welt etwas beitragen?*
*Zweitens: Meine Beziehung zu Barack wird immer ernster und ich glaube, dass ich ein besseres Gespür für mein eigenes Leben brauche.*

Dieses kleine Buch mit dem Blumeneinband hat jetzt schon ein paar Jahrzehnte und einige Umzüge hinter sich. Im Weißen Haus stand es acht Jahre lang auf einem Regal in meinem Ankleidezimmer. Erst vor Kurzem habe ich es in unserem neuen Zuhause aus einem Karton geholt, weil ich mich daran erinnern wollte, wie ich als junge Anwältin gewesen war. Wenn ich diese Zeilen heute lese, erkenne ich ganz genau, was ich mir damals selbst mitteilen wollte – und was mir eine nüchterne Mentorin vielleicht direkt ins Gesicht gesagt hätte. Eigentlich war es ganz einfach: Erstens hasste ich es, Anwältin zu sein. Ich passte nicht in diesen Job. Während ich ihn ausübte, fühlte ich mich leer, obwohl ich ziemlich gut darin war. Ich empfand es als beunruhigend, das zuzugeben, wenn man bedachte, wie hart ich dafür gearbeitet und wie viel ich investiert hatte. In meinem blinden Bemühen, mich selbst zu übertreffen, und getrieben von dem Wunsch, es perfekt zu machen, hatte ich die Zeichen übersehen und den falschen Weg eingeschlagen.

Zweitens war ich schwer und glücklich in einen Typen verliebt, dessen eindrucksvoller Intellekt und Ehrgeiz meinen sehr wahrscheinlich schlucken würde. Ich sah das auf mich zukommen wie eine heranrollende Welle mit kräftiger Unterströmung. Ich würde nicht ausweichen – dafür war ich Barack damals schon zu stark verpflichtet und liebte ihn viel zu sehr –, aber ich musste rasch für meinen eigenen sicheren Stand auf zwei Beinen sorgen.

Das bedeutete, einen neuen Beruf zu finden. Am meisten erschütterte mich daran, dass ich keine konkreten Vorstellungen davon

hatte, was ich tun wollte. Irgendwie hatte ich es in all den Jahren meines Studiums nicht geschafft, mir über meine eigenen Vorlieben Gedanken zu machen und darüber, wie ich diese mit einer Arbeit vereinbaren konnte, die mir sinnvoll erschien. Als junger Mensch hatte ich absolut nichts ausprobiert. Mir wurde klar, dass Baracks Reife teilweise aus den Jahren rührte, in denen er sich als Community Organizer verpflichtet hatte. Noch davor hatte er gleich nach dem College ein definitiv unbefriedigendes Jahr als Rechercheur für eine Unternehmensberatung in Manhattan absolviert. Er hatte einige Dinge ausprobiert, alle möglichen Leute kennengelernt und im Zuge dessen eigene Prioritäten entwickelt. Ich dagegen hatte solche Angst davor, ins Taumeln zu geraten, war so wild auf Seriosität und finanzielle Unabhängigkeit gewesen, dass ich ohne Nachdenken direkt in die Juristerei marschiert war.

Innerhalb eines Jahres hatte ich Barack gewonnen und Suzanne verloren. Die Wucht dieser beiden Ereignisse warf mich aus der Bahn. Suzannes plötzlicher Tod hatte mir bewusst gemacht, dass ich mir mehr Freude und mehr Sinn in meinem Leben wünschte. Ich konnte nicht selbstzufrieden so weitermachen und war Barack einerseits dankbar für diese Irritation und gab ihm gleichzeitig die Schuld daran. »Hätte ich nicht einen Mann in meinem Leben«, schrieb ich in mein Tagebuch, »der mich ständig fragt, was mich bewegt und was mich quält, würde ich das dann aus eigenem Antrieb tun?«

Ich grübelte darüber nach, was ich tun könnte, welche Talente ich wohl haben mochte. Konnte ich unterrichten? Angehende Collegestudenten beraten? Konnte ich irgendeine Kinderbetreuung nach der Schule ins Leben rufen, quasi die professionelle Version dessen, was ich in Princeton für Czerny gemacht hatte? Es interessierte mich, für eine Stiftung oder ein gemeinnütziges Unternehmen zu arbeiten. Ich wollte unterprivilegierten Kindern helfen. Ich fragte mich, ob ich einen

Job finden könnte, der mich intellektuell erfüllte, mir aber genug Zeit ließ, um ehrenamtlich tätig zu sein, mich mit Kunst zu beschäftigen oder eigene Kinder zu haben. Im Grunde genommen wünschte ich mir ein Leben. Ich wollte mich ganz fühlen. Zunächst schrieb ich eine Liste der Dinge, die mich interessierten: Erziehung, Teenager-Schwangerschaften, schwarzes Selbstwertgefühl. Mir war klar, dass ein Job mit höherem moralischem Anspruch unweigerlich weniger Gehalt bedeutete. Ernüchternder war die nächste Liste, in der ich meine laufenden Kosten notierte. Was blieb übrig, wenn ich auf Luxus verzichtete, den ich mir von meinem Sidley-Salär geleistet hatte, wie das Abonnement beim Weinhändler oder die Mitgliedschaft im Fitnessclub. Monatlich musste ich sechshundert Dollar für mein Studentendarlehen zurückzahlen, vierhundertsieben Dollar für das Auto aufbringen, außerdem Geld für Essen, Benzin, Versicherungen sowie etwa fünfhundert Dollar für Miete, falls ich jemals aus dem Haus meiner Eltern auszog.

Nichts war unmöglich, aber es sah auch nicht gerade leicht aus. Ich begann, mich nach juristischen Möglichkeiten in der Unterhaltungsbranche umzuhören, weil ich dachte, dass mich das vielleicht interessierte und mir auch finanzielle Einbußen ersparen würde. Aber tief in meinem Herzen spürte ich mit wachsender Gewissheit: Ich war einfach nicht dafür gemacht, als Anwältin zu praktizieren. Einmal erwähnte ich in meinem Tagebuch einen Artikel, den ich in der New York Times gelesen hatte und in dem es um Erschöpfung, Stress und Unzufriedenheit unter amerikanischen Anwälten – insbesondere unter den weiblichen – ging. »Wie deprimierend«, kommentierte ich.

Ich verbrachte einen Großteil des Augusts in jenem Jahr schuftend in einem angemieteten Konferenzraum eines Hotels in Washington, D. C., wohin man mich zur Vorbereitung eines Falls entsandt hatte. Sidley &

Austin vertrat den Chemiekonzern Union Carbide in einem kartellrechtlichen Verfahren, bei dem es um den Verkauf einer Holding ging. Ich blieb dafür drei Wochen in Washington, brachte es aber fertig, sehr wenig von der Stadt zu sehen, weil mein Leben fast ausschließlich darin bestand, mit einigen Sidley-Kollegen in eben diesem Raum zu sitzen. Dort öffneten wir Kartons mit Akten, die man uns aus der Unternehmenszentrale geschickt hatte, und sichteten Tausende Seiten von Dokumenten.

Letztlich wurde der Chemiefall außergerichtlich beigelegt, was bedeutete, dass ein Großteil meiner Sichtungsarbeit umsonst gewesen war. Das war ein ärgerlicher, aber üblicher Kompromiss auf juristischem Gebiet, wo es keineswegs ungewöhnlich ist, einen Prozess vorzubereiten, der dann nie stattfindet. An dem Abend, als ich zurück nach Chicago flog, spürte ich, wie mich heftiges Grauen überkam, weil ich wusste, dass ich mich nun wieder in meine übliche Routine und den Nebel meiner Unentschlossenheit begeben musste.

Meine Mutter war so lieb, mich am Flughafen O'Hare abzuholen. Allein sie zu sehen tröstete mich schon. Sie war inzwischen Anfang fünfzig und arbeitete Vollzeit als Chefsekretärin in einer Bank im Stadtzentrum. Sie beschrieb diese Bank als eine Truppe von Männern, die an Schreibtischen saßen und in dieser Branche tätig waren, weil auch schon ihre Väter Banker gewesen waren. Meine Mutter war stark und für Spinnereien nicht zu haben. Sie trug ihr Haar kurz und ihre Kleidung war stets praktisch und schlicht. Alles an ihr strahlte Kompetenz und Ruhe aus. Genau wie zu der Zeit, als Craig und ich noch Kinder waren, mischte sie sich nicht in unser Privatleben ein. Ihre Liebe wurde uns in Form von Verlässlichkeit zuteil. Sie war da, wenn das Flugzeug landete. Sie fuhr einen nach Hause und bot etwas zu essen an, wenn man Hunger hatte. Ihr ausgeglichenes Gemüt war wie ein Unterschlupf für mich, ein Ort, an dem ich Zuflucht fand.

Während wir Richtung Süden in Richtung Zuhause fuhren, seufzte ich tief.

»Alles okay bei dir?«, fragte meine Mom.

Ich sah sie im Zwielicht der Autobahn an. »Ich weiß nicht«, antwortete ich. »Es ist einfach …«

Und so begann ich, ihr meine Gefühle auszubreiten. Ich erzählte, dass ich mit meinem Job oder sogar mit dem von mir gewählten Beruf nicht glücklich sei – dass ich tatsächlich sogar richtig unglücklich sei. Ich berichtete ihr von meiner Rastlosigkeit, wie verzweifelt ich mir eine grundlegende Veränderung wünschte, aber gleichzeitig befürchtete, dann nicht mehr genug zu verdienen. Meine Gefühle waren unverarbeitet. Ich seufzte wieder. »Es erfüllt mich einfach nicht«, sagte ich.

Heute sehe ich, wie das auf meine Mutter gewirkt haben muss. Sie arbeitete damals das neunte Jahr in einem Job, den sie hauptsächlich angenommen hatte, um meinen Collegebesuch zu finanzieren, und das, nachdem sie jahrelang keinen Job hatte, damit sie meine Schulkleidung nähen, mein Essen kochen und die Wäsche für meinen Dad machen konnte, der zum Wohl unserer Familie acht Stunden täglich die Ventile der Kessel und Pumpen im Wasserwerk kontrollierte. Meine Mom, die gerade eine Stunde Auto gefahren war, um mich vom Flughafen abzuholen, die mich mietfrei oben in ihrem Haus wohnen ließ und die am nächsten Morgen in aller Frühe aufstehen musste, um meinem körperlich schwer beeinträchtigten Vater zu helfen, sich für seine eigene Arbeit fertig zu machen. Sie war wohl kaum in der Verfassung, sich in meine Angst vor zu wenig Erfüllung hineinzuversetzen.

Ich bin mir sicher, dass Erfüllung in ihren Augen ein Spleen reicher Leute war. Und ich bezweifle, dass meine Eltern in den dreißig Jahren ihres Zusammenseins auch nur ein einziges Mal davon gesprochen haben.

Trotzdem verurteilte meine Mutter mich nicht für meine Schwermut. Sie war niemand, der Standpauken hielt oder auf ihre eigenen Opfer verwies. Still hatte sie bislang jede Entscheidung unterstützt, die ich jemals getroffen hatte. Diesmal jedoch sah sie mich ironisch von der Seite an, setzte den Blinker, um von der Autobahn in unser Viertel abzubiegen, und lachte leise. »Wenn du mich fragst«, sagte sie, »dann würde ich sagen, verdien erst mal Geld, um's Glück kannst du dich später kümmern.«

Es gibt Wahrheiten, denen wir uns stellen, und Wahrheiten, die wir ignorieren. Die nächsten sechs Monate lang versuchte ich, ohne irgendwelche abrupten Veränderungen, im Stillen Kraft zu sammeln. Bei der Arbeit setzte ich mich mit dem für meinen Bereich zuständigen Partner zusammen und bat ihn um anspruchsvollere Aufgaben. Ich versuchte, mich auf die Projekte zu konzentrieren, die mir am wichtigsten erschienen, darunter meine Bemühungen, eine neue und vielfältigere Auswahl von Sommerpraktikanten zu rekrutieren. Gleichzeitig behielt ich die Stellenanzeigen in der Zeitung im Auge und gab mein Bestes, um mit mehr Leuten zu netzwerken, die keine Anwälte waren. Ich glaubte, auf die eine oder andere Weise würde ich schon so eine Art Erfüllung erreichen.

Zu Hause in der Euclid Avenue fühlte ich mich angesichts neuer Gegebenheiten hilflos. Die Füße meines Vaters waren ohne ersichtlichen Grund angeschwollen. Seine Haut sah seltsam marmoriert und dunkel aus. Jedes Mal wenn ich ihn fragte, wie es ihm ginge, gab er mir jedoch mit derselben Beharrlichkeit wie schon seit Jahren dieselbe Antwort.

»Mir geht es gut«, sagte er, als lohne es die Frage gar nicht. Dann pflegte er das Thema zu wechseln.

Es war wieder Winter in Chicago. Morgens wachte ich vom Geräusch der Nachbarn auf, die das Eis von den Windschutzscheiben

ihrer Autos kratzten. Der Wind wehte und Schnee türmte sich. Die Sonne blieb fahl und schwach. Aus meinem Bürofenster im 47. Stock blickte ich auf eine Tundra aus grauem Eis auf dem Lake und auf einen metallisch grauen Himmel. Ich trug Wollsachen und hoffte auf Tauwetter. Wie schon erwähnt ist der Winter im Mittleren Westen eine Übung im Warten – auf Linderung, auf Vogelgezwitscher, auf den ersten violetten Krokus, der sich durch die Schneedecke kämpft. Bis dahin bleibt einem nichts anderes übrig, als sich immer wieder selbst Mut zuzusprechen.

Mein Dad hatte seinen jovialen Humor nicht verloren. Hin und wieder kam Craig zum Abendessen mit der Familie. Dann saßen wir um den Tisch und lachten wie immer, auch wenn jetzt Craigs Frau Janis dabei war. Die fröhliche, toughe Janis arbeitete als Analystin für Telekommunikation und war, wie alle anderen auch, absolut bezaubert von meinem Vater. Craig war inzwischen in beruflicher Hinsicht ein Musterknabe mit Princeton-Abschluss. Er machte gerade seinen MBA und hatte einen Job als stellvertretender Direktor der Continental Bank. Zusammen mit Janis hatte er sich eine hübsche Wohnung in Hyde Park gekauft. Er trug Maßanzüge und war in seinem roten Porsche 944 Turbo hergefahren. Damals wusste ich das noch nicht, aber nichts davon machte ihn glücklich. Wie ich durchlebte er gerade seine eigene Krise und würde sich in den kommenden Jahren mit der Frage herumschlagen, ob seine Arbeit sinnvoll ist, ob die Errungenschaften, die zu erzielen er sich gezwungen fühlte, diejenigen waren, die er tatsächlich wollte. Weil wir wussten, wie stolz unser Vater darauf war, was seine Kinder erreicht hatten, erwähnte keiner von uns seine Unzufriedenheit je bei diesen Abendessen.

Bei der Verabschiedung am Ende eines Besuchs stellte Craig mit besorgter Miene meinem Dad die übliche Frage nach seiner Gesundheit, nur um dann mit dem gewohnt fröhlichen »Mir geht’s gut« abgespeist

zu werden.

Ich glaube, wir akzeptierten das, weil es so konstant war und wir diese Konstanz mochten. Dad hatte jahrelang mit MS gelebt und war immer gut zurechtgekommen. Gerne und bereitwillig vermieden wir die nüchterne Erkenntnis, auch als sein Zustand sich schon sichtlich verschlechterte. Es geht ihm gut, beteuerten wir einander, weil er immer noch jeden Tag aufstand und zur Arbeit ging. Es ging ihm gut, weil wir gesehen hatten, wie er sich am Abend noch ein zweites Stück Hackbraten genommen hatte. Es ging ihm gut, wenn man sich seine Füße nicht zu genau ansah.

Ich führte ein paar angespannte Gespräche mit meiner Mom, in denen ich sie fragte, warum Dad nicht zum Arzt ging. Aber so wie ich hatte auch sie schließlich aufgegeben, nachdem sie ihn unzählige Male dazu gedrängt hatte und stets auf Ablehnung gestoßen war. In den Augen meines Vaters hatten Ärzte noch nie gute Neuigkeiten bedeutet und waren deshalb zu meiden. So gern er auch redete, über seine Probleme wollte er nicht sprechen. Dann hätte er sich seiner Ansicht nach gehen lassen. Er wollte aber unbedingt allein zurechtkommen. Und wegen seiner geschwollenen Füße bat er meine Mutter bloß, ihm größere Arbeitsstiefel zu besorgen.

Die Verweigerung eines Arztbesuchs dauerte noch den Januar und Februar über an. Mein Dad bewegte sich mit schmerzerfüllter Langsamkeit. Zu Hause benutzte er eine Gehhilfe aus Aluminium, musste aber oft stehen bleiben, um wieder zu Atem zu kommen. Morgens dauerte es immer länger, bis er es vom Bett ins Bad, vom Bad in die Küche und schließlich zur Hintertür sowie die drei Stufen hinunter zur Garage geschafft hatte, um zur Arbeit zu fahren. Trotz seines Zustands zu Hause beharrte er darauf, dass im Wasserwerk alles in Ordnung sei. Er benutzte einen motorisierten Roller, um von einem Boiler zum nächsten zu kommen und war stolz auf seine

Unabkömmlichkeit. In sechsundzwanzig Dienstjahren hatte er noch nicht eine einzige Schicht versäumt. Sollte ein Boiler sich überhitzen, behauptete mein Dad, einer der wenigen Arbeiter zu sein, die über genügend Erfahrung verfügten, um rasch und gekonnt ein Katastrophe abzuwenden. Als wahrhaften Ausdruck seines Optimismus hatte er sich kurz zuvor sogar um eine Beförderung beworben.

Meine Mom und ich versuchten das, was er uns erzählte, mit dem, was wir selbst sahen, in Einklang zu bringen. Das fiel uns zunehmend schwer. Wenn er abends wieder zu Hause war, verbrachte mein Vater viel Zeit vor dem Fernseher, um sich Basketball- und Eishockeyspiele anzusehen und wirkte dabei in seinem Sessel schwach und erschöpft. Zusätzlich zu den Füßen war jetzt auch sein Hals etwas angeschwollen, wie uns auffiel. Dadurch begann seine Stimme zu rasseln.

Eines Abends intervenierten wir schließlich doch. Craig hatte noch nie »der Böse« sein wollen, und meine Mutter hielt sich an ihre selbst auferlegte Waffenruhe, was die Gesundheit meines Vaters betraf. Daher fiel in so einem Gespräch die Rolle derjenigen, die Tacheles redete, meist mir zu. Ich erklärte meinem Vater, dass er es uns schuldig sei, sich helfen zu lassen, und dass ich am nächsten Morgen seinen Arzt anzurufen gedachte.

Widerwillig stimmte er zu und versprach hinzugehen, wenn ich einen Termin für ihn vereinbarte. Außerdem bat ich ihn eindringlich, am nächsten Morgen auszuschlafen, um seinem Körper Ruhe zu gönnen.

Als wir danach zu Bett gingen, waren meine Mutter und ich erleichtert, weil wir wenigstens ein klein wenig Kontrolle erlangt hatten.

Mein Vater fühlte sich jedoch nicht nur uns verpflichtet. Sich auszuruhen bedeutete für ihn, quasi aufzugeben. Als ich am Morgen herunterkam, war meine Mutter schon zur Arbeit aufgebrochen, und

mein Vater saß mit der Gehhilfe neben sich am Küchentisch. Er trug seine dunkelblaue Uniform eines städtischen Angestellten und versuchte mühsam, sich die Schuhe anzuziehen. Er wollte zur Arbeit.

»Dad«, sagte ich, »du wolltest dich doch ausruhen. Wir vereinbaren einen Arzttermin für dich …«

Er zuckte mit den Achseln. »Ich weiß, Süße«, sagte er, wobei seine Stimme – von was auch immer da in seinem Hals vor sich ging – ganz rau klang. »Aber jetzt geht es mir doch gut.«

Seine Sturheit war unter so vielen Schichten Stolz verborgen, dass ich ihm einfach nicht böse sein konnte. Es war unmöglich, ihn zu überreden. Meine Eltern hatten uns so erzogen, dass wir uns um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern sollten, was umgekehrt bedeutete, dass ich ihm zutrauen musste, sich um seine zu kümmern. Auch wenn er zum damaligen Zeitpunkt kaum noch selbst seine Schuhe anziehen konnte. Also ließ ich ihm seinen Willen. Ich verdrängte meine Befürchtungen, gab meinem Dad einen Kuss und kehrte nach oben zurück, um mich für meinen eigenen Arbeitstag fertig zu machen. Dabei nahm ich mir vor, meine Mutter später in ihrem Büro anzurufen. Ich wollte ihr klarmachen, dass wir eine andere Strategie brauchten, um diesen Mann zu einer Auszeit zu bewegen.

Ich hörte die Hintertür ins Schloss fallen. Ein paar Minuten später kam ich in die inzwischen leere Küche. Die Gehhilfe meines Vaters stand an der Tür. Aus einem spontanen Impuls heraus trat ich näher und schaute durch den kleinen Spion, durch den man im Weitwinkel die hinteren Stufen und den Weg zur Garage sehen konnte. Ich wollte nur sichergehen, dass sein Wagen weg war.

Aber das Auto war noch da und mein Vater ebenso. Er trug eine Mütze und seinen Winteranorak und hatte nur die Hälfte der Stufen geschafft, bevor er sich offenbar hatte hinsetzen müssen. Ich konnte die Erschöpfung an seiner Körperhaltung erkennen, daran, wie schief er den

Kopf hielt und seinen schweren Körper an das Holzgeländer lehnte. Es sah weniger nach einem Zusammenbruch aus, als vielmehr danach, als sei er schlicht zu matt, um weiterzugehen. Mir schien es klar, dass er versuchte, genügend Kraft zu sammeln, um wieder hereinzukommen.

Ich sah ihn, das war mir bewusst, in einem Moment der kompletten Niederlage.

Wie einsam musste es sich angefühlt haben, über zwanzig Jahre mit so einer Krankheit zu leben, klaglos weiterzumachen, während der eigene Körper langsam, aber unaufhaltsam nachließ. Meinen Dad so auf den Stufen sitzen zu sehen, das schmerzte mich wie noch nie etwas in meinem Leben. Mein Instinkt sagte mir, ich müsse hinauslaufen und ihm zurück ins warme Haus helfen, aber ich unterdrückte dieses Gefühl, weil ich wusste, es hätte ihn in seiner Würde nur noch mehr verletzt. So holte ich nur tief Luft und wandte mich von der Tür ab.

Ich würde ihn ja gleich sehen, wenn er zurückkam. Dann konnte ich ihm helfen, seine Arbeitsstiefel auszuziehen, ihm ein Glas Wasser bringen und ihn zu seinem Sessel führen. Zwischen uns würde stillschweigende Einigkeit darüber herrschen, dass er sich nun zweifellos helfen lassen musste.

Oben in meiner Wohnung saß ich da und lauschte auf das Geräusch der Hintertür. Ich wartete fünf Minuten und dann noch einmal fünf Minuten, bevor ich endlich wieder hinunterging und durch den Spion schaute, um mich davon zu überzeugen, dass er wieder auf die Beine gekommen war. Doch die Stufen waren jetzt leer. Irgendwie hatte mein Vater es trotz allem, was an seinem Körper geschwollen und nicht in Ordnung war, mit purer Willenskraft geschafft, diese Stufen vollends hinunterzusteigen und über den eisigen Gehweg seinen Wagen zu erreichen, mit dem er jetzt wahrscheinlich schon auf halbem Weg zum Wasserwerk war. Er gab einfach nicht auf.

Monatelang hatten Barack und ich das Thema Heiraten umkreist. Wir waren jetzt seit eineinhalb Jahren zusammen und allem Anschein nach unerschütterlich ineinander verliebt. Er absolvierte gerade sein letztes Semester in Harvard und war von seiner Arbeit für die Law Review sehr in Anspruch genommen, aber bald würde er zu mir zurückkehren, seine Anwaltszulassung für Illinois erwerben und sich einen Job suchen. Der Plan war, dass er wieder in die Euclid Avenue zog, nur diesmal auf Dauer. Für mich war das ein weiterer Grund, warum der Winter nicht schnell genug zu Ende gehen konnte.

Theoretisch hatten wir schon über unsere jeweiligen Ansichten über die Ehe gesprochen, und manchmal machte es mir Sorgen, wie verschieden diese zu sein schienen. Für mich war es eine gegebene Tatsache. Ich war mit der Erwartung aufgewachsen, es irgendwann zu tun – genauso wie ich immer davon ausging, Kinder zu haben. Das reichte sogar noch in die Zeit zurück, als ich meine Puppen so überaus aufmerksam versorgt hatte. Barack hegte keine grundsätzlichen Bedenken gegen das Heiraten, aber es war ihm auch überhaupt nicht eilig. Ihm bedeutete unsere Liebe einfach schon alles. Die war ihm Fundament genug für ein erfülltes und glückliches gemeinsames Leben – ob mit oder ohne Ehering.

Wir waren natürlich beide Produkte unserer Erziehung. Barack hatte die Ehe als etwas Kurzlebiges kennengelernt: Seine Mutter hatte zweimal geheiratet, sich zweimal scheiden lassen und es jedes Mal geschafft, in ihrem Leben und ihrer Karriere weiterzukommen. Ihre kleinen Kinder waren unbeschadet daraus hervorgegangen. Meine Eltern dagegen hatten sich früh und fürs Leben festgelegt. Für sie war jede Entscheidung eine gemeinsame, jedes Unterfangen ein gemeinsames. In dreißig Jahren hatten sie kaum eine Nacht voneinander getrennt verbracht.

Was wollte Barack, und was wollte ich? Wir wollten eine moderne

Partnerschaft, die zu uns beiden passte. Er sah die Ehe als liebevolle Übereinstimmung von zwei Menschen, die parallele Leben führten, aber dabei nicht auf unabhängige Träume und Ambitionen verzichten mussten. Für mich war die Ehe schon eher eine vollständige Fusion, die Umgestaltung von zwei Leben zu einem, in dem das Wohlergehen der Familie Vorrang vor allen anderen Tagesordnungspunkten oder Zielen hatte. Ich wollte nicht unbedingt ein Leben wie das meiner Eltern führen. Ich wollte nicht immer im selben Haus wohnen, im selben Job arbeiten und nie irgendwelchen Freiraum für mich selbst beanspruchen, aber ich wünschte mir die Kontinuität, die sie von Jahr zu Jahr und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt genossen hatten. »Ich erkenne den Wert darin, wenn Einzelne ihre eigenen Interessen, Ambitionen und Träume haben«, schrieb ich in mein Tagebuch. »Aber ich glaube nicht, dass die Verwirklichung der Träume eines Einzelnen zu Lasten des Paares gehen sollte.«

Ich dachte mir, wir würden uns über unsere Gefühle schon klar werden, sobald Barack nach Chicago käme. Wenn das Wetter wieder wärmer würde und wir den Luxus gemeinsamer Wochenenden genießen konnten. Ich musste einfach nur warten, doch das Warten war hart. Ich sehnte mich nach Beständigkeit. Aus dem Wohnzimmer meines Apartments konnte ich manchmal meine Eltern eine Etage unter mir reden hören. Mom lachte, wenn mein Vater ihr irgendeine Geschichte erzählte. Ich hörte, wenn sie den Fernseher ausschalteten, um zu Bett zu gehen. Ich war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt, und es gab Tage, an denen ich mich einfach nur nach Ganzheit sehnte. Ich wollte ausnahmslos alles, was ich liebte, packen und es für immer festhalten. Bislang hatte ich schon genug Verluste erfahren, um zu wissen, dass da noch weitere kämen.

Ich war zwar diejenige, die den Arzttermin für meinen Vater

vereinbarte, aber meine Mutter schaffte es letztlich, ihn dorthin zu bringen – und zwar in einem Krankenwagen. Seine Füße waren wie Ballons und so schmerzempfindlich, dass er schließlich zugab, es fühle sich an, als ginge er auf Nadeln. Als er aufbrechen sollte, konnte er nicht einmal mehr stehen. Ich war an jenem Tag bei der Arbeit, aber meine Mutter berichtete mir später davon. Dad wurde von kräftigen Sanitätern aus dem Haus getragen und versuchte dabei sogar noch, mit ihnen zu scherzen.

Er kam direkt ins Krankenhaus der University of Chicago. Was dann folgte, war eine Reihe verlorener Tage im Fegefeuer von Blutentnahmen, Pulskontrollen, nicht angerührten Essenstabletts und einem Aufgebot von Ärzten, die ihn bei ihren Visiten untersuchten. Während dieser Zeit schwoll mein Vater immer stärker an. Sein Gesicht war wie aufgeblasen, sein Hals wurde noch dicker, seine Stimme schwach. Die offizielle Diagnose lautete Cushing-Syndrom, das möglicherweise mit seiner MS zusammenhing, möglicherweise aber auch nicht. Doch so oder so waren wir über den Zeitpunkt jeglicher Art von Notbehelf schon längst hinweg. Sein Hormonsystem spielte vollkommen verrückt. Ein Scan ergab, dass etwas in seinem Hals gewachsen war, woran er fast erstickte.

»Ich weiß gar nicht, wie ich das übersehen konnte«, sagte mein Vater zu dem behandelnden Arzt und klang dabei ehrlich erstaunt. So als hätte er bis dato keinerlei Symptome verspürt. Als hätte er über Wochen, Monate, wenn nicht Jahre seine Schmerzen komplett ignoriert.

Wir wechselten uns mit Besuchen bei ihm im Krankenhaus ab – meine Mutter, Craig, Janis und ich. Tagelang kamen und gingen wir, während die Ärzte ihn mit Medikamenten vollpumpten, Schläuche gelegt wurden und man ihn an Geräte anschloss. Wir versuchten zu begreifen, was die Spezialisten uns erklärten, auch wenn es für uns wenig Sinn ergab. Wir schüttelten Dads Kissen auf und erzählten ihm

sinnloses Zeug über College-Basketball und das Wetter draußen. Wir wussten, dass er zuhörte, auch wenn das Sprechen ihn zu sehr anstrengte. Wie waren eine Familie von Planern, aber jetzt verlief alles sehr planlos. Langsam versank mein Vater in einem unsichtbaren Meer und entfernte sich von uns. Wir riefen ihn mit alten Erinnerungen zurück und sahen, wie dann ein kleines Leuchten in seine Augen trat. Erinnerst du dich an den Deuce and a Quarter und wie wir bei unseren Ausflügen im Sommer zum Drive-In auf der riesigen Rückbank herumtobten? Weißt du noch, die Boxhandschuhe, die du uns geschenkt hast? Oder der Swimmingpool bei Dukes Happy Holiday Resort? Oder wie du die Kulissen für Robbies »Operetta-Workshop« gebaut hast? Und die Abendessen in Dandys Haus? Erinnerst du dich noch daran, als Mom uns zu Silvester Shrimps frittiert hat?

Eines Abends kam ich vorbei und traf meinen Vater allein an, weil meine Mutter schon nach Hause gefahren war. Die Krankenschwestern standen draußen vor ihrem Stationszimmer. In Dads Zimmer war es still. Die ganze Etage des Krankenhauses lag still da. Es war die erste Märzwoche, der Winterschnee gerade geschmolzen, sodass die Stadt einem permanent nass vorkam. Mein Dad war inzwischen etwa seit zehn Tagen im Krankenhaus. Mit seinen gerade mal fünfundfünfzig Jahren sah er aus wie ein alter Mann, mit gelblichen Augäpfeln und Armen, die so schwer waren, dass er sie nicht bewegen konnte. Er war wach, konnte aber nicht sprechen. Ob wegen der Schwellung oder weil seine Gefühle ihn überwältigten, werde ich nie erfahren.

Ich setzte mich auf einen Stuhl neben seinem Bett und bemerkte, wie schwer ihm das Atmen fiel. Als ich meine Hand in seine legte, drückte er sie tröstend. Wir blickten einander stumm an. Es gab zu viel zu sagen und gleichzeitig kam es mir vor, als sei schon alles gesagt. Es blieb nur noch eine einzige Wahrheit. Wir hatten das Ende erreicht. Er würde sich nicht mehr erholen. Er würde den ganzen Rest meines

Lebens versäumen. Ich war soeben dabei, seine Beständigkeit, seinen Trost, seine tägliche Fröhlichkeit zu verlieren. Ich spürte, wie mir Tränen über die Wangen liefen.

Die Augen weiter auf mich gerichtet, hob mein Vater meinen Handrücken an seine Lippen und küsste ihn wieder und wieder. Das war seine Art zu sagen: Schhhh, nicht weinen. Er drückte Trauer und Eindringlichkeit aus, aber auch etwas Ruhigeres, Tieferes, eine Botschaft, die er vermitteln wollte. Mit seinen Küssen sagte er mir, dass er mich aus ganzem Herzen liebte, dass er stolz auf die Frau war, die aus mir geworden war. Er sagte mir, dass er wusste, er hätte früher zum Arzt gehen sollen. Er bat um Verzeihung. Er sagte Lebewohl.

Ich blieb an jenem Abend bei ihm, bis er einschlief. Dann verließ ich das Krankenhaus und fuhr in der eiskalten Dunkelheit zurück nach Hause in die Euclid Avenue, wo meine Mutter bereits die Lichter gelöscht hatte. Wir waren jetzt allein im Haus, nur ich und meine Mom und eine ungewisse Zukunft, die uns beide erwartete. Denn als die Sonne aufging, hatte er uns verlassen. Mein Vater – Fraser Robinson III. – erlitt in jener Nacht einen Herzinfarkt und starb, nachdem er uns absolut alles gegeben hatte.

# 11

Wenn ein geliebter Mensch stirbt, tut das Weiterleben weh. Das ist einfach so. Dann kann es sogar wehtun, über den Flur zu gehen oder den Kühlschrank zu öffnen. Es tut weh, sich Socken anzuziehen oder die Zähne zu putzen. Das Essen schmeckt fad. Die Farben verlieren ihre Strahlkraft. Musik tut weh, genau wie Erinnerungen. Was man einst als schön empfand – den lilafarbenen Himmel vor dem Sonnenuntergang, einen Spielplatz voller Kinder –, macht den Verlust nun umso schwerer. Trauer ist einsam.

Am Tag nach dem Tod meines Vaters fuhren wir zu einem Bestattungsunternehmer in der South Side – meine Mutter, Craig und ich –, um einen Sarg auszusuchen und die Trauerfeier zu organisieren. »Die Angelegenheiten regeln«, wie es Bestatter gern ausdrücken. An Einzelheiten kann ich mich kaum erinnern, ich weiß nur noch, dass wir wie betäubt waren, jeder von uns hinter der Mauer seiner eigenen Trauer. Aber als wir den richtigen Sarg für unseren Vater auswählten – ein eigentlich obszönes Ritual, fast so, als hätten wir uns zum Shopping verabredet –, kam es zwischen Craig und mir doch tatsächlich zu einem handfesten Streit, dem ersten und einzigen, den wir uns als erwachsene Geschwister geliefert hatten.

In der Hauptsache ging es darum: Ich wollte das exklusivste, teuerste Exemplar im ganzen Laden kaufen, und zwar mit allem Drum und Dran, von zusätzlichen Griffen bis hin zu extraweichen Ruhekissen. Warum ich das wollte, konnte ich nicht rational begründen. Es war etwas, das man tun konnte, wenn man sonst rein gar nichts tun konnte.

Meine praktische, pragmatische Erziehung gestattete es mir nicht, all den gut gemeinten Gemeinplätzen des Mitgefühls etwas abgewinnen zu können, mit denen uns die Menschen Tage später bei der Beerdigung überhäuften. Wie leicht wäre es gewesen, der Vorstellung zu folgen, mein Vater weile nun an einem besseren Ort oder sei bei den Engeln. Leider tröstete mich das nicht. Er sollte einen schönen Sarg bekommen, das war mir wichtig.

Craig war hingegen fest überzeugt, dass unser Dad etwas Schlichtes gewollt hätte – bescheiden und praktisch, mehr nicht. Das würde zu ihm passen, sagte Craig. Etwas anderes wäre viel zu überkandidelt.

Am Anfang unterhielten wir uns noch leise, doch die Sache eskalierte schnell. Der Bestatter wandte sich diskret ab, während unsere Mutter uns durch den Nebel ihres Schmerzes hindurch unversöhnlich anfunkelte.

Wie schrien uns an, doch es ging gar nicht mehr um das eigentliche Streitthema oder darum, wer seinen Willen bekam. Letzten Endes trugen wir unseren Dad in einem Kompromisssarg zu Grabe – nicht zu verschnörkelt, nicht zu schlicht – und sprachen danach nie wieder darüber. Es war völlig egal. Wir lieferten uns ein absurdes, unangemessenes Gefecht, weil im Angesicht des Todes alles absurd und unangemessen erschien.

Später brachten wir Mom zurück in die Euclid Avenue. Zu dritt saßen wir ausgelaugt und verdrossen am Küchentisch, als unser Schmerz beim Anblick des leeren vierten Stuhls erneut aufflammte. Es dauerte nicht lange, bis wir alle weinten. Eine gefühlte Ewigkeit ließen wir unseren Tränen freien Lauf, bis sie schließlich versiegten und wir erschöpft waren. Meine Mutter, die den ganzen Tag wenig gesagt hatte, meldete sich schließlich zu Wort.

»Wenn uns einer sehen könnte«, sagte sie, ein wenig beschämt.

Und doch klang da ein wenig Leichtigkeit an. Sie stellte fest, dass wir Robinsons uns in ein unbeherrschtes, lächerliches Häufchen Elend verwandelt hatten – entstellt, mit verquollenen Augen und triefenden Rotznasen, Opfer von Gram und Hilflosigkeit in unserer eigenen Küche. Wer waren wir? Wussten wir es nicht? Hatte er es uns nicht gezeigt? Auf eine Weise, wie es nur unsere Mutter vermochte, rief sie uns mit ihrer unverblümten Bemerkung aus der Einsamkeit zurück.

Mom sah mich an, ich sah Craig an, und auf einmal gewann dieser Moment an Komik. Das erste Kichern, das wussten wir, wäre normalerweise von dem jetzt leeren Stuhl gekommen. Es begann langsam, doch irgendwann lachten wir so schallend, dass uns die Bäuche wehtaten. Mir ist schon klar, dass das seltsam klingt, aber im Lachen waren wir so viel besser als im Weinen. Dad hätte es gefallen, und deshalb gaben wir uns unserem Gelächter hin.

Der Verlust meines Vaters bestärkte mich in dem Gefühl, dass ich keine Zeit damit verschwenden sollte, herumzusitzen und über meinen zukünftigen Lebensweg nachzudenken. Mein Vater war mit nur fünfundfünfzig Jahren gestorben. Suzanne war nur sechsundzwanzig geworden. Die Lektion war einfach: Das Leben ist zu kurz, um Zeit zu verschwenden. Mein Vermächtnis sollte nicht aus unzähligen von mir verfassten Schriftsätzen oder erfolgreich verteidigten Markenrechten bestehen. Ich war überzeugt, dass ich der Welt mehr zu bieten hatte. Es war höchste Zeit für Veränderungen.

Allerdings hatte ich noch kein klares Ziel vor Augen, daher verschickte ich erst einmal ein paar Initiativbewerbungen an verschiedene Arbeitgeber in Chicago. Ich bot mich als Juristin bei Stiftungen, gemeinnützigen städtischen Einrichtungen und besonders bei den juristischen Fakultäten der großen Universitäten Chicagos an – nicht, weil ich in diesem Bereich arbeiten wollte, sondern weil ich mir

dort bessere Chancen ausrechnete. Zu meiner Erleichterung meldeten sich gleich mehrere potenzielle Arbeitgeber auf meine Bewerbung, luden mich zum gemeinsamen Mittagessen oder zum Vorstellungsgespräch ein, selbst wenn sie mir keine Stelle anbieten konnten. Im Frühling und Sommer 1991 setzte ich mich mit jedem zusammen, der mir meiner Einschätzung nach Ratschläge geben könnte. Es ging mir nicht in erster Linie um einen neuen Job. Ich wollte lediglich herausfinden, was möglich war und wie diese Leute an ihre Stellen gekommen waren. Mir war klar, dass sich die Weichen nicht von selbst stellten und meine tollen akademischen Abschlüsse mir nicht automatisch einen erfüllenden Job bescheren würden. Die richtige Karriere findet man nicht auf dem Stellenmarkt, man muss sich schon genauer damit auseinandersetzen und anstrengen. Ich würde mich einfach ins Zeug legen und dazulernen müssen. Und so kam es, dass ich den Leuten immer wieder mein berufliches Dilemma erklärte und sie über ihre Arbeit und ihre Kontakte ausfragte. Ich erkundigte mich ohne Umschweife danach, welche Möglichkeiten eine Juristin hatte, die nicht als Anwältin arbeiten wollte.

Eines Nachmittags saß ich im Büro eines freundlichen, gütigen Mannes namens Art Sussman, der als Justiziar für die Universität von Chicago tätig war. Wie sich herausstellte, hatte meine Mutter ungefähr ein Jahr lang für ihn als Sekretärin gearbeitet, für ihn Diktate geschrieben und sich um die Ablage gekümmert. Das war vor ihrem Job bei der Bank gewesen, ich war zu der Zeit in die zehnte Klasse der Highschool gegangen. Es überraschte Art, dass ich meine Mutter nie bei der Arbeit besucht hatte – noch nie einen Fuß auf das gepflegte Universitätsgelände mit seinen im gotischen Stil errichteten Gebäuden gesetzt hatte, obwohl ich nur ein paar Meilen entfernt aufgewachsen war.

Ehrlich gesagt hatte es dazu nie einen Anlass gegeben. An meiner Schule hatten Ausflüge an die Universität nicht zum Programm gehört.

Und falls die Universität in meiner Kindheit öffentliche kulturelle Veranstaltungen angeboten haben sollte, so hatte meine Familie offenbar nichts davon mitbekommen. Wir hatten keine Freunde – nicht mal Bekannte –, die dort studierten oder studiert hatten. Die University of Chicago war eine Eliteuniversität, und für diejenigen, mit denen ich aufgewachsen war, bedeutete »Elite« fast ausnahmslos »nicht für uns«. Die grauen, steinernen Gebäude hatten der Nachbarschaft fast sprichwörtlich den Rücken zugekehrt. Wenn wir daran vorbeifuhren, verzog mein Vater oft das Gesicht, wenn mal wieder eine Horde Studenten bei Rot über die Ellis Avenue eilte. Wie es sein könne, fragte er dann, dass so intelligente Menschen nie gelernt hätten, wie man sicher über die Straße geht.

Ich muss zugeben, dass meine Familie, wie viele Bewohner der South Side, eine etwas beschränkte und voreingenommene Meinung von der Universität hatte, obwohl meine Mom ohne Probleme dort ein Jahr lang tätig gewesen war. Als Craig und ich unseren Abschluss hatten und es ans Studieren ging, wäre es uns nicht mal im Traum eingefallen, uns an der University of Chicago einzuschreiben. Princeton erschien uns komischerweise viel aussichtsreicher.

Als ich Art das erzählte, war er völlig von den Socken. »Sie sind noch nie hier gewesen?«, rief er entgeistert. »Noch nie?«

»Nein. Kein einziges Mal.«

Es verlieh mir eine seltsame Kraft, es laut auszusprechen. Ich hatte noch nie wirklich darüber nachgedacht, aber jetzt wurde mir klar, dass ich an der University of Chicago genauso erfolgreich gewesen wäre, dass sich zwischen der Uni und der Stadt jedoch eine riesige Kluft auftat. Hätte ich die Hochschule besser gekannt – und sie mich –, wer weiß, was aus uns geworden wäre. Bei diesem Gedanken durchfuhr mich ein leichtes Kribbeln, ein winziges, unterschwelliges Gefühl der Bestimmung. Meine besonderen Umstände, meine Herkunft und das,

was aus mir geworden war, verlieh mir eine bestimmte, vielleicht sogar sinnvolle Perspektive. Weil ich als Schwarze in der South Side aufgewachsen war, besaß ich ein besonderes Gespür für Probleme, deren Existenz ein Mann wie Art Sussman sich überhaupt nicht klarmachte.

Ein paar Jahre später sollte ich ausreichend Gelegenheit bekommen, für die Universität zu arbeiten und mich direkt mit einigen Aspekten ihrer problematischen Beziehung zur Nachbarschaft auseinanderzusetzen, doch an jenem Tag versicherte Art mir nur freundlich, er werde meine Bewerbung an einige Leute weitergeben.

»Ich glaube, Sie sollten sich mal mit Susan Sher unterhalten«, riet er mir und setzte damit, ohne es zu ahnen, etwas in Gang, das ich bis heute eine inspirierte Kettenreaktion nenne. Susan war ungefähr fünfzehn Jahre älter als ich. Sie war Partnerin bei einer renommierten Kanzlei gewesen, hatte sich aber schließlich aus der Unternehmenswelt verabschiedet, ähnlich wie ich es anstrebte, arbeitete allerdings immer noch als Anwältin für Chicagos Stadtverwaltung. Susan hatte schiefergraue Augen und so weiße Haut, dass sie einer viktorianischen Königin alle Ehre machen würde. Dazu besaß sie ein sanftes, aber selbstbewusstes Lachen, das oft von einem schelmischen Schnauben begleitet wurde. Sie war eine elegante, äußerst vornehme Erscheinung und wurde mir zu einer lebenslangen Freundin. »Ich würde Sie vom Fleck weg engagieren«, sagte sie mir bei unserem ersten Treffen, »wenn Sie mir nicht soeben ausführlich erklärt hätten, dass Sie nicht mehr als Anwältin arbeiten möchten.«

Stattdessen schlug Susan mir ein Treffen mit einer neuen Kollegin im Rathaus vor – eine Wendung, die ich heute als schicksalhaft betrachte –, der sie bereits meinen Lebenslauf weitergeleitet habe. Auch sie hatte die Anwaltskarriere aufgegeben, um sich für das Gemeinwohl zu engagieren, war wie ich in der South Side aufgewachsen und würde

mein Leben für immer verändern. »Du solltest unbedingt mit ihr sprechen«, sagte Susan, »sie heißt Valerie Jarrett.«

Valerie Jarrett war gerade erst zur stellvertretenden Stabschefin des Bürgermeisters von Chicago berufen worden und bestens mit der afroamerikanischen Bevölkerung der Stadt vernetzt. Wie Susan hatte sie dank ihres Abschlusses gleich nach dem Jurastudium einen Job bei einer Top-Kanzlei ergattert, und wie Susan hatte sie schnell gemerkt, dass sie rauswollte. Ihr Wechsel ins Rathaus war größtenteils ihrer Bewunderung für Harold Washington geschuldet, der noch während meines Studiums 1983 als erster Afroamerikaner ins Bürgermeisteramt gewählt worden war. Washington war ein redegewandter, überaus lebenslustiger Politiker. Meine Eltern mochten ihn vor allem, weil er seine ansonsten eher volksnahen Reden gern mit Shakespeare-Zitaten spickte und dafür berühmt war, sich bei öffentlichen Veranstaltungen in der South Side mit herzhaftem Appetit an Fried Chicken gütlich zu tun. Doch am wichtigsten war ihnen seine Abscheu gegen den Filz der in Chicago schon seit vielen Jahren regierenden Demokraten, die lukrative städtische Aufträge an politische Spender vergaben und Schwarze zwar gern als nützliche Parteimitglieder hatten, ihnen aber die Kandidatur für offizielle Ämter so gut wie immer verweigerten.

Washington, der sich bei seiner Kampagne auf die Reform der städtischen Politik konzentrierte und mehr Zuwendungen an vernachlässigte Viertel versprach, gewann die Wahl nur um Haaresbreite. Er redete, wie ihm der Schnabel gewachsen war, und besaß ein aufbrausendes Temperament. Dank seiner Intelligenz und Schlagfertigkeit war es ihm ein Leichtes, seine Gegner bloßzustellen. Er war ein blitzgescheiter schwarzer Superheld. Mit großer Wonne und völlig furchtlos knöpfte er sich Vertreter der alten weißen Garde im Stadtrat vor und galt bereits als eine Art lebende Legende, besonders unter Chicagos schwarzer Bevölkerung, die in seiner Führungsrolle den

Funken für einen möglichen Fortschritt auf größerer politischer Ebene sah. Washingtons Vision hatte Barack schon inspiriert, als er 1985 wegen seiner Arbeit als Community Organizer nach Chicago gezogen war.

Auch Valerie war von Washington begeistert gewesen. Im Alter von dreißig Jahren hatte sie sich Washingtons Stab angeschlossen, 1987, gleich zu Beginn seiner zweiten Amtszeit. Sie hatte eine kleine Tochter und stand damals kurz vor der Scheidung, ein schlechter Zeitpunkt, um das hohe Gehalt bei einer renommierten Kanzlei gegen ein erheblich niedrigeres Einkommen bei der Stadtregierung zu tauschen. Und schon kurz nachdem sie ihren neuen Job angetreten hatte, schlug das Schicksal zu: Harold Washington erlitt einen plötzlichen Herzinfarkt und verstarb nur eine halbe Stunde nach einer Pressekonferenz zum Thema Sozialwohnungen an seinem Schreibtisch. Daraufhin ernannte man einen schwarzen Stadtrat zum Nachfolger, doch er blieb nur kurze Zeit im Amt. Bei der darauffolgenden Wahl gewann Richard M. Daley, der Sohn des früheren Bürgermeisters Richard J. Daley, vielen als Pate der berüchtigten Vetternwirtschaft Chicagos bekannt. Diese Entwicklung wurde von vielen Mitgliedern der afroamerikanischen Bevölkerung als vorschnelle und entmutigende Rückkehr zu den alten, weißen Sitten der Politik Chicagos verstanden.

Obwohl sie dem neuen Bürgermeister kritisch gegenüberstand, blieb Valerie zwar im Rathaus, wechselte aber von der Rechtsabteilung direkt in das Büro von Richard M. Daley. Sie war froh über die Veränderung, und das nicht nur, weil es ihr einen Tapetenwechsel bescherte. Sie erzählte mir, sie sei erleichtert gewesen, ihre Arbeit als Unternehmensanwältin für einen Job in der Regierung aufgegeben zu haben, ein erfrischender Sprung aus der superschicken, surrealen Welt der Oberklassenanwälte in den oberen Etagen der Wolkenkratzer direkt in die Wirklichkeit – auf den Boden der Tatsachen sozusagen.

Chicagos Rathaus, das City Hall and County Building, ist ein elfstöckiger Klotz aus grauem Granit, der sich im Norden von den Loops zwischen der Clark und LaSalle Street über einen ganzen Straßenzug erstreckt. Im Vergleich zu den umstehenden, in schwindelerregende Höhen aufragenden Bürotürmen wirkt das Rathaus geradezu geduckt, büßt aber dank der korinthischen Säulen vor dem Eingang und dem riesigen, hallenden Marmorfoyer nichts von seiner Pracht ein. Das County nimmt den östlichen Flügel des Gebäudes ein, die City den westlichen. Dort sitzen auch der Bürgermeister und die Stadträte. Im Rathaus herrschte ständig Hochbetrieb, ein erschreckender wie wohltuender Umstand, der mir erst an dem heißen Sommertag meines Vorstellungsgesprächs mit Valerie so richtig bewusst wurde.

Brautpaare kamen hierher, um sich das Jawort zu geben, Autobesitzer meldeten ihr Fahrzeug an, Bürger beschwerten sich über Schlaglöcher, ihre Vermieter, die Kanalisation und alles andere, das die Stadt ihrer Meinung nach verbessern sollte. Hier waren alle vertreten, vom Kleinkind im Buggy bis zur alten Dame im Rollstuhl. Journalisten, Lobbyisten, sogar Obdachlose, die im Gebäude Abkühlung suchten. Vor dem Eingang hatte sich ein Häuflein Aktivisten versammelt, sie hielten Schilder in die Luft und stimmten Sprechchöre an. Was sie so aufregte, weiß ich nicht mehr, doch ich habe nie vergessen, wie sehr mich das zwar geräuschvolle, aber kontrollierte Chaos vor und in diesem Gebäude überraschte – und faszinierte. Das Rathaus gehörte dem Volk. Hier herrschte eine laute, packende Direktheit, die ich bei Sidley & Austin nie erlebt hatte.

Valerie hatte sich an jenem Tag zwanzig Minuten für mich Zeit genommen, doch am Ende dauerte unser Gespräch anderthalb Stunden. Eine Afroamerikanerin mit relativ hellem Teint, in elegantem, maßgeschneidertem Kostüm, mit sanfter Stimme, beeindruckender

Gelassenheit, einem beständigen Blick aus braunen Augen und eindrucksvollem Verständnis dafür, wie diese Stadt tickte. Ihre Arbeit mache ihr Freude, sagte sie, doch sie erwähnte auch, dass bürokratische Hürden die Regierungsarbeit oft mühsam gestalteten. Sie hatte eine Ausstrahlung, die mich sofort beruhigte. Jahre später gestand Valerie mir, wie überrascht sie damals gewesen sei, als ich den Spieß einfach umgedreht und ihr Fragen gestellt hätte, statt ihre zu beantworten. Nur ein paar grundsätzliche Informationen hätte ich preisgegeben, sei danach aber sofort dazu übergegangen, sie über ihren Job auszufragen, hätte genau wissen wollen, wie sie ihre Tätigkeit erlebe und wie der Bürgermeister mit seinen Mitarbeitern umgehe. Bevor sie meine Tauglichkeit für diese Arbeit prüfen konnte, hatte ich offenbar geprüft, ob die Arbeit für mich taugte.

Rückblickend betrachtet wollte ich damals sicher nur die wertvolle Gelegenheit nutzen, eine Frau mit einem fast identischen Hintergrund zu befragen, die mir mit ihrer Karriere schon ein paar Jahre voraus war. Bei Valerie erlebte ich Ruhe, Mut und Klugheit auf eine Weise, wie sie mir zuvor bei kaum jemandem begegnet war. Von ihr konnte ich viel lernen. Das hatte ich sofort erkannt.

Noch bevor ich ging, bot sie mir eine Stelle in ihrem Stab an, als Assistentin von Bürgermeister Daley. Ich könne sofort anfangen. Damit würde ich nicht länger meine Arbeit als Anwältin ausüben. Mein Gehalt läge bei sechzigtausend Dollar, rund die Hälfte dessen, was ich bisher verdiente. Sie riet mir, ein paar Tage darüber nachzudenken und mir gut zu überlegen, ob ich zum Absprung bereit sei. Die Entscheidung liege bei mir.

Bisher hatte ich der Stadtregierung keinen großen Respekt gezollt. Als Schwarze aus der South Side hatte ich kein besonderes Vertrauen in eine Politik, die sich traditionell gegen die schwarze Bevölkerung richtete, uns systematisch ausgrenzte und uns den Zugang zu fundierter

Bildung, guten Berufen und einem angemessenen Einkommen verwehrte. Meine Großeltern hatten den Schrecken der Jim-Crow-Gesetze und die demütigend diskriminierende Wohnungspolitik am eigenen Leib erlebt und misstrauten jeglicher Art von staatlicher Autorität. (Sie werden sich bestimmt erinnern, dass Southside sogar glaubte, der Zahnarzt hätte es auf ihn abgesehen.) Meinen Vater, der zeit seines Lebens bei der Stadt angestellt war, mussten die Demokraten erst zum Wahlkreisbetreuer ernennen, bevor man ihm irgendwelche beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten eingeräumt hatte. Die sozialen Aspekte seiner Pflichten in diesem Amt bedeuteten ihm sehr viel, doch er verabscheute die Vetternwirtschaft im Rathaus.

Und dennoch dachte ich plötzlich ernsthaft darüber nach, in der Stadtverwaltung zu arbeiten. Die Gehaltseinbußen würden wehtun, aber mein Bauchgefühl sagte mir, dass ich es ausprobieren sollte. Außerdem regte sich etwas in mir, das mich sanft in eine Richtung stieß, die drastisch von meinen bisherigen Zukunftsplänen abwich. Ich war fast bereit für den Absprung. Nur eines fehlte noch. Es ging nicht mehr nur um mich. Als Valerie mich ein paar Tage später anrief und wissen wollte, ob ich mich entschieden hätte, bat ich mir noch etwas Bedenkzeit aus. Dann stellte ich ihr eine letzte, vermutlich höchst seltsame Frage: »Könnte ich Ihnen bitte auch meinen Verlobten vorstellen?«

An dieser Stelle sollte ich vielleicht etwas zurückspulen, zu der Zeit vor dem heißen, drückenden Sommer und den trauerverhangenen Monaten nach dem Tod meines Vaters. Barack war nach Chicago zurückgeflogen, um vor und nach der Beerdigung bei mir zu sein, bevor er sein Studium in Harvard beendete. Nach dem Abschluss Ende Mai packte er seine Siebensachen, verkaufte den bananengelben Datsun und kam endgültig nach Chicago, auf direktem Weg in die 7436 South

Euclid Avenue, in meine Arme. Ich liebte ihn. Und fühlte mich von ihm geliebt. Fast zwei Jahre lang hatten wir erfolgreich eine Fernbeziehung geführt, die jetzt zur Nahbeziehung werden konnte. Endlich würden wir an den Wochenenden wieder länger im Bett bleiben, Zeitung lesen, brunchen gehen und uns über alles Mögliche unterhalten können. Wir konnten montags zum Abendessen ausgehen, oder dienstags, mittwochs, donnerstags. Gemeinsam einkaufen oder vor dem Fernseher Wäsche zusammenlegen. Wenn mich wie so oft abends mal wieder die Trauer packte, war Barack nun an meiner Seite, nahm mich in den Arm und drückte mir einen Kuss auf den Scheitel.

Barack war erleichtert, das Jurastudium abgeschlossen zu haben, und konnte es kaum erwarten, sich endlich praktischen Dingen zuzuwenden. Außerdem hatte er einem New Yorker Verlag seine Idee für ein Buch über Herkunft und Identität verkauft. Das war für jemand wie Barack, der Bücher so verehrte, eine große und Respekt einflößende Zusage. Er erhielt einen Vorschuss und ungefähr ein Jahr Zeit bis zur Manuskriptabgabe.

Barack standen immer mehrere Möglichkeiten gleichzeitig offen. Dank seines guten Rufs – die überschwänglichen Lobeshymnen seiner Juraprofessoren, der Artikel in der New York Times über seine Wahl zum Chefredakteur der Fachzeitschrift Harvard Law Review – wurde er mit Angeboten überschüttet. Die University of Chicago bot ihm beispielsweise ein einjähriges unbezahltes Post-Doc-Stipendium an und ein eigenes kleines Büro dazu. Dort, so war der Gedanke dahinter, könne er sein Buch schreiben und später vielleicht als außerordentlicher Professor an der juristischen Fakultät arbeiten. Meine Kollegen bei Sidley & Austin, die immer noch hofften, er würde ihr Angebot annehmen und Vollzeit bei ihnen einsteigen, stellten ihm eigens ein Büro zur Verfügung, in dem er sich in Ruhe auf die anstehende Anwaltsprüfung im Juli vorbereiten könnte. Er überlegte außerdem, ob

er das Stellenangebot von Davis, Miner, Barnhill & Galland annehmen sollte, eines kleinen, gemeinnützigen Unternehmens, das sich an der Basis für Bürgerrechte und sozialen Wohnungsbau einsetzte. Dass die dort tätigen Anwälte enge Verbindungen zu Harold Washington hatten, machte die Stelle für ihn besonders attraktiv.

Menschen, denen die Welt offensteht, beziehen aus solchen Erlebnissen eine innere Stärke, und sie verschwenden ihre Zeit und Energie nicht damit, ihren Erfolg ständig zu hinterfragen. Barack hatte sich alles, was er nun erntete, mit harter Arbeit und Fleiß erkämpft, aber er maß sich bei seinen Leistungen und Fortschritten nicht mit anderen, wie es viele meiner Bekannten taten – gelegentlich auch ich selbst. Manchmal kam es mir vor, als stünde er aufgrund seines Intellekts irgendwie über dem ganzen erbarmungslosen Konkurrenzkampf da draußen und hätte auch keinerlei Interesse an den materiellen Dingen, die ein Anwalt um die dreißig erstrebenswert finden sollte, von der Edelkarosse bis zum Eigenheim mit Garten in der Vorstadt oder dem Luxusapartment im Loop. Dieser Wesenszug war mir schon früher aufgefallen, doch jetzt, wo wir zusammenlebten und ich den ersten großen Schlenker meines Lebens plante, schätzte ich ihn umso mehr.

Im Wesentlichen ging es darum, dass Barack da, wo andere zweifelten, Vertrauen und Zuversicht empfand. Für ihn war die Sache ganz einfach: Wenn man seinen Prinzipien treu blieb, würden die Dinge sich schon fügen. Ich hatte mich zu dem Zeitpunkt schon mit so vielen Leuten über dieses Thema unterhalten, mich langsam und mit großer Ernsthaftigkeit daran abgearbeitet, wie ich mich aus einem Beruf lösen könnte, in dem ich doch nach außen hin erfolgreich war. Immer wieder hatte ich bei meinen Gesprächspartnern mahnende und besorgte Gesichter gesehen, wenn ich ihnen von meinen Schulden erzählte und erwähnte, dass ich mir noch kein Haus leisten konnte. Der Ratschlag meiner Mutter klang mir noch immer im Ohr: *Verdien erst mal Geld,*

*um's Glück kannst du dich später kümmern*. Doch neben den rein materiellen Sorgen trieb mich vor allem eines um: eine tiefe Sehnsucht. Ich wollte unbedingt Kinder, besser früher als später. Und wie sollte das gehen, wenn ich meine Karriere abrupt abbrach, um auf einem anderen Gebiet komplett neu einzusteigen?

Als Barack nach Chicago kam, wirkte er auf mich wie ein beruhigendes Gegenmittel. Er fing meine Ängste auf, hörte mir zu, wenn ich meine finanziellen Verpflichtungen durchging, und versicherte mir aufrichtig, dass auch er Kinder wolle. Er gestand ein, dass er auch nicht wisse, wie wir das alles hinbekommen sollten, wo doch keiner von uns Interesse an der sicheren Anwaltskarriere hatte. Doch eines war klar: Wir nagten nicht am Hungertuch und hatten eine vielversprechende Zukunft vor uns, und das vielleicht genau deswegen, weil unser Weg eben nicht bereits klar vorgezeichnet war.

Er allein riet mir, es einfach zu versuchen, die Sorgen zu vergessen und das zu tun, was mich glücklich machte. Der Sprung ins Ungewisse sei nicht so schlimm, weil – und diese Erkenntnis würde die Familie Shields/Robinson, inklusive Dandy und Southside vermutlich zutiefst erschüttern – mich das Ungewisse sicher nicht umbringen würde.

*Keine Sorge*, versicherte mir Barack, *du schaffst das. Wir kriegen das schon hin*.

Ich möchte an dieser Stelle noch kurz etwas über das *bar exam* sagen, die Anwaltsprüfung: Sie ist ein notwendiger Initiationsritus, den jeder frischgebackene Anwalt hinter sich bringen muss, wenn er als solcher arbeiten möchte, und obwohl sich die Prüfungsfragen inhaltlich und strukturell von Bundesstaat zu Bundesstaat unterscheiden, wird dieser Test – zwei Tage, jeweils zwölf Stunden lang – von allen Betroffenen als höllische Tortur empfunden. Was Barack nun bevorstand, hatte ich bereits drei Jahre zuvor in Illinois durchexerziert, im Sommer nach

meinem Harvard-Abschluss, nachdem ich zuvor in einem zweimonatigen Akt der Selbstdisziplin als Einsteigerin bei Sidley Stunden abgerissen, die Repetitorien besucht und mich durch einen Respekt einflößenden Wälzer mit Übungsaufgaben gearbeitet hatte.

Das war in jenem Sommer gewesen, als Craig und Janis sich in ihrer Heimatstadt Denver das Jawort gegeben hatten. Janis hatte mich als Brautjungfer auserwählt, und ich hatte mich aus diversen Gründen – nicht zuletzt deswegen, weil ich die letzten sieben Jahre in Princeton und Harvard nur gebüffelt hatte – mit Wonne und vollem Einsatz in diese Aufgabe gestürzt. Ich stieß beim Anblick der verschiedenen Brautkleider die angemessenen Laute des Entzückens aus und half ihr bei der Planung ihres Junggesellinnenabschieds. Ich wollte sie tatkräftig unterstützen, damit ihr Ehrentag perfekt würde. Die Aussicht darauf, dass mein Bruder in den heiligen Bund der Ehe treten würde, fand ich weitaus interessanter und spannender als die Definition einer rechtswidrigen Handlung.

Dies alles ereignete sich in der guten alten Zeit, als Prüfungsergebnisse noch mit der Post zugestellt wurden. Eines Tages, es war bereits Herbst, die Prüfung und die Hochzeit meines Bruders lagen lange hinter mir, rief ich meinen Vater aus dem Büro an und bat ihn, nach der Post zu sehen. Ja, für mich sei ein Brief angekommen, teilte er mir kurz darauf mit. Von der Prüfungskommission aus Illinois? Ja, genau, das stehe auf dem Umschlag. Als Nächstes bat ich ihn, den Umschlag für mich zu öffnen. Ein deutlich hörbares Rascheln folgte, danach eine bedeutungsvolle Pause.

Ich war durchgefallen.

Noch nie im Leben hatte ich eine Prüfung vergeigt, es sei denn, man wollte den Vorfall in der Vorschule mitrechnen, als ich das Wort W-H-I-T-E nicht von der Karteikarte hatte ablesen können, die die Lehrerin mir vor die Nase hielt. Die Anwaltsprüfung hatte ich jedenfalls

komplett in den Sand gesetzt. Ich schämte mich, überzeugt davon, jeden enttäuscht zu haben, der mir je etwas beigebracht, mich ermutigt oder eingestellt hatte. Dinge zu vermasseln war ich einfach nicht gewohnt. Normalerweise übertrieb ich es mit der Vorbereitung, vor allem, wenn es um etwas Wichtiges oder eine Prüfung ging, aber in diesem Fall hatte ich mich zu weit zurückgelehnt. Heute glaube ich, es lag auch daran, dass mich der Stoff einfach nicht interessierte. Dieses Gefühl hatte sich durch mein gesamtes Jurastudium gezogen und am Ende war ich einfach erschöpft gewesen vom Studentendasein und gelangweilt von Fächern, die ich als abgehoben und lebensfern empfand. Ich wollte mit Menschen zu tun haben, nicht mit Büchern, deshalb empfand ich meine Zeit als ehrenamtliche Mitarbeiterin bei der studentischen Rechtsberatung auch als Highlight meines Studiums, denn hier konnte ich Menschen dabei helfen, Sozialleistungen zu beantragen oder sich gegen einen unverschämten Vermieter zu wehren.

Dennoch ärgerte ich mich über mein Versagen. Monatelang nagte es an mir, obwohl mir mehrere Kollegen bei Sidley heimlich gestanden, es auch nicht beim ersten Mal geschafft zu haben. Im Spätherbst klemmte ich mich erneut hinter die Bücher und büffelte für die Nachholprüfung, die ich dann auch bestand. Abgesehen von meinem gekränkten Ehrgefühl war es im Endeffekt völlig egal, dass ich beim ersten Mal durchgefallen war.

Die Erinnerung an diesen Vorfall führte jedoch noch Jahre später dazu, dass ich Barack besonders aufmerksam beobachtete. Er besuchte das Repetitorium und schleppte seine eigenen Übungsbücher herum, schlug sie aber nicht so oft auf, wie ich es für ratsam hielt. Doch ich wollte ihm nicht auf die Nerven gehen oder meine Erfahrung als mahnendes Beispiel ins Feld führen. Wir waren völlig unterschiedliche Menschen. Baracks Hirn war wie ein überquellender Koffer, eine Festplatte, von der er selbst abgelegene Informationen abrufen konnte,

wenn er sie gerade brauchte. Ich nannte ihn »Faktenmann«, denn er hielt zu jedem Thema die passende Statistik parat. Er hat anscheinend ein beinahe fotografisches Gedächtnis. Offen gestanden zweifelte ich nicht daran, dass er die Prüfung bestehen würde, und er auch nicht – was mich irgendwie ärgerte.

Also feierten wir seinen Abschluss bereits am letzten Prüfungstag, dem 31. Juli 1991. Wir hatten im Stadtzentrum, in einem Restaurant namens *Gordon*, einen Tisch reserviert. Es gehörte zu unseren Lieblingslokalen und war mit seiner sanften Art-déco-Beleuchtung, den gestärkten, weißen Tischtüchern und der Speisekarte mit Kaviar und frittierten Artischocken genau der richtige Ort für einen besonderen Anlass. Es war Hochsommer, und wir schwebten im siebten Himmel.

Bei *Gordon* bestellten Barack und ich ein Mehr-Gänge-Menü. Martini zum Appetizer, ein guter Wein zur Vorspeise. Wir plauderten munter, waren zufrieden und vielleicht auch ein bisschen sentimental. Barack lächelte mich an und erwähnte das Thema Ehe. Er ergriff meine Hand und sagte, sosehr er mich auch liebte, er sehe einfach keinen Sinn darin. Ich spürte, wie mir die Hitze in die Wangen schoss. Es war, als hätte er einen Knopf gedrückt – so einen blinkenden, roten Alarmschalter, wie es sie in Atomkraftwerken gibt. Meinte er das ernst? Wollte er das ausgerechnet jetzt ausdiskutieren?

Wollte er. Wir hatten das Thema Heiraten-oder-nicht schon häufiger erörtert, und uns klar positioniert. Ich hielt es mit den Traditionen, Barack nicht. Und offenbar war keiner von uns bereit, von seiner Haltung abzuweichen. Doch wir konnten hitzig darüber debattieren – immerhin waren wir ja beide Juristen. Umgeben von Männern im Sakko und Frauen im Abendkleid, die ihr edles Dinner genossen, musste ich heftig an mich halten, um nicht aufbrausend zu werden.

»Wenn wir uns zueinander bekennen«, sagte ich so ruhig es ging,

»spricht doch nichts dagegen, dieses Bekenntnis offiziell zu machen. Welchen Teil deiner Würde müsstest du dafür antasten?«

Und so ging es weiter, wir absolvierten alle Runden des vertrauten Ringkampfes. War die Ehe wichtig? Und wenn ja, warum? Warum verstand er das nicht? Warum verstand ich es nicht? Wie sollte die Zukunft aussehen, wenn wir uns bei diesem Thema nicht einig wurden? Wir stritten uns nicht, wir setzten uns intensiv auseinander – wie Anwälte es zu tun pflegen. Argument, Gegenargument, Analyse, Kreuzverhör, obwohl ich deutlich aufgebrachter war als er. Ich redete fast die ganze Zeit.

Irgendwann servierte der Kellner den Nachtisch. Er stellte mir den Dessertteller vor die Nase und lupfte die Haube. Ich war so eingeschnappt, dass ich zuerst gar nicht richtig hinsah, doch schließlich fiel mein Blick dann doch auf den Teller. Und anstelle des erwarteten Schokokuchens lag da ein schwarzes Samtetui. Und darin: ein Diamantring.

Barack musterte mich vergnügt. Er hatte mich provoziert, und ich war ihm voll auf den Leim gegangen. Es dauerte einen Moment, bis ich meinen Zorn abgelegt und in eine Art freudiger Schockstarre hinübergeglitten war. Aufgezogen hatte er mich, um sein albernes Plädoyer gegen die Ehe ein letztes Mal vortragen zu können und danach nie wieder, bis dass der Tod uns scheide. Die Verhandlung war beendet. Er kniete sich vor mich und hielt feierlich und mit hörbarem Beben in der Stimme um meine Hand an. Später erfuhr ich, dass er bereits den Segen meiner Mutter und meines Bruders eingeholt hatte. Als ich Ja sagte, kam es mir so vor, als würden sämtliche Gäste applaudieren.

Lange – beinahe eine ganze Minute, oder auch zwei – betrachtete ich wie vom Donner gerührt den Ring an meinem Finger. Dann sah ich Barack an, um mich zu vergewissern, dass ich das alles nicht geträumt hatte. Er lächelte. Dieser Mann hatte mich völlig überrascht. Irgendwie

hatten wir beide gewonnen. »Na«, sagte er nach einer Weile, »gibst du jetzt endlich Ruhe?«

Ich gab Barack das Jawort, und kurz darauf auch Valerie Jarrett, denn ich akzeptierte ihr Angebot und trat meine Stelle im Rathaus an. Zuvor bestand ich allerdings noch auf dem Treffen von Barack und Valerie, und so verabredeten wir uns zu dritt zu einem Abendessen.

Das tat ich aus verschiedenen Gründen. Erstens war mir Valerie sympathisch. Ich war sehr von ihr beeindruckt und wollte unsere Bekanntschaft unbedingt vertiefen, egal, wie meine Jobentscheidung ausfallen würde. Barack, das wusste ich, würde genauso beeindruckt sein wie ich. Doch wichtiger war mir, dass er ihre Geschichte hörte. Wie er war auch Valerie in einem anderen Land aufgewachsen – in ihrem Fall war es der Iran gewesen, wo ihr Vater als Arzt in einem Krankenhaus gearbeitet hatte – und für die schulische Ausbildung in die USA zurückgekehrt, wodurch sie die Dinge mit einem ähnlich klaren Blick betrachtete, wie ich es von Barack kannte. Er hatte einige Vorbehalte gegen meine Arbeit im Rathaus. Wie Valerie war auch er von Bürgermeister Harold Washingtons Führungsstil inspiriert worden, hegte aber eindeutig weniger Sympathie für das von Richard M. Daley repräsentierte Establishment. Aus ihm sprach der Community Organizer: Selbst als Washington noch im Amt war, hatte Barack sich gnadenlos und oft erfolglos mit der Stadt angelegt, um der Verwaltung wenigstens ein bisschen Unterstützung für Kleinstinitiativen abzuringen. Obwohl er mich in meinen beruflichen Plänen stets unterstützt und ermutigt hatte, machte er sich vermutlich Sorgen, dass ich mir unter Daley desillusioniert und ohnmächtig vorkommen würde.

Valerie war genau die Richtige, um jegliche Bedenken in diese Richtung auszuräumen. Sie hatte ihr ganzes Leben umgekrempelt, um für Washington zu arbeiten und ihn dann kurz darauf verloren. Die von

Washington hinterlassene Lücke eignete sich hervorragend als Mahnung für die Zukunft, und zwar eine, deren Bedeutung ich einst den Menschen im ganzen Land zu erklären versuchen würde: In Chicago hatten wir den Fehler begangen, unsere gesamte Hoffnung auf Fortschritt auf die Schultern eines einzelnen Menschen zu legen – ohne den politischen Apparat aufzubauen, der ihn in seiner Vision unterstützen würde. Die Wähler, besonders Liberale und Schwarze, hatten Washington als eine Art Retter, ein Symbol betrachtet. Als den Mann, der alles ändern würde. Er hatte diese Last auf bewundernswerte Art geschultert, und dadurch Menschen wie Valerie und Barack inspiriert, sich statt in der Privatwirtschaft für das Gemeinwohl zu engagieren, für den Dienst an der Gesellschaft. Doch mit ihm war auch seine Energie und Strahlkraft gestorben.

Valerie hatte sich mit der Entscheidung, weiterhin im Rathaus zu bleiben, nicht leicht getan, doch sie konnte uns genau erklären, warum sie sie für richtig hielt. Sie fühle sich von Daley unterstützt, sagte sie, und wisse um ihre Bedeutung für die Stadt. Ihre Loyalität habe nicht nur dem Mann selbst, sondern auch Harold Washingtons Prinzipien gegolten. Inspiration allein sei etwas Oberflächliches, wenn sie nicht mit harter Arbeit unterfüttert werde. Diese Vorstellung stieß sowohl bei mir als auch bei Barack auf fruchtbaren Boden und nach diesem einen Abendessen fühlte es sich an, als ob etwas in Stein gemeißelt worden sei: Valerie war nun ein fester Bestandteil unseres Lebens. Ohne es je ausgesprochen zu haben, hatten wir drei beschlossen, einander auf unserem Weg zu stützen.

Es gab noch eine letzte Sache, die wir tun mussten – nun, da wir verlobt waren, ich bald auf einer neuen Stelle beginnen würde und Barack sich für Davis, Miner, Barnhill & Galland entschieden hatte: Wir traten einen Urlaub an, der sich allerdings zu einer Art Pilgerreise entwickeln

sollte. An einem Mittwoch Ende August flogen wir von Chicago nach Frankfurt, von wo aus wir nach langer Wartezeit die achtstündige Reise nach Nairobi antraten. Es dämmerte bereits, als wir endlich landeten, und als wir ins kenianische Mondlicht traten, hatten wir das Gefühl, eine andere Welt zu betreten.

Ich hatte Jamaika und die Bahamas bereist, war auch ein paarmal in Europa gewesen, aber so weit wie jetzt hatte ich mich noch nie von zu Hause entfernt. Sofort, schon im Morgengrauen, spürte ich, wie fremd mir Nairobi war – oder besser gesagt, wie fremd ich mich in Nairobi fühlte. Jetzt, da ich öfter in fremden Ländern unterwegs gewesen bin, weiß ich dieses Gefühl mittlerweile zu schätzen, diese einzigartige Weise, wie sich ein neues Land sofort bemerkbar macht, unumwunden, ohne Maske. Die Luft hat eine andere, unvertraute Schwere, sie duftet nach Unbekanntem, vielleicht ein bisschen nach Holzrauch oder Dieselabgasen oder süß nach irgendetwas, das gerade in den Bäumen blüht. Hier geht dieselbe Sonne auf, doch sie sieht etwas anders aus, als du sie kennst.

Baracks Halbschwester Auma wartete schon am Flughafen, um uns herzlich zu begrüßen. Die beiden waren sich nur ein paarmal begegnet, das erste Mal vor sechs Jahren, als Auma Chicago besucht hatte, doch sie waren einander eng verbunden. Auma ist ein Jahr älter als Barack. Ihre Mutter, Grace Kezia, war gerade mit Auma schwanger gewesen, als Barack Obama Senior Nairobi verließ, um in Hawaii sein Studium zu beginnen. (Sie hatten auch einen Sohn namens Abongo, der zu dieser Zeit gerade das Krabbeln lernte.) Als er Mitte der Sechzigerjahre nach Kenia zurückkehrte, bekamen Barack Obama Senior und Kezia dann noch zwei weitere Kinder.

Aumas Haut war schwarz wie Ebenholz und ihre Zähne strahlend weiß. Sie sprach mit einem starken britischen Akzent. Ihr Lächeln war breit und herzlich. Bei meiner Ankunft in Kenia war ich von der langen

Reise derart erschöpft, dass ich zu keiner Unterhaltung mehr fähig war, doch als wir in Aumas klapprigem VW Käfer durch die Stadt fuhren, fiel mir vom Rücksitz aus auf, dass sie genauso leicht und häufig lächelte wie Barack und ihr Kopf dieselbe Form hatte wie seiner. Auch Auma hatte offensichtlich die Intelligenz der Familie geerbt. Sie war in Kenia aufgewachsen und kehrte häufig nach Hause zurück, hatte aber in Deutschland die Schule besucht, lebte damals immer noch dort und machte gerade ihren Doktor. Sie sprach fließend Englisch, Deutsch, Swahili und die regionale Sprache ihrer Familie, die Luo heißt. Wie wir war sie nur zu Besuch hergekommen.

Auma hatte uns in das leerstehende Apartment einer Freundin einquartiert, klein und spartanisch eingerichtet, das sich in einem grellpink gestrichenen, aber ansonsten schlichten Betongebäude befand. Die ersten Tage waren wir vom Jetlag so fertig, dass alles nur in Zeitlupe ablief. Vielleicht war das aber einfach die normale Geschwindigkeit in Nairobi, wo die Uhren anders tickten als in Chicago, die Straßen mit ihren britisch anmutenden Kreisverkehren voll waren von Fußgängern, Radfahrern, Autos und *matatus,* knatternden Minibussen, die überall herumfuhren, bunt angemalt mit Bildern und religiösen Lobpreisungen, die Dächer beladen mit festgezurrtem Gepäck und so dicht besetzt, dass sich die Fahrgäste statt einzusteigen einfach an den fahrenden Bus hängten.

Ich war also in Afrika. Es war ein erhebendes Gefühl, zehrend und völlig neu. Aumas himmelblauer Käfer war so alt, dass man ihn gelegentlich anschieben musste, um den Motor zu starten. Leider hatte ich mir für die Reise völlig unpassende weiße Sneaker gekauft, die schon nach einem Tag und diversen Anschubversuchen vom zimtfarbenen Staub Nairobis rotbraun verfärbt waren.

Barack, der das Land bereits einmal bereist hatte, fühlte sich in Nairobi heimischer als ich, die sich benahm wie eine Touristin. Wir

waren uns bewusst, dass wir in diesem Land trotz unserer schwarzen Hautfarbe Außenseiter waren. Manchmal starrten uns die Leute auf offener Straße unverhohlen an. Natürlich hatte ich nicht erwartet, dass wir uns gleich wie zu Hause fühlen würden, doch ich glaube, ich hatte mir naiverweise eingebildet, eine Art tiefe Verbindung zu diesem Kontinent zu empfinden, den ich mir in der Kindheit wie eine Art mythisches Mutterland ausgemalt hatte, als würde ich mich durch eine Reise dorthin auf unerklärliche Weise vollständig fühlen. Selbstverständlich schuldete Afrika uns überhaupt nichts. Es ist schon ein sonderbares Zwischengefühl, so als Afroamerikaner in Afrika zu sein. Es erfüllte mich mit einer schwer erklärbaren Trauer, als hätte man mich aus beiden Ländern entwurzelt.

Tage später fühlten wir uns immer noch verloren und hatten beide Halsschmerzen. Barack und ich gerieten in einen Streit, weswegen, weiß ich gar nicht mehr genau. Denn obwohl Kenia uns immer wieder staunen ließ, erschöpfte uns diese Reise doch auch, was dazu führte, dass wir uns immer mehr auf die Nerven gingen und darauf irgendwann mit Wut reagierten. »Ich bin so sauer auf Barack«, schrieb ich in mein Tagebuch. »Wir haben nichts gemeinsam.« Das war alles. Als Symbol meiner Frustration zog ich einen dicken Strich über die Seite.

Wie jedes Paar zu Beginn einer Beziehung, mussten wir erst lernen, uns zu streiten. Es geschah nicht oft, und wenn, dann ging es um Kleinigkeiten, lange unterdrückte Irritationen, die irgendwann hochkochten, wenn wir beide überlastet oder gestresst waren. Aber es passierte. Und es tut mir leid, aber wenn ich wütend bin, dann neige ich dazu zu schreien. Wenn ich ausraste, reagiere ich mit dem ganzen Körper, es ist, als würde mir ein Feuerball die Wirbelsäule hochfahren und mit einer solchen Wucht explodieren, dass ich mich hinterher oft nicht mehr daran erinnern kann, was ich genau gesagt habe. Barack hingegen bleibt dabei kühl und sachlich, seine Worte ergießen sich aus

seinem Mund wie ein gezielter – und damit irritierender – Schwall, und das bringt mich nur noch mehr auf die Palme. Es hat lange gedauert – Jahre –, bis wir verstanden hatten, dass keiner von uns aus seiner Haut kann. Wir sind das Produkt unserer Gene, unserer Eltern und unserer Vorfahren. Mit der Zeit haben wir gelernt, unseren Ärger und die gelegentliche Wut auszudrücken oder zu überwinden. Wenn wir uns heute streiten, ist es nicht mehr so dramatisch, oft irgendwie sinnstiftender, und die Liebe, die wir füreinander empfinden, behalten wir dabei stets im Blick.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, begrüßte uns Nairobi mit blauem Himmel und frischer Kraft. Deutlich weniger platt vom Jetlag fühlten wir uns wieder wie normale, glückliche Menschen. Wir trafen uns mit Auma am Bahnhof in der Innenstadt, bestiegen gemeinsam einen Zug mit Lamellen vor den Fenstern und verließen die Stadt in Richtung Westen, um das Elternhaus der Familie Obama zu besuchen. Als ich so am Fenster saß, in einem Abteil voller Kenianer, die mit lebenden Hühnern in Körben und in der Stadt erworbenen, sperrigen Möbelstücken unterwegs waren, kam mir mein Leben als junge Frau in Chicago, am Schreibtisch in der Anwaltskanzlei, regelrecht absurd vor, und ich erinnerte mich daran, wie der Mann mit dem seltsamen Namen und dem schwärmerischen Lächeln, der jetzt neben mir saß, eines Tages in mein Büro getreten war und meine Welt auf den Kopf gestellt hatte. Wie gebannt sah ich aus dem Fenster, wo die geduckten Wellblechhütten, schlammigen Pfade und offenen Kanalisationsrohre von Kibera vorbeizogen, dem größten städtischen Slumgebiet in ganz Afrika, und sich mir ein Ausmaß von Armut präsentierte, das ich zuvor weder gesehen noch für möglich gehalten hatte.

Unsere Zugreise dauerte mehrere Stunden. Irgendwann schlug Barack ein Buch auf, doch ich blickte immer noch wie gebannt aus dem Fenster, während die Slums von Nairobi in smaragdgrüne Landschaft

übergingen und der Zug in nördliche Richtung auf die Stadt Kisumu zuratterte, wo Auma, Barack und ich schließlich ausstiegen. In der brodelnden Äquatorhitze rumpelten wir dann den Rest der Strecke in einem *matatu* durch ein Maisfeld, bis uns die Knochen wehtaten und wir endlich Kogelo erreichten, das Dorf von Baracks und Aumas Großmutter.

Die rote Erde in diesem Teil Kenias werde ich nie vergessen, so fruchtbar und ursprünglich, und wie ihr Staub die schwarze Haut und Haare der Kinder überzog, die neben uns herliefen und uns Grußworte zuriefen. Ich weiß noch, wie verschwitzt und durstig ich war, als wir die letzten Meter zum Heim von Baracks Großmutter liefen, einem gepflegten Betonhäuschen, das sie seit Jahren bewohnte, daneben ein Gemüsebeet und mehrere Kühe. Granny Sarah nannten sie sie. Sie war eine kleine, breit gebaute Dame mit klugen Augen und einem Lächeln, das ihr ganzes Gesicht in Falten legte. Granny Sarah sprach kein Englisch, nur Luo, und zeigte sich hocherfreut, dass wir den weiten Weg auf uns genommen hatten, um sie zu besuchen. Neben ihr kam ich mir sehr groß vor. Sie musterte mich mit besonders belustigtem Blick, als müsste sie sich erst einmal überlegen, wo ich herkam und wie ich an ihrer Türschwelle gelandet war. Eine ihrer ersten Fragen lautete: »Welcher Elternteil war weiß?«

Lachend erklärte ich ihr mit Aumas Hilfe, dass ich schwarz sei, durch und durch, so schwarz, wie man es in Amerika nur sein konnte.

Granny Sarah fand das höchst amüsant. Alles brachte sie zum Lachen. Sie zog Barack damit auf, dass er ihre Sprache nicht beherrschte. Die schiere Lebensfreude dieser Frau war geradezu überwältigend. Als es Abend wurde, schlachtete sie ein Hühnchen und kochte daraus einen Eintopf, den sie mit *ugali* servierte, einer Art Brei aus Maisgrieß. Immer wieder kamen Nachbarn vorbei, steckten den Kopf zur Tür herein, um die jungen Obamas zu begrüßen und uns zu

unserer Verlobung zu gratulieren. Ich aß mit großem Appetit. Schon bald ging die Sonne unter, und die Nacht senkte sich übers Dorf. Weil es keinen Strom gab, funkelten die Sterne umso heller. Was für ein Wunder, dachte ich, dass ich hier sein darf. Barack und ich lagen in unserer kleinen Schlafkammer und lauschten dem Rascheln unsichtbarer Tiere und dem Zirpen der Grillen, die in den umliegenden Maisfeldern ein Konzert in Stereo anstimmten. Die weite Landschaft und der riesige Himmel Afrikas hatten mir Ehrfurcht eingeflößt, doch hier, im winzigen Heim von Granny Sarah, fühlte ich mich sicher und geborgen. Ich hatte einen neuen Job, einen Verlobten und eine neue Familie – sogar eine wohlwollende kenianische Großmutter. Meine Welt befand sich zwar gerade heftig im Umbruch, doch gerade jetzt war alles gut.

# 12

Barack und ich heirateten an einem sonnigen Samstag im Oktober 1992 vor mehr als dreihundert Freunden und Familienmitgliedern in der Trinity United Church of Christ in der South Side. Es war eine große Hochzeit, und genau so sollte es auch sein. Bei einer Feier in Chicago, das war schon vorher klar, wäre die Gästeliste lang, und wir würden niemanden streichen. Dafür reichten meine Wurzeln zu tief. Ich hatte nicht nur direkte Verwandte, sondern auch Verwandte von Verwandten, die wiederum Verwandte hatten und natürlich Kinder, und sie alle gehörten zu meiner Familie, daher war auch jeder von ihnen eingeladen. Außerdem wurde dieser Festtag dadurch umso bedeutender und fröhlicher.

Die jüngeren Geschwister meines Vaters waren gekommen, genau wie die gesamte Familie meiner Mutter. Ich hatte alte Schulfreunde und Nachbarn eingeladen, Leute aus Princeton und aus meiner alten Schule Whitney Young – und alle waren gekommen. Mrs. Smith, die Frau des stellvertretenden Direktors meiner alten Highschool, die immer noch in der Euclid Avenue wohnte, half mir bei der Planung, während Mr. und Mrs. Thompson mit ihrer Jazzband nach der Trauung für Stimmung sorgten. Santita Jackson, meine beschwingte Trauzeugin, trug für den Anlass ein tief ausgeschnittenes schwarzes Kleid. Ich hatte ehemalige Kollegen von Sidley eingeladen und neue aus dem Rathaus. Die Partner von Baracks Kanzlei waren gekommen, und seine Freunde aus seinen alten Tagen als Community Organizer. Baracks aufgedrehte hawaiianische Highschool-Kumpel amüsierten sich prächtig mit seinen

kenianischen Verwandten, die zur Feier des Tages bunte ostafrikanische Kappen trugen. Leider war Gramps – Baracks Großvater – im Winter des Vorjahres an Krebs gestorben, aber seine Mutter und Großmutter hatten die Reise nach Chicago auf sich genommen, genau wie Auma und Maya, seine Halbschwestern, die zwar von verschiedenen Kontinenten kamen, aber über ihre Zuneigung zu Barack miteinander verbunden waren. Es war das erste Mal, dass sie unsere Familien trafen, und die Stimmung war ausgelassen.

Wir fühlten uns geborgen, von Liebe umgeben – die bunt gemischten, multikulturellen Obamas und die bodenständigen Robinsons von der South Side knüpften neue Familienbande, das wurde deutlich sichtbar in der Kirche, in jeder Bank. Als Craig mich zum Altar geleitete, hielt ich mich gut an seinem Ellbogen fest.



Unsere Hochzeit am 3. Oktober 1992 gehört zu den glücklichsten Tagen meines Lebens. Craig vertrat meinen Vater, der anderthalb Jahre zuvor gestorben war, und führte mich zum Altar.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Vorn angekommen erhaschte ich einen Blick auf meine Mutter. Sie saß in der ersten Reihe, majestätisch in ihrem langen, schwarz-weißen Paillettenkleid, das wir gemeinsam ausgesucht hatten, das Kinn vorgereckt, die Augen stolz auf mich gerichtet. Immer noch vermissten wir unseren Vater schmerzlich, jeden Tag, doch wir setzten unser Leben fort, wie er es sich gewünscht hätte.

Barack war an jenem Morgen mit einer schlimmen Erkältung aufgewacht, doch als er endlich vor der Kirche stand, war sie auf wundersame Weise verschwunden. Jetzt, neben mir vor dem Altar, lächelte er mich an, und seine Augen strahlten. Er trug einen geliehenen Smoking und neue Schuhe, auf Hochglanz poliert. Im Gegensatz zu mir tat er sich immer noch schwer mit dem Konzept der Ehe, doch in den vierzehn Monaten unserer Verlobung hatte er mir nie Anlass gegeben, an seinen Absichten zu zweifeln. Wir hatten diesen Tag sorgfältig geplant. Barack, der zunächst kein Interesse an den Einzelheiten der Hochzeitsfeier bekundet hatte, meldete sich schon bald liebevoll, aber bestimmt zu Wort – was mich nur wenig überraschte. Zu allem hatte er eine Meinung, vom Blumenschmuck bis zu den Kanapees, die wir im South Shore Cultural Center reichen wollten. Gemeinsam wählten wir unser Hochzeitslied aus, das Santita mit ihrer überwältigenden Stimme mit Klavierbegleitung vortragen würde.

Es handelte sich um ein Lied von Stevie Wonder mit dem Titel »You and I (We Can Conquer the World)«, das ich in der dritten oder vierten Klasse zum ersten Mal gehört hatte, als Southside mir Stevies Album »Talking Book« geschenkt hatte. Meine erste Schallplatte. Ein kostbarer Schatz. Ich hatte sie bei ihm deponiert und sie mir immer angehört, wenn ich bei ihm zu Besuch gewesen war. Er hatte mir beigebracht, Schallplatten sorgsam zu behandeln, von Zeit und Zeit den Staub aus den Rillen zu wischen, die Nadel vorsichtig zu heben und sanft auf die richtige Stelle zu setzen. Meist ließ er mich mit der Musik

allein, um mir genug Raum zu geben, meine eigenen Erfahrungen mit diesem Album zu machen, und das tat ich, indem ich zumeist aus Leibeskräften mitsang. *Well, in my mind, we can conquer the world / In love you and I, you and I, you and I …*

Damals war ich neun Jahre alt gewesen. Ich hatte nichts über Liebe, Treue und Welteroberung gewusst. Mir war also nichts anderes übriggeblieben, als mir die Liebe und denjenigen in schillernden Farben auszumalen, der bei mir einst ein so intensives Gefühl auslösen würde. Vielleicht Michael Jackson? José Cardenal von den Cubs? Einer wie mein Dad? Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wie dieser Mensch aussehen könnte, der das »Du« zu meinem »Ich« sein würde.

Doch jetzt war es so weit.

Trinity Church hatte einen charismatischen, liebevollen Ruf. Barack und ich hatten dort regelmäßig Gottesdienste besucht, als er noch als Community Organizer gearbeitet hatte, und vor Kurzem waren wir der Gemeinde offiziell beigetreten, so wie viele unserer Freunde, junge aufstrebende Afroamerikaner, es vor uns getan hatten. Reverend Jeremiah Wright, als sensationeller Prediger bekannt, der sich mit Verve für soziale Gerechtigkeit einsetzte, hielt nun unsere Trauung ab. Er hieß unsere Freunde und Familien willkommen und hielt unsere Ringe in die Luft, damit sie alle sehen konnten. Mit großer Eloquenz sprach er über die Bedeutung des ehelichen Bundes und betonte, wie wichtig es sei, diese Verbindung vor einer liebevoll zugewandten Gemeinschaft einzugehen, Menschen, die Barack und mich in- und auswendig kannten.

In jenem Moment spürte ich, welche Kraft von diesem Akt ausging, erkannte die wahre Bedeutung dieses Rituals – hier standen wir, unsere Zukunft noch offen, alles Unbekannte noch ungeahnt, und hielten uns fest an den Händen, als wir uns das Jawort gaben.

Was uns da draußen auch erwarten mochte, wir würden es

gemeinsam bewältigen. Ich hatte mich mit Haut und Haaren in die Hochzeitsplanung gestürzt, denn es war mir sehr wichtig gewesen, dass alles so elegant wie möglich vonstatten ging, doch jetzt merkte ich, was wirklich wichtig war, und ich würde es für immer im Herzen tragen: zwei Hände, die einander fest halten. Das verankerte mich auf eine Art, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Ich hatte Vertrauen in diesen Bund, in diesen Mann. Ein Leichtes, das laut und vor allen Gästen zu erklären. Und als ich Baracks Gesicht sah, war ich sicher, er fühlte genauso. Keiner von uns weinte an diesem Tag. Unsere Stimmen blieben stark. Vielleicht waren wir ein bisschen aufgedreht. Nach der Trauung ging es daran, mehrere Hundert Hochzeitsgäste – allesamt unsere Zeugen – hinüber zum Empfang zu geleiten. Wir aßen, tranken und tanzten, bis wir von der vielen Freude ganz erschöpft waren.

Unsere Flitterwochen waren ganz der Erholung gewidmet, geplant war eine einfache Autoreise durch Nordkalifornien mit viel Wein, Schlaf, Schlammbädern und gutem Essen. Am Tag nach der Trauung waren wir nach San Francisco geflogen, hatten mehrere Tage in Napa verbracht und waren dann über den Highway 1 nach Big Sur gefahren, wo wir gelesen, den blauen Ozean angestarrt und einfach ausgespannt hatten. Herrlich! Abgesehen von Baracks Erkältung, die mit voller Wucht zum Nachschlag ansetzte, und den Schlammbädern, die ich überhaupt nicht entspannend und irgendwie eklig fand.

Nach einem stressigen Jahr waren wir wirklich urlaubsreif. Barack hatte die Monate vor der Hochzeit eigentlich dazu nutzen wollen, sein Buch fertigzuschreiben und bei der neuen Kanzlei anzufangen, hatte seine Pläne aber dann mit einem Mal auf Eis legen müssen. Anfang 1992 hatte er nämlich eine Anfrage von einer überparteilichen Organisation namens Project VOTE! erhalten, die sich für die Registrierung neuer Wähler in Staaten mit traditionell geringer

Beteiligung von Minderheitengruppen einsetzte. Ob Barack den Prozess in Illinois unterstützen und in Chicago eine Niederlassung eröffnen wolle, wo schwarze Wähler sich im Vorfeld der Wahlen im November registrieren lassen könnten? In diesem Bundesstaat gab es schätzungsweise vierhunderttausend wahlberechtigte Afroamerikaner, die aber nicht registriert waren, und die Mehrzahl lebte in oder in der Nähe von Chicago.

Die Bezahlung war miserabel, doch der Job appellierte genau an seine Grundprinzipien. 1983 hatte eine ähnliche Aktion in Chicago dabei geholfen, Harold Washington ins Amt zu heben. 1992 ging es wiederum ums Ganze: Die afroamerikanische Kandidatin Carol Moseley Braun hatte überraschend mit geringem Vorsprung die Wahl der Demokraten zur Nominierung für den US-Senat für sich entschieden und musste jetzt den vermutlich knappen Ausgang der Parlamentswahl abwarten. Bill Clinton zog währenddessen gegen George H. W. Bush ins Feld. Höchste Zeit also, die Minderheiten zur Stimmabgabe zu bewegen.

Es wäre eine glatte Untertreibung zu behaupten, Barack Obama hätte sich in diese Aufgabe gestürzt. Project VOTE! hatte sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, pro Woche zehntausend neue Wähler in Illinois zur Registrierung zu bewegen. Dieser Job unterschied sich nur unwesentlich von seiner Arbeit als Grassroots Organizer, als der er an der gesellschaftlichen Basis tätig war: Zwischen Frühling und Sommer besuchten er und sein Team viele Pfarrsäle und putzten unzählige Klinken, um noch nicht registrierte Wähler zu mobilisieren. Er hielt regelmäßig Kontakt zu Führungspersönlichkeiten und Gemeindevertretern und appellierte an wohlhabende Spender, sich an der Finanzierung von Werbebeiträgen im Radio und Informationsbroschüren zu beteiligen, die in schwarzen Vierteln und Sozialbausiedlungen verteilt werden sollten. Die Organisation hatte eine

klare Botschaft und sprach Barack aus dem Herzen: Wählen ist Macht. Wer Veränderung wollte, durfte am Wahltag nicht zu Hause bleiben.

Abends kehrte Barack in unsere Wohnung in der Euclid Avenue zurück und ließ sich oft erschöpft aufs Sofa fallen. Er stank nach den Zigaretten, die er noch immer rauchte, wenn er außer Sichtweite von mir war. Erschöpft war er, aber nie am Ende. Die Zahl der registrierten Neuwähler hatte er stets im Blick: Zu Mittsommer hatten sie die eindrucksvolle Marke von durchschnittlich siebentausend pro Woche geknackt, doch das Ziel war damit noch lange nicht erreicht. Er dachte fieberhaft über neue Strategien nach, überlegte, wie man noch mehr Leute erreichen könnte, noch mehr Freiwillige mobilisieren und Spendengelder eintreiben könnte. Dabei ging er vor, als hätte er es mit einem Rubik's Cube zu tun – einem Drehpuzzle, bei dem man die Steine in die richtige Position bringen muss. Am unzugänglichsten seien die jungen Leute, erklärte er mir, die Gruppe der Achtzehn- bis Dreißigjährigen, die offenbar den Glauben an die Politik verloren hatten.

Ich hingegen hatte mich mit Haut und Haaren der Stadtverwaltung verschrieben. Seit einem Jahr hatte ich nun mit Valerie im Büro des Bürgermeisters gearbeitet, an der Schnittstelle zu verschiedenen städtischen Behörden wie beispielsweise dem Amt für Gesundheit und Soziale Dienste. Der Job war vielfältig, die Kollegen motiviert und fast immer interessant, was mich anspornte. Statt wie einst im stillen, mit Flauschteppich ausgelegten Büro mit Blick auf den See Schriftsätze zu verfassen, saß ich nun in einer fensterlosen Kammer in einem der oberen Stockwerke des Rathauses, das täglich unzählige lärmende Besucher empfing.

Regierungsangelegenheiten, so lernte ich hier, waren komplex und uferlos. Ich hastete von einem Meeting zum nächsten, unterhielt mich mit verschiedenen Ressortleitern, arbeitete mit Mitarbeitern der

Commissioners und wurde oft in die verschiedenen Viertel Chicagos entsandt, um mich vor Ort über Missstände zu informieren, über die sich Einwohner beim Bürgermeister beschwert hatten. Ich inspizierte umgestürzte Bäume, die abgeholt werden mussten, unterhielt mich mit Gemeindevertretern, die sich über den Verkehr oder die Müllabfuhr beschwerten, und nahm oft als Repräsentantin des Bürgermeisters an öffentlichen Veranstaltungen teil. Einmal musste ich mich bei einem Seniorenpicknick in der North Side sogar in eine Rangelei einmischen. Nichts davon hatte auch nur im Entferntesten mit den Aufgaben eines Anwalts für Wirtschaftsrecht zu tun, und genau deshalb fand ich es so spannend. Ich erlebte Chicago von einer völlig neuen Seite.

Außerdem lernte ich in dieser Zeit etwas enorm Wertvolles, denn ich verbrachte viel Zeit in Gesellschaft von Susan Sher und Valerie Jarrett. Ich sah, dass diese beiden Frauen sehr viel Selbstvertrauen besaßen, aber trotzdem menschlich blieben. Susan führte ihre Meetings mit unbeirrbarem, eisernem Wohlwollen. Valerie hatte keinerlei Problem damit, vor einer Versammlung von starrsinnigen Männern ihre Meinung zu sagen, und schaffte es immer wieder, Leute geschickt auf ihre Seite zu ziehen. Sie war wie ein rasender Komet, und es war klar, dass sie es noch weit bringen würde. Kurz vor meiner Hochzeit war sie zum Commissioner ernannt worden. Sie war jetzt verantwortlich für das Ressort Stadtplanung und Wirtschaftsentwicklung und hatte mir eine Stelle als Mitarbeiterin angeboten, die ich direkt nach den Flitterwochen antreten sollte.

Ich hatte öfter mit Valerie zu tun als mit Susan, doch ich merkte mir genau, wie die beiden vorgingen, genau wie damals bei Czerny, meiner Mentorin am College. Sie alle waren Frauen, die wussten, was sie wollten, und keine Scheu hatten, es durchzusetzen. Sie konnten humorvoll sein und sich zurücknehmen, wenn die Situation es erforderte. Sie ließen sich nicht von Aufschneidern aus dem Konzept

bringen, und sie zweifelten nicht daran, dass ihre Meinung Gewicht hatte. Außerdem – und das war mir wichtig – waren sie berufstätige Mütter, und auch diesem Aspekt schenkte ich meine volle Aufmerksamkeit, denn ich wusste, dass ich selbst eines Tages eine Mutter sein wollte. Valerie hatte kein Problem damit, mitten in einem wichtigen Meeting aufzustehen, wenn die Schule ihrer Tochter anrief. Auch Susan verschwand mitten am Tag, wenn ihr Sohn hohes Fieber hatte oder bei einer Grundschulaufführung mitspielte. Sie entschuldigten sich weder dafür, die Bedürfnisse ihrer Kinder an oberste Stelle zu setzen, auch wenn dies vielleicht einige Arbeitsabläufe durcheinanderbrachte, noch vollzogen sie eine strenge Trennung von Beruf und Privatleben, wie ich es unter den männlichen Partnern bei Sidley sehr oft beobachten konnte. Ich glaube, eine solche Trennung stand für Susan und Valerie gar nicht zur Debatte, denn sie mussten nicht nur die vielen Erwartungen erfüllen, die nur an Mütter gestellt wurden, sondern sie waren beide geschieden, was seine eigenen emotionalen und finanziellen Herausforderungen mit sich brachte. Sie wollten nie perfekt sein, leisteten aber immer Außerordentliches. Dass sie zudem eine tiefe Freundschaft verband und sie einander halfen, wo sie konnten, beeindruckte mich zusätzlich. Sie hatten jegliche Art von Maske abgelegt und waren auf wundervolle, lehrreiche und kraftvolle Weise sie selbst.

Als Barack und ich von unseren Flitterwochen in Nordkalifornien zurückkehrten, erwarteten uns gute und schlechte Neuigkeiten. Die gute Nachricht kam im Gewand der Wahlen, die einen gefühlten politischen Gezeitenwechsel und Hoffnung auf Veränderung gebracht hatten. In Illinois und in vielen anderen Bundesstaaten hatte Bill Clinton mit großer Mehrheit gewonnen und damit Präsident Bush nach nur einer Amtszeit abgelöst. Auch Carol Moseley Braun war in Illinois als klare

Siegerin aus den Wahlen hervorgegangen und wurde zur ersten afroamerikanischen Frau, die je einen Sitz im Senat bekleidete. Noch aufregender fand Barack, dass die Beteiligung am Wahltag geradezu epische Ausmaße angenommen hatte: Project VOTE! hatte sage und schreibe hundertzehntausend neue Wähler zur Registrierung bewegt, und die breiter angelegte Wählermobilisierungskampagne des Projekts hatte sicher auch stark zu einer höheren Wahlbeteiligung beigetragen.

Zum ersten Mal seit zehn Jahren waren über eine halbe Million Schwarze an die Wahlurnen gegangen und hatten damit bewiesen, dass sie gemeinsam politische Entwicklungen beeinflussen konnten. Dieses Ergebnis war ein deutliches Signal an Gesetzgeber und zukünftige Politiker und erweckte ein altes Gefühl, das seit dem Tod von Harold Washington auf Eis gelegen hatte: dass die Stimmen der Afroamerikaner Gewicht hatten. Diejenigen, die ihre Bedürfnisse und Sorgen ignorierten oder unterschätzten, würden einen hohen politischen Preis dafür zahlen. Darunter verbarg sich eine zweite Botschaft an die schwarze Bevölkerung, eine Erinnerung daran, dass Veränderung möglich ist, dass unser Gewicht deutlich messbar ist. Diese Nachricht erfüllte Barack mit Zuversicht. So erschöpfend er sein mochte, er liebte seinen Job, denn durch ihn lernte er die komplexen Zusammenhänge des politischen Apparats in Chicago kennen. Außerdem bewies ihm sein Erfolg, dass seine Talente als Organizer auch in größeren Zusammenhängen funktionieren konnten. Er hatte mit verschiedenen Anführern von Grassroots-Bewegungen, ganz normalen Bürgern und gewählten Volkvertretern zusammengearbeitet und einen wunderbaren Erfolg errungen. Verschiedene Medien berichteten vom eindrucksvollen Beitrag der Arbeit von Project VOTE! Im Chicago Magazine wurde Barack als »großer, liebenswürdiger Workaholic« beschrieben, und man legte ihm nahe, sich für ein politisches Amt zur Wahl zu stellen, aber Barack tat das mit einem Achselzucken ab.

Und dann waren da noch die schlechten Neuigkeiten: Der große, liebenswürdige Workaholic, mit dem ich seit Kurzem verheiratet war, hatte vor lauter Wählermobilisierung seinen Abgabetermin beim Verlag vergessen und nur ein Teilmanuskript eingereicht. Bei unserer Rückkehr erfuhren wir, dass der Verleger den Vertrag gekündigt und den Agenten informiert hatte, dass Barack die vierzigtausend Dollar Vorschuss zurückzuzahlen habe.

Gut möglich, dass ihn die Nachricht damals aus der Fassung brachte, doch das verbarg er gut vor mir. Ich hatte genug damit zu tun, mich in meiner neuen Aufgabe im Rathaus zurechtzufinden. Statt an Picknicks mit Senioren musste ich jetzt öfter an Bauamtssitzungen teilnehmen und mich mit den Teilnehmern über Bebauungspläne austauschen. Obwohl ich nicht die Bürostunden einer Wirtschaftsanwältin ableisten musste, war ich vom ständigen Hin und Her der Stadtpolitik am Abend völlig erschöpft und hatte wenig Muße, mich mit heimischen Alltagsproblemen auseinanderzusetzen. Stattdessen ließ ich mich mit einem Glas Wein aufs Sofa fallen, schaltete mein Hirn auf Durchzug und ließ mich vom Fernsehprogramm berieseln. Wenn ich aus Baracks besessenem Einsatz für Project VOTE! eines gelernt hatte, dann war es das: Es brachte überhaupt nichts, wenn ich mir Sorgen wegen seiner Sorgen machte – und das nicht nur, weil sie mich viel mehr belasteten als ihn selbst. Ich konnte Chaos schlecht aushalten, aber Barack schien Unruhe regelrecht zu beleben. Er war wie ein Zirkusartist, der sich daran erfreute, möglichst viele Teller zum Kreisen zu bringen. Ruhe verstand er eher als Signal, dass es noch mehr zu tun gab. Er war ein serieller Tausendsassa, das wurde mir jetzt klar, der sich immer wieder neuen Projekten verschrieb, ohne darüber nachzudenken, ob er dafür überhaupt genug Zeit und Kraft übrig hatte. Zum Beispiel hatte er sich bereiterklärt, im Vorstand einiger gemeinnütziger Organisationen zu sitzen, und gleichzeitig eine Teilzeitstelle als Dozent

fürs nächste Frühjahr an der University of Chicago angenommen, obwohl er bereits in Vollzeit bei der Kanzlei angestellt war.

Und dann war da noch das Buch. Baracks Agentin war überzeugt davon, sie könne einen anderen Verlag für das Manuskript finden, wenn nur der erste Entwurf schnell fertig würde. Seine Dozentenstelle an der Uni hatte Barack noch gar nicht angetreten, und die Kanzlei, die bereits ein Jahr auf ihn gewartet hatte, gestand ihm mehr Zeit zu, daher bot sich ihm eine hervorragende Gelegenheit, wie er sagte, sein Buch ohne Alltagsablenkungen in völliger Abgeschiedenheit zu schreiben. Zu diesem Zweck wollte er eine kleine Hütte anmieten und sich mit Hochdruck nur dieser einen Aufgabe widmen. Die Entsprechung einer verzweifelt durchgearbeiteten Nacht, um die Seminararbeit doch noch zum Abgabetermin am nächsten Tag fertig zu bekommen. Nur, dass Barack schätzte, ein paar Monate Zeit zu brauchen, um das Buch fertigzustellen. Dies alles unterbreitete er mir eines Abends, ungefähr sechs Wochen nach unserer Hochzeit. Das Beste sparte er sich allerdings bis zum Schluss auf: Seine Mutter habe schon das perfekte Schreibdomizil für ihn gefunden. Nicht nur das, sie habe die kleine Hütte auch gleich angemietet. Sie sei günstig, ruhig und am Strand gelegen. In Sanur. Auf Bali. Also in Indonesien. Etwa neuntausend Meilen weit weg von mir.

Das alles klingt ein bisschen wie ein schlechter Scherz, hab' ich recht? Was passiert, wenn ein einsamer Wolf einen lebensfrohen Familienmenschen heiratet, der Einsamkeit nicht ausstehen kann?

Die beste und brauchbarste Antwort darauf ist eine, die auf alle in einer Ehe aufgeworfenen Fragen zutrifft, und zwar unabhängig von Typ und Thema: Man findet Wege, um sich anzupassen. Wenn man sich auf ein »für immer« eingelassen hat, bleibt einem sowieso keine Wahl.

Was in meinem Fall heißt, dass Barack Anfang 1993 nach Bali

flog, ungefähr fünf Wochen allein am Manuskript zu seinem Buch »Ein amerikanischer Traum« arbeitete, gelbe Notizblöcke mit seiner peniblen Handschrift füllte und unter Kokospalmen bei sanfter Dünung an seinen Gedanken feilte. Ich hingegen wohnte unterdessen zu Hause in der Euclid Avenue in der Wohnung über meiner Mutter und sah zu, wie sich ein weiterer bleischwerer Winter auf Chicago herabsenkte und die Bäume und Gehwege in eine eisige Lackschicht tauchte. Ich ließ keine Langeweile aufkommen, besuchte Freundinnen und tummelte mich abends im Fitnessstudio. Wenn ich Kollegen traf oder an Versammlungen in der Stadt teilnahm, hörte ich mich jetzt öfter eine neue, seltsam fremde Bezeichnung verwenden: »mein Mann«. *Mein Mann und ich wollen ein Haus kaufen. Mein Mann ist Schriftsteller und arbeitet gerade an einem Buch*. Das war exotisch und aufregend und erinnerte mich stets an diesen geliebten Menschen, der nicht bei mir war. Ich habe Barack während dieser Zeit furchtbar vermisst, zwang mich aber dazu, die Sache so pragmatisch wie möglich anzugehen. Auch wenn wir gerade erst frisch vermählt waren, tat uns diese kurze, vorübergehende Trennung sicher gut.

Er hatte das Chaos seines unfertigen Manuskripts mitgenommen und sich damit ins Exil begeben. Vielleicht war dies auch aus Rücksicht auf mich geschehen, ein Versuch, mich damit zu verschonen. Ich hatte einen Querdenker geheiratet, das durfte ich nicht vergessen. Er erledigte seine Arbeit auf eine Weise, die ihm sinnvoll und effizient erschien, auch wenn es nach außen hin wie ein Strandurlaub aussah – Flitterwochen mit sich selbst (dieser Gedanke kam mir oft in meinen einsamsten Momenten), direkt im Anschluss an seine Flitterwochen mit mir.

*You and I, you and I, you and I.* Wir lernten, uns aneinander anzupassen, uns zu einer stabilen, dauerhaften Form von »Wir« zu verbinden. Selbst, wenn wir immer noch dieselben waren wie vorher, dasselbe Paar, das wir schon jahrelang gewesen waren, stand unser

Zusammenleben nun unter anderen Vorzeichen, und es galt, in unsere neuen Rollen hineinzufinden. Er war mein Mann. Ich war seine Frau. Wir hatten vor dem Altar gestanden und es laut ausgesprochen, es einander und der Welt geschworen. Und da sollten wir einander auch etwas Neues zugestehen, fand ich.

Für viele Frauen, mich eingeschlossen, ist die Bezeichnung »Ehefrau« ein belastetes Wort. In den 1960er und 1970er Jahren, also zu der Zeit, in der ich aufgewachsen bin, waren »Ehefrauen« weiß und vor allem in Fernsehserien zu bewundern – fröhlich, frisiert, und stets fein anzogen. Sie hüteten das Heim, kümmerten sich um die Kinder und servierten das Essen, wenn der Mann von der Arbeit heimkehrte. Manchmal genehmigten sie sich einen Sherry oder flirteten mit dem Staubsaugervertreter, aber da endete der Spaß. Ironischerweise hatte ich mir im Wohnzimmer in der Euclid Avenue genau solche Sendungen im Fernsehen angeschaut, während meine eigene Vollzeitmutter klaglos in der Küche das Abendessen kochte und mein verlässlicher Vater sich von seinem harten Arbeitstag erholte. Die Rollenverteilung meiner Eltern war genauso traditionell, wie wir es im Fernsehen vorgesetzt bekamen. Barack macht sich gern darüber lustig und behauptet, meine Kindheit erinnere ihn an die populäre Fernsehserie »Leave it to Beaver« – nur in schwarz, denn die South Shore Robinsons seien genauso bodenständig und munter wie die Familie Cleaver aus Mayfield, USA, aber eine ärmere Version, denn statt Mr. Cleaver im Anzug gab es nur meinen Vater in seiner blauen Uniform eines städtischen Angestellten. Wenn Barack diesen Vergleich anstellt, schwingt auch immer ein wenig Neid mit, denn seine Kindheit ist so völlig anders verlaufen. Doch da ist noch mehr: Er nutzt den Vergleich auch, um sich gegen das Klischee aufzulehnen, dass alle Afroamerikaner ein kaputtes Zuhause haben und es ihnen einfach nicht gelingt, mit ihren Familien unter ähnlich stabilen Verhältnissen in Mittelstands-Eigenheimen zu leben wie ihre weißen

Nachbarn.

Als Kind war mir persönlich »The Mary Tyler Moore Show« erheblich lieber, und ich habe diese Sendung immer fasziniert verfolgt. Mary war berufstätig, schick angezogen und hatte eine richtig tolle Frisur. Im Gegensatz zu den Damen in den anderen Sendungen war sie eigenständig und witzig, und ihre Probleme waren wirklich von Interesse. Sie sprach nicht nur über Kinder und Familie. Sie ließ sich nicht von ihrem Chef herumkommandieren, und sie war auch nicht verzweifelt auf der Suche nach einem Ehemann. Jung geblieben und doch erwachsen, so war sie. In der Zeit lange vor dem Internet, als die Welt noch fast ausschließlich über drei Fernsehkanäle zu einem gelangte, waren solche Dinge noch richtig wichtig. Für ein Mädchen mit Grips und einer gewissen Vorstellung vom Leben, die nicht nur aus Heirat und Familie bestand, war Mary Tyler Moore so etwas wie eine Göttin.

Und hier saß ich nun, neunundzwanzig Jahre alt, in derselben Wohnung, in der ich damals vor der Glotze gehockt war, und ließ mich von der geduldigen, selbstlosen Marian Robinson bekochen. Ich hatte so viel – Bildung, ein gesundes Selbstwertgefühl, jede Menge Ehrgeiz –, doch ich wusste auch, dass ich all das insbesondere meiner Mutter zu verdanken hatte. Sie hatte mir schon vor der Grundschule das Lesen beigebracht, mich dabei unterstützt, wenn ich wie ein Kätzchen auf ihren Schoß gekuschelt aus Buchstaben Worte formte, eine Lesefibel aus der Bücherei in der Hand. Sie hatte mit Sorgfalt für uns gekocht, Brokkoli und Rosenkohl serviert, und darauf bestanden, dass wir das Gemüse auch aßen. Sie hat das Kleid für meinen Abschlussball von Hand genäht, verdammt nochmal. Was ich damit sagen will, ist: Meine Mutter hat immer ihr Bestes gegeben. Sie hat alles gegeben. Unsere Familie war ihr Leben. Ich war nun aber alt genug, um zu verstehen, dass die vielen Stunden, die sie mir und Craig gewidmet hatte, von ihrer

eigenen Zeit abgegangen waren.

Die vielen segensreichen Gaben, die mir das Leben beschert hatte, verursachten jetzt eine Art psychischen Schlag in die Magengrube. Man hatte mich zu Selbstbewusstsein erzogen, für mich sollte es keine Grenzen geben, ich sollte lernen, dass ich alles schaffen könnte, wenn ich es nur wollte. Und ich wollte alles. Weil, wie Suzanne gesagt hätte, *warum auch nicht*? Ich wollte eine lässige, unabhängige Karrierefrau sein, und gleichzeitig fühlte ich mich von der stabilisierenden Selbstaufopferung angezogen, dieser scheinbar eintönigen Normalität des Alltags als Mutter und Ehefrau. Ich wollte nicht nur die Karriere, sondern auch eine Familie, dazu allerdings auch die Zusicherung, dass ich mich nicht zwischen beiden aufreiben würde. In Wahrheit hegte ich die Hoffnung, es so hinzubekommen wie meine Mutter, und wollte es doch ganz anders machen als sie. Es war seltsam und verwirrend, darüber nachzudenken. War es überhaupt möglich, alles zu bekommen? Könnte ich es schaffen? Keine Ahnung.

Barack kehrte derweil gebräunt und mit einer Tasche vollgeschriebener Notizblöcke aus Bali zurück. Er hatte seine Isolation für einen literarischen Triumph genutzt. Das Buch war so gut wie fertig. Nur wenige Monate später sollte seine Agentin es an einen anderen Verlag verkauft, die Schulden beglichen und einen Zeitplan bis zur Veröffentlichung erstellt haben. Mir war allerdings viel wichtiger, dass wir innerhalb von wenigen Stunden zu unserem alten Rhythmus als frisch verheiratetes Ehepaar zurückfanden. Barack war wieder da, die Zeit der Einsamkeit vorüber, er war wieder Teil meiner Welt. *Mein Mann*. Er lachte über meine Witze, wollte wissen, wie mein Tag gelaufen sei, und gab mir Gutenachtküsse vor dem Schlafengehen.

Die Monate gingen ins Land, wir kochten, arbeiteten, lachten und planten. Im späten Frühjahr hatten wir unsere Finanzen so weit auf Vordermann gebracht, dass wir aus der 7436 South Euclid Avenue

auszogen und uns ein eigenes, hübsches kleines Apartment in Hyde Park mit langem Flur, Holzparkett und gekacheltem Kamin kaufen konnten. Die Startrampe für unser neues Leben. Barack ermutigte mich zum erneuten Sprung ins kalte Wasser: Ich wagte einen weiteren Jobwechsel. Das hieß: Abschied nehmen vom Rathaus, von Valerie und Susan, und endlich die Art von gemeinnütziger Tätigkeit auszuüben, die mich schon immer fasziniert hatte, in einer Führungsposition, an der ich wachsen konnte. Natürlich gab es immer noch eine Menge unbeantworteter Fragen in meinem Leben – würde ich Mary Tyler Moore mit Marian Robinson vereinbaren können? –, aber in jenem Augenblick waren diese tiefergehenden Themen an den Rand meiner Gedanken gewandert, wo sie eine Weile lang ruhen konnten, bis ich mich ihnen wieder widmen würde. Sorgen konnten warten, denn nun war aus uns ein *Wir* geworden, und wir waren glücklich. Und das war doch ein guter Anfang.

# 13

Mein neuer Job machte mich nervös. Ich hatte eine Stelle als Geschäftsführerin der eben erst in Chicago eröffneten Niederlassung einer Organisation namens *Public Allies* angenommen, die ebenfalls erst vor ganz Kurzem gegründet worden war. Es handelte sich also um so etwas wie ein Start-up-Unternehmen in einem Start-up-Unternehmen, das sich wiederum auf ein Gebiet spezialisierte, auf dem ich keinerlei Berufserfahrung vorweisen konnte. Public Allies war gerade einmal ein Jahr alt, in Washington, D. C., erdacht und auf die Beine gestellt von Vanessa Kirsch und Katrina Browne, die beide eben erst ihr Studium beendet hatten und mehr Menschen den Zugang zu öffentlichen und gemeinnützigen Positionen ermöglichen wollten. Barack hatte sie auf einer Konferenz kennengelernt und war als Mitglied des Unternehmensvorstands eingestiegen. Nach einer Weile hatte er ihnen vorgeschlagen, sich wegen der Stelle an mich zu wenden.

Das Modell ähnelte dem der Organisation »Teach for America«, das in der damaligen Zeit noch relativ neu war: Public Allies engagierte talentierte junge Leute, um ihnen nach einem intensiven Trainings- und Mentorship-Programm eine bezahlte, zehnmonatige Ausbildung bei einer öffentlichen Einrichtung oder einem Träger für öffentliche Belange zu ermöglichen, in der Hoffnung, dass sie in diesem Bereich Fuß fassten und später selbst einen sinnvollen Beitrag leisten würden. Das übergeordnete Ziel des Unternehmens lag darin, den neuen Auszubildenden – den *Allies*, wie wir sie nannten – die Erfahrung und Motivation zu vermitteln, um sich noch viele Jahre danach an wichtigen

Positionen in gemeinnützigen Organisationen oder öffentlichen Ämtern zu engagieren und so eine neue Generation von Führungspersönlichkeiten in öffentlichen Positionen heranzuziehen.

Mich faszinierte dieses Konzept. Ich weiß noch, wie so viele kurz vor unserem Abschluss in Princeton an Zulassungstests zum Medizinstudium oder Eignungsprüfungen für das Jurastudium teilnahmen, sich für Bewerbungsgespräche für Ausbildungsprogramme in großen Unternehmen in Anzug und Kostüm warfen, ohne (wie ich zumindest) je darüber nachzudenken, dass es so viele andere öffentliche Ämter gab, die die Arbeit am Bürger in den Vordergrund stellten. Public Allies trat nun an, diese Schieflage zu korrigieren und den Horizont von jungen Menschen zu erweitern, die nach dem Schulabschluss über ihre Karrierepläne nachdachten. Aber am meisten begeisterte mich die Tatsache, dass sich die Gründerinnen von Public Allies nicht darauf konzentrierten, Studenten von Eliteuniversitäten in öffentliche Ämter zu schleusen, sondern darauf, talentierte Nachwuchskräfte vor Ort zu finden und zu fördern. Allies brauchten kein abgeschlossenes Studium, ein Highschool-Diplom oder das Bestehen des General Education Development Tests, einem in etwa gleichwertigen Schulabschluss, reichte völlig aus. Man musste nur über siebzehn sein und nicht älter als dreißig, und ein gewisses Führungstalent besitzen, selbst wenn man es bis dahin nicht genutzt hatte.

Bei Public Allies drehte sich alles um Talente – sie aufzuspüren, zu fördern und zu nutzen. Es ging darum, gezielt Fähigkeiten zu fördern, die ansonsten vielleicht brachgelegen hätten, und jungen Menschen auf diese Weise Zugang zu einer sinnvollen Arbeit zu verschaffen. Für mich war dieser Job wie ein Wink des Schicksals. So lange hatte ich wehmütig aus dem im 47. Stock gelegenen Fenster meines Büros bei Sidley auf die gerade noch so erkennbare South Side geblickt, doch jetzt lag sie endlich vor mir: die Möglichkeit, das zu tun, was ich am besten konnte. Ich war

fest überzeugt, dass in vielen anderen Vierteln wie meinem unentdeckte Talente schlummerten – und ich wusste ziemlich sicher, wo ich sie finden konnte.

Wenn ich über meinen Job nachdachte, wanderten meine Gedanken oft zurück in meine Kindheit, als ich in der zweiten Klasse am chaotischen, undisziplinierten Unterricht der Bryn Mawr teilgenommen hatte, bis meine Mutter klugerweise eine andere Lösung für mich fand. Damals war ich einfach froh gewesen über den Klassenwechsel. Doch heute, da ich erkennen kann, wie sich dadurch alles in meinem Leben wie durch ein Schneeballsystem zum Guten gewendet hat, denke ich oft an die anderen Kinder zurück, die dort ungefördert und unmotiviert mit der überforderten Lehrerin steckenblieben. Ich weiß genau, dass ich kein bisschen klüger bin als meine damaligen Mitschüler, aber ich hatte eine engagierte Fürsprecherin an meiner Seite. Heute, als Erwachsene, bewegt mich diese Erinnerung immer noch, besonders, wenn man mir gratuliert, dass ich doch so viel im Leben erreicht habe – ganz so, als hätte nicht auch eine ordentliche Portion Zufall eine große Rolle gespielt. Diese Zweitklässler haben ohne eigenes Verschulden ein ganzes Jahr in der Schule gesessen, ohne etwas zu lernen. Verschwendete Zeit. Und ich wusste nur zu gut, dass selbst kleine Defizite ebenfalls als Schneeballsystem funktionieren können, und die Betroffenen dadurch schnell ins Hintertreffen geraten.

In Washington, D. C., hatte Public Allies bereits eine fünfzehnköpfige Nachwuchsklasse in diversen städtischen Organisationen untergebracht. Es gab außerdem ausreichend Spendengelder, um eine Niederlassung in Chicago zu gründen. Public Allies war unter den ersten Unternehmen, die über das von Bill Clinton gegründete zivilgesellschaftliche Hilfs- und Dienstleistungsprogramm AmeriCorps Zuschüsse aus dem Bundeshaushalt erhielten. Und da kam

mein Einsatz. Voller Begeisterung, aber auch ein bisschen nervös, schritt ich zur Tat. Als ich meinen Arbeitsvertrag aushandelte, ereilte mich eine späte, für andere vielleicht offensichtliche Erkenntnis: Gemeinnützige Arbeit wird schlecht bezahlt. Zunächst hatte man mir ein derart geringes Gehalt angeboten – weit unter dem, was man mir als Angestellte in der Stadtverwaltung zahlte, was ohnehin schon die Hälfte eines durchschnittlichen Anwaltseinkommens darstellte –, dass ich aus finanziellen Gründen ablehnen musste. Was bei mir zu einer zweiten Erkenntnis bezüglich mancher Non-Profit-Unternehmen führte, also von jungen Leuten gegründeten Start-ups wie Public Allies und vielen ihrer herzensguten, unermüdlichen und leidenschaftlich engagierten Mitarbeiter: Im Gegensatz zu mir konnten sie sich ihre Arbeit offenbar leisten, ihr ehrenamtlicher Einsatz wurde also diskret durch eine privilegierte Lebenssituation finanziert, vielleicht, weil sie für ihre akademische Ausbildung keine Schulden hatten aufnehmen müssen oder Geld geerbt hatten und sich daher keine Sorgen über ihre finanzielle Zukunft machen mussten.

Wie sich herausstellte, konnte ich mich ihnen nur anschließen, wenn ich meine Bedingungen durchsetzte, also mit einer klaren Gehaltsvorstellung in die Verhandlungen zog. Diese lagen allerdings erheblich höher als das, was Public Allies zu zahlen bereit war. Doch so war es nun einmal, und ich konnte es mir nicht leisten, mit meiner finanziellen Situation hinter dem Berg zu halten oder mich derer womöglich zu schämen. Ich hatte rund sechshundert Dollar monatlich an die Bank zurückzuzahlen, weil ich mir mein Studium mit einem Kredit hatte finanzieren müssen. Dazu kamen noch die normalen Ausgaben, die ich auch nicht auf meinen Mann abwälzen konnte, denn der hatte sich sein Jurastudium ebenfalls mit einem hohen Kredit finanziert. Die Geschäftsleitung war völlig entgeistert von der Höhe des Kredits, der zur Finanzierung meiner Ausbildung nötig gewesen war,

und vor allem von den monatlichen Belastungen, die mir daraus erwuchsen. Aber sie suchten und fanden einen Weg, kamen mir dank neuer Zuschüsse bei meinen Gehaltsvorstellungen entgegen und ermöglichten mir damit schließlich, an Bord zu kommen.

Und so startete ich durch, voll motiviert und dankbar für die Chance, mich hier zu engagieren. Seit ich denken konnte, war es das erste Mal, dass ich allein etwas von Anfang an aufbauen durfte: Der Erfolg oder das Scheitern meiner Arbeit lag in meiner Hand, nicht in der eines Vorgesetzten oder einer anderen Person. Das gesamte Frühjahr 1993 war ich mit Feuereifer dabei, den Chicagoer Ableger aufzubauen und ein kleines Team zusammenzustellen, damit wir im Herbst unsere erste Klasse Allies in Stellung bringen konnten. An der Michigan Avenue bezogen wir preisgünstige Büroräume und bekamen gebrauchte Stühle und Tische von einer Unternehmensberatung gespendet, die ihre Büros renovierte.

Währenddessen wandte ich mich an sämtliche Kontakte, die Barack und ich in Chicago geknüpft hatten, bat sie um Spenden und tatkräftige Hilfe bei meinen Bemühungen, der Organisation langfristige Unterstützung zu sichern. Außerdem fragte ich bei meinen Kontakten in öffentlichen Positionen nach, ob sie im kommenden Jahr einen Ausbildungsplatz für einen Ally hätten. Mit Hilfe von Valerie Jarrett gelang es mir, einige unserer Zöglinge im Büro des Bürgermeisters und im städtischen Gesundheitsamt unterzubringen, wo sie bei einem Projekt mithalfen, das Schutzimpfungen für Kinder anbot. Barack aktivierte sein Netzwerk von Community Organizers, um uns Kontakte bei Rechtsberatungsstellen, Interessenvertretungen und Fortbildungseinrichtungen zu vermitteln. Diverse Partner bei Sidley überreichten uns Schecks und brachten uns in Kontakt mit größeren Spendern.

Der aufregendste Teil meiner Arbeit bestand für mich jedoch aus

der Suche nach den Allies selbst. Die Dachorganisation half uns dabei, landesweit in Schulen mit Aushängen auf unser Angebot aufmerksam zu machen, während wir uns vor Ort nach talentierten Bewerbern und Bewerberinnen umsahen. Mein Team und ich besuchten Community Colleges und einige der größeren städtischen Highschools in Chicago und der näheren Umgebung. Wir gingen im Sozialbauviertel Cabrini-Green Klinken putzen, nahmen an Gemeinderats- und Vereinssitzungen teil und warben bei Einrichtungen für alleinerziehende Mütter für unser Programm. Außerdem befragten wir alle, die uns gerade über den Weg liefen, ob Pastor, Professor oder Geschäftsführer des nächsten McDonald's. *Kennen Sie talentierte junge Leute? Wo sind die Führungspersönlichkeiten? Wer ist bereit, etwas Größeres zu wagen?* Das waren die Leute, die wir suchten, die wir motivieren wollten, sich bei uns zu bewerben, und die für einen Moment mal vergessen sollten, dass ihnen diese Karrierewege normalerweise versperrt blieben, denn unsere Organisation würde sie nach allen Kräften unterstützen – sei es mit einer Monatskarte für den Bus oder einer Finanzierung der Kinderbetreuung.

Im Herbst hatten wir einen Trupp von siebenundzwanzig Allies zusammengestellt, die in bezahlten Praktikumsplätzen in ganz Chicago arbeiteten, im Rathaus, in einer Selbsthilfeeinrichtung in der South Side oder bei Latino Youth, einer alternativen Highschool im Stadtbezirk Pilsen. Unsere Allies bildeten eine besondere, hochmotivierte Gruppe voller Idealismus und Ehrgeiz mit den unterschiedlichsten sozialen Hintergründen. Unter ihnen waren ein ehemaliges Gang-Mitglied, eine Latina, die im Südwesten Chicagos aufgewachsen war und später in Harvard studiert hatte, eine Zwanzigjährige, die als Alleinerziehende mit ihrem Kind in einem Zimmer im Wohnheim lebte und fürs College sparte, ein Sechsundzwanzigjähriger vom Grand Boulevard, der die Highschool abgebrochen hatte, seine schulische Ausbildung aber mit

Hilfe von Lehrbüchern aus der Bibliothek in eigener Initiative weitergeführt und später seinen Abschluss nachgeholt hatte.

Jeden Freitag versammelte sich die Gruppe bei einer unserer Gastinstitutionen, und brachte den ganzen Tag damit zu, sich über die vergangene Woche auszutauschen und an Weiterbildungsseminaren teilzunehmen. Diese Tage waren mir am liebsten. Wie schön, wenn die Allies den Raum mit Leben erfüllten, ihre Rucksäcke ablegten, sich aus den Winterklamotten schälten und sich mit uns im Kreis zusammensetzten. Es bereitete mir große Freude, ihnen bei ihren Problemen zu helfen, egal, ob es um den professionellen Umgang mit Excel-Datenbanken ging oder um die richtige Bewerbungskleidung. Ich konnte diese jungen Menschen dazu ermutigen, ihre Ideen vorzutragen, auch wenn sie das Gefühl hatten, es vor lauter gebildeteren, selbstbewussteren Leuten zu tun. Manchmal musste ich mit unseren Allies aber auch ein ernstes Wort reden, wenn sie etwa zu spät zur Arbeit kamen oder ihre Verantwortung nicht ernst genug nahmen. Dann war ich streng und machte ihnen klar, dass ich Besseres von ihnen erwartete. Wenn sie sich über schlecht organisierte Versammlungen oder problematische Besucher ihrer Einrichtungen beschwerten, riet ich ihnen, nicht zu vergessen, wie glücklich sie sich schätzen konnten.

Vor allem aber feierten wir jeden Fortschritt, und davon gab es jede Menge. Nicht alle Allies wurden am Ende der Ausbildung übernommen und nicht jeder von ihnen schaffte es, die Hürden ihrer weniger privilegierten Herkunft zu überwinden, doch mit der Zeit erlebte ich erstaunliche Erfolge, und es beeindruckt mich immer noch, wie viele unserer Rekruten es geschafft haben und sich langfristig für das Gemeinwohl einsetzen. Viele arbeiten jetzt selbst bei Public Allies und manche sind zu Geschäftsführern von staatlichen Organisationen oder gemeinnützigen Unternehmen aufgestiegen. Fünfundzwanzig Jahre nach der Gründung ist Public Allies noch immer ausgesprochen

erfolgreich, neben der Niederlassung in Chicago existieren Außenstellen in zwei Dutzend anderen Großstädten, und es gibt Tausende von Ehemaligen im ganzen Land. Die Erfahrung, einen bescheidenen Beitrag zur Erschaffung eines dauerhaft erfolgreichen Unterfangens geleistet zu haben, gehört zu den befriedigendsten meines beruflichen Lebens.

Ich war an meine Aufgabe bei Public Allies mit dem halb-erschöpften Stolz einer frischgebackenen Mutter herangegangen: Vor dem Schlafengehen machte ich noch schnell eine Liste der Dinge, die noch zu erledigen waren, und am Morgen erwachte ich dann mit der Planung für den folgenden Tag, die folgende Woche, den folgenden Monat. Nachdem die ersten siebenundzwanzig Allies im Frühling ihren Abschluss erhalten hatten, durften wir im Herbst eine neue, diesmal vierzig Kopf starke Gruppe begrüßen. Und so wuchsen wir weiter. Rückblickend betrachtet war dieser Job der beste, den ich je hatte, denn ich war damals so wunderbar getrieben und jeder kleine Erfolg – sei es, die perfekte Stelle für eine Spanisch sprechende Teilnehmerin zu finden oder einem Auszubildenden die Angst vor der Arbeit in einem fremden Viertel zu nehmen – war mit Herzblut errungen.

Tatsächlich hatte ich das erste Mal in meinem Leben das Gefühl, mit sinnvoller Arbeit etwas zu bewegen, den Menschen in meinem Umfeld zu nützen und dabei die Verbindung zu meiner Stadt und meiner Kultur nicht zu verlieren.




Drei Jahre lang arbeitete ich als Geschäftsführerin für die Niederlassung von Public Allies in Chicago, einer Organisation, die jungen Leuten eine berufliche Karriere im öffentlichen Dienst ermöglichte. Hier sieht man mich (ganz rechts) mit einer Gruppe junger Führungspersönlichkeiten bei einer Veranstaltung mit Richard M. Daley, dem damaligen Bürgermeister von Chicago.

© Public Allies, mit freundlicher Genehmigung von Phil Schmitz.

Jetzt wusste ich endlich, wie Barack sich bei seiner Arbeit für Project VOTE! gefühlt haben musste, als er sich ganz und gar diesem zähen Kampf gewidmet hatte – die einzige Art von Kampf, der sich Barack immer wieder mit Wonne stellen würde: Es erfordert zwar deine gesamte Kraft, aber zugleich gibt es dir alles, was du je gebraucht hast.

Während ich mit Public Allies beschäftigt war, durchlief Barack eine für ihn relativ ruhige Phase. Er hielt ein Seminar über Rassismus und Gesetz an der juristischen Fakultät der University of Chicago und war tagsüber bei seiner Kanzlei beschäftigt, wo er sich zumeist um Fälle kümmerte, die sich mit Wahlrechtsthemen oder Diskriminierung bei Einstellungsverfahren beschäftigten. Gelegentlich hielt er auch noch Workshops zum Thema Community Organization, oft sogar als Teil unseres Freitagsprogramms für die Allies. Von außen betrachtet hätte man meinen können, ein Intellektueller um die dreißig mit gemeinnütziger Ader, der andere, erheblich lukrativere und prestigeträchtigere Stellen wegen seiner Prinzipien einfach ausgeschlagen hatte, empfände diesen Berufsalltag als zutiefst befriedigend. Er hatte sein Ziel erreicht. Fand ich jedenfalls. Er hatte einen prächtigen Ausgleich gefunden. Er war Anwalt, Dozent, Lehrer und Organizer. Und in Kürze würde er auch noch Buchautor sein.

Nach seiner Rückkehr aus Bali hatte Barack gleich mit dem zweiten Entwurf seines Buches begonnen, an dem er ein Jahr lang arbeitete, wenn er nicht gerade beruflich eingespannt war. Bis spät in die Nacht hinein saß er in seiner kleinen, zum Arbeitszimmer umfunktionierten Kammer im rückwärtigen Teil unseres Apartments – ein vollgestopfter, vor Büchern überquellender Bunker, den ich liebevoll »the hole« getauft hatte. Manchmal kletterte ich hinein, kämpfte mich regelrecht über Papierstapel hinweg bis zu einem gepolsterten Schemel vor, auf den ich mich dann setzte, direkt vor seine Nase, um ihn mit

einem Witz und einem Lächeln einzufangen, ihn damit von den weit entfernten Feldern, auf denen er die vergangenen Stunden gedanklich herumgaloppiert war, wieder ins Hier und Jetzt herauszukitzeln. Er nahm mein Eindringen mit Humor, wenn ich nur nicht zu lange blieb.

Barack, das habe ich inzwischen verstanden, gehört zu den Menschen, die eine solche Höhle brauchen; einen abgeschlossenen kleinen Rückzugsraum, in dem sie ungestört lesen und schreiben können. Wenn er seine Höhle betrat, öffnete er damit die Klappe zu den luftigen Weiten seines Verstands. Es war, als würde er dort auftanken. Deswegen haben wir ihm auch in jedem Domizil, das wir je bezogen haben, eine solche Höhle eingerichtet – ein ruhiges Eckchen oder eine Nische genügte. Bis heute geht das so, ob nun in einem gemieteten Ferienhäuschen auf Hawaii oder auf Martha's Vineyard. Barack sucht sich immer sofort ein leeres Zimmer, das ihm als Ferienhöhle dient. Dort kann er sich den sechs oder sieben Büchern widmen, die er gleichzeitig liest, oder seine Zeitungen auf dem Boden ausbreiten. Für ihn ist die Höhle sein Allerheiligstes, der Ort, an dem Ideen geboren werden und ihn die Klarheit besuchen kommt. Für mich ist diese Kammer ein einziger Verhau. Es gibt deshalb auch nur eine Bedingung: die Höhle, wo auch immer sie sich befindet, muss eine Tür haben. Damit ich sie schließen kann. Aus naheliegenden Gründen.

Im Sommer 1995 erschien Baracks erstes Buch endlich auf dem amerikanischen Markt. »Ein amerikanischer Traum« erhielt gute Kritiken, doch die Verkaufszahlen ließen zu wünschen übrig. Das war okay, denn Barack hatte mit dem Buch seine Lebensgeschichte verarbeiten wollen. Es war sein Versuch, seine afro-indonesisch-hawaiianischen Wurzeln mit mütterlichen Teilen aus Kansas und seinem heutigen Leben in Chicago zu vereinen und sich über dieses Niederschreiben eine Art innere Einheit zu schaffen. Ich war stolz auf ihn. Durch dieses Buch hatte er literarisch Frieden mit seinem

Phantomvater geschlossen. Die Arbeit daran war natürlich ungerecht verteilt, denn Barack musste jede Lücke selbst füllen und auch jedes Rätsel alleine lösen, das Obama Senior ihm hinterlassen hatte. Doch das entsprach ganz der Art, wie Barack seine Probleme immer anging. Von Kindheit an hatte er versucht, die Last allein zu schultern.

Jetzt, als die Arbeit an seinem Buch beendet war, tat sich in Baracks Leben eine Leerstelle auf, die er – wie er es immer tat – sofort wieder würde füllen müssen. Privat hatte ihn soeben eine schlimme Nachricht ereilt: Bei seiner Mutter Ann war Eierstockkrebs diagnostiziert worden, und sie war zur Behandlung von Jakarta nach Honolulu zurückgekehrt. Soweit wir wussten, wurde sie bestens betreut, und die Chemotherapie schien anzuschlagen. Maya und Toot standen ihr auf Hawaii zur Seite, und Barack rief oft an, um sich auf den neuesten Stand bringen zu lassen. Doch die Diagnose war spät erfolgt, der Krebs war bereits fortgeschritten und der Ausgang der Behandlung unklar. Ich wusste, wie sehr ihn das belastete.

In Chicago liefen die politischen Mühlen bereits wieder auf Hochtouren. Bürgermeister Daley war im Frühjahr 1995 zum dritten Mal in Folge gewählt worden, und nun brachten sich alle für den nächsten Wahlkampf im Jahr 1996 in Position, bei dem Illinois einen neuen Senator nach Washington, D. C., entsenden und Präsident Clinton für eine weitere Amtszeit kandidieren sollte. Ein großer Skandal beherrschte den Wahlkampf: Ein amtierender Kongressabgeordneter wurde eines Sexualverbrechens beschuldigt, sodass der Weg für einen neuen demokratischen Gegenkandidaten im Second Congressional District des Bundesstaates Illinois frei wurde, der unter anderem auch weite Teile der Chicagoer South Side einschließt. Eine beliebte Abgeordnete namens Alice Palmer, die Hyde Park und South Shore im Senat von Illinois vertrat und die Barack bereits während seiner Arbeit

für Project VOTE! kennengelernt hatte, hatte in privater Runde bereits angekündigt, für das frei werdende Amt kandidieren zu wollen. Was wiederum bedeutete, dass im Fall ihrer Ernennung das Amt als State Senator unbesetzt wäre und Barack die Möglichkeit hätte, ins Rennen zu gehen.

*War er interessiert? Wollte er ins Rennen gehen?*

In diesem Augenblick war es mir zwar noch nicht klar, aber diese beiden Fragen sollten die nächsten zehn Jahre unseres Lebens beherrschen, eine Art Trommelschlag, der unseren Alltag begleitete. *Wollte er? Konnte er? Würde er? Sollte er?* Doch im Vorfeld gab es immer eine einzige Frage zu klären, die Barack selbst aufwarf, und die offenbar beantwortet werden musste, bevor er für irgendein Amt kandieren würde. Das erste Mal stellte er sie mir an jenem Tag, als er mir von Alice Palmer, dem eventuell frei werdenden Amt und dieser fixen Idee, die er hatte, erzählte, vielleicht ja nicht nur Anwalt, Dozent, Organizer oder Autor sein zu können. Sondern all das gleichzeitig, und zusätzlich auch noch Abgeordneter. »Was meinst du dazu, Miche?«

Für mich war die Antwort nie so richtig schwierig. Ich hielt nie viel von der Idee, dass Barack für ein politisches Amt kandidieren wollte. Zwar variierten meine Argumente bei jedem Mal, wenn er die Frage wieder einmal stellte, doch meine Grundhaltung stand fest wie ein Mammutbaum in der Erde – obwohl wir heute alle wissen, dass das trotzdem rein gar nichts aufhalten konnte.

Damals, im Falle der Senatswahl in Illinois im Jahr 1996, hatte ich folgende Gründe: Ich hielt nicht viel von Politikern, deshalb behagte es mir nicht, dass mein Mann einer von ihnen sein wollte. Mein Wissen über Kommunalpolitik speiste sich aus Zeitungsartikeln, denen ich nichts Positives oder Produktives entnehmen konnte. Durch meine Freundschaft mit Santita Jackson hatte ich den Eindruck gewonnen, dass Politiker außerdem die meiste Zeit von zu Hause fort waren. Meine

generelle Vorstellung von parlamentarischen Abgeordneten ähnelte dem Bild einer gut gepanzerten Schildkröte: lederhäutig, langsam, saturiert vom Selbstinteresse. Ich hielt Barack für zu ernsthaft, zu erfüllt von kühnen Ideen, als dass er sich der zähen, schleppenden Verbitterung unterwerfen könnte, die im domgeschmückten State Capitol in Springfield, der Hauptstadt von Illinois, den Ton angab.

Mein Herz war überzeugt, dass es für einen guten Menschen bessere Möglichkeiten gab, Dinge zu verändern. Ehrlich gesagt war ich mir sicher, dass er gnadenlos durch den Wolf gedreht werden würde.

Doch mein Verstand formulierte bereits das Gegenargument: Wenn Barack davon überzeugt war, in der Politik etwas bewegen zu können, hatte ich kein Recht, mich dagegenzustellen. Wie käme ich überhaupt dazu, seine Idee niederzuwalzen, bevor er sie überhaupt ausprobiert hatte? Schließlich war er der Einzige gewesen, der mich damals ermutigt hatte, meine Anwaltskarriere aufzugeben, der mich trotz seiner Bedenken und Vorbehalte in meinem Entschluss bestärkt hatte, die Stelle im Rathaus anzunehmen und der mein geringes Einkommen bei Public Allies jetzt mit mehreren Jobs gleichzeitig kompensierte. Sechs Jahre waren wir nun zusammen, und kein einziges Mal hatte er an meinen Instinkten oder Fähigkeiten gezweifelt. Sein Motto war stets dasselbe gewesen: *Keine Sorge. Du schaffst das. Wir kriegen das schon hin.*

Und deshalb war ich damals einverstanden, als er für sein erstes Amt kandidierte, doch als seine liebende Ehefrau konnte ich mit meinen Bedenken nicht ganz hinter dem Berg halten. »Ich glaube, es wird dich frustrieren. Wenn man dich wählt, hast du dein Amt, aber du wirst nichts bewegen, egal, wie sehr du dich auch abmühst. Das wird dich wahnsinnig machen!«

»Vielleicht.« Barack zuckte grinsend die Achseln. »Aber vielleicht kann ich etwas Gutes tun. Wer weiß?«

»Da hast du recht«, sagte ich, ebenfalls achselzuckend. Er war so optimistisch, da wollte ich ihn nicht ausbremsen. »Wer weiß.«

Es überrascht sicher niemanden, wenn ich verrate, dass mein Mann tatsächlich Politiker wurde. Er war ein guter Mensch, wollte etwas bewegen und beschloss trotz meiner Skepsis, dass die Politik der richtige Weg dafür sei. Das war seine Überzeugung.

Im November 1996 wurde Barack in den Senat von Illinois gewählt und legte zwei Monate später, zu Beginn des folgenden Jahres, den Amtseid ab. Zu meiner Überraschung verfolgte ich seine Wahlkampagne mit wachsendem Interesse. Ich hatte Stimmen gesammelt, war jeden Samstag in meinem alten Viertel von Tür zu Tür gegangen und hatte mir die Sorgen und Anliegen der Bürger angehört. Das erinnerte mich sehr an meine Kindertage, als ich mit meinem Vater am Wochenende die Stufen von unzähligen Veranden erklommen hatte, und er seinen Pflichten als Wahlkreisbetreuer nachgegangen war. Abgesehen davon musste ich mich um nichts kümmern, und das war auch gut so. Ich konnte seinen Wahlkampf wie ein Hobby behandeln, mich einklinken, wenn ich Lust hatte, ein bisschen mitmachen und mich dann wieder um meine eigene Arbeit kümmern.

Baracks Mutter war kurz nach der Verkündung seiner Kandidatur in Honolulu gestorben. Es war so schnell zu Ende gegangen, dass er nicht mehr rechtzeitig hatte hinfahren können, um sich von ihr zu verabschieden. Das nahm ihn mit. Ann Dunham war es gewesen, die ihn mit der Vielfalt der Literatur vertraut gemacht und ihm gezeigt hatte, wie mächtig gute Argumente und Verhandlungsgeschick sein konnten. Ohne sie hätte er auch nie in den Regenfluten des Monsuns in Jakarta gestanden, hätte nie die Wassertempel von Bali gesehen. Womöglich hätte er auch nicht erlebt, wie leicht es war, von einem Kontinent zum anderen zu springen, und wie inspirierend, sich dem Fremden gegenüber

zu öffnen. Sie war eine furchtlose Forscherin gewesen, die stets ihrem Herzen gefolgt war. In Barack erkannte ich ihren Geist, im Großen wie im Kleinen. Wir beide spürten ihren Verlust wie eine scharfe Klinge, die sich mit demselben schneidenden Schmerz in mein Herz trieb wie ein paar Jahre zuvor die Trauer um meinen Vater.

Jetzt war es Winter geworden, die Legislaturperiode hatte bereits begonnen, und wir waren die meiste Zeit getrennt. Barack legte jeden Montagabend die vierstündige Fahrt nach Springfield zurück, wo er zusammen mit den meisten seiner Kollegen in einem billigen Hotel hauste, bis er am Donnerstagabend wieder zu mir zurückkehrte. Er hatte ein kleines Büro im Parlamentsgebäude und einen Teilzeitassistenten in Chicago. Seine Arbeit für die Kanzlei hatte er zwar etwas heruntergefahren, seine Stunden an der Uni jedoch angesichts unserer Schulden aufgestockt und sie auf die Tage verteilt, an denen er nicht in Springfield sein musste. Wenn der Senat gerade nicht tagte, erhöhte er seine Stundenzahl an der Universität entsprechend. Wenn er in Springfield war, telefonierten wir jeden Abend miteinander, tauschten uns über den Tag aus, erzählten uns, was so alles passiert war. Freitags, wenn Barack wieder in Chicago war, hatten wir nach Feierabend eine feste Verabredung zum Abendessen, zumeist in einem Restaurant in der Innenstadt namens *Zinfandel*.

Heute denke ich gern an diese Abende zurück, an die weiche, warme Beleuchtung des Restaurants, und daran, dass ich dank meiner pflichtbewussten Pünktlichkeit grundsätzlich zuerst eintraf. Ich wartete auf Barack, denn die Arbeitswoche war vorbei, und weil ich es mittlerweile gewohnt war, ärgerte ich mich nicht mehr über die Unpünktlichkeit meines Mannes. Ich wusste ja, dass er irgendwann kommen und mein Herz bei seinem Anblick wie immer höherschlagen würde. Er würde der Kellnerin den Wintermantel reichen, sich einen Weg zwischen den Tischen hindurch bahnen, und breit grinsen, wenn er

mich endlich entdeckt hätte. Dann würde er mich küssen, seine Anzugjacke über den Stuhl hängen und sich zu mir an den Tisch setzen. *Mein Mann*. Dieses Ritual beruhigte mich. Wir bestellten fast immer dasselbe: Schmorbraten mit Rosenkohl und Kartoffelpüree – und aßen jeden Bissen mit Genuss.

Goldene Zeiten. Unsere Ehe verlief harmonisch, und wir beide gingen einer sinnvollen, befriedigenden Arbeit nach. Zu Beginn der Legislaturperiode hatte Barack in einer einzigen Woche siebzehn neue Gesetzesvorschläge auf den Weg gebracht – vielleicht ein Rekord und sicher ein Beweis dafür, mit welchem Feuereifer er sich der politischen Sache angenommen hatte. Ein paar davon kamen letztendlich durch, die meisten wurden allerdings von der mehrheitlich mit Republikanern besetzten Abgeordnetenkammer herausgepickt und mit dem Automatismus der Parteienzugehörigkeit und dem als Pragmatismus verkauften Zynismus seiner neuen Amtskollegen beerdigt. In diesen ersten Monaten sah ich meine Vorurteile bestätigt: Politik war ein zäher Kampf, bei dem man sich zwischen Pattsituation und Betrug, schmutzigen Deals und manchmal schmerzlichen Kompromissen aufrieb. Doch ich sah auch, dass Barack mit seiner Vorhersage richtig gelegen hatte. Auf unerklärliche Weise war er wie gemacht für das Gerangel um Gesetze, er blieb ruhig im Gemetzel, war an die Außenseiterrolle gewöhnt und nahm Rückschläge mit hawaiianischer Gelassenheit hin. Er blieb hoffnungsvoll und überzeugt davon, dass sich seine Vision eines Tages irgendwie durchsetzen würde. Er hatte bereits die ersten Prügel seiner politischen Gegner einstecken müssen, doch das belastete ihn nicht. Es hatte tatsächlich den Anschein, als wäre er dieser Herausforderung gewachsen. Ein paar Beulen trug er davon, doch er strahlte stets im alten Glanz, wie ein alter Kupferkessel.

Auch ich durchlief eine Übergangsphase. Nachdem ich mich selbst überrascht und die von mir so sorgfältig aufgebaute Niederlassung von

Public Allies verlassen hatte, musste ich mich jetzt in einem neuen Job beweisen. Drei Jahre lang hatte ich mich mit Herzblut dieser Organisation verschrieben gehabt und die volle Verantwortung geschultert, im Großen wie im Kleinen, hatte sogar eigenhändig dafür gesorgt, dass immer ausreichend Kopierpapier vorhanden war. Doch Public Allies war auf einem guten Weg, die Organisation wuchs und war krisenfest, meine Arbeit erledigt und der Zeitpunkt gekommen, etwas Neues zu beginnen. Und wie der Zufall es wollte, eröffnete sich im Herbst 1996 auf einmal eine neue Chance. Art Sussman, der Justiziar der University of Chicago, den ich Jahre zuvor kennengelernt hatte, rief mich an, um mir von einer neu eingerichteten Stelle an seinem Institut zu erzählen.

Man suchte nach einer stellvertretenden Dekanin für Öffentlichkeitsarbeit. Dahinter verbarg sich der Wunsch, endlich die Beziehungen zwischen der Universität und der Stadt zu verbessern und dabei ganz besonders die Verbindung zur Nachbarschaft im umliegenden Viertel South Side zu stärken. Zu diesem Zweck wollte man unter anderem ein Nachbarschaftsprojekt ins Leben rufen, bei dem Studenten sich ehrenamtlich engagieren konnten. Wie bei meiner Rolle bei Public Allies ging es auch hier um eine Realität, die ich hautnah miterlebt hatte. Wie ich Art bereits Jahre zuvor zu verstehen gegeben hatte, war mir die University of Chicago immer als wenig zugänglich erschienen, und vor allem als eine Einrichtung, die geringeres Interesse an mir und meinen Fähigkeiten hatte als die hochrangigen Universitäten an der Ostküste, von denen ich dann schließlich auch eine besucht hatte. Die University of Chicago sei für mich eine akademische Institution, hatte ich gesagt, die der Nachbarschaft den Rücken zukehrte. Die Vorstellung, diese Mauern einzureißen, also mehr Studenten für die sie umgebende Stadt zu begeistern und die Bürger der Stadt wiederum für »ihre« Universität, empfand ich als sehr inspirierend.

Doch abgesehen von der Inspiration gab es noch andere Gründe für meinen Berufswechsel. Die Universität bot mir den stabilen institutionellen Rahmen, den ein immer noch junges Non-Profit-Unternehmen nicht hatte. Mein Gehalt war höher, die Arbeitszeiten humaner, und es gab eigenes Personal, das sich um Dinge wie Kopierpapier oder kaputte Drucker kümmerte. Mit meinen zweiunddreißig Jahren überlegte ich mir mittlerweile genauer, welche Last ich zu tragen bereit war. Bei unseren Freitags-Dates im *Zinfandel* nahmen Barack und ich immer öfter den Faden einer Unterhaltung auf, die sich seit Jahren durch unsere Beziehung zog und sich darum drehte, wie und wo jeder von uns am meisten bewegen könne und wie wir unsere Zeit und Kraft am effektivsten darauf verwenden sollten.

Die alten Fragen, wer ich war und was ich im Leben sein wollte, rückten für mich nun wieder stärker in den Vordergrund und gingen mir jetzt regelmäßig durch den Kopf. Ich hatte den neuen Job angenommen, um mir im Alltag Freiräume zu erobern, aber auch wegen der erheblich besseren Krankenversicherung, die mir eine bisher ungekannte Absicherung bot. Und wie sich herausstellen sollte, würde das bald wichtig werden. Als Barack und ich wieder einmal im *Zinfandel* bei romantischem Kerzenlicht Händchen hielten, der Schmorbraten war bereits aufgegessen, der Nachtisch bestellt, musste wir uns eingestehen, dass unser Glück nicht ganz perfekt war. Wir wollten schwanger werden, aber es klappte einfach nicht.

Wie sich zeigte, können selbst zwei zielstrebige Menschen mit Machermentalität, die sich ihrer Aufgabe mit tief empfundener Liebe und kompromissloser Arbeitsmoral widmen, keine Schwangerschaft erzwingen. Fruchtbarkeit ist keine Schlacht, die es zu gewinnen gilt. Frustrierenderweise steigen die Chancen nicht proportional zum Einsatz. Für mich und Barack kam das alles überraschend, und wir

waren beide enttäuscht darüber. Denn egal wie sehr wir uns auch bemühten, eine Schwangerschaft kriegten wir einfach nicht zustande. Eine Weile redete ich mir ein, es läge an Baracks häufiger Abwesenheit, dem Hin und Her zwischen Chicago und Springfield. Unsere Versuche richteten sich nämlich nicht nach fruchtbaren Tagen, sondern nach der Legislaturperiode in Illinois. Und diesen Mangel, dachte ich bei mir, könnten wir doch leicht beheben.

Aber unsere Maßnahmen zeigten keine Wirkung. Es war offenbar egal, ob Barack nach einer späten Abstimmung mit Bleifuß über die Interstate raste, um meinen Eisprung nicht zu verpassen. Und selbst als der Senat in die Sommerpause ging und er die ganze Zeit zu Hause und rund um die Uhr bei mir war, änderte sich nichts. Nach vielen Jahren sorgfältiger Verhütung war ich nun darauf versessen, den gegenteiligen Effekt zu erzielen. Empfängnis als Mission. Dann geschah es: Der Schwangerschaftstest war positiv. Wir vergaßen unsere Sorgen und schwelgten im Glück, doch nur ein paar Wochen später verlor ich das Kind, es ging mir körperlich schlecht, und unser Optimismus war dahin. Jedes Mal, wenn ich auf der Straße Mütter mit Kindern sah, ergriff mich eine große Sehnsucht, der sogleich das erschütternde Gefühl der Unzulänglichkeit folgte. Der einzige Lichtblick bestand darin, dass Barack und ich nicht weit von Craig und seiner Frau entfernt wohnten, die mittlerweile zwei wunderbare Kinder hatten, Leslie und Avery. Ich empfand es als tröstlich, die beiden zu besuchen, mit den Kindern zu spielen und ihnen Geschichten vorzulesen.

Wenn ich all die Dinge aufschreiben wollte, die einem keiner sagt, bis man selbst mittendrin steckt, würde ich vermutlich mit Fehlgeburten anfangen. Eine Fehlgeburt, auch Abgang genannt, ist ein einsames, schmerzhaftes und demoralisierendes Erlebnis, das einem im wahrsten Sinne durch Mark und Bein geht. Oder eine Tragödie, die zwar in dem Moment ihres Geschehens unerträglich sein mag, es aber irgendwie

nicht ist. Es erzählt einem nämlich keiner, dass Fehlgeburten häufig stattfinden und bei deutlich mehr Frauen vorkommen, als man denkt, denn man hört und liest nichts darüber. Das erfuhr ich allerdings erst, als ich meinen Freunden von meinem Unglück erzählte, und sie mich auf einmal mit großer Liebenswürdigkeit und ihren eigenen Fehlgeburtsgeschichten überhäuften. Das nahm mir zwar nicht den Schmerz, doch es war mir eine Stütze zu erfahren, dass auch in ihrem Leben nicht immer alles glattlief. Was ich erlebt hatte, so erkannte ich nun, war nichts weiter als ein biologischer Ausrutscher, eine befruchtete Eizelle, die – vermutlich aus gutem Grund – vom Körper abgestoßen wurde.

Ein befreundetes Paar empfahl mir einen Spezialisten, den auch sie aufgesucht hatten. Barack und ich unterzogen uns einigen Tests, und beim anschließenden Beratungsgespräch teilte uns der Arzt mit, dass unsere Werte vollkommen normal seien, es also keinen biologischen Grund gebe, warum ich nicht schwanger wurde. Das Rätsel blieb also ungelöst. Er empfahl mir ein Medikament, das die Eizellenproduktion anregen sollte. Wenn sich nach einigen Wochen nichts ändern sollte, wolle er es mit künstlicher Befruchtung versuchen. Wir konnten von Glück sagen, dass meine frisch abgeschlossene Krankenversicherung den Großteil der Kosten abdecken würde.

Ich hatte langsam das Gefühl, meine Chancen auf eine Schwangerschaft stünden so ähnlich wie die Aussicht auf einen Sechser im Lotto, nur dass in unserem Fall die Wissenschaft mitmischte. Bis bei mir alle Voruntersuchungen abgeschlossen waren, war leider auch die Sommerpause des Senats vorüber, und mein lieber, aufmerksamer Mann musste die Optimierung meiner Fortpflanzungsorgane mir selbst überlassen. Ich musste mir täglich eine Spritze verabreichen, und das über mehrere Wochen hinweg. Man gab mir erst ein Mittel, das meine Eierstöcke so gut wie lahmlegte, um dann mit einem anderen Mittel die

Produktion wieder anzuregen, in der Hoffnung, auf diese Weise eine ganze Reihe von fruchtbaren Eizellen auf einmal freizusetzen.

Die ganze Plackerei und Unsicherheit stresste mich, aber ich wollte unbedingt ein Kind. Dieser Wunsch hatte mich mein Leben lang begleitet. Als kleines Mädchen, wenn ich genug davon hatte, die Plastikwangen meiner Puppen zu küssen, bettelte ich bei meiner Mutter, sie möge doch bitte noch ein Baby bekommen, ein echtes, nur für mich. Um die Arbeit, so versprach ich ihr, würde ich mich kümmern. Als sie meinen Plan nicht in die Tat umsetzte, durchsuchte ich ihre Wäscheschublade nach der Pille, denn wenn ich die konfiszierte, müsste das doch zum gewünschten Ergebnis führen, dachte ich. Das geschah indessen nicht, und ich will damit nur erklären, wie lange ich mich schon mit diesem Gedanken getragen hatte. Ich wollte eine Familie gründen, genau wie Barack, und aus diesem Grund saß ich hier allein im Badezimmer und nahm all meinen Mut zusammen, um mir diese Spritze in den Oberschenkel zu jagen.

Vielleicht flackerte in jenem Augenblick bei mir das erste Mal so etwas wie Groll gegen die Politik und Baracks unerschütterliche Hingabe zu seiner Arbeit auf. Vielleicht wog sie in diesem Moment auch nur besonders schwer, die Last, eine Frau zu sein. Was es auch gewesen sein mochte, er war weg, und ich saß hier, die gesamte Verantwortung lastete auf meinen Schultern. Mir war von Anfang an klar gewesen, dass ich mehr Opfer würde bringen müssen als er. In den darauffolgenden Wochen ging er wie gewohnt seiner Arbeit nach, während ich täglich zum Ultraschall rannte, um die Entwicklung meiner Eizellen zu überwachen. Ihm wurde kein Blut abgenommen, er musste keine Meetings absagen, weil sein Gebärmutterhals abgetastet werden musste. Er war fürsorglich und engagiert, mein Mann, und er tat sein Möglichstes. Er las sich allerdings umfassend ins Thema »In-Vitro-Fertilisation« ein und sprach die ganze Nacht mit mir darüber, doch

seine einzige Aufgabe bestand darin, zum Arzt zu gehen und eine Spermaprobe abzugeben. Wenn er wollte, konnte er sich danach einen Martini genehmigen. Das war nicht seine Schuld, aber es hatte nichts mit Gleichheit zu tun, und für eine Frau, die nach diesem Grundsatz lebte, war diese Ungleichheit verwirrend. Ich setzte Himmel und Hölle in Bewegung, legte meine Bedürfnisse und Karriereträume auf Eis, um diesen Teil unseres gemeinsamen Plans wahr werden zu lassen. Tatsächlich gab es da einen Moment ernsthaften Nachdenkens. War ich sicher, dass ich das wollte? Ja, ich wollte es mit ganzem Herzen. Und mit diesem Gedanken stach ich mir die Nadel ins Fleisch.

Ungefähr acht Wochen später hörte ich ein Geräusch, das allen Ärger verrauchen ließ: Ein rauschender Herzschlag, wie unter Wasser, drang aus den warmen Tiefen meines Körpers an mein Ohr. Wir waren schwanger. Der Traum war Wirklichkeit geworden. Auf einmal bekamen die Worte »Verantwortung« und »Opfer bringen« eine völlig neue Bedeutung, wie eine Landschaft, die in einem anderen Licht erstrahlt oder ein Haus, in dem alles umgestellt worden war und jetzt aber jedes Möbelstück seinen perfekten Platz bekommen hatte. Ich trug ein kleines Geheimnis unter dem Herzen. Das war mein Privileg: das Geschenk, eine Frau zu sein. Das Versprechen, das in mir schlummerte, brachte mich zum Strahlen.

Dieses Gefühl begleitete mich durch die gesamte Schwangerschaft, sogar in den ersten, zehrenden drei Monaten, als mein Job mir volle Aufmerksamkeit abverlangte und Barack unter der Woche in Springfield weilte. Nach außen hin gingen wir unserem Alltag nach, doch in mir drin geschah etwas ganz anderes, ein Kind wuchs heran, ein kleines Mädchen. (Weil Barack es gern mit Fakten zu tun hat und ich alles im Voraus planen wollte, mussten wir das Geschlecht natürlich wissen.) Wir konnten sie zwar nicht sehen, doch sie war da, sie bekam mehr

Gewicht, in jeglicher Hinsicht. Der Winter ging, der Frühling kam – und mein Groll darüber, dass Barack nicht Teil meiner Schwangerschaft war, hatte sich komplett ins Gegenteil verkehrt. Er war draußen, während ich das alles hautnah miterleben durfte. Dieses Kind war ein Teil von mir, wir waren untrennbar miteinander verbunden, ich und das entstehende Leben, das jetzt mit den Ärmchen ruderte und mir in die Blase trat. Ich war nie mehr allein, nie mehr einsam. Sie war immer bei mir, auf dem Weg zur Arbeit, beim Kochen, und vor allem abends im Bett, wenn ich mir den Ratgeber »Schwangerschaft und Geburt: Alles, was Sie wissen müssen« zum zigsten Mal durchlas.

Sommer in Chicago ist immer eine besondere Zeit für mich: die langen Abende, die vielen Segelboote auf Lake Michigan, die große Hitze, die die Strapazen des Winters vergessen lässt. Es ist wunderbar, wenn die Politik im Sommer langsam den Betrieb einstellt und die Lebensfreude in den Vordergrund tritt.

Obwohl wir keinerlei Kontrolle darüber hatten, schien es fast, als hätten wir alles genau geplant. Sehr früh am Morgen des 4. Juli 1998 spürte ich die ersten Geburtswehen. Barack und ich begaben uns in die Universitätsklinik – Maya, die eigens für eine Woche aus Hawaii angereist war, und meine Mutter im Schlepptau. Es waren noch Stunden, bis in der Stadt die erste Grillkohle glühen und die Feierlichkeiten zum Nationalfeiertag beginnen sollten, bis Familien am Seeufer ihre Picknickdecken ausbreiten und in Erwartung des großen, krachenden Feuerwerks die Flaggen schwenken würden. In diesem Jahr würden wir nicht daran teilhaben, denn wir erwarteten unser eigenes krachendes Feuerwerk. Wir dachten nicht an unser Land, sondern an unsere Familie, als Malia Ann Obama, eins der beiden wunderbarsten Kinder, die je geboren wurden, in unsere Welt kam.



Ich wusste schon zu Beginn unserer Beziehung, was für ein großartiger Vater Barack werden würde. Er hat Kinder immer geliebt und sich ihnen gern gewidmet. Als Malia 1998 geboren wurde, waren wir beide ganz vernarrt in sie. Unser Leben hatte sich für immer verändert.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

# 14

Mutter zu sein erfüllte mein Leben. Es bestimmte meinen Alltag, meine Entscheidungen, den Rhythmus meiner Tage. Es dauerte nicht lang, bedurfte keinerlei Überlegungen, um in meiner neuen Rolle aufzugehen. Ich achte sehr auf Einzelheiten, und in Sachen Details ist so ein Baby ja eine wahre Goldgrube. Barack und ich bewunderten jede Kleinigkeit an Malia, ihr Schmollmündchen, ihr dunkles, wirres Haar, den unkoordinierten Blick, die spontanen, ruckartigen Bewegungen. Wir badeten und wickelten, drückten und herzten sie. Sahen zu, wie sie trank und schlief, lauschten auf jedes Gurgeln. Inspizierten jede vollgemachte Windel als könnte der Inhalt uns all die Geheimnisse unserer Tochter verraten.

Sie war ein winziges Persönchen, und wir hatten die volle Verantwortung für sie. Manchmal stieg mir das alles zu Kopf, und ich stand komplett in ihrem Bann. Ganze Stunden verbrachte ich nur damit, ihr beim Atmen zuzusehen. Wenn man ein Neugeborenes im Haus hat, dehnt oder verkürzt sich die Zeit, alle Regeln sind außer Kraft gesetzt. Ein einziger Tag kann eine Ewigkeit dauern, doch eh man sichs versieht, sind sechs Monate vergangen. Barack und ich amüsierten uns darüber, was das Elternsein mit uns angestellt hatte. So wie wir einst die feineren Details des Jugendstrafrechts erörtert und meine Erfahrungen bei Public Allies mit seinen Ideen für eine neue Gesetzesvorlage verglichen hatten, debattierten wir nun mit entsprechendem Eifer darüber, ob Malia womöglich vom Schnuller abhängig war und verglichen die jeweiligen Rituale, mit denen wir unsere Tochter in den Schlaf wiegten. Wir

waren, wie viele frischgebackene Eltern, von unserem Kind besessen und ein bisschen langweilig – doch nichts machte uns glücklicher. Unsere kleine Malia kam jetzt freitags mit ins *Zinfandel,* doch wir achteten bei unserer Bestellung darauf, dass wir mit dem Essen fertig und wieder zu Hause waren, bevor sie unruhig wurde.

Ein paar Monate nach Malias Geburt kehrte ich ins Berufsleben zurück. Ich hatte mit der University of Chicago meinen Wiedereinstieg in Teilzeit vereinbart, denn so könnte ich beides verbinden, Karriere und Mutterschaft, Mary Tyler Moore und Marian Robinson. Mit Glorina Casabal fanden wir eine fürsorgliche, professionelle Kinderfrau, die ungefähr zehn Jahre älter war als ich. Glorina, auch Glo genannt, stammte von den Philippinen, war ausgebildete Krankenschwester und hatte bereits zwei eigene Kinder großgezogen. Sie war klein und rege, mit praktischem Kurzhaarschnitt und einer Brille mit Goldrahmen, und konnte Windeln in Rekordzeit wechseln. Sie besaß die energiegeladene, unerschütterliche Kompetenz einer Krankenschwester und wurde innerhalb kürzester Zeit zu einem wichtigen und hochgeschätzten Mitglied unserer Familie. Ihre wichtigste Qualifikation aber war, dass sie unser Kind von ganzem Herzen liebte.

Allerdings war mir vorher nicht klar gewesen, dass sich eine Teilzeitstelle schnell zur Falle entwickeln kann – noch so ein Kandidat für die Liste mit den Dingen, die manche von uns zu spät begreifen –, vor allem, wenn es sich dabei um eine abgespeckte Variante des vorher ausgeübten Vollzeitjobs handelt. Zumindest ist es mir damals so ergangen. Ich war immer noch bei allen Meetings dabei und behielt die Verantwortung für alle Bereiche, die ich auch vorher betreut hatte. Der einzige Unterschied bestand darin, dass ich nur noch die Hälfte verdiente und versuchen musste, die gesamte Arbeit in einer Zwanzig-Stunden-Woche zu erledigen. Wenn ein Meeting länger dauerte, musste ich mit Überschallgeschwindigkeit nach Hause rasen, um Malia daheim

abzuholen, und dann wie eine Irre auf die North Side fahren, um noch rechtzeitig bei der Krabbelgruppe »Wiggleworms« zu erscheinen – am Ende war ich schweißüberströmt und hatte Schnappatmung, während sich Malia hocherfreut und zufrieden ins Getümmel stürzte. Manchmal raubte mir diese Doppelbelastung fast den Verstand. Wenn ich zu Hause dienstliche Telefonate führte, hatte ich ein schlechtes Gewissen, und ich fühlte mich mies, wenn ich mir im Büro Sorgen um Malias vermeintliche Erdnussallergie machte. Die Teilzeitarbeit sollte mir eigentlich mehr Freiheit verschaffen, doch die meiste Zeit kam es mir vor, als würde ich alles nur halb erledigen, und ich litt darunter, dass es keine klare Trennung zwischen Beruf und Privatleben mehr gab.

Derweil machte Barack anscheinend einfach da weiter, wo er aufgehört hatte. Ein paar Monate nach Malias Geburt wurde er mit 89 Prozent der Stimmen für weitere vier Jahre in den Senat von Illinois gewählt. Er war beliebt und erfolgreich, und als rastloser Macher hatte er schon wieder das nächste Projekt im Auge – nämlich die Kongresswahlen, und genauer, den Sitz des demokratischen Abgeordneten Bobby Rush, der Stand heute bereits vier volle Amtszeiten auf der Uhr hat. Hielt ich es für eine gute Idee, dass Barack sich für die Kongresswahlen aufstellen ließ? Die Antwort lautet wieder: Nein. Ein Sieg erschien mir damals unwahrscheinlich, denn Rush war etabliert und Barack noch immer weitgehend unbekannt. Doch er war jetzt Politiker und hatte einigen Rückenwind in der Demokratischen Partei. Er hatte Berater und Unterstützer, und einige von ihnen hatten ihn offenbar ermutigt, ins Rennen zu gehen. Interne Umfragen rechneten ihm gar reelle Chancen aus. Und so viel stand für mich fest: Man hielt meinem Mann nicht einfach eine Gelegenheit für weitreichende Veränderungsmöglichkeiten vor die Nase und hoffte dann, dass er eine andere Richtung einschlug. Das tat er nämlich auf keinen Fall. Niemals.

Um Weihnachten 1999 herum, als Malia fast achtzehn Monate alt war, nahmen wir sie mit nach Hawaii, wo sie ihre mittlerweile siebenundsiebzigjährige Urgroßmutter Toot kennenlernen sollte, die seit Jahrzehnten in demselben kleinen Hochhausapartment wohnte. Diese Reise war als Familienbesuch geplant – für Toot die einzige Gelegenheit im Jahr, ihren Enkelsohn und ihre Urenkeltochter zu Gesicht zu bekommen. Der Winter hatte Chicago mal wieder fest im Griff, hauchte der Stadt seinen eisigen Atem ein und verhängte den Himmel mit grauen Tüchern. Da wir sowohl zu Hause als auch im Büro ein bisschen wepsig wurden, hatten wir uns für die Übernachtungen nicht bei Toot angemeldet, sondern uns ein bescheidenes Hotelzimmer am Strand von Waikiki ausgeguckt, um dort ein paar Tage dem Winter zu entfliehen. Baracks Lehrauftrag an der Universität war Mitte Dezember erfüllt, und ich hatte schon lange im Voraus Urlaub eingereicht. Doch dann machte uns die Politik einen großen Strich durch die Rechnung.

Im Senat von Illinois herrschte nach einer langwierigen Debatte um die Klauseln einer grundlegenden strafrechtlichen Gesetzesvorlage eine Pattsituation. Statt sich also in die Weihnachtspause zu verabschieden, rangen die Abgeordneten in einer Sondersitzung darum, noch vor Weihnachten zu einer Entscheidung zu kommen. Barack rief mich aus Springfield an, er müsse unseren Flug um ein paar Tage verschieben. Das war zwar keine tolle Nachricht, doch ich wusste, dass er nichts dafür konnte. Mir war nur wichtig, dass wir irgendwann in Hawaii landen würden. Ich wollte nicht, dass Toot Weihnachten allein verbrachte, und außerdem waren Barack und ich schwer urlaubsreif. Die Reise nach Hawaii, so war mein Gedanke, würde uns beide aus dem beruflichen und privaten Alltag holen und uns endlich eine Atempause verschaffen.

Barack, das war inzwischen beschlossene Sache, würde als demokratischer Kandidat für die Kongresswahlen antreten, und er war

rund um die Uhr beschäftigt. In einem späteren Interview mit einer Regionalzeitung gab er an, während der etwa sechsmonatigen Zeit der Kandidatur weniger als vier ganze Tage mit mir und Malia zu Hause verbracht zu haben. Die nackte Wahrheit des Wahlkampfes. Bei dieser Arbeit, die er zusätzlich zu seinen zahlreichen Verpflichtungen zu erledigen hatte, kämpfte Barack außerdem ständig gegen die Zeit, denn im März würden die Vorwahlen innerhalb der Demokratischen Partei stattfinden. Womit genau er diese ihm verbleibende Zeit verbrachte, könnte zumindest theoretisch den Ausgang beeinflussen. Ich habe damals gelernt, dass jede Minute und jede Stunde, die ein Kandidat seiner Familie widmet, in den Augen der Wahlkampfleitung genau genommen als verschwendete Zeit gilt.

Doch ich war mittlerweile erfahren genug, um mich aus dem täglichen Auf und Ab des Rennens herauszuhalten. Ich hatte Barack zwar nach einigem Ringen mein Einverständnis gegeben, wartete aber eher darauf, dass die ganze Sache endlich vorbei war. Und sollte er es in der nationalen Politik nicht schaffen, so dachte ich, hätte das vielleicht den praktischen Nebeneffekt, dass er sich etwas ganz Neuem zuwenden würde. Idealerweise (und das war meine Wunschvorstellung) würde er eine Stiftung leiten, also in den Bereichen Einfluss nehmen, die ihm am Herzen lagen, und es dann nach Feierabend pünktlich nach Hause schaffen.

Wir flogen erst am 23. Dezember nach Hawaii, nachdem der Senat die Abgeordneten trotz immer noch offener Entscheidung in die Weihnachtspause entlassen hatte. Ich war einfach nur froh, dass wir es überhaupt noch hingekriegt hatten. Waikiki Beach war eine Offenbarung für unsere kleine Malia. Sie flitzte entzückt am Strand auf und ab, plantschte in den Wellen und fiel am Abend glücklich und erschöpft ins Bett. Wir verbrachten ein paar fröhliche und entspannte Feiertage mit Toot in ihrer Wohnung, packten Geschenke aus und

bewunderten sie für die Ausdauer, mit der sie sich einem aus fünftausend Teilen bestehenden Puzzle auf ihrem Kartentischchen widmete. Wie immer fanden wir in Oahu mit seinen plätschernden grünen Wassern und fröhlichen Einwohnern die perfekte Ruheoase, an der wir unseren Alltag für eine Zeitlang vergaßen und stattdessen die Wärme auf unserer Haut und die Wonne unserer Tochter genossen, die sich an wirklich allem erfreuen konnte. Wie die Schlagzeilen unermüdlich ausriefen, standen wir an der Schwelle zu einem neuen Jahrtausend. Und wir hatten den besten Ort gewählt, um dort die letzten Tage des Jahres 1999 zu verbringen.

Alles lief hervorragend, bis Barack einen Anruf aus Illinois erhielt. Man ließ ihn wissen, dass der Senat kurzfristig wieder zusammentreten würde, um endgültig über die Gesetzesvorlage zur Verbrechensbekämpfung zu entscheiden. Wollte er sich also an der Abstimmung beteiligen, blieben ihm gerade einmal achtundvierzig Stunden für die Rückkehr nach Springfield. Schweren Herzens musste ich mitansehen, wie Barack in Aktion trat, unseren Rückflug auf den nächsten Tag umbuchte und unserem Urlaub damit den Todesstoß versetzte. Wir mussten abreisen. Es blieb uns nichts anderes übrig. Gut, ich hätte mit Malia allein auf Hawaii bleiben können, aber wozu? Es ärgerte mich zwar, dass wir den Urlaub abbrachen, doch ich musste, wieder einmal, einsehen, dass es in der Politik eben so lief. Die Abstimmung war wichtig – es ging unter anderem auch um strengere Waffengesetze, für die Barack sehr gekämpft hatte – und knapp genug, dass wirklich jede Stimme zählte. Wir kehrten also nach Hause zurück.

Doch dann geschah etwas Unerwartetes. In der Nacht bekam Malia hohes Fieber. Tags zuvor hatte sie noch ausgelassen in den Wellen geplantscht, und jetzt, nicht einmal zwölf Stunden später, hatte sie sich in ein apathisches Kleinkind mit glasigen Augen verwandelt, das vor Schmerzen wimmerte, aber noch zu jung war, um uns zu sagen, was

los war. Wir gaben ihr Paracetamol, doch das schlug nicht an. Sie zupfte ständig an einem Ohr herum, was mich dazu verleitete, eine Mittelohrentzündung zu vermuten. Was das bedeutete, begann sich langsam abzuzeichnen. Wir saßen auf dem Bett, während Malia sich unruhig in den Kissen wälzte. Unser Flug würde in ein paar Stunden aufgerufen. Ich konnte Barack seinen inneren Kampf förmlich ansehen, er war besorgt, hin- und hergerissen zwischen seinen widerstreitenden Verpflichtungen. Die Entscheidung der nächsten Stunden sollte weitreichende Folgen haben.

»Sie kann nicht fliegen«, sagte ich, »so viel steht fest.«

»Ich weiß.«

»Wir müssen noch mal umbuchen.«

»Ich weiß.«

Unausgesprochen blieb die Möglichkeit, dass er auch einfach allein hätte zurückfliegen können. Er könnte sich ein Taxi zum Flughafen rufen und immer noch rechtzeitig zur Abstimmung in Springfield sein. Er könnte seine kranke Tochter und seine besorgte Ehefrau auf der anderen Seite des Pazifiks zurücklassen, um bei seinen Kollegen zu sein. Es stand ihm offen. Aber ich würde nicht die Märtyrerin geben und es ihm vorschlagen. Ich war leicht hysterisch, das gebe ich offen zu, denn ich hatte Angst um Malia. Was, wenn das Fieber weiter anstieg? Wenn sie ins Krankenhaus musste? Während wir uns mit diesen Fragen herumschlugen, bereiteten sich weitaus paranoidere Menschen als wir überall auf der Welt auf die vorhergesagten Katastrophen nach der Jahrtausendwende vor, stockten ihre Atombunker auf, hamsterten Bargeld und eimerweise Trinkwasser. Was, wenn die Prophezeiungen einträten? Wenn das Strom- und Kommunikationsnetz zusammenbrach, weil die Computer nicht mit der Umstellung auf das neue Datum klarkamen? Das würde alles nicht passieren, aber trotzdem. Und da wollte er uns einfach allein lassen?

Das wollte er nicht, wie sich schnell zeigte. Er ließ uns nicht allein. Das würde er niemals tun.

Ich habe das Telefonat mit seinem Referenten nicht mitangehört, weiß also nicht, wie er ihm erklärte, dass er die Abstimmung verpassen würde. Es war mir auch egal. Mein einziges Interesse galt unserem Kind. Und kaum hatte Barack den Hörer aufgelegt, war es bei ihm genauso. Sie war unser kleiner Mensch und stand an erster Stelle.

Die Jahrtausendwende ging problemlos vonstatten. Nach ein paar Tagen Ruhe war Malia wieder auf dem Damm. Sie hatte tatsächlich eine schlimme Mittelohrentzündung gehabt, die dann aber dank eines Antibiotikums schnell abgeklungen war. Malia war nun wieder unser putzmunteres Kleinkind. Das Leben ging weiter. Wie immer. Und wir verließen Honolulu an einem ganz normalen Sonnentag mit strahlend blauem Himmel, um in den kalten Winter nach Chicago zurückzukehren, wo etwas auf Barack wartete, das für ihn einer politischen Katastrophe gleichkam.

Der Gesetzesentwurf war abgelehnt worden, es hatten nur fünf Stimmen gefehlt. Für mich sprachen diese Zahlen eine klare Sprache: Selbst wenn Barack rechtzeitig aus Hawaii zurückgekehrt wäre, hätte seine Stimme nichts am Ausgang geändert. Doch er musste sich deswegen massive Vorwürfe gefallen lassen. Seine Gegner nutzten die Gelegenheit, Barack als einen Schönwetterpolitiker darzustellen, dem sein Urlaub – auf Hawaii, wenn's recht ist – wichtiger gewesen war als die Abstimmung in einer so relevanten Angelegenheit wie den Waffengesetzen.

Schlimmer noch: Bobby Rush, der amtierende Kongressabgeordnete, hatte erst Monate zuvor auf tragische Weise einen Angehörigen bei einer Schießerei in Chicago verloren. Das warf natürlich ein noch schlechteres Licht auf Barack. Niemand schien sich dafür zu interessieren, dass Hawaii nun mal seine Heimat ist, dass er

dort seine verwitwete Großmutter besucht hatte und dass seine Tochter erkrankt war. Es ging einzig und allein darum, dass er nicht an der Abstimmung teilgenommen hatte. Die Presse trieb diese Sau wochenlang durchs Dorf. Der Leitartikel in der Chicago Tribune zog über die Abgeordneten her, die der Abstimmung ferngeblieben waren, und bezeichnete sie als »rückgratlose Schafe«. Baracks Gegner, ein Kollege namens Donne Trotter, nutzte die Gelegenheit zum Frontalangriff. Gegenüber der Presse ließ er verlauten, es sei »ein Zeichen von Charakterschwäche, wenn man sein eigenes Kind als Vorwand nutzt, um nicht zur Arbeit zu erscheinen«.

Solche Umgangsformen war ich nicht gewohnt. Ich hatte noch nie solche Gegner gehabt, und das übersteigerte Interesse der Presse an meiner Familie und unserem Privatleben war mir völlig fremd. Nie zuvor hatte ich es erlebt, dass jemand den Charakter meines Mannes derart in Frage stellte. Es tat mir weh, mitansehen zu müssen, dass er wegen einer guten Entscheidung – meiner Meinung nach der einzig richtigen Entscheidung – so viel Kritik einstecken musste. In einer Kolumne für die Wochenzeitung unseres Viertels erklärte Barack ruhig und sachlich, warum er bei mir und Malia auf Hawaii geblieben war. »Politiker sprechen oft und gern über den hohen Stellenwert der Familie«, schrieb er. »Ich hoffe deshalb, dass Sie die Entscheidung Ihres Abgeordneten verstehen, wenn er diesen Werten nach bestem Wissen und Gewissen zu entsprechen versucht.«

Anscheinend reichte die Mittelohrentzündung eines Kindes aus, um alles, was Barack in seinen drei Jahren als Senator geleistet hatte, zunichte zu machen. An vorderster Stelle hatte er für die Reform der Finanzierung von Wahlkampagnen und strengere Regeln für Mandatsträger gekämpft. Er hatte sich für Steuersenkungen und finanzielle Erleichterungen für Geringverdiener starkgemacht, wollte die Kosten für verschreibungspflichtige Medikamente für alte Menschen

reduzieren. Barack hatte sich das Vertrauen von Gesetzgebern im ganzen Bundesstaat erarbeitet, Demokraten wie Republikanern, doch die Tatsachen spielten nun keine Rolle mehr. Der Wahlkampf hatte sich zu einem Schlagabtausch entwickelt, und die Schläge gingen unter die Gürtellinie.

Von Anfang an hatten Baracks Gegner und deren Anhänger unqualifizierte Ideen verbreitet, die nur dazu dienten, unter den afroamerikanischen Wählern Angst und Misstrauen zu säen. Barack sei von den weißen Einwohnern in Hyde Park – will heißen: weißen Juden – ins Rennen geschickt worden, um der South Side ihren Kandidaten aufzuzwingen. »Barack Obama wird von manchen im Viertel als schwarz angemalter Weißer empfunden«, behauptete Donne Trotter gegenüber dem Chicago Reader, und Bobby Rush setzte in derselben Zeitung noch einmal nach: »Er ist ein studierter Fachidiot aus Havard. Für solche Leute mit ihren Doktortiteln von Eliteuniversitäten aus den Oststaaten haben wir nicht viel übrig.« Mit anderen Worten: Er ist keiner von uns. Barack war kein »echter« Schwarzer wie sie – jemand, der so redete, so aussah und so viele Bücher gelesen hatte? Niemals war *der* ein Schwarzer.

Was mich daran am meisten aufregte, war, dass Barack genau das verkörperte, was sich Eltern in der South Side für ihre Kinder wünschten. Er hatte das getan, was Leute wie Bobby Rush und Jesse Jackson und so viele andere seit Jahren predigten: Er hatte der afroamerikanischen Gemeinschaft, zu der er gehörte, nach dem Universitätsabschluss nicht den Rücken zugekehrt, sondern sich sogar in ihren Dienst gestellt. Natürlich ging es im Wahlkampf heiß her, aber Barack wurde hier für Dinge angeprangert, die rein gar nichts mit ihm zu tun hatten. Erstaunlich, wie diejenigen, die uns vertreten sollten, nur auf Machterhalt aus waren, und Barack angriffen, weil er es wagte, an ihrem Stuhl zu sägen. Dazu war ihnen jedes Mittel recht, sie säten

Misstrauen, indem sie rückständige, ungebildete Rassen- und Klassenvorstellungen bedienten.

Da kam mir wirklich die Galle hoch.

Barack ging mit all dem viel entspannter um als ich, hatte er doch bereits in Springfield erlebt, wie niederträchtig die Politik sein konnte und wie die Wahrheit oft verzerrt wurde, um politische Ziele durchzusetzen. Er war zwar angeschlagen, aber nicht zum Aufgeben bereit. Auch deshalb setzte er seine Kampagne fort, pendelte den gesamten Winter hindurch zwischen Chicago und Springfield hin und her und kämpfte beherzt gegen den Sturm an, selbst als die Spendengelder immer weniger wurden und Bobby Rush mehr und mehr Unterstützer hinter sich versammelte. Ihm blieb nicht mehr viel Zeit bis zu den Vorwahlen, und in jenen Wochen bekamen Malia und ich ihn kaum noch zu Gesicht. Doch jeden Abend rief er an, um uns eine Gute Nacht zu wünschen.

Unsere wenigen geklauten Tage am Strand erschienen mir jetzt umso wertvoller. Und ich wusste, dass es Barack im tiefsten Inneren nicht anders ging. Wir waren ihm wichtiger als alles andere, egal wie laut der Alltag, egal wie viele Nächte er von uns getrennt war. Und das alles fiel ihm nicht leicht. Fast jedes Mal, wenn wir uns am Telefon verabschiedeten, hörte ich den Anflug von großem Leid in seiner Stimme. Es schien fast so, als stände er jeden Tag vor einer ganz anderen Wahl: Familie und Politik oder Politik und Familie.

Im März verlor Barack die Vorwahlen, Bobby Rush gewann mit Pauken und Trompeten.

Derweil herzte ich unser kleines Mädchen. Jeden Tag.

Und dann kam unser zweites kleines Mädchen. Natasha Marian Obama wurde am 10. Juni 2001 nach nur einem Versuch mit In-Vitro-Fertilisation, einer wunderbar komplikationslosen Schwangerschaft und

einer problemlosen Entbindung im University of Chicago Medical Center geboren, während Malia, nun schon fast drei Jahre alt, mit meiner Mutter zu Hause wartete. Unsere neugeborene Tochter war wunderschön, mit dichtem schwarzen Haar und wachen braunen Augen. Das Quartett war nun komplett, und Barack und ich überglücklich.

Sasha wollten wir sie nennen. Dieser Name klang irgendwie forsch, frech. Ein Mädchen namens Sasha würde sich von dummen Leuten nichts vormachen lassen. Ich wollte so viel für meine Kinder, nichts und niemand sollte ihnen etwas zuleide tun. Sie würden hoffentlich zu so fröhlichen, engagierten und optimistischen Menschen wie ihr Vater heranwachsen und mit der Zielstrebigkeit ihrer Mutter durchs Leben gehen. Am wichtigsten aber war mir, dass sie Stärke besäßen, eine gewisse Unbeugsamkeit, die sie auch bei Gegenwind aufrecht halten und vorantreiben würde. Ich hatte keine Ahnung, was die Zukunft bringen, wie sich unser Leben als Familie entwickeln würde – ob uns Gutes oder Schlechtes bevorstehen würde, oder vielleicht eine solide Mischung aus beidem, so wie bei den meisten. Ich hatte die Aufgabe, ihnen das Rüstzeug zu geben, damit sie gut auf alles vorbereitet wären.



Sasha kam drei Jahre nach Malia zur Welt und machte mit ihren Pausbäckchen und ihrem unbezähmbaren Geist unsere Familie komplett. Unsere Weihnachtsurlaube in Baracks Heimat Hawaii wurden zur wichtigen Tradition für uns: Wir konnten dort Zeit mit seiner Familie verbringen und das warme Wetter genießen.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Meine Arbeit an der Universität hatte mich ausgelaugt, ich rieb mich zwischen Beruf und Familie auf, und die Kinderbetreuung war eigentlich zu teuer. Nach Sashas Geburt zog ich ernsthaft in Erwägung, meinen Job aufzugeben. Wäre es nicht vielleicht besser, wenn sich einer von uns in Vollzeit um die Familie kümmerte? Glo war eine besser bezahlte Stelle angeboten worden, und nach einigem Zögern hatte sie sich entschieden weiterzuziehen. Sie hatte natürlich mein vollstes Verständnis, aber der Verlust »unserer« Glo brachte mein Gleichgewicht als berufstätige Mutter gehörig ins Wanken. Ihr Engagement für unsere Familie hatte mein Engagement für den Beruf erst möglich gemacht. Sie liebte unsere Kinder wie ihre eigenen. Als sie uns ihre Entscheidung mitteilte, weinte ich abends bittere Tränen, denn ich wusste, wie schwer wir es ohne sie haben würden. Mir war völlig klar, wie glücklich wir uns schätzen konnten, uns jemanden wie Glo überhaupt leisten zu können, doch jetzt, wo sie nicht mehr bei uns war, kam ich mir vor, als hätte mir jemand den Arm abgehackt.

Es war eine Wonne, Zeit mit unseren Töchtern zu verbringen. Ich schätzte jede Minute und jede Stunde, die ich zu Hause bleiben konnte, besonders, weil Barack so unregelmäßige Arbeitszeiten hatte. Wieder dachte ich an meine Mom zurück, die sich entschieden hatte, bei mir und Craig zu bleiben. Sicher war mein Blick auf ihren Alltag verklärt, wenn ich mir vorstellte, wie sie mit großer Freude Fensterbänke wienerte und unsere Kleidung nähte, doch im Vergleich zu meiner momentanen Situation erschien mir das doch alles sehr idyllisch und überschaubar. Vielleicht sollte ich es einfach mal ausprobieren. Eine verlockende Vorstellung, mich statt zweier Aufgaben nur noch einer widmen zu können und im Geiste nicht mehr ständig zwischen den Verpflichtungen im Beruf und den Anforderungen der Familie hin- und herspringen zu müssen. Finanziell war das inzwischen durchaus machbar. Barack war unterdessen zum außerordentlichen Professor

ernannt worden. Wir durften Malia an der universitätseigenen *Lab School* anmelden und mussten dafür kein Geld bezahlen.

Doch dann bekam ich einen Anruf von Susan Sher, meiner früheren Mentorin und Kollegin aus dem Rathaus, die mittlerweile Justiziarin und Vizepräsidentin des University of Chicago Medical Center war, dem Krankenhaus, in dem Sasha vor Kurzem das Licht der Welt erblickt hatte. Die Universitätsklinik hatte einen neuen Präsidenten, über den allseits wahre Lobeshymnen gesungen wurden, und der wiederum hatte sich das Ziel gesetzt, die medizinische Versorgung im Viertel zu verbessern. Zu diesem Zwecke suchte er eine Leiterin für Öffentlichkeitsarbeit, ein Job, der mir förmlich auf den Leib geschneidert war. Ob ich Interesse an einem Vorstellungsgespräch hätte?



Später wechselte ich ans Medical Center der University of Chicago, wo ich mich um die Verbesserung der Öffentlichkeitsarbeit kümmerte und eine Beratungsstelle einrichtete, die tausenden Einwohnern der South Side die Suche nach einer erschwinglichen Krankenversicherung erleichterte.

© Mit freundlicher Genehmigung der University of Chicago Medicine

Lange überlegte ich, ob ich mich überhaupt für diese Stelle bewerben sollte. Einerseits bot sich mir hier eine einzigartige Gelegenheit. Doch ich hatte mich gerade davon überzeugt, dass ich – wir alle – besser dran wäre, wenn ich zu Hause bliebe. Außerdem fühlte ich mich in dieser Phase meines Lebens nicht besonders glamourös – die Vorstellung, mir täglich die Haare zu waschen und mich ins Business-Kostüm zu werfen, kam mir geradezu lächerlich vor. Ich war mehrere Stunden in der Nacht wach, weil ich Sasha stillen musste, was mir nicht nur den Schlaf raubte, sondern auch den Verstand. Obwohl ich immer noch ein ziemlicher Putzteufel war, verlor ich eine Schlacht nach der anderen. In der Wohnung herrschte ein einziges Durcheinander, überall lagen Babyspielzeug, Kinderbücher und feuchte Tücher herum. Ausflüge kamen nur mit einem riesigen Buggy und einer wenig eleganten Wickeltasche voll lebenswichtiger Utensilien in Frage: ein Gefrierbeutel mit Cheerios, ein paar einfache Spielsachen, Wäsche zum Wechseln – für jeden von uns.

Doch das Mutterdasein hatte mir auch einige wunderbare Freundschaften beschert. Ich hatte mich einer Gruppe berufstätiger Mütter angeschlossen, und wir waren ein pragmatischer, gesprächsfreudiger Haufen. Die meisten von uns waren schon deutlich jenseits der dreißig und hatten eine Karriere in unterschiedlichen Berufen hingelegt, in einer Bank, in der Regierung oder in gemeinnützigen Unternehmen. Viele von uns hatten gleichzeitig Kinder bekommen. Je mehr Kinder wir bekamen, desto fester schweißte uns das zusammen. Wir trafen uns fast jedes Wochenende, hüteten die Kinder der anderen, gingen miteinander in den Zoo oder kauften Gruppentickets für *Disney on Ice*. Es gab auch Samstagnachmittage, da ließen wir den ganzen wilden Haufen im jeweiligen Spielzimmer toben und genehmigten uns eine Flasche Wein.

Diese Frauen waren allesamt gebildet, ehrgeizig, am Wohlergehen

ihrer Kinder interessiert und standen genau wie ich vor dem großen Rätsel, wie sie das alles unter einen Hut bringen sollten. Beruf und Familie, diese beiden Baustellen beackerte jede von uns auf ihre Weise, manche arbeiteten Vollzeit, andere Teilzeit, und ein paar blieben zu Hause bei den Kindern. Ein paar von uns erlaubten ihren Kindern, Hotdogs und Maischips zu essen, andere hatten sich der Vollwertküche verschrieben. Hier und da gab es superengagierte Partner, andere hatten Männer wie meinen, die ständig auf Hochtouren liefen und so gut wie nie zu Hause waren. Einige meiner Freundinnen waren unheimlich glücklich, andere bemühten sich um Veränderung, versuchten alle Anforderungen miteinander in Einklang zu bringen. Die meisten von uns aber waren permanent damit beschäftigt, den Alltag am Laufen zu halten, machten irgendwo Abstriche, um woanders etwas mehr Stabilität zu schaffen.

Bei unseren gemeinsamen Nachmittagen lernte ich vor allem eines: Es gibt kein Universalrezept für die perfekte Mutter. Jede hat ihre eigene Art, ihre Rolle auszufüllen, und es gibt dabei kein Richtig oder Falsch. Ich fand das sehr aufschlussreich. Egal, wie die Mütter ihren Alltag ausrichteten und welche Gründe sie dafür hatten, alle Kinder in diesem Zimmer wurden geliebt und gediehen prächtig. Ich spürte sie jedes Mal, wenn wir uns trafen, die kollektive Kraft dieser Frauen, die sich nach bestem Wissen und Gewissen um das Wohl ihrer Kinder bemühten: Egal, was passierte, wenn es darauf ankäme, würden wir einander helfen und alles wäre gut.

Nachdem ich mit Barack und einigen Freundinnen gesprochen hatte, beschloss ich, zu dem Vorstellungsgespräch zu gehen. Ich hatte das Gefühl, perfekt für die Stelle geeignet zu sein. Abgesehen von den nötigen Qualifikationen brachte ich jede Menge Leidenschaft mit. Doch wenn ich den Posten annehmen wollte, würde ich meine Forderungen durchsetzen müssen. Die Arbeitsbedingungen mussten mit der Familie

vereinbar sein. Wenn man mich nicht mit überflüssigen Meetings überlasten würde, mir flexible Arbeitszeiten und die Möglichkeit zugestand, auch mal von zu Hause aus zu arbeiten, würde ich die Kinder schon schaukeln.

Außerdem wollte ich keine Teilzeitstelle mehr, damit war ich durch. Vollzeit und ein gutes Gehalt waren mein oberstes Gebot, damit wir uns eine gute Kinderbetreuung und Haushaltshilfe leisten konnten. Höchste Zeit, das Scheuermittel stehen zu lassen und meine Freizeit mit den Mädchen zu verbringen. Bis dahin würde ich eben dazu stehen, dass nicht alles blitzsauber sein konnte, wenn man ein Baby stillen, ein dreijähriges Kind in den Kindergarten bringen und sich dank der unberechenbaren Arbeitszeiten des in der Politik tätigen Mannes fast allein um den Haushalt kümmern musste.

Vielleicht war ich etwas zu forsch, als ich mit Michael Riordan, dem neuen Präsidenten der Universitätsklinik, bei unserem Vorstellungsgespräch Tacheles redete. Ich hatte sogar Sasha dabei, damals gerade drei Monate alt. Warum, weiß ich nicht mehr genau, entweder hatte ich an diesem Tag keinen Babysitter gefunden oder es gar nicht erst versucht. Die kleine Sasha brauchte noch eine Menge Zuwendung. Mein Leben drehte sich um sie – dieses süße, gurgelnde Persönchen –, und deshalb erschien es mir nur recht und billig, die Tatsachen, also Sasha, unmissverständlich auf den Tisch zu legen. *Hier bin ich*, lautete meine Botschaft, *und mein Baby gehört zu mir*.

Es kam mir wie ein Wunder vor, doch mein zukünftiger Chef verstand, was ich ihm damit sagen wollte. Falls er Vorbehalte hatte, als ich ihm die Unabdingbarkeit flexibler Arbeitszeiten erklärte, während ich Sasha in meinen Armen hielt und inständig hoffte, dass ihre Windel dicht halten möge, so ließ er nichts dergleichen verlauten. Ich war erfreut über den Verlauf unseres Gesprächs und ziemlich sicher, dass ich die Stelle bekommen würde. Doch selbst wenn es nicht klappen sollte,

war ich froh, dass ich meine Bedingungen und Bedürfnisse endlich klar formuliert hatte. Es verlieh mir Kraft, es laut auszusprechen. Ich war ruhig, doch Sasha wurde langsam unruhig, also sah ich zu, dass ich zügig nach Hause kam.

So sahen die neuen Zahlen unserer Familie aus: Wir hatten zwei Kinder, drei Jobs, zwei Autos, ein Apartment. Leider blieb unterm Strich gefühlt kaum Freizeit übrig. Ich hatte die Stelle bei der Uniklinik angenommen, Barack unterrichtete und betrieb Gesetzgebung. Wir saßen beide in den Beiräten verschiedener Non-Profit-Organisationen, und obwohl ihm sein Scheitern bei den Vorwahlen noch sauer aufstieß, schwebte ihm weiterhin ein höheres Amt vor. George W. Bush war nun Präsident. Am 11. September durchlitt unser Land den Schrecken und den Schmerz eines Terrorangriffs. In Afghanistan herrschte Krieg, in den USA wurde ein neues, auf Farben basierendes Warnsystem eingeführt, und Osama bin Laden versteckte sich angeblich in einer Höhle. Wie immer verfolgte Barack jede dieser Nachrichten mit großer Aufmerksamkeit und machte sich im Stillen seine Gedanken, während er wie jeden Tag seiner Arbeit nachging.

Ich weiß nicht mehr genau, wann er mir das erste Mal unterbreitete, dass er für einen Sitz im Senat der Vereinigten Staaten kandidieren könne. Damals trug er sich jedenfalls mit der Idee, und bis zur Entscheidung sollten noch Monate ins Land gehen, doch es arbeitete offenbar bereits in ihm. Meine Reaktion ist mir jedenfalls klar im Gedächtnis geblieben. Ich habe ihn ungläubig angesehen und meine unausgesprochene Frage stand deutlich im Raum. *Meinst du nicht, dass wir schon genug um die Ohren haben?*

Mein Widerwille gegen die Politik hatte sich nur verstärkt, nicht unbedingt wegen der Machenschaften in Springfield oder Washington, sondern weil mir Baracks überladenes Arbeitsprogramm während seiner

mittlerweile schon fünf Jahre andauernden Zeit als Senatsmitglied langsam auf die Nerven ging. Obwohl Sasha und Malia nun größer waren, wurde unser Alltag immer hektischer, es gab so viel zu erledigen, dass ich ständig auf Hochtouren lief. Barack und ich bemühten uns, den Mädchen ein ruhiges, überschaubares Umfeld zu bieten. Wir hatten eine neue Kinderfrau gefunden, die zu Hause mithalf. Malia hatte großen Spaß im Kindergarten und bereits so viele Freunde gefunden, dass ihr kleiner Terminkalender voll war mit Geburtstagsfeiern und Schwimmkursen am Wochenende. Sasha hatte mit ihrem knappen Jahr das Laufen und Sprechen entdeckt und wärmte uns mit ihrem wattstarken Lächeln das Herz. Sie war wahnsinnig neugierig und fest entschlossen, Malia und ihren vierjährigen Freundinnen in nichts nachzustehen.



Die Beziehung zwischen Malia und Sasha war immer eng. Und ich finde sie immer noch zum Dahinschmelzen süß.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Meine Arbeit lief gut, obwohl ich schnell gemerkt hatte, dass ich den Ansprüchen nur gerecht werden konnte, wenn ich mich um fünf Uhr morgens aus den Federn quälte und ein paar Stunden am Computer arbeitete, bevor der Rest der Familie ebenfalls in den Tag startete

Meine Arbeit lief gut, obwohl ich schnell gemerkt hatte, dass ich den Ansprüchen nur gerecht werden konnte, wenn ich mich um fünf Uhr morgens aus den Federn quälte und ein paar Stunden am Computer arbeitete, bevor der Rest der Familie ebenfalls in den Tag startete.

Deshalb war ich abends leider oft erschöpft, was so gar nicht zu meinem nachtaktiven Mann passte, der Donnerstagabend relativ munter aus Springfield zurückkehrte und sich am liebsten sofort ins Familienleben gestürzt hätte, um aufzuholen, was er den Rest der Woche über verpasst hatte. Doch genau das war unser Problem: Zeit. Früher hatte ich ihn wegen seiner Unpünktlichkeit gern aufgezogen, doch mittlerweile brachte sie mich regelrecht auf die Palme. Ich wusste, dass Donnerstag sein Lieblingstag war. Wenn er mich anrief, um mir zu sagen, dass er fertig sei und jetzt endlich losfahren würde, war ihm seine Vorfreude deutlich anzuhören. Klar war mir auch, dass er es nur gut meinte, wenn er mir mitteilte, er sei »auf dem Weg!« oder »fast da!«. Und eine Zeitlang glaubte ich ihm seine Bekundungen. Ich badete die Mädchen zwar, ließ sie aber aufbleiben, damit sie ihren Vater noch begrüßen konnten. Oder ich bereitete ihnen das Abendessen, brachte sie ins Bett und freute mich auf ein gemeinsames Essen mit Barack.

Und ich wartete. Wartete so lange, bis Malia und Sasha schließlich die Augen zufielen und ich sie doch ins Bett brachte. Oder ich wartete allein, hungrig und zunehmend verärgert, bis mir die Augen zufielen und das Kerzenwachs auf den Tisch tropfte. »Auf dem Weg!«, so lernte ich, war lediglich Ausdruck der unerschütterlichen Zuversicht meines Mannes. Er tat damit kund, wie gern er zu Hause wäre, doch es sagte nichts darüber aus, wann er wirklich endlich eintreffen würde. Mit

»Fast da!« verkündete er nicht etwa, dass er auf die Zielgerade eingebogen war, sondern nur, dass er sich auf die Heimkehr freute. Manchmal war er tatsächlich schon auf dem Weg, musste aber vor dem Einsteigen ins Auto »noch kurz« mit einem Kollegen reden, was locker eine Dreiviertelstunde dauern konnte. Oder er war tatsächlich bereits in Chicago, hatte aber vergessen, dass er vor dem Heimkommen noch einen kleinen Abstecher zum Fitnessstudio machen wollte.

Wenn wir keine Kinder gehabt hätten, wäre mein Frust darüber vielleicht kleinlich gewesen, doch als ganztags berufstätige Mutter mit Teilzeitpartner, die jeden Morgen vor Tagesanbruch auf den Beinen sein musste, verlor ich so langsam die Geduld, und irgendwann war einfach keine mehr übrig. Bei seiner Heimkehr, fand Barack, schimpfte ich nun entweder auf ihn ein oder ich hatte schon das Licht gelöscht und war einfach ins Bett gegangen, und verärgert eingeschlafen.

Wir leben so, wie unsere Eltern es uns vorleben. Baracks Vater hatte die Familie schon verlassen, als er noch ein Kind gewesen war, und seine Mutter kam und ging, wie es ihr passte. Sie liebte ihren Sohn, doch zwischen den beiden war nie eine feste Bindung entstanden. Er hatte das damals nicht so schwer genommen, schließlich hatte er ja die Berge und Strände und seinen Verstand. In Baracks Welt war Unabhängigkeit ein hohes Gut. So war es früher schon gewesen, und so würde es auch bleiben. Ich hingegen war im Schoß der Familie aufgewachsen, in unserem beengten Apartment, in der engen South Side, umgeben von meinen Großeltern, meinen Onkeln und Tanten, und sonntags hatten sich alle an einen Tisch gesetzt, um gemeinsam zu Abend zu essen. Nach dreizehn Jahren Liebesbeziehung mussten wir unsere Situation gründlich überdenken.

Im Grunde fühlte ich mich verunsichert, wenn er nicht bei mir war. Nicht, weil er sich nicht zu unserer Ehe bekennen würde – daran

hatte ich nie gezweifelt –, sondern weil ich in einer Familie mit zuverlässig anwesenden Mitgliedern aufgewachsen war. Daher reagierte ich besonders emotional, wenn er sich ankündigte, und dann aber nicht erschien. Ich fühlte mich ein wenig einsam, doch vor allem ging es mir hier um die Bedürfnisse der Mädchen. Wir wollten ihn bei uns haben und vermissten ihn, wenn er nicht da war. Ich fürchtete, er könnte nicht nachvollziehen, wie schmerzlich wir seine Abwesenheit empfanden, und hatte Angst, dass er auf dem von ihm gewählten Weg – dem er sich so klar verschrieben hatte – immer weniger Rücksicht auf unsere Bedürfnisse nehmen würde. Als er mich Jahre zuvor gefragt hatte, was ich von seiner Kandidatur für den Senat von Illinois halten würde, waren nur wir beide von seiner Entscheidung betroffen gewesen. Damals hatte ich noch keine Ahnung gehabt, welche Auswirkung meine Zustimmung zu seiner Karriere als Politiker für unser zukünftiges Leben haben würde, insbesondere mit zwei Kindern im Gepäck. Doch mittlerweile wusste ich nur zu gut, dass Politik nicht besonders familienfreundlich ist. Schon während meiner Schulzeit hatte ich durch meine Freundschaft mit Santita Jackson einen kleinen Einblick davon erhalten, und es dann am eigenen Leib erfahren, als Baracks Gegner seine Entscheidung, bei der kranken Malia auf Hawaii zu bleiben, schamlos zu ihrem Vorteil ausgenutzt hatten.

Manchmal fragte ich mich beim Nachrichtengucken oder Zeitunglesen, wie es wohl hinter den Kulissen derjenigen aussehen mochte, die ihr Leben der Politik gewidmet hatten – den Clintons, Gores und Bushs –, beim Betrachten von alten Fotos der Kennedys. Waren sie normal? Glücklich? War dieses Lächeln echt?

Im Alltag kochte unser Frust immer öfter und heftiger hoch. Wir liebten uns von ganzem Herzen, doch mitten in unserer Beziehung gab es plötzlich einen Knoten, den keiner von uns zu lösen vermochte. Mit meinen mittlerweile achtunddreißig Jahren hatte ich zu viele Ehen in die

Brüche gehen sehen, um unseren Konflikt auf die leichte Schulter zu nehmen. Gute Freunde hatten schlimme Trennungen durchlitten, weil sie kleine Probleme nicht ernst genommen oder nicht miteinander geredet hatten. Nur einige Jahre zuvor war mein Bruder Craig vorübergehend wieder in unsere alte Wohnung in der Euclid Avenue eingezogen, weil seine Ehe langsam und schmerzhaft zu Ende gegangen war.

Zuerst hatte mein Vorschlag, eine Eheberatung aufzusuchen, bei Barack wenig Begeisterung ausgelöst. Er war es gewohnt, komplexe Probleme mit sich allein auszumachen und sie schließlich allein mit dem Verstand zu knacken. Die Vorstellung, sich vor einem fremden Menschen öffnen zu müssen, behagte ihm so gar nicht und kam ihm auch ein bisschen überzogen vor. Könnte man sich nicht einfach einen Ratgeber zu dem Thema besorgen? Gab es keine Möglichkeit, das Ganze privat auszudiskutieren? Nein. Ich wollte in Ruhe darüber sprechen und in Ruhe zuhören, nicht irgendwann zwischen Tür und Angel, spät in der Nacht oder in der Zeit, die wir eigentlich mit unseren Töchtern verbringen wollten. Die paar Leute, die mir offen gestanden hatten, eine Eheberatung aufgesucht zu haben, waren sich einig, dass es ihnen schon einigermaßen gutgetan hatte. Also vereinbarte ich einen Termin bei einem von einer Freundin empfohlenen Psychologen in Downtown, den Barack und ich dann ein paarmal aufsuchten.

Unser Eheberater – nennen wir ihn einfach Dr. Woodchurch – war ein Weißer mit sanfter Stimme, der gute Universitäten besucht hatte und stets Khakihosen trug. Ich hatte erwartet, dass er sich Baracks und meine Geschichte anhören und mir dann sofort recht geben würde. Weil jede einzelne meiner Klagen absolut angemessen war, davon war ich zumindest überzeugt. Nie wäre ich darauf gekommen, dass auch Barack ein paar Beschwerden vorzubringen hatte.

Dieser Aspekt der Eheberatung war wirklich erhellend: Es ging

dabei nicht um Recht oder Unrecht. Dr. Woodchurch ergriff nie Partei. Wenn wir uns nicht einigen konnten, hielt er sich trotzdem raus. Stattdessen hörte er sich geduldig und mitfühlend an, was wir zu sagen hatten, führte uns durch das Labyrinth unserer Gefühle und trennte Waffen von Wunden. Er mahnte an, wenn wir uns wie Anwälte verhielten, und stellte vorsichtige Fragen, um uns zu ermutigen, unsere Befindlichkeiten kritisch zu durchleuchten. Langsam, nach vielen Gesprächen, begann sich der Knoten zu lösen. Nach jeder Sitzung wurde unsere Verbindung inniger.

Ich lernte glücklich zu sein, ohne dass Barack seine Karriere in der Politik zugunsten eines Nine-to-Five-Jobs aufgeben müsste. Nicht zuletzt wurde mir bei der Eheberatung klar, wie unrealistisch meine Erwartung war, Barack solle als Stiftungsleiter arbeiten und sich ansonsten der Familie widmen. Ich erkannte, dass ich meine negativsten Seiten befeuerte, wenn ich mich darauf versteifte, dass alles unfair sei, und dann getreu meiner Ausbildung als eine in Harvard ausgebildete Anwältin Beweise für meine Hypothese sammelte. Stattdessen versuchte ich es nun mit einer anderen Sichtweise: Es war durchaus möglich, dass ich für mein Glück mehr Verantwortung übernehmen könnte, als ich derzeit zuließ. Statt mich darüber aufzuregen, dass Barack trotz seiner Arbeitsbelastung auch noch Zeit fürs Fitnessstudio hatte, könnte ich doch selbst trainieren gehen. Ich verbrachte so viel Energie damit, mit zunehmendem Groll darauf zu lauern, ob er auch ja rechtzeitig zum Essen kommen würde, dass mir die Mahlzeiten, mit ihm oder ohne ihn, bald keine Freude mehr bereiteten.

Das hier war mein Wendepunkt, der Moment der Selbstermächtigung. Wie ein Kletterer, der am Gletscher in den Abgrund zu stürzen droht, trieb ich meinen Eispickel in den Boden. Damit will ich nicht behaupten, dass Barack keine Änderungen vorgenommen hätte – die Eheberatung hat ihm geholfen, Kommunikationsdefizite zu

erkennen, und er bemühte sich spürbar um Besserung –, aber vor allem änderte ich mich selbst und half damit nicht nur mir, sondern uns allen. Als Erstes widmete ich mich wieder meiner Gesundheit. Barack und ich waren seit Jahren Mitglieder im selben Fitnessstudio, das einem jovialen, motivierenden Trainer namens Cornell McClellan gehörte. Cornell betreute mich schon seit Jahren, doch als die Kinder kamen, war ich irgendwann nicht mehr regelmäßig zum Training erschienen. Das Problem konnte ich nun dank meiner wie immer so unfassbar freigiebigen Mutter beheben, die sich trotz ihres Vollzeitjobs bereiterklärte, an einigen Tagen der Woche im Morgengrauen, um Viertel vor fünf, zu mir zu kommen, damit ich mit einer Freundin bei Cornell trainieren und meine Töchter trotzdem um halb sieben für den Tag fertig machen konnte. Diese neue Routine änderte alles: Ruhe und Kraft, zwei Aspekte, die ich in meinem Leben vermisst hatte, waren nun wieder eingekehrt.

Für die Lösung des Konfliktthemas »Pünktlich zum Abendessen erscheinen« stellte ich neue Regeln auf, die für mich und die Mädchen besser funktionierten. Wir hatten unseren Zeitplan, von dem wir nicht abwichen. Jeden Abend um halb sieben gab es Essen, um sieben wurde gebadet, danach vorgelesen und gekuschelt, und um Punkt acht wurde das Licht gelöscht. Dieser Ablauf war ab sofort in Stein gemeißelt, und so musste Barack selbst entscheiden, ob er pünktlich sein würde und seine Töchter noch zu sehen bekäme – oder eben nicht. Das erschien mir so viel sinnvoller als mit dem Essen zu warten oder die Mädchen krampfhaft wach zu halten, damit sie ihren Vater noch schnell umarmen konnten. Im Endeffekt entsprach dies genau meinem ursprünglichen Wunsch, sie mochten zu starken, gefestigten Persönlichkeiten heranwachsen, aber nicht in einem Umfeld, das nach überkommenen patriarchalischen Prinzipien funktionierte: Sie sollten nicht glauben, dass das Leben erst begann, wenn der Familienvater

endlich nach Hause kam. Wir warteten nicht auf Dad. Es war seine Aufgabe, uns einzuholen.

# 15

In der Clybourn Avenue in Chicago, gleich nördlich der Innenstadt, lag ein sonderbares Paradies, wie gemacht für berufstätige Eltern, wie gemacht für mich: ein ganz normales, typisch amerikanisches Rundum-sorglos-Einkaufszentrum. Es gab dort Geschäfte für Kinderbekleidung, einen Elektrodiscounter, eine Drogerie und eine Handvoll andere Filialen größerer und kleinerer Ketten, die der Kundin bieten sollten, was immer sie gerade brauchte, sei es ein Toilettenpümpel, eine reife Avocado oder eine Kinderbademütze. Als Sahnehäubchen gab es ganz in der Nähe obendrein einen großen Schreibwarenladen und ein Chipotle-Schnellrestaurant. Der Ort war wie für mich gemacht. Ich konnte das Auto abstellen, je nach Bedarf durch zwei oder drei Läden flitzen, mir eine Burrito Bowl holen und weniger als eine Stunde später schon wieder am Schreibtisch sitzen. Beim Blitzeinkauf während der Mittagspause konnte mir keiner was vormachen – ich ersetzte verlorene Socken, kaufte Geschenke für den nächsten Kindergeburtstag und stockte den Vorrat an Safttüten und Portionspäckchen Apfelmus auf.

Sasha und Malia waren inzwischen drei und sechs, quirlig, schlau und jeden Tag ein Stückchen größer. Von ihrer Energie ging mir die Puste aus – was den gelegentlichen Besuch im Einkaufszentrum nur noch verführerischer machte. Es gab Tage, da saß ich ganz alleine im geparkten Auto, mampfte mein Fastfood, hörte Radio, schnaufte ganz tief durch und war zugleich schwer beeindruckt von meiner Effizienz. So war das Leben mit kleinen Kindern. So wenig zählte da manchmal schon als Leistung. Ich hatte das Apfelmus. Ich fand Zeit zum Essen.

Alle waren noch am Leben.

*Schaut, wie ich mich schlage*, wollte ich meinem nicht vorhandenen Publikum zurufen. *Ich kriege das hin, seht ihr?*

Das war ich mit vierzig: eine Mischung aus der unabhängigen Mary Tyler Moore und der braven Mrs. Cleaver aus »Leave it to Beaver«. An besseren Tagen war ich sogar ein bisschen stolz darauf, wie ich das alles stemmte. Geschmeidig wirkte mein Lebensgleichgewicht allenfalls aus der Ferne und wenn man dabei gleichzeitig die Augen zukniff, doch immerhin gab es überhaupt eines. Der Job gefiel mir. Er war herausfordernd, befriedigend und zwang mich nicht, mich zu verbiegen. Tatsächlich war ich erstaunt, wie eine große, renommierte Institution wie diese Uniklinik mit neuntausendfünfhundert Angestellten so funktionierte, größtenteils geleitet von Akademikern, die forschten, wissenschaftliche Aufsätze verfassten und das Viertel um die Klinik so unheimlich fanden, dass sie abseits des Campus nicht mal eine Straße überquerten. Diese Furcht war meine Motivation. Ihretwegen stand ich morgens auf.

Ich hatte den Großteil meines Lebens an genau diesen Schranken zugebracht, hatte die Nervosität der Weißen in meinem Viertel bemerkt und registriert, wie es nach und nach alle Menschen mit auch nur einem Quäntchen Einfluss aus der Nachbarschaft fortzog, hinaus in den immer weiter entfernten Speckgürtel der Stadt. Jetzt hatte ich die Chance, daran etwas zu ändern und wo immer möglich Schranken einzureißen – hauptsächlich, indem ich Leute ermunterte, einander kennenzulernen. Mein neuer Chef stand voll hinter mir, ließ mir freie Hand bei der Entwicklung eines Programms, das die Beziehungen zwischen Klinikum und Nachbarschaft stärken sollte. Zu Anfang hatte ich nur einen einzigen Mitarbeiter, schließlich wuchsen wir auf ein zweiundzwanzig Personen starkes Team an. Ich führte Programme ein, bei denen Klinikpersonal und Verwalter die South Side kennenlernten,

Gemeindezentren und Schulen besuchten, sich als Tutoren, als Mentoren und als Preisrichter bei Schulwettbewerben engagierten oder einfach nur die örtlichen Barbecue-Läden ausprobierten. Wir luden die Kinder aus dem Viertel in die Klinik ein und ließen sie dem Personal bei der Arbeit zusehen, wir riefen ein Programm ins Leben, das die Zahl der freiwilligen Helfer aus dem Viertel erhöhen sollte, und wir arbeiteten mit einer Sommerakademie der medizinischen Fakultät zusammen, um Schüler zu einer medizinischen Laufbahn zu animieren. Als mir klar wurde, dass die Klinik sich auch viel entschlossener darum bemühen könnte, externe Aufträge an Firmen zu vergeben, die Frauen oder Angehörigen von Minderheiten gehören, half ich bei der Einrichtung der Abteilung für Business Diversity.

Und schließlich waren da noch all die Menschen, die dringend medizinische Hilfe benötigten. Die South Side hatte damals knapp über eine Million Einwohner, und niedergelassene Ärzte waren Mangelware. Hinzu kam, dass die Bevölkerung überdurchschnittlich stark von der Art chronischer Leiden betroffen war, mit denen arme Menschen oft zu kämpfen haben – Asthma, Diabetes, Bluthochdruck, Herzkrankheiten. Da sehr viele dieser Leute entweder gar nicht versichert oder auf das staatliche Gesundheitsfürsorgeprogramm Medicaid angewiesen waren, war unsere Notaufnahme regelmäßig überfüllt mit Patienten, von denen viele entweder eigentlich nur Routineuntersuchungen brauchten oder sich so lange keine Vorsorge hatten leisten können, dass sie jetzt schnellstmöglich Hilfe benötigten. Die Lage war eklatant problematisch, teuer, ineffizient und aufreibend für alle Beteiligten. Außerdem verhelfen Besuche in der Notaufnahme niemandem langfristig zu besserer Gesundheit. Dieses Problem anzugehen wurde für mich eine zentrale Aufgabe. Unter anderem stellten wir dazu Patientenhelfer ein und bildeten sie aus. In der Regel handelte es sich dabei um freundliche, hilfsbereite Leute aus dem Viertel, die den Patienten in der

Notaufnahme zur Seite standen, ihnen halfen, Folgetermine in medizinischen Versorgungszentren zu vereinbaren, und sie über die Möglichkeiten preiswerter Gesundheitsfürsorge informierten.

Die Arbeit war interessant und befriedigend, und doch musste ich aufpassen, dass sie mich nicht auffraß. Das war ich meinen Töchtern schuldig. Unser Entschluss, Baracks Karriere nicht zu zügeln – ihm also den Freiraum zu geben, seine Träume zu verfolgen und zu gestalten –, ließ mich mein eigenes Engagement etwas zurückschrauben. Fast schon absichtlich stumpfte ich mich ein Stück weit gegen meinen eigenen Ehrgeiz ab, trat einen Schritt zurück, wo ich sonst nach vorn geprescht wäre. Ich glaube nicht, dass irgendwer aus meinem Umfeld mir hätte vorwerfen können, ich täte nicht genug, doch mir waren die Chancen stets bewusst, die ich verstreichen ließ. Es gab eine Reihe kleinerer Projekte, die ich nicht übernahm. Es gab junge Angestellte, denen ich eine bessere Mentorin hätte sein können. Man hört oft von den Kompromissen berufstätiger Mütter. Das hier waren meine. Wo ich mich früher der Bewältigung jeder Aufgabe ganz und gar verschrieben hatte, war ich nun vorsichtiger, geiziger mit meiner Zeit, immer in dem Wissen, dass ich auch noch einen Rest Kraft für die Familie brauchte.



Als voll berufstätige Mutter, deren Mann häufig auf Reisen war, wurde auch ich schnell mit den Jonglierkünsten vertraut, die so viele Frauen kennen: dem Versuch, eine Balance zwischen den Bedürfnissen meiner Familie und den Anforderungen meines Berufs zu finden.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Meine Ziele drehten sich im Wesentlichen darum, Normalität und Stabilität zu bewahren, Barack hingegen ging es da anders. Inzwischen hatten wir gelernt, das einzusehen und zu akzeptieren. Wir waren wie Yin und Yang. Ich sehnte mich nach Ordnung und Routine, er nicht. Er konnte im offenen Meer leben, ich brauchte das Boot. Wenn er mal zu Hause war, war er immerhin beeindruckend präsent. Er spielte mit den Mädchen auf dem Fußboden, las Malia abends aus Harry Potter vor, lachte über meine Witze und nahm mich in den Arm, erinnerte uns beide daran, dass wir uns liebten und uns aufeinander verlassen konnten, bevor er wieder für eine halbe Woche oder länger verschwand. Wir machten das Beste aus den Lücken in seinem Terminplan, aßen zusammen und trafen Freunde. Er ließ sich (ab und zu) darauf ein, Sex and the City mit mir zu schauen, ich mich (ab und zu) auf die Sopranos. Ich fand mich damit ab, dass Abwesenheit nun mal zu seinem Job gehörte. Das gefiel mir zwar nicht, doch im Wesentlichen kämpfte ich nicht mehr dagegen an. Barack konnte seinen Tag problemlos in einem Hotel weit fort von uns beenden, inmitten brodelnder politischer Konflikte und ungelöster Probleme. Ich dagegen lebte für ein sicheres Zuhause – für die Erfüllung, die ich jeden Abend spürte, wenn Sasha und Malia in ihren Betten lagen und in der Küche die Spülmaschine brummte.

Da ein Ende von Baracks Abwesenheiten aber nicht in Sicht war, blieb mir nichts anderes übrig, als mich darauf einzustellen. Zusätzlich zu seiner sonstigen Arbeit steckte er neuerdings mal wieder im Wahlkampf, diesmal um einen Sitz im Senat der Vereinigten Staaten bei den Wahlen im Herbst 2004.

In Springfield war er immer unruhiger geworden. Er war frustriert vom gemächlichen Regierungstempo in Illinois und überzeugt, in Washington könne er mehr bewirken. In dem Wissen, dass ich eine Menge Gründe hatte, gegen eine Kandidatur für den Senat zu sein, er

allerdings auch gute Gegenargumente vorbringen konnte, beriefen wir Mitte 2002 ein zwangloses Treffen mit etwa einem Dutzend unserer engsten Freunde ein: ein Brunch bei Valerie Jarrett zu Hause, wo wir die Angelegenheit locker aufs Tapet bringen wollten, um zu sehen, was die anderen davon hielten.

Valerie wohnte nicht weit von uns in einem Hochhaus in Hyde Park. Ihre Wohnung war modern und aufgeräumt, weiße Wände, weiße Möbel und ein paar erlesene Orchideen als leuchtende Farbtupfer. Valerie war damals Vizechefin eines großen Immobilienunternehmens und Mitglied im Aufsichtsrat der Uniklinik. Sie hatte mein Engagement bei Public Allies unterstützt und geholfen, Mittel für Baracks diverse Wahlkämpfe einzuwerben, indem sie ihre zahlreichen Beziehungen spielen ließ, um unseren eigenen Bemühungen zusätzlichen Schwung zu verleihen. Deshalb – und wegen ihrer Herzlichkeit und Weisheit – hatte Valerie eine ganz besondere Stellung in unser beider Leben eingenommen. Unsere Freundschaft war zu gleichen Teilen persönlich und beruflich, und Valerie war zu gleichen Teilen meine und Baracks Freundin, was nach meiner Erfahrung bei Paaren nur sehr selten vorkommt. Ich hatte meine Clique von Power-Moms, Barack verbrachte sein bisschen Freizeit beim Basketballspielen mit seinen Kumpels. Auch mit einigen Paaren waren wir gut befreundet; ihre Kinder spielten mit unseren, wir machten gerne miteinander Urlaub. Aber mit Valerie war es anders. Sie war uns beiden wie eine große Schwester und half uns, gelegentliche Probleme mit mehr Distanz zu bewerten. Sie kannte uns, kannte unsere Ziele und wollte für uns beide nur das Beste.

Vor dem Brunch hatte sie mir unter vier Augen verraten, sie sei nicht unbedingt der Meinung, dass Barack für den Senat kandidieren sollte, weshalb ich an jenem Vormittag im sicheren Glauben dort ankam, ich hätte meine Schäfchen schon im Trockenen.

Was für ein Irrtum.

Diese Wahl böte eine einmalige Gelegenheit, wie Barack erklärte. Er sah eine echte Chance. Der Amtsinhaber, Peter Fitzgerald, war ein konservativer Republikaner in einem immer demokratischeren Staat und behielt nur mit Mühe den Rückhalt seiner eigenen Partei. Auch deshalb war zu erwarten, dass gleich mehrere demokratische Kandidaten bei den Vorwahlen antreten würden, weshalb Barack sich die Nominierung seiner Partei bereits mit einer einfachen Mehrheit der Stimmen würde sichern können. Außerdem versicherte er mir, er müsse unser Privatvermögen für den Wahlkampf nicht antasten. Als ich fragte, wie wir es uns leisten sollten, gleichzeitig Wohnungen in D. C. und Chicago zu haben, sagte er: »Ach, ich schreib' einfach noch ein Buch, ein großes diesmal, eins, mit dem man etwas verdient.«

Ich musste lachen. Außer Barack kannte ich keinen, der so optimistisch gewesen wäre zu denken, man könne jedes Problem ganz leicht mit einem Buch lösen. Ich zog ihn damit auf, dass er mir wie der kleine Junge aus »Hans und die Bohnenranke« vorkomme, der das Auskommen seiner Familie für eine Handvoll Zauberbohnen tauscht, weil er im Unterschied zu allen anderen fest daran glaubt, dass sie gedeihen würden.

In allen anderen Punkten waren Baracks Überlegungen unangenehm stichhaltig. Ich behielt Valerie im Auge, während er sprach, erkannte, dass er rasch sein Punktekonto bei ihr aufstockte und eine Antwort auf jedes »Aber was ist mit …?« parat hatte, das wir ihm in den Weg warfen. Seine Argumente hatten Hand und Fuß, das musste ich ihm lassen, sosehr ich auch gegen den Impuls kämpfte, durchzurechnen, wie viele weitere Stunden er nun fort sein würde – ganz zu schweigen von der Vorstellung, nach D. C. umziehen zu müssen. Auch wenn wir inzwischen schon seit Jahren darüber sprachen, wie sehr Baracks politische Karriere unsere Familie belastete: Ich liebte ihn, und ich vertraute ihm. Schon jetzt hatte er eigentlich zwei Familien,

widmete seine Aufmerksamkeit zur einen Hälfte den Mädchen und mir und zur anderen seinen etwa zweihunderttausend Wählerinnen und Wählern aus der South Side. Würde es wirklich noch so einen großen Unterschied machen, ihn mit dem Staat Illinois zu teilen? Sicher konnte ich mir da nicht sein, doch ich brachte es auch nicht über mich, seinem Streben im Weg zu stehen, das ihn ständig drängte, noch etwas mehr in Angriff zu nehmen.

Und so schlossen wir einen Pakt. Valerie erklärte sich bereit, sich in Baracks Wahlkampfteam um die Finanzen zu kümmern. Einige weitere Freunde wollten uns mit Zeit und Geld unter die Arme greifen. Ich war einverstanden, allerdings unter einer wichtigen Bedingung, die ich für alle laut und deutlich hörbar stellte: Falls Barack verlöre, müsste er sich aus der Politik zurückziehen und sich eine andere Arbeit suchen. Falls es am Wahltag nicht reichte, wäre Schluss.



Valerie Jarrett (links) lernte ich 1991 kennen, als sie noch stellvertretende Stabschefin im Büro des Bürgermeisters von Chicago war. Sie wurde schnell zur vertrauten Freundin und Beraterin für Barack und mich. Hier sieht man uns beim Wahlkampf während seiner Kandidatur für den Senat 2004.

© David Katz 2004

Wirklich und wahrhaftig, dann wäre Schluss.

Was dann aber folgte, war eine Serie glücklicher Wendungen für Barack. Zuerst beschloss Peter Fitzgerald, nicht noch einmal anzutreten, was Herausforderern und eher unbekannten Kandidaten wie meinem Mann freie Bahn verschaffte. Dann – und das war wirklich verrückt – wurden sowohl der aussichtsreichste Kandidat der Demokraten als auch Fitzgeralds Nachfolger bei den Republikanern in Skandale im Zusammenhang mit ihren Ex-Frauen verwickelt. Nur wenige Monate vor dem Wahltag hatte Barack noch nicht einmal einen republikanischen Gegenkandidaten.

Nicht, dass hier Missverständnisse aufkommen: Er hat einen hervorragenden Wahlkampf gemacht, auch dank all der Lehren aus der gescheiterten Kandidatur für den Kongress. Er hat sieben Gegner bei den Vorwahlen geschlagen und sich seine Nominierung mit über der Hälfte der Stimmen gesichert. Der Barack, der da quer durch den Staat reiste und mit potenziellen Wählern sprach, war genau der Mann, den ich von zu Hause kannte: humorvoll, charmant, klug und bestens vorbereitet. Seine weitschweifigen Antworten bei Bürgerforen und Debatten unterstrichen nur den Eindruck, dass er in den Senat gehörte. Dennoch: Abgesehen von all der harten Arbeit schien Baracks Weg in den Senat mit vierblättrigen Kleeblättern gepflastert zu sein.

All das kam bereits zusammen, bevor John Kerry ihn einlud, auf dem Parteitag der Demokraten 2004 in Boston die Eröffnungsrede zu halten. Kerry, damals Senator aus Massachusetts, steckte gerade mitten im Tauziehen um die Präsidentschaft mit George W. Bush.

Mein Mann war in diesem Umfeld ein völliger Niemand – ein einfacher Abgeordneter im Parlament von Illinois, der nie zuvor vor einem Publikum wie den fünfzehntausend Menschen gestanden hatte, die sich in Boston versammeln würden. Er hatte noch nie mit einem Teleprompter gearbeitet, war nie zur besten Sendezeit im Fernsehen

aufgetreten. Er war ein Neuling, ein Schwarzer in einem Geschäft, das bislang immer weißen Männern vorbehalten gewesen war, tauchte mit einem komischen Namen und einer schrägen Vorgeschichte wie aus dem Nichts auf und hoffte, beim gemeinen Demokraten einen Nerv zu treffen. Wie die TV-Experten später feststellen sollten, war die Entscheidung, gerade diesen Barack Obama zu einem Millionenpublikum sprechen zu lassen, ein mächtiges Wagnis.

Und doch schien er auf merkwürdige, verschlungene Weise für genau diesen Augenblick bestimmt zu sein. Ich wusste das, weil ich aus nächster Nähe mitangesehen hatte, wie sein Kopf ohne Pause rauchte. In all den Jahren hatte ich gesehen, wie er Bücher, Zeitungen und Gedanken verschlang, wie er aufblühte, sobald er sich mit jemandem unterhielt, der ihm ein neues Stückchen Wissen oder Erfahrung anbot. All diese Stückchen hatte er gut aufbewahrt und daraus, das ist mir heute klar, eine Vision gebastelt – und zwar keine kleine. Sie war es, für die ich in unserem gemeinsamen Leben hatte Platz schaffen müssen, mit der ich leben musste, ob ich nun wollte oder nicht. Manchmal brachte mich das furchtbar auf die Palme, doch es gehörte unabdingbar zu Barack. Still und gewissenhaft hatte er daran gearbeitet, seit ich ihn kannte. Und jetzt entsprach die Größe des Publikums womöglich endlich dem Umfang dessen, was er für möglich hielt. Auf diesen Ruf hatte er gewartet. Jetzt musste er nur noch sprechen.

»War wohl eine gute Rede«, sagte ich später oft ironisch – ein Insiderwitz zwischen Barack und mir nach jenem Abend des 27. Juli 2004.

Ich hatte die Mädchen bei meiner Mutter gelassen und war zur moralischen Unterstützung nach Boston geflogen. Von der Seitenbühne des Kongresszentrums aus sah ich zu, wie Barack ins gleißende Scheinwerferlicht und vor die Augen von Millionen Menschen trat. Er

war ein wenig nervös, und ich ebenfalls, aber wir wollten uns das keinesfalls anmerken lassen. So funktionierte Barack sowieso am besten. Je größer der Druck, desto ruhiger wurde er. An seinem Text hatte er ein paar Wochen lang gefeilt, wann immer gerade keine Abstimmung im Senat von Illinois anstand. Er hatte alles auswendig gelernt und eingehend geprobt, sodass er den Teleprompter eigentlich höchstens für den Fall eines nervösen Aussetzers brauchen würde. Aber dazu kam es nie. Barack blickte hinaus zum Publikum und in die Fernsehkameras, und dann, als ließe er einen Motor in seinem Inneren an, lächelte er – und legte los.

Siebzehn Minuten lang sprach er an diesem Abend, erklärte, wer er war und wo er herkam – von seinem Großvater, dem GI, der unter General Patton gedient hatte, von seiner Großmutter, die während des Kriegs am Fließband gearbeitet hatte, von seinem Vater, der als Ziegenhirte in Kenia aufgewachsen war, von der erstaunlichen Liebe seiner Eltern und ihrem Glauben daran, wie weit eine gute Schulbildung einen Sohn bringen konnte, dem weder Geld noch Vitamin B in die Wiege gelegt waren. Ernsthaft und geschickt präsentierte er sich nicht als Außenseiter, sondern geradezu als Verkörperung des amerikanischen Ideals. Er erinnerte das Publikum, dass man ein Land nicht einfach in Rot und Blau aufteilen konnte, dass uns alle eine gemeinsame Menschlichkeit verband und dass wir die Pflicht hatten, uns um die *gesamte* Gesellschaft zu sorgen. Er forderte Hoffnung statt Zynismus. Er sprach voller Hoffnung, strahlte vor Hoffnung, er sang sie geradezu hinaus in die Welt.

Siebzehn Minuten von Baracks Wortgewandtheit, siebzehn Minuten seines tiefen, überwältigenden Optimismus. Als er zum Ende kam, mit einem letzten Lob für John Kerry und seinen Vize-Kandidaten John Edwards, hielt es keinen mehr auf seinem Stuhl. Die Menge toste vor Begeisterung. Der Applaus hallte von der Decke wider. In

Stöckelschuhen und weißem Kostüm trat ich auf die Bühne, hinaus ins grelle Licht, um Barack mit einer Umarmung zu gratulieren, dann winkten wir gemeinsam dem aufgepeitschten Publikum zu.

Die Luft war wie elektrisch aufgeladen, der Lärm ohrenbetäubend. Dass Barack ein guter Mensch und ein kluger Kopf war, der fest an die Demokratie glaubte, war nun nicht mehr länger ein Geheimnis. Ich war stolz darauf, was er getan hatte, aber nicht überrascht. Das war genau der Kerl, den ich geheiratet hatte. Ich hatte die ganze Zeit gewusst, was in ihm steckte. Rückblickend war das wohl der Moment, in dem ich mich von der Vorstellung verabschiedete, sein Kurs könnte sich noch ändern und er würde vielleicht doch irgendwann allein mir und den Mädchen gehören. Fast hörte ich es im Takt der klatschenden Hände: *More of this, more of this, more of this.*

Das Medienecho auf Baracks Rede war reichlich übertrieben: »Ich habe gerade den ersten schwarzen Präsidenten gesehen«, verkündete Chris Matthews seinen Kollegen in einer Talkrunde auf NBC. Eine Schlagzeile auf dem Titel der Chicago Tribune des folgenden Tages lautete schlicht: »Das Phänomen«. Baracks Handy klingelte seit diesem Moment ununterbrochen. TV-Experten bezeichneten ihn als »Rockstar« und »Durchstarter«, als hätte er nicht jahrelang auf diesen Moment hingearbeitet, als hätte die Rede *ihn* geschaffen, statt umgekehrt. Und doch war diese Rede der Beginn von etwas Neuem, nicht bloß für ihn, sondern für uns, die gesamte Familie. Wir wurden auf eine ganz neue Ebene der öffentlichen Aufmerksamkeit gerissen, hinein in den reißenden Strom der Erwartungen anderer Leute.

Völlig surreal war das alles. Mir blieb eigentlich gar nichts anderes übrig, als darüber Witzchen zu machen.

»War wohl eine gute Rede«, sagte ich achselzuckend, wenn Leute Barack auf der Straße um ein Autogramm baten oder ihm erzählten, wie sehr ihnen seine Worte gefallen hatten. »War wohl eine gute Rede«,

sagte ich, als wir aus einem Restaurant in Chicago kamen und sich draußen auf dem Bürgersteig schon eine wartende Menge versammelt hatte. Und ich sagte es auch, als die ersten Journalisten Barack nach seiner Meinung zu Themen von landesweiter Bedeutung fragten, als plötzlich wichtige Politikstrategen ihn umschwirrten, und als neun Jahre nach der Erstveröffentlichung das zunächst völlig untergegangene *Ein amerikanischer Traum* als Taschenbuch neu aufgelegt wurde und prompt auf der Bestsellerliste der New York Times landete.

»War wohl eine gute Rede«, sagte ich auch, als eine strahlende, wuselige Oprah Winfrey vor unserer Haustür stand, um uns einen Tag lang für ihre Zeitschrift zu interviewen.

Was geschah da nur mit uns? Ich kam fast nicht mehr mit. Im November wurde Barack in den US-Senat gewählt, mit siebzig Prozent der Stimmen – der deutlichste Sieg in der Geschichte von Illinois und der landesweit größte Erdrutschsieg bei den Senatswahlen des Jahres 2004. Er hatte klare Mehrheiten bei Schwarzen, Weißen und Latinos gefunden, bei Männern und Frauen, bei Armen und Reichen, in der Stadt, der Vorstadt und auf dem Land. Einmal machten wir einen kurzen Ausflug nach Arizona, und selbst dort fielen Gratulanten über ihn her. In meinen Augen war das ein ebenso klarer wie merkwürdiger Beweis seiner Berühmtheit: Sogar Weiße erkannten ihn jetzt.

Ich griff mir, was von meiner Normalität noch übrig war, und hüllte mich darin ein. Zu Hause war alles so wie immer. Mit unseren Freunden und unserer Familie war alles so wie immer. Mit den Kindern sowieso. Doch davon abgesehen war alles anders. Barack flog jetzt pausenlos zwischen D. C. und Chicago hin und her. Er hatte ein Büro im Senat und ein Apartment in einem heruntergekommenen Gebäude am Capitol Hill, eine kleine Einzimmerwohnung, in der schon jetzt überall Bücher und Akten herumlagen – seine Zweithöhle in

Washington sozusagen. Wenn die Mädchen und ich ihn besuchten, taten wir gar nicht erst so, als wollten wir dort wohnen, sondern buchten stattdessen gleich ein Hotelzimmer für uns alle vier.

In Chicago hielt ich mich weiter an meine Gewohnheiten. Fitnessstudio, Arbeit, nach Hause, und alles wieder von vorn. Spülmaschine einräumen. Schwimmunterricht, Fußball, Ballett. Ich hielt Schritt, wie ich es schon immer getan hatte. Barack hatte jetzt ein Leben in Washington, bewegte sich dort mit der Würde eines Senators, aber ich war immer noch dieselbe, lebte mein ganz normales, altes Leben.

Eines Tages saß ich im Auto vor dem Einkaufszentrum an der Clybourn Avenue und gönnte mir nach einem Blitzeinkauf bei BabyGAP etwas Zeit für mich mit einem Mittagessen von Chipotle, als mein Handy klingelte und meine Sekretärin mich fragte, ob sie einen Anruf auf mein Handy durchstellen dürfe. Eine Frau aus D. C. habe schon mehrfach versucht, mich zu erreichen – die Frau eines anderen Senators, der ich noch nie begegnet war.

»Klar, stellen Sie sie durch«, sagte ich.

Dann die Stimme der Senatorengattin, freundlich und angenehm. »Hallo!«, sagte sie. »Schön, dass ich Sie endlich erreiche!«

Ich sagte ihr, dass ich mich ebenfalls freute, mit ihr zu sprechen.

»Ich wollte Sie nur willkommen heißen«, sagte sie, »und Ihnen mitteilen, dass wir Sie gern zu etwas ganz Besonderem einladen möchten.«

Es ging um eine private Organisation, eine Art Club, dem – soweit ich das verstand – im Wesentlichen die Frauen wichtiger Leute aus Washington angehörten. Man traf sich regelmäßig zum Lunch und besprach aktuelle Themen. »Gut, um Leute kennenzulernen. Ich weiß, dass es nicht immer leicht ist, wenn man neu ist in der Stadt«, sagte sie.

In meinem ganzen Leben hatte mich noch nie jemand in einen Club eingeladen. An der Highschool hatte ich zugesehen, wie meine

Freundinnen mit ihren Jack-and-Jill-Gruppen auf Skiausflüge fuhren. In Princeton hatte ich manchmal gewartet, dass Suzanne kichernd und angedudelt von ihren Eating-Club-Partys nach Hause kam. Gefühlt die Hälfte der Anwälte bei Sidley waren Mitglieder eines Country Clubs. Über die Jahre hatte ich viele dieser Clubs besucht, um Spenden für Public Allies oder Baracks Wahlkämpfe einzuwerben. Man lernte schnell, dass diese Clubs im Allgemeinen vollgestopft mit Geld waren. Dort Mitglied sein hieß mehr, als nur dazugehören.

Es war ein nettes, aufrichtiges Angebot, und trotzdem lehnte ich es freudig ab.

»Vielen Dank«, antwortete ich. »Wirklich nett, dass Sie an mich denken. Allerdings haben wir beschlossen, dass ich nicht nach Washington ziehe.« Ich erklärte ihr, dass wir zwei kleine Töchter hatten, die in Chicago zur Schule gingen, dass ich selbst sehr an meinem Job hing und dass Barack sich zwar gut in D. C. eingewöhnte, aber nach Hause pendelte, wann immer es ging. Dass wir so sehr auf Chicago festgelegt waren, dass wir sogar planten, ein neues Haus zu kaufen, verriet ich nicht. Ermöglichen sollten uns das die Tantiemen für Baracks sich plötzlich wieder verkaufendes Buch sowie der Umstand, dass er ein großzügiges Angebot für ein zweites erhalten hatte – die überraschende Ernte seiner Zauberbohnen.

Einen heiklen Moment lang schwieg die Senatorengattin am anderen Ende der Leitung. Dann fuhr sie sanft fort: »Das kann eine Ehe ganz schön belasten, wissen Sie. Daran sind schon Familien zerbrochen.«

Der Vorwurf war ihr deutlich anzuhören. Sie selbst lebte schon seit vielen Jahren in Washington. Was ihre Worte implizierten, war, dass sie womöglich selbst erlebt hatte, wie schlecht es lief, wenn ein Ehepartner zu Hause blieb. Dass ich eine riskante Entscheidung getroffen hatte, und dass es nur *eine* richtige Art und Weise gab, die Frau eines Senators zu

sein, und zwar nicht die meine.

Ich bedankte mich noch einmal, legte auf und seufzte. Nichts von alledem war überhaupt je meine Entscheidung gewesen. Gar nichts. Genau wie sie war ich jetzt die Ehefrau eines US-Senators – sie hatte mich während des gesamten Gesprächs mit Mrs. Obama angesprochen. Das hieß aber nicht, dass ich alles aufgeben musste, um für ihn da zu sein. Ehrlich gesagt wollte ich überhaupt nichts aufgeben.

Ich wusste, dass es auch andere Senatoren gab; Senatoren, deren Partner lieber in ihrer Heimatstadt lebten als in Washington. Der Senat, unter dessen hundert Mitgliedern auch vierzehn Frauen waren, war nicht mehr ganz so altmodisch wie früher. Dennoch empfand ich es als anmaßend, dass eine andere Frau mir Vorwürfe machte, weil ich meine Kinder an ihrer Schule lassen und meinen Job behalten wollte. Ein paar Wochen nach der Wahl ging ich mit Barack zu einer eintägigen Orientierungsveranstaltung für neu gewählte Senatoren und ihre Partner. In diesem Jahr nahmen nur wenige Personen daran teil, und nach einer kurzen Einführung wurden die Politiker in ein Zimmer geführt, die Partner in ein anderes. Ich hatte viele Fragen mitgebracht, zumal ich wusste, dass Politiker und ihre Familien strenge Verhaltensvorschriften einzuhalten hatten, die alles Mögliche regelten, vom Annehmen von Geschenken bis dazu, wer die Reisekosten zwischen Washington und der Heimatstadt bezahlte. Ich rechnete damit, dass wir vielleicht über den bestmöglichen Umgang mit Lobbyisten oder über rechtliche Fragen bei Wahlkampfspenden sprechen würden.

Stattdessen bekamen wir eine ausführliche Abhandlung über die Geschichte und Architektur des Kapitols zu hören und durften einen Blick auf das offizielle Porzellan des Senats werfen, gefolgt von einem Mittagessen und höflichem Geplauder. Das Ganze ging über mehrere Stunden. Hätte ich mir dafür nicht extra einen Tag freigenommen und

die Kinder zu meiner Mutter gebracht, hätte ich vielleicht darüber lachen können. Aber wenn ich schon die Frau eines Politikers sein sollte, wollte ich das auch ernst nehmen. Zwar interessierte ich mich nicht für die Politik als solche, aber vermasseln wollte ich es dadurch auch nicht.

Ehrlich gesagt: Washington irritierte mich. All die schwerfälligen Traditionen und die humorlose Selbstbezogenheit, die Dominanz weißer Männer, deren Frauen im Nebenraum beim Lunch saßen. Und im Kern dieser Irritation saß eine gewisse Angst. Denn ohne all das selbst gewollt zu haben, wurde ich doch mitten reingezogen. Mrs. Obama war ich nun schon seit zwölf Jahren, doch nun bedeutete das langsam etwas anderes. Zumindest in gewissen Kreisen war ich es jetzt auf eine Weise, die sich manchmal erniedrigend anfühlen konnte, eine »Missus«, definiert durch ihren »Mister«. Ich war die Frau von Barack Obama, dem politischen Rockstar, dem einzigen Schwarzen im Senat – dem Mann, der so bewegend und eindringlich von Hoffnung und Toleranz gesprochen hatte, dass er jetzt von Erwartungen umschwirrt wurde wie von einem Schwarm Hornissen.

Mein Mann war gerade erst Senator geworden, doch irgendwie wollten viele das offenbar einfach direkt überspringen. Man interessierte sich einzig und allein dafür, ob er plante, 2008 fürs Präsidentenamt zu kandidieren. Die Frage war nicht zu umgehen. Sämtliche Reporter stellten sie. So gut wie jeder, der ihn auf der Straße ansprach, stellte sie. Meine Kollegen in der Klinik stellten sie ganz nebenbei, zwischen Tür und Angel, in der Hoffnung auf einen kleinen Wissensvorsprung vor allen anderen. Sogar Malia, die mit sechseinhalb in einem rosa Samtkleid neben Barack gestanden hatte, als Dick Cheney ihm den Amtseid abnahm, wollte es wissen. Im Gegensatz zu allen anderen war unsere Erstklässlerin allerdings so vernünftig zu erkennen, wie übereilt das alles war.

»Daddy, willst du probieren, Präsident zu werden?«, fragte sie.

»Findest du nicht, du solltest erst mal Vize-Präsident sein oder so?«

Ich sah das genauso. Als eingefleischte Pragmatikerin, so viel sollte inzwischen rübergekommen sein, tendierte ich in allen Dingen zu behutsamem, methodischem Vorgehen, ein Schritt nach dem anderen. Ich war von Natur aus ein Fan von Umsicht und Geduld. Es beruhigte mich daher immer, wenn ich hörte, wie Barack seine Befrager mit einem bescheidenen, aber spröden Lächeln zurückwies, wie er jegliche Fragen zur Präsidentschaft in den Wind schlug und erklärte, er habe einzig und allein vor, sich auf seinen Hosenboden zu setzen und gute Arbeit im Senat zu leisten. Oft rief er den Leuten ins Gedächtnis, dass er nur ein einfaches Mitglied der Opposition war, ein absoluter Hinterbänkler. Außerdem, so fügte er gelegentlich hinzu, musste er auch noch zwei Kinder großziehen.

Doch die Trommeln schlugen schon. Aufzuhalten war das kaum noch. Barack schrieb bereits an dem Text, aus dem schließlich »The Audacity of Hope« (dt.: »Hoffnung wagen: Gedanken zur Rückbesinnung auf den American Dream«, Anm. d. Übers.) werden sollte. Er durchdachte seine Überzeugungen und seine Vision für Amerika und fügte sie bis spät in die Nacht zu Sätzen in seinen Notizblöcken. Er sagte mir damals, er sei vollauf zufrieden damit zu bleiben, wo er war, langsam seinen Einfluss auszubauen und zu warten, bis er in der Kakophonie der Entscheidungsfindung im Senat das Wort ergreifen könne. Doch dann kam der Sturm.

Ende August 2005 fegte der Hurrikan Katrina über die Golfküste der USA, überschwemmte die Deiche von New Orleans, verwandelte tiefer liegende Gebiete in Sumpfland und jagte die Menschen – schwarze Menschen, größtenteils – auf die Dächer ihrer zerstörten Häuser. Die Nachwirkungen waren fürchterlich: Die Medien berichteten von Krankenhäusern ohne Notstrom, von verzweifelten Familien, die im Superdome, dem Footballstadion von New Orleans, zusammengetrieben

wurden, und von Hilfskräften, denen die Mittel fehlten, um ihre Arbeit zu verrichten. Insgesamt kamen in dieser Katastrophe etwa achtzehnhundert Menschen ums Leben, über eine halbe Million mehr verloren ihr Zuhause – eine Tragödie, die durch die inkompetente Reaktion der amtierenden Regierung in Washington nur noch verschlimmert wurde. Auf herzzerreißende Weise traten dabei die strukturellen Spaltungen innerhalb Amerikas zu Tage, insbesondere die enorme, einseitige Verwundbarkeit von Afroamerikanern und Armen jedweder Hautfarbe, wenn es hart wurde.

Wo war die Hoffnung jetzt?

Ich verfolgte die Berichterstattung zu Katrina mit einem üblen Gefühl in der Magengrube, denn mir war klar: Falls so etwas je in Chicago passieren sollte, würde viele meiner Freunde und Verwandten ein ähnliches Schicksal ereilen. Barack traf die Sache genauso schwer. Eine Woche nach dem Hurrikan flog er nach Houston, um gemeinsam mit Ex-Präsident George H. W. Bush sowie Bill und Hillary Clinton – damals seine Kollegin im Senat – die Zehntausenden Evakuierten in New Orleans zu besuchen, die Zuflucht im dortigen Baseballstadion gefunden hatten. Die Erfahrungen dieser Reise weckten etwas in ihm – das quälende Gefühl, immer noch nicht genug zu tun.

Daran musste ich ungefähr ein Jahr später wieder denken, als die Trommeln nun wirklich laut zu hören waren und der Druck auf uns beide gewaltig wurde. Wir machten weiter wie gehabt, aber die Frage, ob Barack kandidieren würde, hing flirrend um uns in der Luft. *Konnte er? Würde er? Sollte er?* Im Sommer 2006 nannten ihn die Teilnehmer einer offenen Meinungsumfrage als möglichen Präsidenten, auch wenn Hillary Clinton klar an erster Stelle lag. Im Herbst allerdings waren seine Aktien bereits deutlich gestiegen, unter anderem dank der Veröffentlichung von »Hoffnung wagen« und der großen

Medienaufmerksamkeit, die ihm die Lesereise einbrachte. Plötzlich erreichte beziehungsweise überbot er die Umfragewerte von Al Gore und John Kerry, den zurückliegenden beiden demokratischen Kandidaten – ein Beweis für sein Potenzial. Ich wusste, dass er vertraulich mit Freunden, Beratern und potenziellen Spendern sprach und somit klar signalisierte, dass er darüber nachdachte. Doch einem Gespräch ging er aus dem Weg: dem mit mir.

Natürlich war ihm klar, wie ich darüber dachte. Indirekt, im Zuge der Beschäftigung mit anderen Themen und Aspekten, hatten wir das durchaus diskutiert. Wir lebten inzwischen schon so lange mit den Erwartungen anderer Leute, dass sie beinahe zum festen Bestandteil all unserer Gespräche geworden waren. Baracks Potenzial saß mit der Familie am Esstisch. Baracks Potenzial begleitete die Mädchen in die Schule und mich zur Arbeit in der Klinik. Es war auch dann dabei, wenn wir es gar nicht wollten, mengte allen Dingen eine sonderbare Energie bei. Aus meiner Sicht tat mein Mann schon mehr als genug. Sofern er auch nur mit dem Gedanken spielte, anzutreten, hoffte ich, er würde es besonnen angehen, sich langsam vorbereiten, im Senat den rechten Augenblick abwarten, wenigstens, bis die Mädchen etwas älter wären – bis 2016 vielleicht.

Seit ich Barack kannte, hatte ich den Eindruck, dass er den Blick stets auf irgendeinen fernen Horizont richtete, auf seine Vorstellung davon, wie die Welt sein sollte. Ich wünschte mir, er wäre – nur ausnahmsweise – mal zufrieden mit dem Leben, so wie es war. Mir war unbegreiflich, wie er Sasha und Malia, inzwischen fünf und acht, mit ihren Zöpfen und ihrem verkicherten Überschwang, ansehen und irgendetwas anderes empfinden konnte. Der Gedanke, dass es trotzdem so war, tat mir manchmal weh.

Wir beide saßen auf einer Wippe, der Mister auf der einen Seite, die Missus auf der anderen. Inzwischen wohnten wir in einem schönen

Haus, georgianischer Stil, Backstein, an einer ruhigen Straße in Kenwood, mit einer großen Veranda und hohen Bäumen im Garten – genau die Sorte Eigenheim, die Craig und ich bei den sonntäglichen Fahrten im Buick meines Vaters immer bestaunt hatten. Ich musste oft an meinen Vater denken, an alles, was er für uns getan hatte. Wie sehr hätte ich mir gewünscht, er würde noch leben, hätte sehen können, wie die Dinge sich entwickelt hatten. Craig war inzwischen vollauf zufrieden mit seinem Leben, hatte seiner Karriere als Investmentbanker endlich den Rücken gekehrt und sich wieder seiner ersten großen Liebe zugewandt, dem Basketball. Nach ein paar Jahren als Assistent an der Northwestern war er mittlerweile Cheftrainer an der Brown University in Rhode Island und stand kurz davor, wieder zu heiraten: Kelly McCrum, die attraktive, bodenständige Zulassungsdekanin eines Ostküsten-Colleges. Seine beiden Kinder waren groß und selbstbewusst geworden, lebhafte Ankündigungen des Potenzials der kommenden Generation.

Ich war die Frau eines Senators, hatte aber vor allem auch einen eigenen Beruf, der mir sehr am Herzen lag. Im Frühjahr war ich zur Vize-Direktorin der Uniklinik befördert worden. Die zwei Jahre zuvor hatte ich die Entwicklung eines Programms namens South Side Healthcare Collaborative geleitet, das bereits über tausendfünfhundert Patienten aus unserer Notaufnahme an Mediziner vermittelt hatte, die sie regelmäßig aufsuchen konnten, egal, ob sie diese nun bezahlen konnten oder nicht. Meine Arbeit war mir wichtig. Immer noch sah ich Schwarze mit Erkrankungen in die Notaufnahme kommen, um die sich viel zu lange niemand gekümmert hatte – zum Beispiel Diabetiker, deren Gefäßerkrankungen nicht behandelt wurden, sodass ihnen jetzt ein Bein amputiert werden musste. Unweigerlich musste ich dabei an all die Arzttermine denken, die mein eigener Vater versäumt hatte, an all die MS-Symptome, die er kleingeredet hatte, um ja niemandem auf die

Nerven zu gehen, kein Geld zu kosten und keinen Papierkram zu verursachen, oder auch um sich das Gefühl der Erniedrigung durch einen reichen weißen Arzt zu ersparen.

Ich mochte meine Arbeit und, obwohl es nicht perfekt war, mochte ich mein Leben. Jetzt wo Sasha bald in die Grundschule kommen würde, schien es mir, als stünde ich erneut am Anfang einer neuen Lebensphase, kurz davor, meinen Ehrgeiz wieder entfachen zu lassen und mir neue Ziele zu setzen. Und was würde ein Präsidentschaftswahlkampf daraus machen? Er würde alles an sich reißen. So viel war mir auch damals schon klar. Barack und ich hatten in elf Jahren bereits fünf Wahlkämpfe durchgemacht, und jedes Mal musste ich ein bisschen härter darum kämpfen, meine eigenen Prioritäten nicht aus dem Blick zu verlieren. Jeder einzelne davon hatte eine kleine Delle in meiner Seele und in unserer Ehe hinterlassen. Ein Präsidentschaftswahlkampf, so fürchtete ich, würde uns nicht nur einen Blechschaden einhandeln. Barack wäre noch viel öfter fort von zu Hause als während seiner Zeit in Springfield und Washington – nicht nur tage- sondern wochenlang; nicht nur in Zeiträumen von vier bis acht Wochen, zwischen den Sitzungspausen, sondern für Monate am Stück. Was würde das für unsere Familie bedeuten? Was würde das Rampenlicht mit unseren Mädchen machen?

Ich tat, was ich konnte, um den Wirbel um Barack zu ignorieren, auch wenn es nicht den Anschein machte, als würde dieser sich in absehbarer Zeit wieder legen. TV-Experten diskutierten seine Aussichten. David Brooks, der konservative Kolumnist der New York Times, schrieb einen überraschenden »Just do it«-Appell mit dem auf Forrest Gump anspielenden Titel »Run, Barack, Run«. Man erkannte ihn inzwischen beinahe überall, ich allerdings war zum Glück bislang noch unsichtbar. Als ich einmal, im Oktober, an der Kasse eines kleinen Ladens anstand und mein Blick auf die Titelseite des Time Magazine

fiel, musste ich gleich wieder wegschauen: Eine extreme Nahaufnahme meines Mannes, zusammen mit der Schlagzeile »Wieso Barack Obama der nächste Präsident sein könnte.«

Meine Hoffnung war, dass Barack den Spekulationen irgendwann selbst ein Ende setzen und erklären würde, dass er nicht kandidieren würde, und damit die Medien wieder in eine andere Richtung steuern lassen. Doch das tat er nicht. Und er würde es auch nicht tun. Er wollte kandidieren. Er wollte es, ich nicht.

Wann immer ein Reporter fragte, ob er ins Rennen um die Präsidentschaft einsteigen wolle, zögerte Barack und sagte nur: »Ich denke noch darüber nach. Das muss die Familie zusammen entscheiden.« Das bedeutete: »Nur, wenn Michelle sagt, dass ich darf.«

Wenn Barack in Washington war, lag ich nachts im Bett und fühlte mich, als träte ich allein gegen den Rest der Welt an. Ich wollte ihn für unsere Familie. Alle anderen wollten ihn für unser Land. Seine Berater – die Wahlkampfstrategen David Axelrod und Robert Gibbs, die ihm auch in den Senat verholfen hatten, David Plouffe, ebenfalls ein Berater aus Axelrods Firma, Baracks Stabschef Pete Rouse und Valerie – waren vorsichtig, befürworteten aber tendenziell eine Kandidatur. Allerdings machten sie auch klar, dass man dabei keine halben Sachen machen durfte. Barack und ich müssten bedingungslos dahinterstehen. Die Anforderungen, die man an ihn stellen würde, wären unvorstellbar. Ohne seine Pflichten im Senat auch nur für einen einzigen Moment zu vernachlässigen, würde er eine landesweite Wahlkampforganisation aufbauen und leiten müssen, ein Wahlprogramm entwickeln und eine unfassbare Summe Geld einwerben. Mein Job wiederum bestünde nicht nur in stillem Einverständnis, sondern in aktiver Teilnahme am Wahlkampf. Man würde erwarten, dass ich mich und die Kinder den Kameras aussetzte, zustimmend lächelte und jede Menge Hände schüttelte. Alles würde sich nur noch um ihn drehen und im Dienst der

großen Sache stehen.

Sogar Craig, der mich mein ganzes Leben lang so eifrig beschützt hatte, war von der Aufregung gepackt worden. Eines Abends rief er mich extra an, um sich für Baracks Kandidatur starkzumachen. »Hör mal, Miche«, begann er, und sprach dann wie so oft die Sprache des Basketballs: »Du machst dir Sorgen, ich weiß, aber wenn Barack eine Chance zum Wurf sieht, muss er werfen. Das verstehst du doch, oder?«

Es hing also von mir ab. Alles hing von mir ab. Hatte ich Angst, oder war ich einfach nur müde?

Wohl oder übel hatte ich mich in einen Mann verliebt, der eine Vision hatte, der optimistisch war, ohne naiv zu sein, der nicht vor Auseinandersetzungen zurückschreckte und den es obendrein auch noch faszinierte, wie kompliziert diese Welt ist. Dem riesenhaften Aufwand sah er mit merkwürdiger Gelassenheit entgegen. Zwar graute ihm vor dem Gedanken, so lange weg von mir und den Mädchen zu sein, doch er erinnerte mich auch daran, wie stark unsere Liebe war. »Wir kriegen das hin, stimmt's?«, sagte er und nahm meine Hand, als wir eines Abends in seinem Arbeitszimmer saßen und gerade begonnen hatten, endlich richtig über die Sache zu sprechen. »Wir sind stark und haben etwas im Kopf, und unsere Kinder auch. Wir schaffen das. Wir können uns das leisten.«

Übersetzt hieß das: Ja, ein Wahlkampf würde uns einiges abverlangen. Wir würden Opfer bringen müssen – Zeit, Beisammensein, Privatsphäre. Wie viel genau, ließ sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht sagen, aber ganz sicher eine Menge. Mir kam das vor, wie wenn man Geld ausgibt, ohne den Kontostand zu kennen. Wie belastbar waren wir tatsächlich? Wo lagen unsere Grenzen? Was würde zum Schluss übrig bleiben? Allein schon diese Unsicherheit glich einer Drohung, etwas, in dem wir ertrinken könnten. Schließlich war ich in einer Familie aufgewachsen, in der Voraussicht großgeschrieben worden war, die zu

Hause Feuerübungen abgehalten hatte und zu sämtlichen Terminen zu früh aufgekreuzt war. Meine Jugend mit einem schwer beeinträchtigten Vater in einem Arbeiterviertel hatte mich gelehrt, Planung und Umsicht wertzuschätzen. Sie konnten den Unterschied zwischen Stabilität und Armut ausmachen. Der Grat zwischen den beiden kam mir immer schmal vor. Ein ausgefallener Gehaltsscheck, schon saß man ohne Strom da; eine einzige vergessene Hausaufgabe, schon hinkte man womöglich derart weit hinterher, dass man vom College flog.

Ich hatte einen Klassenkameraden bei einem Brand verloren und erlebt, wie Suzanne starb, noch ehe sie richtig erwachsen geworden war. Das hatte mir gezeigt, wie grausam und willkürlich die Welt sein konnte, dass Fleiß allein nicht immer zum Erfolg ausreichte. Das sollte mir in Zukunft nur noch klarer werden, doch schon jetzt, in unserem gemütlichen Haus in unserer gemütlichen Straße, spürte ich den Drang zu schützen, was wir hatten – mich um die Mädchen zu kümmern und alles andere zu vergessen, wenigstens, bis sie etwas älter wären.

Und doch hatte die Medaille eine Kehrseite, das war Barack und mir sehr wohl bewusst. Aus privilegierter, weil räumlicher Distanz hatten wir die Verheerungen durch Katrina beobachtet. Wir hatten gesehen, wie Eltern ihre kleinen Kinder über den Hochwasserfluten gehalten und afroamerikanische Familien mit der menschenunwürdigen Verderbnis im Superdome gerungen hatten. Dank meiner unterschiedlichen Jobs – im Rathaus, bei Public Allies und an der Uniklinik – hatte ich erlebt, wie schwer es manche Menschen hatten, an eine Unterkunft oder eine simple Krankenversicherung zu kommen. Ich hatte die hauchdünne Grenze zwischen Überwasserhalten und Untergehen gesehen. Barack seinerseits hatte viel Zeit damit verbracht, entlassenen Fabrikarbeitern zuzuhören, jungen Kriegsveteranen, die lernen mussten, mit bleibenden Behinderungen zu leben, mit Müttern, die es satthatten, ihre Kinder in miserable Schulen schicken zu müssen.

Kurz: Uns war bewusst, was für ein absurdes Glück wir hatten, und wir fühlten uns verpflichtet, uns darauf nicht auszuruhen.

Da mir also eigentlich gar keine andere Wahl blieb, als sie zumindest in Betracht zu ziehen, öffnete ich der Möglichkeit schließlich die Tür. Barack und ich sprachen alles gründlich durch, nicht nur einmal, sondern mehrfach, bis zu unserem alljährlichen Weihnachtsbesuch bei Toot in Hawaii. Manchmal diskutierten wir wütend und unter Tränen, manchmal ernsthaft und positiv. Es war die Fortsetzung eines Gesprächs, das wir bereits seit siebzehn Jahren führten. *Wer waren wir? Was war uns wichtig? Was konnten wir tun?*

Am Ende war ich einverstanden, und zwar, weil ich überzeugt war, dass Barack ein großartiger Präsident werden konnte. Er hatte ein Selbstvertrauen wie kaum jemand sonst. Er hatte die nötige Intelligenz und Disziplin, das richtige Temperament, um alle Widrigkeiten zu ertragen, und jenes ungewöhnliche Maß an Einfühlungsvermögen, das ihn aufmerksam auf die Bedürfnisse des Landes lauschen ließ. Außerdem war er umgeben von guten, klugen Menschen, die bereit waren mitanzupacken. Wie sollte ich ihm da im Weg stehen? Wie sollte ich meine eigenen Bedürfnisse – ja sogar die unserer Mädchen – vor die Möglichkeit stellen, dass Barack ein Präsident werden könnte, der Millionen von Menschen zu einem besseren Leben verhilft?

Ich sagte Ja, weil ich ihn liebte und an ihn glaubte.

Ich sagte Ja, obwohl ich insgeheim einen schmerzlichen Gedanken hegte, den ich damals aber niemandem verriet: Ich stand zwar voll und ganz hinter seiner Kandidatur, war aber insgeheim sicher, dass er es nicht schaffen würde. Er sprach so oft und leidenschaftlich davon, die Spaltungen in unserem Land zu überwinden, appellierte an höhere Ideale, von denen er glaubte, dass sie den meisten Menschen angeboren waren. Doch ich hatte genug von diesen Spaltungen gesehen, um meine Hoffnungen zu zügeln. Barack war immer noch ein Schwarzer in

Amerika. Ich glaubte nicht daran, dass er wirklich gewinnen könnte.

# 16

Praktisch im selben Augenblick, in dem wir entschieden, dass er kandidieren solle, verwandelte Barack sich in eine Art menschlichen Kugelblitz, in eine verpixelte Version des Mannes, den ich kannte – mit einem Mal musste er überall zugleich sein, getrieben und gefangen von der Macht der großen Aufgabe. In etwas weniger als einem Jahr würde die erste Vorwahl stattfinden, in Iowa. Barack musste rasch einen Stab anheuern, Spender mit dicken Brieftaschen umwerben und überlegen, wie er seine Kandidatur mit möglichst großem Knalleffekt ankündigen konnte. Erklärtes Ziel war es, auf dem Radar der Menschen zu landen und sich dort bis zum Wahltag und darüber hinaus zu halten. Ein Wahlkampf kann bereits in den ersten Zügen gewonnen oder verloren werden.

Beaufsichtigen sollten das ganze Unternehmen die beiden schwer engagierten Davids – Axelrod und Plouffe. Axe, wie Axelrod genannt wurde, hatte eine sanfte Stimme, ein vornehmes Auftreten und einen struppigen Schnurrbart. Vor seinem Einstieg in die Politikberatung war er Reporter bei der Chicago Tribune gewesen und sollte sich für Barack um Öffentlichkeit und Medien kümmern. Plouffe – neununddreißig, jungenhaftes Lächeln und leidenschaftlich begeistert von Strategie und Zahlen – würde die gesamte Kampagne organisieren. Das Team wuchs schnell an, und erfahrene Leute wurden rekrutiert, um die Finanzen und die Planung von Veranstaltungen zu regeln.

Irgendwer hatte den klugen Einfall, Barack solle seine Kandidatur von Springfield aus bekanntgeben. Alle waren sich einig, dass dieser

Hintergrund im Herzen Amerikas genau der richtige für einen hoffentlich ganz neuartigen Wahlkampf wäre – für einen, der von der Basis her geführt wurde, größtenteils von Leuten, die bisher gar nicht politisch aktiv gewesen waren. Darauf ruhte Baracks Hoffnung. Seine Jahre als Community Organizer hatten ihm gezeigt, wie viele Menschen sich in unserer Demokratie entmündigt und nicht gehört fühlten. Bei Project VOTE! hatte er erkannt, was möglich war, wenn man diese Menschen in die Lage versetzte, mitmachen zu können. Seine Kandidatur sollte eine noch größere Bewährungsprobe für diese Idee werden. Würde seine Botschaft auch auf einer größeren Bühne tragen? Würden genügend Menschen mitanpacken? Barack war ein ungewöhnlicher Kandidat, das wusste er. Also wollte er auch eine ungewöhnliche Kampagne.

Geplant war, dass Barack seine Ankündigung auf den Stufen des alten State Capitol von Illinois machen sollte, einem historischen Gebäude, das optisch natürlich mehr hermachen würde als irgendein Stadion oder Kongresszentrum. Allerdings müsste er dort auch im Freien stehen, mitten in Illinois, mitten im Februar, wenn dort wie so oft die Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt lagen. Mir kam diese Entscheidung zwar gut gemeint, aber ziemlich unpraktisch vor, und sie trug nicht gerade zu meinem Vertrauen in das Wahlkampfteam bei, das jetzt mehr oder weniger unser ganzes Leben lenkte. Missmutig malte ich mir aus, wie die Mädchen und ich versuchen würden, in Schneegestöber oder eisigem Wind ein Lächeln zu bewahren, wie Barack versuchen würde, energiegeladen zu wirken statt durchgefroren. Ich dachte an all die Menschen, die an jenem Tag lieber zu Hause bleiben würden, statt stundenlang in der Kälte herumzustehen. Der Mittlere Westen war meine Heimat: Ich wusste, dass das Wetter imstande war, alles zu verderben. Und ich wusste, dass Barack sich keinen frühen Flop leisten konnte.

Etwa vier Wochen zuvor hatte Hillary Clinton ihre Kandidatur angekündigt, geradezu sprudelnd vor Zuversicht. John Edwards, Kerrys ehemaliger Mitbewerber aus North Carolina, hatte einen Monat vor ihr seine Kampagne gestartet, vor einem von Katrina verwüsteten Wohnhaus in New Orleans. Insgesamt warfen neun Demokraten ihren Hut in den Ring – das Feld würde eng werden, und der Wettbewerb hart.

Baracks Team setzte auf eine Open-Air-Veranstaltung, was riskant war, doch es war jetzt nicht an mir, Dinge anzuzweifeln. Allerdings bestand ich zumindest auf einem Heizlüfter auf Baracks Podium, damit er in den landesweiten Nachrichten nicht allzu verfroren aussähe. Ansonsten hielt ich mich zurück. Ich hatte ohnehin nicht mehr viel zu melden. Veranstaltungen wurden geplant, Strategien ausgearbeitet, Freiwillige angeheuert. Die Kampagne war von der Startrampe gegangen, einen Fallschirm gab es nicht.

Vermutlich unbewusst aus einem Selbstschutz heraus konzentrierte ich mich auf etwas, das ich kontrollieren konnte, nämlich auf die Suche nach dem Anlass angemessenen Kopfbedeckungen für Sasha und Malia. Neue Wintermäntel für die beiden hatte ich bereits, aber an Mützen dachte ich erst, als es schon fast zu spät war.

Der große Tag stand kurz bevor, und ich eilte durch die Kaufhäuser am Water Tower Place, stöberte in der zu der fortgeschrittenen Jahreszeit nur noch spärlichen Auswahl an Wintermode, suchte vergeblich die Ausverkaufsregale ab. Es dauerte nicht lange, bis ich mir weniger Gedanken darum machte, ob Sasha und Malia aussahen wie die Töchter eines zukünftigen Präsidenten, als darum, ob sie wenigstens aussahen, als hätten sie eine Mutter. Endlich, beim wahrscheinlich dritten Ausflug in die umliegenden Malls, fand ich zwei Strickmützen, weiß für Malia, rosa für Sasha, beide in Größe S. Malia passte ihre Mütze wie angegossen, aber der fünfjährigen Sasha

hing ihre schlaff um das Gesicht. Nicht gerade Haute Couture, aber irgendwie niedlich – und vor allem warm, egal, was der Winter von Illinois aufbieten würde. Ein kleiner Triumph, aber immerhin ein Triumph, und zwar meiner.

Am *Announcement Day* – dem 10. Februar 2007 – war es sonnig und klar, einer dieser blendenden Samstagvormittage im Winter, die deutlich besser aussehen, als sie sich anfühlen. Die Temperaturen lagen ungefähr bei elf Grad minus, und es ging ein leichter Wind. Unsere Familie war tags zuvor in Springfield angekommen und wohnte in einer Dreizimmer-Suite in einem Hotel in der Innenstadt. Das Team hatte den ganzen Stock gemietet, um außerdem noch zwei Dutzend unserer Freunde und Verwandten unterzubringen, die ebenfalls aus Chicago angereist waren.

Schon jetzt bekamen wir den Druck eines landesweiten Wahlkampfs zu spüren. Aus Versehen hatte das Team die Ankündigung ausgerechnet auf den Tag gelegt, an dem auch ein jährliches Forum namens State of the Black Union stattfand, organisiert von Medienstar Tavis Smiley, der das offenbar gar nicht gut fand. Er brachte seine Verstimmung dem Team gegenüber deutlich zum Ausdruck und unterstellte, dieser Fehler zeuge von Missachtung der afroamerikanischen Gemeinde und würde Barack am Ende schaden. Ich war baff, dass der erste Gegenwind uns ausgerechnet von Seiten der schwarzen Community ins Gesicht blies. Am Vortag hatte der *Rolling Stone* einen Artikel über Barack veröffentlicht, für den der Reporter unter anderem die Trinity Church in Chicago besucht hatte. Wir gehörten ihr zwar noch an, nahmen aber an den Gottesdiensten kaum noch teil, seit die Mädchen auf der Welt waren. Der Artikel zitierte aus einer wütenden Brandrede, die Reverend Jeremiah Wright Jahre zuvor über das Thema gehalten hatte, wie man in unserem Lande mit Schwarzen umging. Wright behauptete darin, den Amerikanern sei die

Vorherrschaft der Weißen wichtiger als Gott.

Zwar war der Tenor des Artikels insgesamt positiv, doch die Schlagzeile lautete: »Barack Obamas radikale Wurzeln«. Es war klar, dass konservative Medien uns das umgehend um die Ohren hauen würden. Eine Katastrophe bahnte sich an, und das am Vorabend des Wahlkampfauftakts – den Reverend Wright obendrein mit einem Bittgebet eröffnen sollte. Barack musste eine schwierige Entscheidung treffen. Er rief den Reverend an und fragte ihn, ob er bereit wäre, sich vom Rampenlicht fernzuhalten und uns stattdessen hinter den Kulissen seinen Segen zu geben. Wright war verletzt, sah aber offenbar auch ein, worum es ging, was uns glauben ließ, er würde uns die Enttäuschung nicht nachtragen und uns auch weiterhin unterstützen.

An diesem Morgen wurde mir klar, dass es von nun an kein Zurück mehr gab. Wir traten mit unserer Familie buchstäblich vor ganz Amerika. Der Tag sollte die Kampagne mit einer riesigen Feier einläuten, an deren Vorbereitung alle wochenlang gearbeitet hatten. Und wie jede paranoide Gastgeberin wurde ich die Angst nicht los, dass am Ende einfach niemand käme. Im Gegensatz zu Barack quälten mich immer wieder Zweifel. Immer noch verfolgten mich dieselben Sorgen wie in meiner Kindheit. Was, wenn wir nicht gut genug waren? Vielleicht hatten die Leute alle übertrieben. Vielleicht war Barack ja gar nicht so beliebt, wie seine Leute glaubten. Vielleicht war die Zeit einfach noch nicht reif für ihn. All diese Zweifel schob ich, so gut es ging, beiseite, als wir durch einen Seiteneingang das alte State Capitol betraten, von dem aus wir noch nicht sehen konnten, was draußen los war. Vor einem letzten Briefing durch das Team ließ ich Sasha und Malia bei meiner Mom und Kaye Wilson – »Mama Kaye« –, einer ehemaligen Mentorin von Barack, die den Mädchen in den vergangenen Jahren so etwas wie eine zweite Großmutter geworden war.

Die Menge sehe gut aus, teilte man mir mit. Die ersten Leute seien

schon vor dem Morgengrauen gekommen. Barack sollte als Erster rausgehen, die Mädchen und ich ihm wenig später folgen, über die Treppe auf die Bühne treten und von dort der Menge zuwinken. Ich hatte bereits klargemacht, dass wir während seiner zwanzigminütigen Rede nicht auf der Bühne bleiben würden. Zu erwarten, dass zwei kleine Kinder derart lange stillsitzen und so tun, als seien sie interessiert, wäre zu viel verlangt gewesen. Hätten sie auch nur ansatzweise gelangweilt ausgesehen, geniest oder gezappelt, hätte das Barack sicher nicht besonders geholfen. Dasselbe galt für mich. Ich wusste schon, welches Klischee ich zu verkörpern hatte: die perfekt frisierte, dauerlächelnde Püppchen-Ehefrau, die freudestrahlend an den Lippen ihres Mannes hängt. Das war ich nicht, und das würde ich nie sein. Unterstützen konnte ich ihn, aber ein Roboter wollte ich nicht sein.

Nach dem Briefing und einem Moment des Gebets mit Reverend Wright ging Barack nach draußen, um das Publikum zu begrüßen, dessen Jubelstürme ich drinnen noch hören konnte. Ich ging zurück zu Sasha und Malia, und meine Aufregung wuchs. »Seid ihr so weit?«, fragte ich die Mädchen.

»Mommy, mir ist heiß«, klagte Sasha und zog sich die rosa Mütze vom Kopf.

»Die musst du auflassen, mein Schatz. Draußen ist es eiskalt.« Ich nahm die Mütze und setzte sie ihr wieder auf.

»Aber wir sind ja gar nicht draußen«, erwiderte sie.

Sasha, unser kleiner Naseweis. Gegen diese Logik kam ich nicht an. Stattdessen warf ich einer jungen Helferin, die ziemlich sicher keine Kinder hatte, einen Blick zu, um ihr zu signalisieren: *Lieber Gott, wenn wir nicht gleich loslegen, wird das mit den beiden nichts mehr.*

Gnädigerweise nickte sie zurück und winkte uns zur Tür. Es ging los.

Ich war inzwischen schon auf einigen von Baracks

Politveranstaltungen gewesen und hatte ihn oft im Umgang mit großen Wählergruppen erlebt. Ich kannte Kampagnenauftakte, Spendengalas und Wahlpartys. Ich kannte Zuschauerräume voller alter Freunde und langjähriger Unterstützer. Springfield allerdings war etwas vollkommen anderes.

Meine Nervosität verflog, sobald wir auf die Bühne traten. Ich konzentrierte mich voll und ganz auf Sasha, achtete darauf, dass sie lächelte und nicht über ihre Stiefel stolperte. »Schau nach vorn, mein Schatz«, sagte ich und nahm sie an der Hand. »Immer schön lächeln!« Malia war schon ein paar Schritte voraus, schloss mit erhobenem Kinn und breitem Lächeln zu ihrem Vater auf und winkte. Erst von der Treppe aus konnte ich endlich die Menge überblicken – oder es wenigstens versuchen. Der Andrang war enorm. Über fünfzehntausend Leute waren gekommen. Sie verteilten sich auf ein Dreihundert-Grad-Panorama vor dem State Capitol und hüllten uns ein in ihre Begeisterung.

Einen Samstag auf einer politischen Kundgebung zu verbringen war nie meine Sache gewesen. Ich konnte nie recht begreifen, was Leute daran fanden, in einer Turnhalle oder Schulaula herumzustehen, um sich Plattitüden und hehre Versprechungen anzuhören. Warum, fragte ich mich also, sind die bloß alle hier? Warum ziehen die sich ein zweites Paar Socken an und stehen hier stundenlang in der Kälte herum? Dass Leute sich warm einpackten und warteten, um eine Band zu hören, deren Songs sie alle auswendig mitsingen konnten, oder um ihre Lieblingsmannschaft bei einem verschneiten Superbowl anzufeuern – das leuchtete mir ja noch ein. Aber für Politik? So etwas hatte ich noch nie erlebt.

Langsam dämmerte mir jedoch, dass *wir* die Band waren. Wir waren die Mannschaft, kurz davor, aufs Spielfeld zu laufen. Was ich dabei vor allem empfand, war ein plötzliches Gefühl der

Verantwortung. Wir waren jedem einzelnen dieser Menschen etwas schuldig. Wir baten sie darum, an uns zu glauben, jetzt mussten wir liefern, mussten die Begeisterung, die sie uns entgegenbrachten, über zwanzig Monate und fünfzig Staaten bis ins Weiße Haus tragen. Das hatte ich bislang nicht für möglich gehalten, jetzt aber vielleicht doch. Das war das Call-and-Response-Prinzip der Demokratie, das wurde mir jetzt klar, ein Vertrag, den man mit einer Person nach der anderen einging. *Du bist für mich eingetreten, jetzt trete ich für dich ein.* Mit einem Mal hatte ich fünfzehntausend Gründe mehr, Barack gewinnen sehen zu wollen.

Jetzt war ich rückhaltlos an Bord. Unsere ganze Familie war das, auch wenn das etwas unheimlich war. Was vor uns lag, konnte ich mir damals nicht in meinen kühnsten Träumen ausmalen. Und doch waren wir hier – da draußen –, standen zu viert vor der Menge und den Kameras, entblößt bis auf die Mäntel und eine einen Tick zu große Mütze auf einem Kinderköpfchen.



Barack gab seine Präsidentschaftskandidatur an einem eisigen Februartag 2007 in Springfield, Illinois, bekannt. Ich hatte Sasha für den Anlass eine viel zu große rosa Mütze gekauft und hatte die ganze Zeit Angst, sie könnte sie verlieren, aber wundersamerweise behielt sie sie doch auf.

© Anne Ryan 2007

Hillary Clinton war eine ernstzunehmende, fähige Gegnerin. Sämtlichen Umfragen zufolge hatte sie bei den potenziellen Wählern der demokratischen Vorwahlen weit die Nase vorn. Barack lag zwischen zehn und zwanzig Punkten hinter ihr zurück, Edwards ein paar Punkte hinter Barack. Die Wähler der Demokraten kannten die Clintons, und diese wollten unbedingt gewinnen. Deutlich weniger Menschen konnten auch nur den Namen meines Mannes aussprechen. Uns allen – Barack, mir und dem Wahlkampfteam – war schon lange vor seiner Ankündigung bewusst, dass ein Schwarzer namens Barack Hussein Obama es schwer haben würde, politisches Talent hin oder her.

Diesem Hindernis sahen wir uns auch bei schwarzen Wählern gegenüber. Wie ich selbst zu Anfang noch trauten viele Schwarze meinem Mann keine reelle Chance zu. Viele konnten sich noch nicht recht vorstellen, dass ein Schwarzer in vorwiegend weißen Gebieten gewinnen könnte, weshalb sie oft auf das sicherere Pferd setzten, auf die zweitbeste Option. Eine der zahlreichen Herausforderungen für Barack lag also darin, schwarze Wähler von ihrer langjährigen Loyalität zu Bill Clinton abzubringen, dem der Umgang mit der afroamerikanischen Gemeinde ungewöhnlich leichtgefallen war, was ihm viele gute Beziehungen zu ihr eingebracht hatte. Barack hatte sich bereits die Gunst einer breiten Wählerschaft in ganz Illinois erarbeitet, einschließlich der ländlichen weißen Gebiete im Süden des Bundesstaats. Er hatte bereits bewiesen, dass er sämtliche demografischen Gruppen erreichen konnte, doch das wussten zu diesem frühen Zeitpunkt viele noch nicht über ihn.

Barack würde stärker auf dem Prüfstand stehen als alle anderen, das Objektiv würde immer auf maximale Vergrößerung eingestellt sein. Als schwarzer Kandidat konnte er sich nicht den kleinsten Fehltritt leisten. Er musste alles doppelt so gut machen. Für Barack – und alle anderen Kandidaten, die nicht Clinton hießen – bestand die einzige

Chance auf die Nominierung darin, viel Geld einzuwerben und es schnell wieder auszugeben, in der Hoffnung, eine starke Leistung in der ersten Vorwahl verleihe der Kampagne ausreichend Schwung, um an der Wahlkampfmaschine der Clintons vorbeizuziehen.

Unsere ganze Hoffnung ruhte auf Iowa. Dort mussten wir gewinnen oder uns schon vor dem Zieleinlauf geschlagen geben. Der Bundesstaat Iowa ist größtenteils ländlich geprägt und zu über 90 Prozent weiß, ein merkwürdiges Barometer für die politische Stimmung des ganzen Landes und nicht gerade das nächstliegende Umfeld für die Standortbestimmung eines Schwarzen aus Chicago, doch so war es nun mal. Schon seit 1972 fand in Iowa traditionell die erste Vorwahl statt. Mitglieder beider Parteien gaben dort mitten im Winter ihre Stimmen ab, und das ganze Land sah ihnen dabei zu. Wer sich in Des Moines oder Dubuque hervortat, dessen Kandidatur zählte automatisch auch in Orlando und Los Angeles. Klar war auch: Wenn wir uns in Iowa gut schlugen, würde das schwarzen Wählern im ganzen Land signalisieren, dass sie getrost an uns glauben durften. Als Senator des Nachbarstaates Illinois war Barack in Iowa immerhin nicht ganz unbekannt und er selbst vertraut mit den allgemeinen Themen der Region, weswegen David Plouffe uns immerhin einen kleinen Vorteil ausrechnete – und den wollten wir jetzt nutzen.

Für mich hieß das, dass ich so gut wie jede Woche mit der Frühmaschine von United Airlines nach Iowa flog und drei bis vier Wahlkampftermine wahrnahm. Schon früh hatte ich Plouffe gesagt, dass ich zwar liebend gern mithelfe, aber auf jeden Fall dafür gesorgt sein müsse, dass ich rechtzeitig wieder in Chicago bin, um die Mädchen ins Bett zu bringen. Meine Mutter hatte sich bereiterklärt, weniger zu arbeiten, um sich besser um die Kinder kümmern zu können, während ich unterwegs war. Auch Barack verbrachte viele, viele Stunden in Iowa, auch wenn wir selten gemeinsam dort – oder irgendwo sonst – waren.

Ich war jetzt eine sogenannte Ersatzkandidatin, eine Stellvertreterin, die Wähler in einem Gemeindezentrum in Iowa City treffen konnte, während der wahre Kandidat in Cedar Falls auftrat oder in New York Spenden sammelte. Nur wenn es wirklich darauf ankam, steckte das Wahlkampfteam uns beide in denselben Raum.

Barack reiste inzwischen mit einem ganzen Tross aufmerksamer Helfer, und mir wurden die Mittel für zwei eigene Mitarbeiterinnen zugeteilt. Angesichts der Tatsache, dass ich mich eigentlich nur zwei oder drei Tage pro Woche am Wahlkampf beteiligen wollte, schien mir das mehr als genug. Ich hatte ja keine Ahnung, wie viel Hilfe ich tatsächlich brauchen sollte. Melissa Winter, die ich als Erstes einstellte und die später meine Stabschefin wurde, hatte mir Baracks Terminplanerin empfohlen. Melissa hatte in Washington für Senator Joe Liebermann gearbeitet und war auch an seinem Wahlkampf für die Vize-Präsidentschaft des Wahljahrs 2000 beteiligt gewesen. Bei einem Vorstellungsgespräch in unserem Wohnzimmer in Chicago beeindruckte die blonde, Brille tragende Enddreißigerin mich mit ihrem ehrfurchtslosen Witz und einem nahezu obsessiven Sinn fürs Detail – genau, was ich brauchte, um den Wahlkampf mit meinem ohnehin schon vollen Terminplan in der Klinik zu vereinbaren. Sie war scharfsinnig, hocheffizient und schnell. Außerdem war sie bereits lange genug in der Politik tätig, um sich von all der Hektik und Intensität nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Und sie war nur ein paar Jahre jünger als ich, also eher eine Verbündete auf Augenhöhe, als es all die jüngeren Wahlkämpfer waren. Im Laufe der Zeit vertraute ich ihr in allen Bereichen meines Lebens – und das tue ich noch heute.

Katie McCormick Lelyveld komplettierte unser Trio als meine Pressesprecherin. Sie war noch keine dreißig, hatte aber bereits einen Präsidentschaftswahlkampf hinter sich und für Hillary Clinton gearbeitet, als diese noch First Lady gewesen war, was ihre Erfahrungen

gleich doppelt bedeutsam machte. Beherzt, intelligent und immer perfekt gekleidet war Katie von nun an dafür zuständig, sich mit Reportern und TV-Teams herumzuschlagen, für umfangreiche Berichterstattung über unsere Veranstaltungen zu sorgen und – mit Hilfe des ledernen Aktenkoffers, in dem sie stets Fleckenentferner, Minzbonbons, Nähzeug und eine Ersatzstrumpfhose dabeihatte – zu verhindern, dass ich aussah wie ein gerupftes Huhn, wenn wir zwischen Flugzeugen und Veranstaltungen hin und her eilten.




Ich mochte den Wahlkampf, die Verbindungen, die ich mit unserer Wählerschaft im ganzen Land knüpfte, gaben mir Energie. Trotzdem war das Tempo oft erschöpfend. Ich ruhte mich also ein bisschen aus, wann immer es ging.

© Callie Shell/Aurora Photos

Im Laufe der Jahre hatte ich in den Nachrichten diverse Präsidentschaftskandidaten gesehen, die durch Iowa zogen, sich unbeholfen an die Tische einfacher Bürger, die in einem Diner Kaffee tranken, drängten, oft ziemlich dämlich vor einer lebensgroßen Kuhskulptur aus Butter posierten oder frittiertes Gottweißwas am Stiel auf dem Jahrmarkt in sich hineinstopften. Wie viel davon den Wählern wirklich wichtig und was nur Selbstdarstellung war, wusste ich allerdings nicht so genau.

Baracks Berater hatten versucht, Iowa für mich etwas zu entmystifizieren, und mir erklärt, meine Aufgabe bestünde hauptsächlich darin, Zeit mit Demokraten in jedem Winkel des Staates zu verbringen, vor kleinen Gruppen zu sprechen, freiwillige Helfer zu motivieren und wichtige Persönlichkeiten in den Communitys zu überzeugen. In Iowa nahm man die Aufgabe des politischen Trendsetters sehr ernst, sagten sie mir. Die Leute informierten sich über die Kandidaten und stellten genaue Fragen zum Programm. Gewöhnt daran, monatelang hofiert zu werden, würden sie sich außerdem kaum mit einem bloßen Lächeln und Händeschütteln überzeugen lassen. Manche warteten etliche Wochen ab und legten sich erst auf einen Kandidaten fest, wenn sie mit jedem einzelnen persönlich gesprochen hatten. Was meine Botschaft in Iowa sein sollte, sagte man mir vorher nicht. Ich bekam kein Skript, keine Argumentationshilfen, keine Ratschläge. Das musste ich also wohl selbst herausfinden.

Meine erste Solo-Veranstaltung fand Anfang April in einem bescheidenen Wohnhaus in Des Moines statt. Ein paar Dutzend Menschen hatten sich im Wohnzimmer versammelt, saßen auf Sofas und extra aufgestellten Klappstühlen oder mit überkreuzten Beinen auf dem Boden. Während ich mich so im Zimmer umsah und mich darauf vorbereitete zu sprechen, war ich doch ein wenig überrascht, obwohl ich das nicht hätte sein sollen. Auf den Beistelltischchen lag dieselbe Sorte

weiße Häkeldeckchen, die meine Großmutter Shields bei sich zu Hause gehabt hatte. Ich entdeckte Porzellanfigürchen, genau wie die in Robbies Regalen in der Euclid Avenue. Ein Mann in der ersten Reihe lächelte mir freundlich zu. Obwohl ich mich in Iowa befand, fühlte ich mich doch ganz wie zu Hause. Die Leute hier, so ging mir auf, waren genau wie die Shields und Robinsons. Für einen Kasper hatten sie nichts übrig, misstrauten allem großspurigen Getue. Einen Wichtigtuer rochen sie auf drei Meilen gegen den Wind.

Meine Aufgabe war also, ich selbst zu sein, für mich selbst zu sprechen. Und das tat ich dann auch.

*»Lassen Sie mich Ihnen etwas über mich erzählen. Ich bin Michelle Obama, aufgewachsen in der South Side von Chicago, in einer kleinen Wohnung im Obergeschoss eines zweistöckigen Hauses, ganz ähnlich wie diesem hier. Mein Vater wartete Wasserpumpen bei den Stadtwerken. Meine Mutter blieb zu Hause, um sich um meinen Bruder und mich zu kümmern.«*

Ich erzählte einfach alles – von meinem Bruder und den Werten, die man uns als Kindern beigebracht hatte, von dem tollen Juristen, den ich bei der Arbeit kennengelernt und der mir mit seiner Bodenständigkeit und seinen Idealen das Herz gestohlen hatte, dem Mann, dessen Socken ich noch an diesem Morgen aufgesammelt hatte und der im Schlaf manchmal schnarchte. Ich erzählte ihnen von meinem Job in der Klinik und von meiner Mutter, die unsere Töchter an diesem Tag von der Schule abholen würde.

Meine Einstellung zur Politik redete ich nicht schön. Ehrbare Menschen hätten darin eigentlich nichts verloren, sagte ich, sprach über

meine Zweifel, ob Barack überhaupt kandidieren sollte, über meine Sorgen, was das Rampenlicht aus unserer Familie machen könnte. Und doch war ich gekommen, weil ich an meinen Mann und seine Fähigkeiten glaubte. Ich wusste, wie viel er las und wie intensiv er über die Dinge nachdachte. Ich erklärte, er sei genau der kluge, anständige Präsident, den ich diesem Land wünschte, auch wenn ich ihn aus purem Egoismus eigentlich lieber zu Hause gehabt hätte.

Im Laufe der Wochen erzählte ich dieselbe Geschichte in Davenport, Cedar Rapids und Council Bluffs, in Sioux City, Marshalltown und Muscatine, in Buchläden, Gewerkschaftshäusern, einem Veteranenheim und – als es langsam wärmer wurde – auch auf Veranden und in Stadtparks. Je öfter ich sie erzählte, desto wohler fühlte ich mich dabei. Ich mochte meine Geschichte. Ich erzählte sie gern. Und ich erzählte sie Menschen, die mich trotz ihrer anderen Hautfarbe an meine Familie erinnerten – Postangestellte, die genau wie Dandy damals von etwas Besserem träumten; sozial engagierte Klavierlehrer wie Robbie; in der Schule aktive Hausfrauen wie meine Mutter; Arbeiter, die alles für ihre Familie tun würden, genau wie mein Vater. Ich brauchte weder Proben noch Notizen. Ich sagte nur, was ich aufrichtig empfand.

Mit der Zeit stellten die Reporter und sogar einige Bekannte mir immer häufiger dieselbe Frage: Wie fühlte es sich an, als ein Meter achtzig große schwarze Frau mit Ivy-League-Abschluss zu einem Raum voll hauptsächlich weißer Menschen aus Iowa zu sprechen? Wie merkwürdig fühlte sich das an?



Hier sind wir auf Wahlkampftour, wie immer in Begleitung von mindestens einem Dutzend Reporter.

© Callie Shell/Aurora Photos

Ich konnte diese Frage nie leiden. Begleitet wurde sie stets von einem halb verlegenen, schiefen Lächeln und diesem Verstehen-Sie-das-nicht-falsch-Tonfall, in den die Leute oft verfallen, wenn sie das Thema Rasse ansprechen. Meiner Meinung nach machte diese Vorstellung uns alle schlechter, als wir waren, indem sie davon ausging, dass niemand etwas anderes als die Unterschiede wahrnahm.

Vor allem aber sträubte ich mich gegen diese Frage, weil sie im Gegensatz zu so vielen meiner Erlebnisse stand, und offenbar auch zu denen der Menschen, die ich traf – des Mannes mit dem Saatkorn-Logo auf der Brusttasche, der Studentin in schwarz-goldenem Pulli, der Rentnerin, die einen Eimer voll selbst gebackener Plätzchen mitbrachte – mit unserem Wahlkampflogo, der aufgehenden Sonne, aus Zuckerguss darauf. Diese Menschen kamen nach meinen Reden auf mich zu, begierig, nicht über die Unterschiede, sondern über unsere Gemeinsamkeiten zu sprechen – darüber, dass auch sie einen Vater mit MS oder Großeltern wie die meinen gehabt hatten. Viele sagten, sie hätten sich bislang nicht für Politik interessiert und sich deshalb auch rausgehalten, aber irgendetwas an unserer Kampagne ließe sie glauben, es könnte sich womöglich lohnen. Sie wollten sich vor Ort als freiwillige Helfer engagieren und versuchen, auch ihre Partner oder Nachbarn zum Mitmachen zu überreden.

Diese Begegnungen fühlten sich echt an, aufrichtig. Ehe ich michs versah, nahm ich Leute spontan in den Arm, und sie umarmten mich zurück.

Etwa zu dieser Zeit ging ich mit Malia für einen Routine-Check zu unserem Kinderarzt. Das machten wir alle drei bis sechs Monate, wegen ihres Asthmas, das sie schon hatte, seit sie ein Baby gewesen war. Das Asthma war unter Kontrolle, aber der Arzt wies mich auf etwas anderes hin: Malias Body-Mass-Index, ein Maßstab für Gesundheit, der sich aus

Größe, Alter und Gewicht berechnet, nahm langsam zu. Nichts Dramatisches, sagte der Arzt, aber doch eine bedenkliche Tendenz. Wenn wir nicht ein paar Dinge änderten, könnte daraus mit der Zeit ein ernsthaftes Problem werden, und das Risiko für Bluthochdruck und Typ-2-Diabetes erhöhten. Angesichts meiner erschrockenen Miene versicherte er mir, das sei nichts Ungewöhnliches und leicht zu beheben. Übergewicht bei Kindern trete im ganzen Land immer häufiger auf. In seiner Praxis, in der er hauptsächlich schwarze Arbeiterfamilien behandelte, sei er bereits zahlreichen Beispielen begegnet.

Die Nachricht schlug ein wie ein Stein im Buntglasfenster. Ich hatte mich doch dermaßen ins Zeug gelegt, damit meine Töchter glücklich und gesund sind. Was hatte ich falsch gemacht? Und was für eine Mutter war ich, wenn ich die Veränderung nicht einmal bemerkt hatte?

Im weiteren Gespräch mit dem Arzt verstand ich aber bald das Muster. Seit Barack ständig unterwegs war, richtete ich im Haushalt alles auf Bequemlichkeit aus. Wir aßen öfter auswärts. Mir blieb weniger Zeit zum Kochen, weshalb ich oft auf dem Heimweg von der Arbeit etwas mitbrachte. Morgens packte ich den Mädchen Fertigsnacks und Capri-Sun in ihre Brotzeitboxen. Am Wochenende machten wir zwischen Ballett und Fußball einen Zwischenstopp am Drive-in-Schalter von McDonald's. Nichts von alledem war an sich schon ungewöhnlich oder allzu schlimm, meinte der Arzt. Zu viel davon sei allerdings ein echtes Problem.

Es musste sich also eindeutig etwas ändern, aber wie das gehen sollte, war mir schleierhaft. Jede denkbare Lösung erforderte mehr Zeit – im Supermarkt, in der Küche, beim Gemüseschnippeln oder dem Abpulen von Hühnchenhaut –, und das, wo doch Zeit in meiner Welt ohnehin schon kaum noch zu existieren schien.

Da fiel mir ein Gespräch mit einer alten Freundin ein, die ich ein

paar Wochen zuvor zufällig im Flugzeug getroffen hatte. Sie hatte erwähnt, dass sie und ihr Mann einen jungen Mann namens Sam Kass dafür bezahlten, regelmäßig gesund für sie zu kochen. Zufälligerweise hatten Barack und ich Sam schon Jahre vorher über andere Freunde kennengelernt.

Dass ich mal jemanden anstellen würde, um bei mir zu Hause für meine Familie zu kochen, hätte ich nie gedacht. Das hatte was elitäres und würde mir bestimmt skeptische Seitenblicke von meinen Verwandten aus der South Side einbringen. Auch Barack – der Typ mit dem Datsun mit dem Loch im Boden – war davon nicht gerade begeistert; die Vorstellung passte weder zu seiner tiefsitzenden Community-Organizer-Genügsamkeit, noch zu dem Image, das er als Kandidat ausstrahlen wollte. Mir allerdings erschien es als die einzig vernünftige Entscheidung. Irgendwo mussten wir Abstriche machen. Die Arbeit in der Klinik konnte mir keiner abnehmen, und auch nicht den Wahlkampf als Barack Obamas Frau. Niemand konnte mich als Sashas und Malias Mutter zur Schlafenszeit vertreten. Aber vielleicht konnte Sam Kass ab und zu für uns etwas zu essen machen.

Also heuerte ich Sam an, um ein paarmal die Woche bei uns zu kochen, jeweils eine Mahlzeit für denselben Abend und eine, die ich am nächsten Abend aufwärmen konnte. Der weiße, sechsundzwanzigjährige Sam mit dem glänzend kahlrasierten Kopf und dem permanenten Bartschatten stach im Hause Obama schon ein wenig hervor, aber die Mädchen waren von seinen Kalauern ebenso schnell eingenommen wie von seinen Kochkünsten. Er zeigte ihnen, wie man Möhren schnippelt und Grüngemüse blanchiert. Sam lotste uns weg von der leuchtenden Monotonie des Supermarkts und hin zum Rhythmus der Jahreszeiten. Geradezu andächtig konnte er über die Erbsenernte im Frühling oder die ersten reifen Himbeeren im Juni sprechen. Pfirsiche setzte er den Mädchen erst vor, wenn sie richtig saftig waren und eine ernsthafte

Konkurrenz für Süßigkeiten darstellten. Außerdem hatte er Interessantes über die Themen Ernährung und Gesundheit zu sagen, nämlich darüber, wie die großen Lebensmittelkonzerne Familien im Namen der Bequemlichkeit industriell verarbeitete Lebensmittel anpriesen, was schwerwiegende gesundheitliche Folgen für die gesamte Bevölkerung mit sich brachte. Ich war neugierig, zumal ich den Zusammenhang mit einigen meiner Erfahrungen in der Klinik erkannte – und natürlich mit den Kompromissen, die ich selbst als berufstätige Mutter bei der Ernährung meiner Familie gemacht hatte.

Eines Abends unterhielten Sam und ich uns ein paar Stunden in der Küche, spielten mit Ideen, wie ich – falls Barack tatsächlich Präsident würde – meine Rolle als First Lady nutzen könnte, um diese Probleme anzugehen. Aus jeder Idee erwuchs gleich eine zweite. Wie wär's, wenn wir im Weißen Haus Gemüse züchteten und uns für frisches Essen einsetzten? Wie wär's, wenn wir daraus den Grundstein für etwas Größeres machten, eine richtige Initiative für Kindergesundheit, die Eltern hilft, die Klippen zu umschiffen, gegen die ich selbst gestoßen war?

Wir sprachen bis spät in den Abend. Dann blickte ich Sam seufzend an. »Das Dumme ist nur, dass unser Held in den Umfragen dreißig Punkte hinten liegt«, sagte ich, und wir mussten beide lachen. »Das schafft er nie.«

Es war nur ein Traum, aber ein schöner.

Im Wahlkampf war jeder Tag wie ein neues Wettrennen. Nach wie vor versuchte ich, so etwas wie Stabilität und Normalität aufrechtzuerhalten, nicht nur den Mädchen, sondern auch mir zuliebe. Ich hatte zwei BlackBerrys – eins für die Arbeit, das andere für Privatleben und politische Pflichten, was jetzt wohl oder übel untrennbar miteinander verbunden war. Meine täglichen

Telefongespräche mit Barack waren kurz und sachlich – *Wo bist du? Wie läuft's? Wie geht's den Kindern?* Über Erschöpfung und persönliche Bedürfnisse sprachen wir schon gar nicht mehr. Das hätte auch nichts genutzt, zumal wir ohnehin keine Zeit dafür hatten. Unser Leben wurde bestimmt von einer tickenden Uhr.

Bei der Arbeit blieb ich am Ball, so gut es ging. Manchmal rief ich meine Leute in der Klinik vom chaotischen Rücksitz des Toyota Corolla eines Anthropologiestudenten an, der in Iowa City freiwillig für die Kampagne arbeitete, oder aus einer stillen Ecke in einem Burger King in Plymouth, New Hampshire. Einige Monate nach Baracks Ankündigung in Springfield beschloss ich – mit Unterstützung meiner Kollegen –, eine Weile nur noch Teilzeit zu arbeiten, zumal das anders auf Dauer auch nicht gut gegangen wäre. Melissa, Katie und ich waren in den zwei, drei Tagen, die wir wöchentlich gemeinsam unterwegs waren, zu einer gut eingespielten Familie geworden. Wir trafen uns morgens am Flughafen und eilten durch die Sicherheitskontrollen, wo bald alle meinen Namen kannten. Insgesamt wurde ich inzwischen häufiger erkannt, meistens von Afroamerikanerinnen, die »Michelle! Michelle!« riefen, wenn ich an ihnen vorbei zum Gate ging.

Irgendetwas veränderte sich, anfangs noch so langsam, dass ich es kaum bemerkte. Wie ich da fremden Leuten zuwinkte, die sich benahmen, als würden sie mich kennen, und Flugzeuge bestieg, die mich aus meiner vertrauten Welt hoben, kam mir manchmal vor, als würde ich durch ein fremdes Universum treiben. Ich wurde »bekannt«. Und zwar erstens, weil ich jemandes Ehefrau war, und zweitens, weil ich etwas mit Politik zu tun hatte, was die Sache doppelt und dreifach sonderbar machte.

Das Händeschütteln bei Veranstaltungen kam mir inzwischen vor, als versuchte ich, aufrecht in einem Hurrikan zu stehen: Wohlmeinende, begeisterte Fremde packten meine Hände, berührten mein Haar,

streckten mir ohne Vorwarnung Stifte, Kameras und Babys entgegen. Ich lächelte, schüttelte Hände, hörte zu und versuchte dabei, mich weiter vorzuarbeiten. Irgendwann schaffte ich es dann nach draußen, fremden Lippenstift auf den Wangen und Handabdrücke auf der Bluse, zerzaust, als käme ich aus einem Windkanal.

Mir blieb nur wenig Zeit, darüber nachzudenken, aber im Stillen fürchtete ich, dass, während meine Sichtbarkeit als Barack Obamas Ehefrau zunahm, andere Aspekte meines Ichs aus dem Blickfeld geraten würden. Nach meiner Arbeit fragten Reporter mich nur selten. Sie bastelten zwar oft einen »Harvard-Abschluss« in ihre Beschreibungen von mir, doch dabei blieb es in der Regel. In manchen Zeitungen wurde spekuliert, ich hätte meine Beförderung in der Klinik nicht eigenem Einsatz und Leistungen zu verdanken, sondern der wachsenden politischen Bedeutung meines Mannes, was mir sehr wehtat. Im April rief mich Melissa eines Tages zu Hause an, um mir von einer bissigen Kolumne von Maureen Dowd in der New York Times zu erzählen. Dowd nannte mich darin eine »Prinzessin aus South Chicago« und behauptete, es wäre entwürdigend für Barack, wenn ich darüber sprach, dass er seine Socken herumliegen ließ oder die Butter nicht in den Kühlschrank stellte. Mir war immer wichtig gewesen, dass die Leute Barack als Menschen sahen, nicht als übernatürlichen Erlöser. Maureen Dowd allerdings wäre es offenbar lieber gewesen, ich hätte mich an das Dauerlächeln und den schmachtenden Blick gehalten. Ich war erstaunt und traurig, eine so harsche Kritik ausgerechnet von einer anderen berufstätigen Frau zu hören, die sich gar nicht erst die Mühe gemacht hatte, mich kennenzulernen, sondern sich meine Geschichte einfach auf zynische Weise selbst zurechtlegte.

Ich versuchte, diese Dinge nicht allzu persönlich zu nehmen, aber das war nicht immer leicht.

Jede Wahlkampfveranstaltung, jeder Artikel, jedes Anzeichen, dass

unsere Chancen steigen könnten, schob uns ein Stück weiter ins Rampenlicht, machte uns angreifbarer. Über Barack gingen verrückte Gerüchte um: Es hieß, er sei auf einer radikal-islamischen Madrasa gewesen und habe seinen Eid als Senator auf den Koran geschworen. Er weigere sich, den Fahneneid abzulegen. Er lege bei der Nationalhymne nicht die Hand aufs Herz. Er sei eng mit einem amerikanischen Terroristen aus den Siebzigern befreundet. Seriöse Nachrichtenquellen widerlegten diese Märchen regelmäßig, und doch verbreiteten sie sich wie ein Lauffeuer durch anonyme Ketten-E-Mails, weitergeleitet aus den Kellern von Verschwörungstheoretikern, aber auch von Onkeln, Kollegen und Nachbarn, die Wahrheit von Lüge im Internet nicht unterscheiden konnten.

Über Baracks Sicherheit wollte ich lieber nicht nachdenken, und darüber reden schon gar nicht. So viele von uns waren mit Anschlägen in den Abendnachrichten aufgewachsen. John F. und Robert Kennedy waren erschossen worden. Martin Luther King Jr. war erschossen worden. John Lennon war erschossen worden. Auch auf Reagan hatte man geschossen. Zu viel Aufmerksamkeit bedeutete stets ein gewisses Risiko. Andererseits war Barack schwarz. Für ihn war dieses Risiko nichts Neues. »Er könnte auch erschossen werden, wenn er bloß zum Tanken fährt«, antwortete ich manchmal, wenn jemand das Thema anschnitt.

Ab Mai stand Barack dann unter dem Schutz des Secret Service. So früh hatte noch nie ein Präsidentschaftskandidat Personenschutz erhalten, anderthalb Jahre bevor man ihn überhaupt wählen konnte. Das sprach Bände über die Ernsthaftigkeit der Drohungen gegen ihn. Von nun an war Barack in schnittigen, schwarzen SUVs unterwegs, gestellt vom Secret Service und begleitet von einem Team aus bewaffneten Männern und Frauen mit schwarzen Anzügen und Knopf im Ohr. Zu Hause stand ein Agent Wache auf unserer Veranda.

Ich für meinen Teil fühlte mich nur selten bedroht. Auf meinen Touren gelang es mir, immer größere Mengen anzuziehen. Wenn ich mich anfangs mit zwanzig Leuten in bescheidenen Wohnhäusern getroffen hatte, sprach ich nun vor Hunderten in Schulturnhallen. Unsere Leute in Iowa meldeten, dass meine Ansprachen uns viele Unterstützer brachten (gemessen in unterschriebenen »Unterstützerkarten«, die sorgfältig gesammelt und beantwortet wurden.) Irgendwann fing das Team an, mich »The Closer« zu nennen, weil ich so oft den letzten Ausschlag gab.

Jeden Tag lernte ich dazu, wie man noch effizienter reist, wie man sich dabei weder von Krankheit noch von anderem Chaos aufhalten lässt. Nach einigen zweifelhaften Mahlzeiten in ansonsten ganz reizenden Diners lernte ich die fade Zuverlässigkeit eines Cheeseburgers zu schätzen. Auf holperigen Fahrten von einer Kleinstadt zur nächsten lernte ich, meine Kleidung vor Flecken zu schützen, indem ich mich an Snacks hielt, die eher krümelten als tropften – mit einem Klecks Hummus auf dem Kleid hätte ich mich schlecht fotografieren lassen können. Ich trainierte, mit weniger Wasser auszukommen, zumal unterwegs nur selten Zeit für Toilettenpausen blieb. Und ich lernte, trotz nach Mitternacht über die Interstate donnernder Sattelschlepper durchzuschlafen und (wie in einem Hotel mit besonders dünnen Wänden) das glückliche Paar im Nebenzimmer zu ignorieren, das seine Hochzeitsnacht genoss.

Sosehr es dabei manchmal auf und ab ging, zum größten Teil bestand dieses erste Wahlkampfjahr aus schönen Erinnerungen und viel Lachen. So oft wie möglich nahm ich Sasha und Malia mit.




Hin und wieder besuchten unsere Kinder Barack auf der Wahlkampftour. Hier schaut Malia durchs Fenster des Wahlkampfbusses zu, wie ihr Vater eine seiner vielen Reden hält.

© David Katz 2004

Die beiden waren robuste, gut gelaunte Reisende. An einem hektischen Tag auf einem kleinen Jahrmarkt in New Hampshire ließ ich die Mädchen mit einem Helfer die Buden und Fahrgeschäfte erkunden, während ich redete und Hände schüttelte. Hinterher sollten wir gemeinsam für eine Zeitschrift fotografiert werden. Als ich Sasha etwa eine Stunde später wiedersah, geriet ich in Panik: Stirn, Nase und Wangen waren umfassend und gründlich mit schwarzer und weißer Gesichtsfarbe bemalt. Man hatte sie in einen Pandabären verwandelt, und sie fand es großartig. Sofort dachte ich an die Leute von der Zeitschrift, die auf uns warteten, an den nun aus der Spur geworfenen Zeitplan. Doch dann blickte ich in das kleine Pandagesicht und atmete tief durch. Meine Tochter war niedlich und zufrieden. Und ich konnte nur noch lachen und eine Toilette suchen, um ihr die Farbe abzurubbeln.

Hin und wieder waren wir auch zu viert unterwegs, die ganze Familie. Das Team mietete in Iowa ein Wohnmobil, in dem wir ein paar Tage über die Dörfer ziehen und unterwegs nervenzerfetzende Partien Uno spielen konnten. Wir verbrachten einen Nachmittag auf der Iowa State Fair, fuhren Autoscooter und schossen mit Wasserpistolen, um Stofftiere zu gewinnen, während sich um uns Fotografen drängten und uns ihre Kameras vor die Nase hielten. Richtig lustig wurde es erst, als Barack zum nächsten Termin entführt wurde und die Mädchen und mich von dem Wirbelsturm aus Presse, Personenschützern und Mitarbeitern befreite, der inzwischen ständig um ihn kreiste und alles mit sich riss. Als er fort war, konnten wir ungestört über den Jahrmarkt schlendern und auf Jutesäcken eine riesige gelbe Rutsche hinuntersausen.

Woche für Woche kehrte ich nach Iowa zurück, sah durchs Flugzeugfenster, wie die Jahreszeit wechselte, wie der Boden langsam grüner wurde und Soja und Mais wie mit dem Lineal gezogen aus der

Erde sprossen. Ich mochte die geometrische Ordnung dieser Felder, die Farbtupfer, die sich als Scheunen entpuppten, die flachen Highways, die schnurgerade auf den Horizont zuliefen. Der Staat war mir ans Herz gewachsen, obwohl es trotz all unserer Mühen aussah, als würden wir dort nicht gewinnen.

Fast ein Jahr lang hatten Barack und sein Team in Iowa alles gegeben, doch in den meisten Umfragen war er noch immer Zweiter oder Dritter hinter Hillary und John Edwards. Es war ein Kopf-an-Kopf-Rennen, aber Barack lag zurück. Landesweit sah es noch etwas schlimmer aus: Da hatte er beständig ganze fünfzehn bis zwanzig Punkte Rückstand auf Hillary – woran ich jedes Mal unsanft erinnert wurde, wenn ich im Flughafen oder bei Wahlkampfbesuchen an einem plärrenden Fernseher vorbeikam.

Schon seit Monaten hatte ich derart die Nase voll von den unermüdlichen marktschreierischen Kommentaren auf CNN, MSNBC und Fox News, dass ich diese Sender zu Hause dauerhaft auf die Schwarze Liste setzte und mir abends lieber ein erbaulicheres Programm aus dem Entertainment- und dem Heim-und-Garten-Kanal zu Gemüte führte. Am Ende eines anstrengenden Tags gibt es einfach nichts besseres, als einem jungen Paar auf der Suche nach seinem Traumhaus in Nashville oder einer Braut bei der Auswahl ihres Hochzeitskleids zuzusehen.

Ehrlich gesagt glaubte ich den TV-Experten nicht, und auch bei den Umfragen hatte ich meine Zweifel. Ich war überzeugt, dass sie alle falsch lägen. Das Klima, das sie aus ihren sterilen Großstadtstudios heraus beschrieben, passte einfach nicht zu dem, was ich in den Gemeindesälen und Freizeitzentren Iowas erlebte. Die Fernsehleute trafen sich nicht mit den Teams von Highschool-»Barack Stars«, die nach dem Football-Training oder der Theater-AG beim Wahlkampf mithalfen. Sie hielten keinen weißen Großmüttern die Hand, die sich

eine bessere Zukunft für ihre nicht-weißen Enkel aus einer gemischten Ehe wünschten. Und sie hatten offenbar keine Ahnung von unserer riesigen, stetig wachsenden Organisation. Wir waren dabei, ein gewaltiges Grassroots-Netzwerk aufzubauen – am Ende waren das zweihundert Helfer in siebenunddreißig Büros, mehr als je zuvor bei den Vorwahlen in Iowa.

Wir hatten die Jugend auf unserer Seite. Unsere Organisation wurde angetrieben vom Idealismus und der Energie von Menschen zwischen zweiundzwanzig und fünfundzwanzig, die alles stehen und liegen gelassen hatten, um nach Iowa zu fahren und sich dem Wahlkampf anzuschließen. Jeder und jede von ihnen trug in sich eine eigene Version jenes Gens, das Barack dazu gebracht hatte, vor all den Jahren als Community Organizer in Chicago anzufangen. Ihre Tatkraft und ihre Fähigkeiten kamen in den Umfragen noch nicht zur Geltung. Bei jedem Besuch in Iowa verspürte ich einen neuen Hoffnungsschub, wenn ich diese Leute traf, die so fest an die Sache glaubten, die jeden Abend vier oder fünf Stunden an Haustüren klopften und Wähler anriefen, die noch in den kleinsten, konservativsten Ortschaften Helfernetzwerke aufbauten oder Einzelheiten von Baracks Standpunkt zur Schweinehaltung oder seines Plans zur Reform des Einwanderungsrechts auswendig lernten.

Diese jungen Menschen, die unsere Außenbüros leiteten, machten Hoffnung auf die kommende Generation politischer Führungskräfte. Politikverdrossen waren *die* nicht, und jetzt waren sie aktiv und vereint. Sie brachten die Wähler näher an ihre Demokratie, sei es mit Hilfe des Wahlkampfbüros in ihrer Straße oder einer Website, über die sie eigene Zusammenkünfte oder Telefonaktionen organisierten. Wie Barack oft sagte, drehte sich unsere Arbeit nicht bloß um diese eine Wahl. Sie drehte sich um die Schaffung einer besseren Politik für die Zukunft – weniger geldbestimmt, zugänglicher, optimistischer. Selbst wenn wir am

Ende nicht gewännen, brachten wir doch etwas voran. So oder so würde die Arbeit dieser Menschen etwas bewirken.

Als die kalte Jahreszeit zurückkehrte, war Barack klar, dass ihm letztlich nur noch eine Chance blieb, das Ruder in Iowa herumzureißen, und zwar durch einen starken Auftritt beim Jefferson-Jackson Dinner, einem jährlichen Ritual der Demokraten in sämtlichen Bundesstaaten. In Wahlkampfjahren fand dieses Dinner in Iowa immer Anfang November statt, etwa acht Wochen vor der Abstimmung im Januar, unter den Augen der landesweiten Medien. Jeder Kandidat musste dort eine Rede halten – frei, ohne Teleprompter – und obendrein möglichst viele Unterstützer mitbringen. Im Grunde ein riesiger Wahlkampfwettbewerb.

Monatelang hatten die TV-Experten bezweifelt, dass die Menschen in Iowa am Ende ihr Kreuz für Barack machen würden. So ungewöhnlich und dynamisch er als Kandidat auch sei, so gaben sie zu verstehen, würde es ihm doch nicht gelingen, all die Begeisterung in Stimmen zu verwandeln. Die Menge beim Jefferson-Jackson Dinner war unsere Antwort. Um die dreitausend Unterstützer waren aus dem ganzen Staat gekommen, zeigten, wie aktiv und gut aufgestellt wir waren – stärker, als irgendwer gedacht hatte.

Auf der Bühne schoss John Edwards sich an jenem Abend auf Clinton ein, sprach verklausuliert über die Bedeutung von Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit. Ein grinsender Joe Biden registrierte die beeindruckende, lautstarke Menge von Obama-Unterstützern mit einem hämischen »Hallo, Chicago!« Hillary, die mit einer Erkältung kämpfte, nutzte die Gelegenheit für einen Stich gegen Barack ebenfalls. »›Change‹ ist nur ein Wort«, stellte sie fest, »wenn man nicht die Kraft und die Erfahrung hat, es umzusetzen.«

Barack war als Letzter an der Reihe und hielt ein flammendes

Plädoyer für seine Kernbotschaft: dass unser Land an einem Scheidepunkt stand, der uns die Chance bot, nicht bloß die Angst und Fehlschläge der Bush-Regierung hinter uns zu lassen, sondern die ganze polarisierte Art und Weise, auf die schon lange Politik gemacht worden war, natürlich auch schon unter Clinton. »Ich will weder das nächste Jahr noch die nächsten vier Jahre damit verbringen, dieselben Schlachten zu schlagen wie in den Neunzigern«, sagte er. »Ich will nicht das demokratische gegen das republikanische Amerika ausspielen, ich will Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika sein.«

Die Menge tobte. Wahnsinnig stolz sah ich ihm zu.

»Amerika, das ist unser Moment«, sagte Barack. »Das ist unser Moment.«

Dieser Auftritt war genau, was die Kampagne gebraucht hatte, und katapultierte ihn nach vorn. Er ging in etwa der Hälfte der Umfragen in Iowa in Führung und nahm immer mehr Fahrt auf, während die Abstimmung näher rückte.

In den Weihnachtsfeiertagen, etwa eine Woche vor Ende des Wahlkampfs in Iowa, hatte man den Eindruck, die halbe South Side von Chicago sei in die Gefriertruhe namens Des Moines gewandert. Meine Mutter und Mama Kaye waren da. Mein Bruder und Kelly kamen mit ihren Kindern. Sam Kass war da. Valerie, die im Herbst als offizielle Beraterin zu Baracks Team gestoßen war, kam mit Susan sowie meiner Freundinnen-Clique mitsamt deren Männern und Kindern. Ich war gerührt, dass auch Kollegen aus der Klinik auftauchten, alte Freunde von Sidley & Austin und Juraprofessoren, die mit Barack unterrichtet hatten. Und ganz gemäß der Maxime unserer Kampagne, jede sich bietende Gelegenheit zu nutzen, erklärten sie alle sich bereit, beim letzten Kraftakt mitzuhelfen: Sie meldeten sich bei den örtlichen Wahlkampfbüros, klopften bei Minusgraden an Haustüren, warben für Barack und erinnerten die Leute daran, abstimmen zu gehen.

Zusätzliche Verstärkung kam in Form Hunderter Menschen, die für die entscheidende Woche aus dem ganzen Land nach Iowa gekommen waren, in den Gästezimmern unserer Helfer vor Ort unterkamen, und sich Tag für Tag noch in die kleinsten Dörfer und verstecktesten Nebensträßchen aufmachten.

Ich selbst war in diesen Tagen kaum in Des Moines präsent, schaffte täglich fünf bis sechs Veranstaltungen kreuz und quer im ganzen Staat, unterwegs mit Katie und Melissa in einem gemieteten Kleinbus, abwechselnd chauffiert von diversen freiwilligen Helfern. Dasselbe galt für Barack, der so langsam heiser wurde.

Egal, wie viele Meilen wir zurückzulegen hatten, sorgte ich doch stets dafür, dass ich abends wieder im Residence Inn in West Des Moines war, unserem Homebase-Hotel, um Sasha und Malia pünktlich um acht ins Bett zu bringen. Den beiden schien kaum aufzufallen, dass ich nicht da war, so beschäftigt waren sie den ganzen Tag mit Spielen im Hotelzimmer oder Ausflügen in der Stadt mit Verwandten, Freunden und Babysittern. Eines Abends kam ich durch die Tür, in der Hoffnung, mich für ein paar ruhige Minuten aufs Bett fallen zu lassen, und im ganzen Zimmer lagen Küchenutensilien verstreut. Nudelhölzer auf der Bettdecke, schmutzige Schneidebrettchen auf einem Tischchen, Küchenscheren auf dem Fußboden. Die Lampenschirme und der Fernseher waren bedeckt von einem Hauch von … war das etwa Mehl?

»Sam hat uns gezeigt, wie man Nudeln macht!«, verkündete Malia. »Wir haben's vielleicht ein bisschen übertrieben.«

Ich lachte. Ich hatte mir Sorgen gemacht, wie die Mädchen das erste Weihnachten ohne ihre Urgroßmutter in Hawaii überstehen würden. Zum Glück schien eine Tüte Mehl in Des Moines aber ein hervorragender Ersatz für ein Strandtuch in Waikiki zu sein.

Ein paar Tage darauf, an einem Donnerstag, begann die Abstimmung. Barack und ich traten zur Mittagszeit in einem Food-

Court im Zentrum von Des Moines auf und besuchten dann diverse Abstimmungslokale, um so viele Wähler wie nur möglich begrüßen zu können. Spätabends trafen wir dann ein paar Freunde und Verwandte zum Dinner und dankten ihnen für ihre Rückendeckung während der verrückten elf Monate seit Baracks Ankündigung in Springfield. Ich ging frühzeitig zurück auf mein Hotelzimmer, um mich – egal ob Triumph oder Niederlage – auf Baracks Rede später am Abend vorzubereiten. Nur wenige Augenblicke später platzten Katie und Melissa mit brandheißen Neuigkeiten aus der Wahlkampfzentrale herein: »Wir haben gewonnen!«

Wir waren außer uns vor Freude, brachen in dermaßen lautes Geschrei aus, dass der Secret Service anklopfte, um nach dem Rechten zu sehen.

An einem der kältesten Abende des Jahres hatte sich eine Rekordzahl von Wählern zu den Abstimmungslokalen aufgemacht, fast doppelt so viele wie vier Jahre zuvor. Barack hatte die meisten Stimmen unter Weißen, Schwarzen und jungen Menschen auf sich vereint. Mehr als die Hälfte der Abstimmenden hatte außerdem nie zuvor an einer Vorwahl teilgenommen, und höchstwahrscheinlich hat diese Gruppe Barack zum Sieg verholfen. Die TV-Experten waren endlich nach Iowa gekommen und sangen nun ein Loblied auf das politische Wunderkind, das die Clinton-Wahlkampfmaschine und einen Ex-Kandidaten für die Vizepräsidentschaft komfortabel geschlagen hatte.

Als wir alle vier – Barack, Malia, Sasha und ich – an diesem Abend zu Baracks Siegesrede auf der Bühne der Hy-Vee Hall standen, fühlte ich mich großartig, sogar ein wenig geläutert. Vielleicht, so dachte ich bei mir, war all das, worüber Barack all die Jahre gesprochen hatte, ja doch möglich. Die vielen Fahrten nach Springfield, der ganze Frust darüber, nicht genug bewegen zu können, sein ganzer Idealismus, sein ungewöhnlicher, aufrichtiger Glaube daran, dass die Menschen ihre

Spaltungen überwinden könnten, dass Politik doch funktionieren könnte – womöglich hatte er die ganze Zeit mit allem recht gehabt.

Wir hatten etwas Historisches, Denkwürdiges geleistet – nicht nur Barack und ich, sondern auch Melissa und Katie, Plouffe, Axelrod und Valerie, all die jungen Teammitglieder und freiwilligen Helfer, all die Lehrer, Farmer, Rentner und Schüler, die an diesem Abend für etwas Neues eingetreten waren.

Es war schon nach Mitternacht, als wir zum Flughafen fuhren, um Iowa zu verlassen, in dem Wissen, dass wir erst Monate später wiederkommen würden. Die Mädchen und ich kehrten heim nach Chicago, zurück zu Arbeit und Schule. Barack flog nach New Hampshire, wo in weniger als einer Woche bereits die nächste Vorwahl anstand.

Iowa hatte uns alle verändert. Besonders mir persönlich hatte es echten Glauben geschenkt. Jetzt war es unsere Aufgabe, diesen Glauben mit dem Rest des Landes zu teilen. In den kommenden Tagen würden unsere Wahlkampfmanager von Iowa aus in die anderen Bundesstaaten ausschwärmen – nach Nevada und South Carolina, nach New Mexiko, Minnesota und Kalifornien –, um die Botschaft zu verbreiten, die sich nun bestätigt hatte, dass Wandel wirklich möglich war.

# 17

Als ich in der ersten Klasse war, schlug ein Mitschüler mich eines Tages mitten ins Gesicht – seine Faust traf mich wie ein Komet, aus heiterem Himmel und mit voller Wucht. Wir standen gerade zum Mittagessen an, unterhielten uns über Dinge, die Sechs- bis Siebenjährigen damals eben wichtig schienen – wer am schnellsten rennen konnte, warum Crayons, Wachsmalfarben, so komische Namen hatten –, und *zack*, bekam ich eine verpasst. Warum, das weiß ich nicht. Den Namen des Jungen habe ich vergessen, aber ich weiß noch, wie ich ihn sprachlos anstarrte, brennende Tränen in den Augen, während es wehtat und meine Unterlippe schon anschwoll. Zu geschockt, um wütend zu sein, rannte ich nach Hause zu meiner Mutter.

Der Junge bekam eine Standpauke von unserem Lehrer. Meine Mutter kam in die Schule, um den Kleinen persönlich in Augenschein zu nehmen und abzuschätzen, wie gefährlich er tatsächlich war. Southside, der an jenem Tag bei uns war, stellte es die großväterlichen Nackenhaare auf, und er bestand darauf, sie zu begleiten. Ich selbst war nicht dabei, aber es kam jedenfalls zu einem Gespräch zwischen Erwachsenen. Eine Strafe wurde verhängt. Ich bekam eine verdruckste Entschuldigung von dem Jungen und wurde angewiesen, mir wegen ihm keine Sorgen mehr zu machen.

»Der hat bloß Angst und ist wütend, das hat nichts mit dir zu tun«, erklärte meine Mutter später in unserer Küche, während sie auf dem Herd das Abendessen umrührte. Dazu schüttelte sie den Kopf, als wüsste sie mehr, als sie verraten wollte. »Der hat sein eigenes Päckchen

zu tragen.«

So sprachen wir über *bullys*. Als ich klein war, leuchtete mir das sofort ein: Das waren Leute, die Angst *hatten*, versteckt in Leuten, die einem Angst *machten*. Das sah man auch an DeeDee, dem fiesen Mädchen aus der Nachbarschaft, und auch an meinem Großvater Dandy, der sogar zu seiner Frau ziemlich gemein und aggressiv sein konnte. Sie wurden nur ausfällig, weil sie sich anders nicht zu helfen wussten. Wenn möglich ging man ihnen aus dem Weg, wenn nötig setzte man sich zur Wehr. Laut meiner Mutter, die vermutlich gern einmal irgendwas im Stil von »Leben und leben lassen« auf ihrem Grabstein stehen hätte, war das Wichtigste, sich Beleidigungen und Aggressionen nie zu Herzen gehen zu lassen.

Tat man das doch – tja, dann konnte es wirklich schmerzhaft werden.

Erst später sollte das eine echte Herausforderung für mich darstellen. Erst als ich mit Anfang vierzig meinem Mann helfen wollte, Präsident zu werden, dachte ich zurück an diesen Tag in der Essensschlange in der ersten Klasse, daran, wie verwirrend dieser heimtückische Angriff gewesen war, wie weh es getan hatte, ohne jede Vorwarnung einen Schlag ins Gesicht zu kassieren.

Im Jahr 2008 hat es mich einige Zeit und Kraft gekostet, nicht zu viel über Schläge nachzudenken.

Aber ich springe erst mal ein Stück zu einer schönen Erinnerung aus diesem Jahr, zumal ich davon wirklich viele habe. Etwa vier Monate vor der Wahl, am 4. Juli – dem Nationalfeiertag, der zufällig auch Malias Geburtstag war –, waren wir gerade in Butte, Montana. Butte ist eine kernige, alte Kupferbergbaustadt im mit Gestrüpp überwachsenen Südwesten von Montana, von der aus man in der Ferne die dunklen Gipfel der Rocky Mountains sehen kann. Außerdem war Butte bei der

Wahl ein Wackelkandidat – in einem Staat, von dem unser Team dasselbe hoffte. Vier Jahre zuvor hatte Montana sich für George W. Bush als Präsidenten entschieden, zugleich aber auch für einen demokratischen Gouverneur. Ein Besuch von Barack konnte da nicht schaden.

Mehr als je zuvor wurde inzwischen registriert, wie Barack jede einzelne Minute jedes Tages verbrachte. Er wurde beobachtet, vermessen und beurteilt. Man achtete darauf, welche Staaten er besuchte, in welchem Diner er sein Frühstück aß, welches Fleisch er zu seinen Eiern bestellte. Etwa fünfundzwanzig Pressevertreter waren inzwischen ständig mit ihm unterwegs, füllten die hinteren Reihen des Wahlkampf-Jets und die Korridore und Frühstücksräume von Kleinstadthotels, folgten ihm von Termin zu Termin und schrieben jede einzelne Kleinigkeit mit. Fing der Kandidat sich eine Erkältung ein, wurde das berichtet. Ließ sich jemand von einem teuren Frisör die Haare schneiden oder fragte bei TGI Friday's nach Dijon-Senf (wie Barack Jahre zuvor naiverweise einmal, was ihm eine Schlagzeile in der New York Times einbrachte), wurde auch das berichtet und hundertfach im Internet seziert. War der Kandidat schwach? War er ein Snob? Ein Blender? Ein wahrer Amerikaner?

Das gehörte nun mal dazu, das wussten wir – ein Test, der zeigen sollte, wer den Schneid hatte, sowohl zum Anführer als auch zum Symbol des ganzen Landes zu taugen. Es war, als bekäme man seine Seele jeden Tag geröntgt, abgetastet und dann noch mal geröntgt, auf der Suche nach dem kleinsten Anzeichen für Fehlbarkeit. Wer sich nicht dem gnadenlos prüfenden Blick der amerikanischen Öffentlichkeit aussetzte, der einen von Kopf bis Fuß durchleuchtete, einschließlich persönlicher Bekanntschaften, Berufswahl und Steuererklärungen, der wurde nicht gewählt. Und dieser Blick war damals wohl bohrender und manipulierbarer als je zuvor. Wir standen noch am Anfang eines

Zeitalters, in dem Klicks gezählt und zu Geld gemacht wurden. Facebook hatte erst kurz zuvor den Mainstream erreicht. Twitter war ganz neu. Die meisten erwachsenen Amerikaner besaßen ein Handy, und die meisten Handys hatten inzwischen auch Kameras. Wir standen am Beginn von etwas, das damals wohl noch keiner von uns ganz verstand.

Barack kämpfte jetzt nicht mehr nur um die Unterstützung der Demokraten – er hofierte ganz Amerika. Nach der Vorwahl in Iowa hatten sich Barack und Hillary Clinton in sämtlichen Staaten und Territories aneinander abgerackert, hart um jede Stimme für das Privileg gekämpft, ein alte Schranken überwindender Kandidat zu werden. (John Edwards, Joe Biden und die anderen hatten sich allesamt schon vor Ende Februar zurückgezogen.) Das war manchmal ebenso strapaziös und hässlich wie ermutigend und lehrreich. Die beiden Kandidaten lieferten sich ein erbittertes Gefecht, wobei Barack schon Mitte Februar eine leichte, aber schlussendlich entscheidende Führung ausbaute. »Ist er jetzt Präsident?«, fragte Malia mich in den folgenden Monaten manchmal auf irgendeiner Bühne, wenn aus riesigen Boxen triumphierende Musik erschallte. Ihr junger Geist konnte noch nicht mehr begreifen als das große Ziel.

»Okay, und jetzt? Ist er jetzt Präsident?«

»Nein, mein Schatz, noch nicht.«

Erst im Juni erkannte Hillary an, dass sie nicht genug Delegierte für einen Sieg zusammenbekommen würde. Die Verzögerung dieses Eingeständnisses hatte wertvolle Wahlkampfmittel gekostet und Barack davon abgehalten, sich auf den Kampf gegen seinen republikanischen Gegner John McCain konzentrieren zu können. Der altgediente Senator aus Arizona war bereits seit März der wahrscheinlichste Kandidat der Republikaner und empfahl sich als rebellischer Kriegsheld, der schon oft über Parteigrenzen hinweg gearbeitet hatte und sich bestens mit

Sicherheitspolitik auskannte – implizit sollte das einen anderen Führungsstil als den von George W. Bush in Aussicht stellen.

Wir waren am 4. Juli aus zwei Gründen in Butte, denn inzwischen gab es für so gut wie alles zwei Gründe. Barack hatte die vergangenen vier Tage mit Wahlkampf in Missouri, Ohio, Colorado und North Dakota verbracht. Seine Tour für Malias Geburtstag zu unterbrechen kam kaum in Frage, und er konnte nicht am wichtigsten Feiertag des Landes aus dem Blickfeld der Wähler verschwinden. Also flogen wir stattdessen zu ihm, um irgendwie beides zu vereinen – einen Tag mit der Familie, größtenteils verbracht vor den Augen der Öffentlichkeit. Baracks Halbschwester Maya und ihr Mann Konrad kamen ebenfalls mit, zusammen mit ihrer Tochter Suhaila, einer niedlichen Vierjährigen.

Alle Eltern von Kindern, die an einem großen Feiertag geboren wurden, kennen die Gratwanderung zwischen der privaten Feier und den allgemeinen Feierlichkeiten. Auch die Leute aus Butte wussten offenbar Bescheid. In Schaufenstern an der Main Street hingen »Happy Birthday Malia!«-Schilder. Während wir von einer Tribüne aus die Parade anschauten, riefen andere Zuschauer ihr über Trommeln und Flöten, die den »Yankee Doodle« spielten, hinweg Glückwünsche zu. Alle waren nett zu den Mädchen und respektvoll zu Barack und mir, selbst diejenigen, die es für traditionsfeindlichen Irrsinn hielten, einen Demokraten zu wählen.

Später am selben Tag veranstaltete das Wahlkampfteam ein Picknick auf einer Wiese mit Blick auf die Gipfel des *Continental Divide*, der Kontinentalen Wasserscheide Nordamerikas. Die Veranstaltung war als Zusammenkunft für einige Hundert unserer Unterstützer aus der Gegend und zugleich als ungezwungene Geburtstagsfeier für Malia gedacht.



Am 4. Juli haben wir immer viel zu feiern, weil dann nicht nur der Unabhängigkeitstag, sondern auch Malias Geburtstag ist.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Ich war gerührt von all den Leuten, die unseretwegen gekommen waren, doch gleichzeitig verspürte ich etwas Privateres, Intensiveres, das damit nicht das Geringste zu tun hatte. Ich war gepackt von der liebevollen Verblüffung, der merkwürdigen Verschiebung der Zeit, die Eltern empfinden, wenn sie plötzlich bemerken, dass ihre Babys schon fast groß sind, ihre Glieder weniger speckig sondern beinahe schon schlank, ihre Augen immer wacher und klüger. Für mich persönlich war der 4. Juli 2008 die bis dahin wichtigste Schwelle, die wir überschritten hatten: Zehn Jahre zuvor waren Barack und ich auf der Entbindungsstation aufgetaucht, im Glauben, so viel von der Welt zu wissen, wo wir doch in Wahrheit keine Ahnung gehabt hatten.

Das vergangene Jahrzehnt hatte sich zum großen Teil darum gedreht, eine Balance zwischen meiner Familie und meiner Arbeit zu finden, herauszufinden, wie ich zugleich liebevoll für Sasha und Malia da sein und meinen Job anständig erledigen konnte. Diese Achse hatte sich nun verschoben: Jetzt wollte ich die Kindererziehung mit etwas ganz anderem, viel Komplizierterem in Einklang bringen: mit der Politik, mit Amerika, mit Baracks Streben danach, etwas zu bewirken. Das Ausmaß dessen, was in Baracks Leben los war, die Anforderungen des Wahlkampfs, das Scheinwerferlicht auf unserer Familie – all das nahm rasant zu. Nach der Vorwahl in Iowa hatte ich mich von meiner Stelle in der Klinik beurlauben lassen; ich hätte dort unmöglich noch richtig arbeiten können. Der Wahlkampf fraß bald alles andere auf. Nach Iowa war ich sogar zu beschäftigt, auch nur meine Sachen aus dem Büro zu holen oder mich ordentlich zu verabschieden. Ich war jetzt Vollzeit-Ehefrau und -Mutter, wenn auch eine Ehefrau mit einer Aufgabe – und eine Mutter, die ihre Kinder davor schützen wollte, von dieser Aufgabe verschluckt zu werden. Meine Arbeit aufzugeben fiel mir schwer, aber ich hatte keine Wahl: Meine Familie brauchte mich, und das war wichtiger.

Und so war ich nun auf einem Wahlkampf-Picknick in Montana und sang mit Leuten, von denen ich kaum jemanden wirklich kannte, »Happy Birthday« für Malia, die grinsend vor einem Hamburger auf der Wiese saß. Die Wähler fanden unsere Töchter süß, das wusste ich, und es gefiel ihnen, wie nahe sich unsere Familie stand. Oft dachte ich allerdings darüber nach, wie all das wohl den Mädchen vorkam, aus der Innenperspektive. So gut es ging, unterdrückte ich meine Schuldgefühle. Für das kommende Wochenende war ein richtiger Geburtstag geplant, mit einer großen Gruppe von Malias Freunden, die bei uns zu Hause übernachten würden, ganz ohne jede Politik. Und am Abend würden wir im Hotel privat feiern. Trotzdem, während die Mädchen den Nachmittag über auf der Wiese herumtobten und Barack und ich potenziellen Wählern die Hände schüttelten, fragte ich mich, ob die beiden an den Ausflug später wohl gerne zurückdenken würden.

Wenn ich Sasha und Malia in diesen Tagen ansah, verspürte ich eine ungekannte kämpferische Entschlossenheit. Genau wie mich riefen Fremde die beiden mit Namen, wollten sie anfassen und fotografieren. Im Winter hatte man auch die Mädchen und mich für ausreichend exponiert befunden, um uns vom Secret Service schützen zu lassen. Wenn Sasha und Malia nun zur Schule oder ins Sommerlager fuhren – meistens mit meiner Mutter am Steuer –, fuhr der Secret Service in einem zweiten Auto hinterher.

Beim Picknick wurde jeder von uns von einem eigenen Agenten flankiert, der die Augen nach Anzeichen für eine Bedrohung offenhielt und dezent dazwischenging, wenn jemand zu begeistert oder aufdringlich wurde. Zum Glück nahmen die Mädchen die Agenten offenbar weniger als Bewacher wahr denn als erwachsene Freunde, als Neuzugänge im wachsenden Pulk netter Leute, mit denen wir unterwegs waren, unterscheidbar nur durch den Knopf im Ohr und ihre ruhige Wachsamkeit. Sasha nannte sie für gewöhnlich »die Geheimleute«.

Die Mädchen machten den Wahlkampf viel entspannter, schon allein deshalb, weil ihnen der Ausgang nicht sonderlich wichtig war. Barack und mir tat gut, dass sie dabei waren – eine Erinnerung daran, dass unsere Familie am Ende wichtiger war, als die Anzahl seiner Unterstützer oder ein Vorsprung in den Umfragen. Keine der beiden interessierte sich groß für den Trubel um ihren Vater. Sie wollten weder eine bessere Demokratie aufbauen noch ins Weiße Haus einziehen. Das Einzige, was sie sich wünschten (wirklich ganz, ganz doll wünschten), war ein kleiner Hund. In ruhigeren Momenten spielten sie gern Fangen oder ein Kartenspiel mit dem Team und suchten in jeder neuen Stadt als Erstes eine Eisdiele. Alles andere war lediglich Hintergrundrauschen.

Noch heute lachen Malia und ich uns krumm darüber, wie Barack sie – sicher aus Verantwortungsgefühl heraus – mit gerade einmal acht Jahren beim Gute-Nacht-Sagen gefragt hat: »Was würdest du denn davon halten, wenn Daddy als Präsident kandidiert? Fändest du das gut?«

»Klar, Daddy!«, hat sie geantwortet und ihm einen Schmatzer auf die Wange gedrückt. Seine Entscheidung würde so ziemlich ihr gesamtes Leben umkrempeln, aber woher sollte sie das damals wissen? Sie drehte sich einfach nur um und schlief ein.

An jenem Tag in Butte besuchten wir das örtliche Bergbaumuseum, jagten einander mit Wasserpistolen und spielten Fußball auf der Wiese. Barack hielt eine seiner Standardreden und schüttelte die übliche Anzahl Hände, fand aber auch Halt in unserem Beisammensein. Sasha und Malia kletterten auf ihm herum, kicherten und brachten ihn zum Lachen. Ich bemerkte die Leichtigkeit in seinem Lächeln, bewunderte ihn für die Fähigkeit, all die Ablenkungen auszublenden und einfach nur Vater zu sein, wo er schon einmal die Gelegenheit dazu hatte. Er plauderte mit Maya und Konrad und legte mir auf dem Weg von A nach B immer den Arm um die Schulter.

Allein waren wir nie. Helfer umschwirrten uns, Agenten bewachten uns, Presseleute warteten auf Interviews, Passanten knipsten Fotos aus der Ferne. Das war unser neuer Alltag. Im Laufe des Wahlkampfs wurde unsere Zeit dermaßen durchgeplant, dass uns Privatsphäre und Selbstbestimmtheit langsam ganz abhandenkamen. Sowohl Barack als auch ich legten so gut wie jeden Aspekt unserer Leben in die Hände eines Haufens von Leuten zwischen zwanzig und dreißig, die zwar hochintelligent und kompetent waren, aber nicht ahnen konnten, wie schmerzhaft es manchmal war, die Kontrolle über das eigene Leben abzugeben. Brauchte ich etwas aus einem Laden, musste ich jemanden bitten, es zu besorgen. Wollte ich Barack sprechen, musste ich meist erst einen seiner jungen Mitarbeiter nachfragen lassen. Manchmal tauchten auf meinem Kalender plötzlich Veranstaltungen auf, über die ich nicht das Geringste wusste.

Doch langsam, aus einer Art Selbsterhaltungstrieb heraus, lernten wir nach und nach, unser Leben in der Öffentlichkeit zu führen, und akzeptierten die Realität, wie sie nun einmal war.

Zum Abschluss des Nachmittags in Butte gaben wir zu viert ein Fernsehinterview, Barack, die Mädchen und ich. Das hatten wir noch nie zuvor getan. Normalerweise bestanden wir darauf, die Presse von den Kindern fernzuhalten, ließen höchstens Fotos zu, und auch das nur auf Wahlkampfveranstaltungen. Ich weiß nicht genau, weshalb wir dieses Mal unser Einverständnis gegeben hatten. Soweit ich mich erinnere, war das Team der Meinung, es wäre nett, der Öffentlichkeit einen Einblick in Baracks Rolle als Vater zu geben, und ich fand, das könne ja nichts schaden. Schließlich liebte er unsere Kinder. Er liebte alle Kinder. Genau das würde ihn zu einem großartigen Präsidenten machen.

Also plauderten wir eine Viertelstunde mit Maria Menounos von »Access Hollywood«, saßen zu viert auf einer Parkbank, über die ein

Tuch gebreitet wurde, damit sie etwas festlicher wirkte. Malia hatte das Haar zu Zöpfen geflochten, Sasha trug ein rotes Trägerkleidchen. Wie immer waren die beiden zum Anbeißen niedlich. Menounos war freundlich und stellte launige Fragen, die Malia, unsere »Juniorprofessorin«, mit großem Ernst beantwortete. Sie erzählte, wie peinlich es ihr manchmal war, wenn ihr Vater ihren Freunden zur Begrüßung die Hand gab, und wie es uns alle nervte, wenn er sein Wahlkampfgepäck einfach hinter der Haustür stehen ließ. Sasha bemühte sich, stillzusitzen und fokussiert zu bleiben – sie unterbrach das Interview nur ein einziges Mal, um mich zu fragen: »Hey, wann gehen wir Eis essen?« Im Übrigen hörte sie ihrer großen Schwester aufmerksam zu und warf nur ab und zu ein semi-relevantes Detail ein, das ihr gerade durch den Kopf schoss. »Daddy hatte früher mal 'nen Afro!«, quietschte sie einmal kurz vor Schluss, und wir alle lachten.

Tage später lief das Interview in vier Teilen auf ABC und wurde begeistert aufgenommen. Andere Medien berichteten darüber mit übertriebenen Slogans wie »Vorhang auf für die Obama-Mädchen« oder »Die kleinen Mädchen der Obamas packen aus«. Mit einem Mal standen Sashas und Malias Kindersprüche in Zeitungen auf der ganzen Welt.

Barack und ich bereuten unsere Entscheidung augenblicklich. Nichts an dem Interview war irgendwie verfänglich. Es wurden keine unangebrachten Fragen gestellt, keine sonderlich intimen Details verraten. Dennoch fanden wir, es war ein Fehler gewesen, die beiden vor der Öffentlichkeit sprechen zu lassen, lange bevor sie wirklich begreifen konnten, was das eigentlich bedeutete. Doch jetzt war das Interview in der Welt und würde im Netz auf ewig weiterleben. Ohne es richtig zu durchdenken, hatten wir zwei kleine Mädchen, die dieses Leben nicht gewählt hatten, der Menge in den Rachen geworfen.

Mit diesem Rachen kannte ich mich mittlerweile bestens aus. Wir lebten unter ständiger Beobachtung. Auf sonderbare Weise spürte man das überall. Oprah Winfrey schickte mir plötzlich aufmunternde SMS. Stevie Wonder, der Held meiner Kindheit, spielte auf Wahlkampfevents, witzelte mit mir herum und nannte mich beim Vornamen, als hätten wir einander schon ewig gekannt. Von all der Aufmerksamkeit konnte einem schwindelig werden, besonders, weil ich gar nicht fand, dass wir wirklich etwas dafür getan hatten. Wir wurden von Baracks mächtiger Botschaft getragen, aber auch, das war mir klar, von der Verheißung und Symbolträchtigkeit des Augenblicks. Sollte Amerika seinen ersten schwarzen Präsidenten wählen, würde das nicht nur etwas über Barack aussagen, sondern über das ganze Land. Für zahllose Menschen und aus zahllosen Gründen war das wirklich wichtig.

Barack bekam natürlich das meiste ab – die Vergötterung genauso wie den prüfenden Blick, der damit unweigerlich Hand in Hand ging. Je beliebter man wird, desto mehr Leute können einen nicht leiden. Das schien fast ein ungeschriebenes Gesetz zu sein, besonders in der Politik, wo die Widersacher viel Geld für Recherchen über ihre Gegner ausgaben – sie engagierten Ermittler, die jeden Winkel der Vorgeschichte eines Kandidaten nach allem durchstöberten, was irgendwie nach Schmutz aussah.

Mein Mann und ich sind diesbezüglich sehr verschieden, weshalb auch einer von uns sich für die Politik entschieden hatte und die andere nicht. Von all den Gerüchten und Täuschungsmanövern, die wie Giftgas in seinen Wahlkampf gepumpt wurden, ließ er sich kaum aus der Ruhe bringen. Dasselbe hatte er schon in anderen Wahlkämpfen mitgemacht. Er hatte die Geschichte der Politik studiert und wusste, wie es lief. Außerdem lässt er sich auch ganz generell nicht leicht von so abstrakten Dingen wie Zweifel oder Verletzungen aus der Bahn werfen.

Ich dagegen musste immer noch lernen, in der Öffentlichkeit zu

leben. Ich verstand mich als selbstbewusste, erfolgreiche Frau, war aber zugleich immer noch das Kind, das allen erzählt hatte, es wolle Kinderärztin werden, und stolz darauf gewesen war, nie einen Schultag zu versäumen. Anders gesagt: Die Meinung anderer war mir wichtig. Mein ganzes junges Leben lang war ich auf Anerkennung aus gewesen, hatte eifrig goldene Sternchen gesammelt und schwierige soziale Situationen tunlichst vermieden. Mit der Zeit war ich besser darin geworden, meinen Wert nicht gar so streng an gängigen Leistungsmaßstäben zu messen, aber tendenziell glaubte ich immer noch, wenn ich nur fleißig und ehrlich wäre, würde ich mir die Schläger und Bullys vom Hals halten und immer so gesehen werden, wie ich wirklich war.

Diese Überzeugung sollte sich bald zerschlagen.

Nach Baracks Sieg in Iowa wurden meine Wahlkampfreden nur noch leidenschaftlicher, annähernd proportional zur Zahl der Menschen im Publikum. Aus Hunderten Leuten bei meinen Veranstaltungen waren tausend oder mehr geworden. Ich weiß noch, wie ich im Auto mit Katie und Melissa bei einem Event in Delaware ankam und die Leute in Fünferreihen um den ganzen Block anstanden, um noch einen Platz im bereits überfüllten Saal zu ergattern. Ich war baff, auf ausgesprochen positive Weise: Die Begeisterung und das Engagement, die diese Leute Baracks Kampagne entgegenbrachten, hauten mich um. Der Einsatz, all die Anstrengungen, die diese ganz normalen Menschen unternahmen, um ihm zur Wahl zu verhelfen, machten mich richtig demütig.

Für meine Standardrede hatte ich – basierend auf dem Ansatz, der sich in Iowa bewährt hatte – eine lose Struktur erarbeitet, benutzte aber keinen Teleprompter und machte mir auch keine Sorgen, wenn ich mal etwas abschweifte. Meine Worte waren nicht geschliffen, und ich würde nie so eloquent wie mein Mann werden, doch ich sprach von Herzen. Ich erzählte, wie meine ursprünglichen Zweifel am politischen System

sich mit jeder Woche etwas mehr gelegt hatten und von etwas Ermutigenderem, Hoffnungsvollerem ersetzt wurden. Mir ging langsam auf, wie viele von uns dieselben Kämpfe austrugen, dieselben Dinge für unsere Kinder wollten und dieselben Zukunftsängste hatten. Und so viele glaubten genau wie ich, dass Barack der einzige Kandidat war, der wirklich etwas verändern konnte.

Barack wollte die amerikanischen Truppen aus dem Irak holen. Er wollte die Steuervergünstigungen für Superreiche zurücknehmen, die Bush durchgesetzt hatte. Er wollte eine bezahlbare Krankenversicherung für alle. Ein ehrgeiziges Programm, doch jedes Mal, wenn ich einen Saal voll hochmotivierter Unterstützer betrat, kam es mir vor, als wäre das Land bereit, es allen Differenzen zum Trotz zu schaffen. Diese Säle waren erfüllt von Stolz, von einem gemeinsamen Geist jenseits jeder Hautfarbe. Der Optimismus war riesig und mitreißend. Ich surfte darauf wie auf einer Welle. »Das ist das Comeback der Hoffnung!«, verkündete ich bei jedem Auftritt.

Eines Tages im Februar, in Wisconsin, bekam Katie einen Anruf von jemandem aus Baracks Presseteam, der meinte, wir hätten ein Problem. Offenbar hatte ich ein paar Stunden zuvor bei meiner Rede in einem Theater in Milwaukee etwas gesagt, was ich nicht hätte sagen sollen. Katie war genauso perplex wie ich. Die Rede dort war auch nicht anders gewesen als die, die ich soeben in Madison gehalten hatte, oder in all den Monaten zuvor. Probleme hatte es damit noch nie gegeben. Warum also jetzt?

Etwas später sahen wir es selbst. Irgendjemand hatte meine circa vierzig Minuten lange Rede mitgefilmt und zu einem Zehn-Sekunden-Clip zusammengeflickt, der nur ein paar Worte hervorhob, ohne jeden Kontext.

Plötzlich machten Clips sowohl von der Rede in Milwaukee als auch von der in Madison die Runde, jeweils mit dem Teil, in dem ich

darüber sprach, wie ermutigt ich mich fühlte. Die vollständige Version dessen, was ich an jenem Tag gesagt hatte, lautete: »Was wir in diesem Jahr gelernt haben, ist, dass die Hoffnung ein Comeback feiert! Und ganz ehrlich, zum ersten Mal, seit ich erwachsen bin, bin ich richtig stolz auf mein Land. Nicht wegen Baracks bisherigen Erfolgen, sondern weil ich glaube, die Menschen hungern nach Veränderung. Seit Langem sehne ich mich danach, dass unser Land diese Richtung einschlägt und ich mich nicht mehr so allein mit meiner Frustration und meiner Enttäuschung fühle. Ich habe Menschen gesehen, die danach hungern, sich in Bezug auf ein paar grundlegende, gemeinsame Themen zusammenzutun, und das macht mich stolz. Allein das miterleben zu dürfen, sehe ich als Privileg.«

Fast alles davon wurde jedoch weggeschnitten, einschließlich meiner Worte über Hoffnung, Einigkeit und darüber, wie ergriffen ich von all dem war. Die Nuancen fehlten, der Blick galt nur noch einer einzigen Sache. Übrig blieb in den Clips – die jetzt, so sagte man uns, in Dauerschleife in den konservativen Medien liefen – nur der Satz: »Zum ersten Mal, seit ich erwachsen bin, bin ich richtig stolz auf mein Land.«

Ich musste mir die Nachrichten gar nicht erst ansehen, um zu wissen, wie man das hinstellte: *Sie ist unpatriotisch. Sie konnte Amerika noch nie leiden. Das ist ihr wahres Gesicht. Der ganze Rest ist nichts als Show.*

Das war der erste Schlag. Und ich hatte ihn mir wohl selber eingebrockt. Im Versuch, möglichst frei und locker zu sprechen, hatte ich übersehen, wie viel Gewicht jeder kleine Satz haben konnte. Unfreiwillig hatte ich unseren Gegnern ein vierzehn Worte langes Festmahl vorgesetzt. Wie damals in der ersten Klasse traf mich das aus heiterem Himmel.

Entmutigt und voller Schuldgefühle flog ich heim nach Chicago. Katie und Melissa verfolgten die negativen Storys der Nachrichten auf

ihren BlackBerrys, erzählten mir aber wohlweislich nichts davon, um nicht alles noch schlimmer zu machen. Wir drei hatten inzwischen schon fast ein Jahr zusammengearbeitet und gemeinsam mehr Meilen zurückgelegt, als wir zählen konnten, im ständigen Wettlauf gegen die Uhr, damit ich abends wieder bei meinen Kindern war. Wir waren durch Säle im ganzen Land gezogen, hatten mehr Fastfood gegessen, als uns lieb war, und Spendengalas in derart opulenten Privathäusern besucht, dass wir uns zwingen mussten, nicht mit offenen Mündern zu gaffen. Während Barack und sein Team in Charterflugzeugen und bequemen Tourbussen reisten, zogen wir in zäh kriechenden Warteschlangen vor der Sicherheitskontrolle am Flughafen die Schuhe aus, zwängten uns auf die billigen Plätze in Linienmaschinen und vertrauten auf die Hilfe von Freiwilligen, die uns zwischen manchmal hundert Meilen voneinander entfernten Veranstaltungen hin und her kutschierten.

Insgesamt hatten wir das Gefühl, dass wir eine ziemlich großartige Arbeit machten. Ich hatte mitangesehen, wie Katie auf einem Stuhl stand, um Fotografen, die doppelt so alt waren wie sie, Anweisungen zuzurufen, und wie sie Reporter abkanzelte, die unangebrachte Fragen stellten. Ich hatte erlebt, wie Melissa meinen Zeitplan bis ins kleinste Detail durchplante, geschickt mehrere Veranstaltungen pro Tag jonglierte, auf ihren BlackBerry einhämmerte, um potenzielle Probleme zu beseitigen, und gleichzeitig dafür sorgte, dass ich nie eine Schultheateraufführung, den Geburtstag einer alten Freundin oder eine Gelegenheit fürs Fitnessstudio verpasste. Die beiden hatten alles für die Sache gegeben, hatten ihre eigenen Leben geopfert, damit ich einen Rest von meinem behalten konnte.

Und jetzt saß ich im Flugzeug und fürchtete, mit vierzehn dummen Worten alles ruiniert zu haben.

Nachdem ich zu Hause die Mädchen ins Bett gebracht und meine

Mutter zurück in die Euclid Avenue geschickt hatte, damit sie sich ein bisschen ausruhte, rief ich Barack auf dem Handy an. Es war der Vorabend der Vorwahl in Wisconsin, die Umfragen sagten einen knappen Ausgang voraus. Barack hatte einen kleinen, aber wachsenden Vorsprung bei den Delegierten für den Parteitag. Doch Hillary hatte zuletzt einige Werbespots geschaltet, in denen sie Barack für einfach alles kritisierte, von seinen Plänen für eine Krankenversicherung bis zu seinem Unwillen, sich häufiger mit ihr zu duellieren. Der Einsatz war hoch. Baracks Kampagne konnte sich keine Pleite leisten. Ich entschuldigte mich für die Auswirkungen meiner Rede. »Ich hatte keine Ahnung, dass das falsch war«, erklärte ich. »Dasselbe sage ich doch schon seit Monaten.«

Barack war an diesem Abend unterwegs von Wisconsin nach Texas. Sein Achselzucken war fast durchs Telefon zu hören. »Ach, das ist nur, weil du so viel Publikum kriegst«, sagte er. »Du bist ein Zugpferd unseres Wahlkampfs geworden, da gehen manche Leute natürlich ein bisschen auf dich los. Das ist ganz normal.«

Wie bei fast all unseren Gesprächen dankte er mir für meinen Einsatz und fügte hinzu, es tue ihm leid, dass ich jetzt diesen Ärger am Hals hätte. »Ich liebe dich«, sagte er, bevor wir auflegten. »So etwas ist übel, ich weiß, aber es geht vorbei. Das tut es immer.«

Damit lag er zugleich richtig und falsch. Am 19. Februar 2008 gewann Barack die Vorwahl in Wisconsin mit einem ordentlichen Vorsprung, was wohl hieß, dass ich ihm dort nicht sonderlich geschadet hatte. Am selben Tag nutzte John McCains Frau Cindy eine Wahlkampfrede zu einem Seitenhieb auf mich: »Ich bin stolz auf mein Land«, sagte sie. »Ich weiß ja nicht, wie es Ihnen geht, ob Sie das gehört haben – ich für meinen Teil bin jedenfalls sehr stolz auf mein Land.« CNN sah uns in einer »Patriotismusflaute«, und die Blogger taten, was Blogger eben tun.

Nach etwa einer Woche aber hatte die größte Aufregung sich bereits gelegt. Barack und ich sprachen mit der Presse, stellten klar, dass ich stolz darauf war, wie viele Amerikaner für die Kampagne Leute anriefen, mit Nachbarn sprachen und Vertrauen in ihren Einfluss auf unsere Demokratie gewannen, was ich so noch nicht erlebt hatte. Und dann machten wir weiter. Ich achtete bei meinen Reden stärker auf meine Wortwahl, doch meine Botschaft blieb dieselbe. Ich war noch immer stolz, noch immer ermutigt. Daran hatte sich nichts geändert.

Und doch war eine böse Saat gelegt worden – ein Bild von mir als mürrische, leicht feindselige Person, die den zu erwartenden Anstand vermissen ließ. Ob das von Baracks politischen Gegnern oder Dritten ausging, vermochten wir nicht zu sagen, aber die Gerüchte und tendenziösen Kommentare beinhalteten so gut wie immer wenig subtile Implikationen zum Thema Rasse, die bei den Wählern die tiefsten widerlichsten Ängste schüren sollten: *Lasst bloß nicht die Schwarzen ans Ruder. Die sind nicht so wie ihr. Die sehen die Dinge völlig anders.*

Das wurde auch nicht besser dadurch, dass die Nachrichtenredaktion von ABC neunundzwanzig Stunden Aufnahmen von Reverend Jeremiah Wrights Predigten durchkämmt hatte, um einen schrillen Best-of-Clip zusammenzuschneiden, in dem der Priester hartherzig und unsachlich seinem Groll gegen das weiße Amerika Luft machte, so als trügen allein die Weißen Schuld an allem Übel. Barack und ich waren bestürzt über dieses Video, das die schlimmsten, paranoidesten Seiten des Mannes zeigte, der uns verheiratet und unsere Kinder getauft hatte. Wir waren beide mit Familienmitgliedern aufgewachsen, die Rassenfragen durch eine Brille gereizten Misstrauens betrachteten. Ich hatte all die Jahrzehnte Dandys schwelenden Groll erlebt, weil er wegen seiner Hautfarbe beruflich nicht vorankam, und auch Southsides Sorge, seine Enkel könnten in weißen Vierteln in Gefahr sein. Barack seinerseits kannte die flapsigen

Verallgemeinerungen seiner weißen Großmutter Toot, die ihrem schwarzen Enkel sogar gebeichtet hatte, dass sie sich manchmal fürchtete, wenn sie auf der Straße einem Schwarzen über den Weg lief. Seit Jahren lebten wir mit der Engstirnigkeit unserer älteren Verwandten, hatten akzeptiert, dass niemand vollkommen ist, am wenigsten die, die noch zur Zeit der Rassentrennung aufgewachsen waren. Vielleicht ließ uns das die absurderen Passagen von Reverend Wrights hitzigen Reden einfach überhören, wobei wir an den fraglichen Predigten sowieso nicht teilgenommen hatten. Beim Anblick dieser konzentrierten Version seiner Boshaftigkeit waren wir jedoch entsetzt. Das Ganze führte uns vor Augen, dass die verzerrte Darstellung von Rassefragen in unserem Land manchmal auch zwei Seiten hatte – dass Misstrauen und Vorurteile aus beiden Richtungen kamen.

Irgendwer hatte in der Zwischenzeit meine über zwanzig Jahre alte Abschlussarbeit in Princeton ausgegraben – eine Untersuchung der Einstellungen afroamerikanischer Princeton-Absolventen zu Rasse und Identität. Aus unerfindlichen Gründen behandelten die konservativen Medien diesen Text wie ein geheimes Black-Power-Manifest, eine rechtzeitig aufgedeckte Bedrohung. Als hätte ich mit einundzwanzig Jahren nicht versucht, eine Eins in Soziologie und einen Platz an der Harvard Law School zu ergattern, sondern einen Plan geschmiedet, die weiße Hegemonie zu stürzen, und nun dank meines Mannes endlich die Chance, diesen in die Tat umzusetzen. »Ist Michelle Obama schuld am Jeremiah-Wright-Fiasko?«, lautete der Untertitel einer Online-Kolumne von Christopher Hitchens. Er fiel über die Michelle vom College her, behauptete, ich sei übermäßig von radikalen schwarzen Denkern beeinflusst gewesen und könne obendrein nicht schreiben. »Den Text als schwer lesbar zu bezeichnen wäre eine Untertreibung«, schrieb er. »Diese Arbeit kann man überhaupt nicht ›lesen‹, im engen Sinne des Wortes. Das liegt daran, dass sie in keiner uns bekannten Sprache

verfasst wurde.«

Man stellte mich also nicht nur als Außenseiterin hin, sondern als völlig »anders«, so fremd, dass man nicht mal meine Sprache verstehen konnte. Ein kleingeistiger, lächerlicher Angriff, sicher, aber der Hohn über meinen Intellekt und die Ausgrenzung meines jüngeren Selbst bargen eine tiefersitzende Ablehnung. Barack und ich waren zu bekannt, um unsichtbar gemacht zu werden, aber wenn die Leute uns als Fremde, als Eindringlinge sähen, konnte man uns vielleicht unsere Kraft rauben. Direkt wurde die Kernaussage zwar nie ausgesprochen, aber doch oft impliziert: *Die gehören nicht zu uns*. Auf der Website Drudge Report tauchte ein Foto von Barack mit Turban und traditioneller somalischer Kleidung auf, die man ihm bei einer offiziellen Kenia-Reise als Senator überreicht hatte, was die alten Theorien wiederbelebte, er sei insgeheim Moslem. Ein paar Monate später stieß das Internet dann das anonyme, haltlose Gerücht auf, Barack sei gar nicht in Hawaii geboren, sondern in Kenia, womit er für die Präsidentschaft nicht in Frage käme.

Während der Vorwahlen in Ohio und Texas, Vermont und Mississippi sprach ich weiter über Einigkeit und Optimismus, spürte, wie die positive Einstellung der Menschen auf den Veranstaltungen sich um die Idee von grundlegendem Wandel ballte. Dennoch schien die wenig schmeichelhafte Gegenerzählung über mich nur immer stärker Fuß zu fassen. Auf Fox News diskutierte man meine »militante Wut«. Im Internet flammten Gerüchte darüber auf, es gebe irgendwo ein Video, in dem ich Weiße mit dem beleidigenden Wort »whitey« bezeichnen würde, was völlig an den Haaren herbeigezogen war. Als Barack sich im Juni endlich die Nominierung der Demokraten sicherte, begrüßte ich ihn bei einer Veranstaltung in Minnesota mit einer spielerisch gemeinten Ghettofaust, was sofort Schlagzeilen machte und von einem Fox-Kommentator als »Terroristengruß« interpretiert wurde – wieder diese Unterstellung, wir seien gefährlich. Eine

Bauchbinde auf demselben Sender nannte mich »Obama's Baby Mama«, was Klischees über schwarze Ghettos heraufbeschwor und eine Andersheit implizierte, die mich sogar noch außerhalb meiner eigenen Ehe stellte.

Ich war völlig geschafft, nicht körperlich, sondern seelisch. All die Tiefschläge hatten zwar kaum etwas mit meinem wahren Ich zu tun, schmerzten aber trotzdem sehr. Es war, als richte ein Zerrbild meiner selbst da draußen Chaos und Verwüstung an, eine Frau, von der ich ständig hörte, die ich aber nicht kannte – ein überlebensgroßer, superstarker, kastrationslüsterner Godzilla von Politikergattin namens Michelle Obama. Zu meinem Leidwesen riefen manchmal sogar meine Freunde an, luden ihren Kummer bei mir ab, überhäuften mich mit guten Ratschlägen für Baracks Wahlkampfleiter oder wollten sich vergewissern, dass irgendwelche negativen Berichte über mich, Barack oder unsere Kampagne falsch waren. Anlässlich der Gerüchte über das sogenannte »Whitey-Tape«, rief mich eine Freundin an, offensichtlich besorgt, an der Lüge könnte etwas dran sein. Gut dreißig Minuten lang musste ich sie überzeugen, dass ich nicht zur Rassistin geworden war, und als ich auflegte, war ich gründlich demoralisiert.

Es kam mir vor, als könnte ich diesen Kampf einfach nicht gewinnen, als würden all mein Vertrauen und meine harte Arbeit nie genügen, um gegen meine Verleumder anzukommen. Ich war eine Frau. Noch dazu schwarz und stark, was für Leute mit einer gewissen Einstellung nichts anderes bedeutete als »wütend«. Ein weiteres vernichtendes Klischee, das seit Urzeiten dazu benutzt wird, Frauen aus Minderheiten an den Rand zu drängen, ein Signal ans Unterbewusstsein, die Ohren auf Durchzug zu stellen, wenn wir sprechen.

Mittlerweile war ich wirklich etwas wütend, weshalb ich mich sofort noch schlechter fühlte – so, als erfüllte das die Prophezeiung meiner Kritiker, als hätte ich aufgegeben. Schon erstaunlich, wie ein

Vorurteil zu einer echten Falle werden kann. Wie viele »wütende schwarze Frauen« wurden wohl schon von der zirkulären Logik dieses Ausdrucks eingefangen? Warum sollte man nicht lauter werden, wenn einem niemand zuhört? Und wird man nicht erst recht wütend und irrational, wenn man andauernd derart abgestempelt wird?

Ich war erschöpft von all der Bosheit, aus der Bahn geworfen davon, wie persönlich alles wurde, aber Aufhören kam für mich nicht in Frage. Irgendwann im Mai veröffentlichten die Republikaner aus Tennessee online ein Video mit meinen Worten aus Wisconsin, im Wechsel mit Wählern, die solche Dinge sagten wie: »Mann, ich war schon als Kind stolz, Amerikaner zu sein.« Auf der Website des öffentlichen Radiosenders NPR erschien eine Story mit dem Titel: »Michelle Obama – Stütze oder Klotz am Bein?« Darunter standen fett einige Punkte, die man im Hinblick auf mich offenbar diskutieren musste: »Erfrischend ehrlich oder zu direkt?« und »Ihr Äußeres: Fürstlich oder einschüchternd?«

Ehrlich, das tat richtig weh.

Manchmal gab ich Baracks Wahlkampfteam die Schuld für meine Lage. Ich war aktiver als die Frauen vieler anderer Kandidaten, was mich stärker ins Fadenkreuz rückte. Instinktiv wollte ich zurückschlagen, mich gegen die Lügen und ungerechten Verallgemeinerungen wehren oder Barack etwas dazu sagen lassen, doch das Team bestand nur darauf, es sei besser, nicht zu reagieren, weiterzumarschieren und die Schläge wegzustecken. »Das ist eben Politik«, lautete das Mantra, so als könnten wir nichts dagegen tun, als wären wir alle in eine neue Stadt oder auf einen Planeten namens Politik gezogen, wo die üblichen Regeln nicht mehr galten.

Wann immer mein Mut sank, quälte ich mich selbst noch zusätzlich mit zermürbenden Gedanken: Ich hatte mir das nicht ausgesucht. Ich hatte die Politik noch nie gemocht. Ich hatte meinen Job

aufgegeben und mich ganz diesem Wahlkampf verschrieben, und jetzt war ich ein Klotz am Bein? Wo war meine Power abgeblieben?

Eines Sonntagabends saß ich in der Küche mit Barack, der ausnahmsweise für eine Nacht zu Hause war, und machte meinem ganzen Frust Luft.

»Ich muss das nicht tun«, sagte ich. »Wenn ich der Kampagne schade, was hab ich da draußen dann verloren?«

Ich erklärte, dass Melissa, Katie und ich uns von der großen Zahl der Medienanfragen und unserem knappen Budget überfordert fühlten. Ich wollte nichts verderben, wollte Barack unterstützen, aber wir hatten gerade mal die Zeit und Mittel, auf die jeweils aktuellsten Punkte zu reagieren. Und was die wachsenden Anfeindungen gegen mich betraf, hatte ich die Nase voll davon, nichts dagegen tun zu können, dass man mich als jemanden wahrnahm, der ich überhaupt nicht war. »Ich kann auch zu Hause bleiben und mich um die Kinder kümmern, wenn das besser ist«, sagte ich zu ihm. »Eine ganz normale Ehefrau sein, die zu den wichtigsten Events kommt und in die Kameras lächelt. Vielleicht wäre das für alle leichter.«

Barack hörte mir mitfühlend zu. Ich sah ihm an, wie müde er war, wie gern er nach oben gehen und ein wenig Schlaf nachholen würde. Manchmal fand ich schrecklich, wie sehr die Grenzen zwischen Politik und Familie bei uns inzwischen verschwommen waren. Den ganzen Tag musste er blitzschnell Probleme lösen und mit Hunderten Menschen interagieren. Ich wollte ihm das Leben nicht noch zusätzlich erschweren, aber andererseits ging meine Existenz inzwischen ganz in seiner auf.

»Du hilfst mir so viel mehr, als du mir schadest, Michelle, ganz ehrlich«, sagte er, sichtlich ergriffen. »Aber wenn du aufhören oder einen Gang runterschalten willst, verstehe ich das völlig. Das liegt ganz bei dir.«

Er sagte, ich solle mich auf keinen Fall an ihn oder den

Wahlkampf gebunden fühlen. Falls ich jedoch weitermachen wolle und mehr Mittel und Unterstützung brauche, dann würde er sich darum kümmern.

Das tröstete mich, wenn auch nur ein bisschen. Ich kam mir immer noch vor wie die Erstklässlerin an der Essensausgabe, die gerade einen Schlag ins Gesicht kassiert hatte.

Doch für den Augenblick ließen wir die Politik Politik sein und schleppten uns müde ins Bett.

Nicht lange darauf besuchte ich David Axelrod in seinem Chicagoer Büro und sah mir gemeinsam mit Valerie und ihm Aufzeichnungen einiger meiner Auftritte an. Heute ist mir klar, dass es sich dabei um eine Art »Intervention« handelte, um den Versuch, mir aufzuzeigen, welche kleinen Aspekte der ganzen Angelegenheit ich kontrollieren konnte. Die beiden lobten meinen Einsatz und meinen Erfolg dabei, Baracks Unterstützer zu motivieren. Dann aber stellte Axe den Ton aus und spielte mir meine Standardrede noch einmal stumm vor, damit wir genauer meine Körpersprache betrachten konnten, insbesondere meine Mimik.

Was ich da sah? Ich sah mich voller Ernst und Überzeugung reden, ohne jemals lockerzulassen. Jedes Mal sprach ich über die schweren Zeiten, die viele Amerikaner durchmachten, über die Ungleichheiten in unseren Schulen und unserem Gesundheitssystem. In meiner Miene spiegelte sich die ganze Last dessen, worum es meines Erachtens ging, die Bedeutung der Wahl, vor der unser Land stand.

Aber ich war zu ernst, zu streng – zumindest daran gemessen, was die Leute von einer Frau wie mir zu erwarten gelernt hatten. Ich sah meine Mimik, wie ein Außenstehender sie womöglich sehen würde, besonders, wenn sie mit einer negativen Botschaft unterlegt wäre. Ich begriff, wie unsere Gegner diese Bilder hatten feinhacken und mich der

Öffentlichkeit als angesäuerte Hyäne verkaufen können. Das war natürlich wieder nur ein neues Vorurteil, eine neue Falle. Am leichtesten lässt eine Frau sich mundtot machen, wenn man sie als garstiges Weibsbild hinstellt.

Niemand warf Barack je vor, er sei zu ernsthaft oder lächele nicht genug. Allerdings war ich auch nicht der Kandidat, sondern nur seine Frau, weshalb man von mir vielleicht mehr Leichtigkeit und seichtere Unterhaltung erwartete. Dennoch, wer wissen wollte, wie es Frauen im Allgemeinen auf dem Planet Politik erging, brauchte sich nur anzuschauen, wie oft Nancy Pelosi, die kluge und hartgesottene ehemalige Sprecherin des Repräsentantenhauses, als Schreckschraube dargestellt wurde, oder was Hillary Clinton durchmachen musste, während TV-Experten und Kolumnisten wieder und wieder jede Entwicklung ihres Wahlkampfs zerpflückten. Gnadenlos verwendete man Hillarys Geschlecht gegen sie, bediente die fürchterlichsten Vorurteile. Man bezeichnete sie als tyrannischen Drachen, als olle Zippe und als zickige *bitch*. Ihre Stimme fand man zu schrill, ihr Lachen zu gackernd. Hillary war Baracks Gegnerin, weshalb ich damals nicht gerade große Sympathien für sie hegte, und doch konnte ich nur bewundern, wie sie sich inmitten all dieser Frauenfeindlichkeit im Ring hielt.

Während ich noch mit Axe und Valerie die Aufnahmen durchsah, stiegen mir die Tränen in die Augen. Ich war aufgewühlt. Offensichtlich hatte Politik einen performativen Anteil, den ich noch nicht ganz beherrschte. Dabei hielt ich nun schon seit über einem Jahr öffentliche Reden. Am besten hatte ich offenbar an kleineren Veranstaltungsorten wie damals in Iowa funktioniert. In größeren Sälen war es schwieriger, Herzlichkeit zu transportieren. Ein größeres Publikum bedurfte klarerer Mimik, daran musste ich arbeiten. Ich fürchtete jedoch, es könnte jetzt schon fast zu spät sein.

Valerie, seit über fünfzehn Jahren eine gute Freundin, drückte mir die Hand.

»Wieso habt ihr mir das nicht früher gesagt?«, wollte ich wissen. »Warum hat niemand versucht, mir zu helfen?«

Die Antwort war: Niemand hatte so recht darauf geachtet. Baracks Team war so lange davon ausgegangen, dass alles gut lief, bis es das nicht mehr tat. Erst jetzt, wo ich zum Problem geworden war, hatte Axe mich zu sich ins Büro beordert.

Für mich war das ein echter Wendepunkt. Der Wahlkampfapparat war ausschließlich für den Kandidaten da, nicht für dessen Partner oder Familie. Sosehr Baracks Leute mich auch respektierten und meinen Beitrag schätzten, richtige Leitlinien hatten sie mir nie an die Hand gegeben. Bis jetzt war nie jemand aus dem Team mit mir gereist oder auf einer meiner Veranstaltungen gewesen. Ich hatte weder Medien- noch Rhetoriktraining bekommen. Niemand, das wurde mir jetzt bewusst, würde sich um mich kümmern, wenn ich nicht darauf bestünde.

Da wir wussten, dass die Aufmerksamkeit in den letzten sechs Monaten vor der Wahl nur größer werden würde, entschieden wir – endlich –, dass ich echte Hilfe brauchte. Wenn ich weiterhin Wahlkampf betreiben sollte, als sei ich eine Kandidatin, würde ich auch die entsprechende Unterstützung benötigen. Ich würde mich besser schützen müssen, indem ich mich besser organisierte und auf den nötigen Mitteln bestand, um gute Arbeit zu leisten. In den letzten Wochen der Vorwahlen wurde mein Team um eine Terminplanerin und persönliche Assistentin namens Kristen Jarvis erweitert – eine warmherzige ehemalige Mitarbeiterin von Barack im Senat, deren ruhiges Auftreten mich in angespannten Momenten am Boden hielt – und um eine politisch versierte, abgebrühte Medienexpertin namens Stephanie Cutter. Gemeinsam mit Katie und Melissa half Stephanie mir, meine

Botschaft und mein Auftreten zu profilieren und eine große Rede vorzubereiten, die ich im Sommer auf dem Parteitag der Demokraten halten sollte. Außerdem wurde uns endlich ein Wahlkampf-Jet zur Verfügung gestellt, wodurch ich effizienter reisen konnte. Von nun an konnte ich in der Luft Interviews geben, mir Haare und Make-up machen lassen und Sasha und Malia ohne Zusatzkosten mitnehmen.



In den letzten Monaten vor der Wahl wurde mir ein Wahlkampfflugzeug zur Verfügung gestellt, das meine Effizienz erheblich steigerte und das Reisen sehr viel angenehmer machte. Hier bin ich mit meinem engsten Team zu sehen: (v.l.n.r.) Kristen Jarvis, Katie McCormick Lelyveld, Chawn Ritz (unsere Flugbegleiterin an diesem Tag) und Melissa Winter.

© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive

Ich war erleichtert. Sehr. Und ich glaube, auch das half mir, mehr zu lächeln, nicht mehr so angespannt zu sein.

Stephanie riet mir, mich bei meinen Auftritten an meine Stärken zu halten und an die Dinge zu denken, über die ich am liebsten sprach: meine Liebe zu meinem Mann und meinen Kindern, mein Verständnis für berufstätige Mütter, den Stolz auf meine Chicagoer Wurzeln. Sie bemerkte, dass ich gerne Witze riss, und meinte, ich solle mir das nicht verkneifen. Mit anderen Worten: Ich sollte ruhig ich selber sein. Kurz nach Abschluss der Vorwahlen ging ich als Co-Moderatorin zu *The View* und verbrachte eine fröhliche, lebhafte Stunde mit Whoopi Goldberg, Barbara Walters und den anderen Gästen vor einem Studiopublikum. Ich sprach über die Angriffe auf mich, lachte aber auch über die Mädchen, die Ghettofaust und nervige Feinstrumpfhosen. Auf einmal fühlte ich mich wieder ganz leicht, als hätte ich meine Stimme zurückgewonnen. Die Presse äußerte sich insgesamt positiv über den Auftritt. Ich hatte dafür ein schwarzweißes Kleid für hundertachtundvierzig Dollar getragen, für das plötzlich alle Frauen in die Läden rannten.

Ich bewirkte etwas und hatte langsam sogar Spaß dabei, fühlte mich offener und zuversichtlicher. Außerdem versuchte ich, etwas von all den Amerikanern zu lernen, denen ich im ganzen Land begegnete. Ich hielt Gesprächsrunden über die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie ab, ein Thema, das mir sehr am Herzen lag. Am meisten berührte mich, was ich bei meinen Besuchen bei Soldatenfamilien von den Partnern der Soldaten erfuhr – meistens waren das Frauen, aber ein paar Männer waren auch immer dabei.

»Erzählen Sie doch mal«, sagte ich und hörte zu, wie Frauen – manche selbst noch Teenager – mir mit einem Baby auf dem Schoß ihre Geschichten erzählten. Manche berichteten, wie sie im Laufe von acht Jahren auf mindestens ebenso viele verschiedene Militärbasen verlegt

worden waren, wobei sie ihre Kinder jedes Mal aufs Neue im Musikunterricht oder sonstigen außerschulischen Aktivitäten hatten unterbringen müssen. Sie erklärten mir auch, wie schwierig es sein konnte, über all diese Umzüge hinweg dem eigenen Beruf noch nachzugehen: So fand man zum Beispiel als Lehrerin womöglich keine Stelle, weil der neue Bundesstaat die Ausbildung des alten nicht anerkannte; Nagelkosmetikerinnen und Physiotherapeuten hatten ähnliche Probleme mit ihren Lizenzen. Viele junge Eltern hatten Schwierigkeiten, eine bezahlbare Kinderbetreuung zu finden. Und all das wurde überschattet von der emotionalen und logistischen Belastung, einen geliebten Menschen zwölf oder mehr Monate im Einsatz an einem Ort wie Kabul oder Mossul oder auf einem Flugzeugträger im Südchinesischen Meer zu wissen. Die Begegnung mit diesen Menschen relativierte meine eigenen Probleme schlagartig. Die Opfer, die sie brachten, waren weitaus größer als die meinen. Gebannt hörte ich ihnen zu, baff darüber, wie wenig ich eigentlich über das Soldatenleben wusste. Falls Barack tatsächlich gewählt werden sollte, wollte ich unbedingt einen Weg finden, um diese Familien besser unterstützen zu können.

All das verschaffte mir den Antrieb für die letzten Anstrengungen zugunsten von Barack und Joe Biden, dem liebenswerten Senator aus Delaware, der schon bald als Baracks Vize-Kandidat angekündigt werden sollte.



Joe Biden war aus vielen Gründen ein großartiger Vize-Kandidat für Barack, nicht zuletzt, weil wir uns alle vier auf Anhieb blendend verstanden. Jill und ich kamen schon bald ins Gespräch darüber, dass wir die Familien von Militärangehörigen unterstützen wollten. Hier sieht man uns 2008, bei einer Wahlkampfpause in Pennsylvania.

© David Katz 2008

Umgeben von Leuten, auf die ich mich verlassen konnte, fühlte ich mich ermutigt, wieder meinen Instinkten zu vertrauen. Bei öffentlichen Auftritten konzentrierte ich mich nun darauf, den Menschen, denen ich begegnete, persönlich nahezukommen, egal ob in kleinen Gruppen oder zu Tausenden, beim Plaudern hinter der Bühne oder beim Händeschütteln an der Sicherheitsabsperrung. Wenn die Wähler mich als Mensch erlebten, erkannten sie, dass die Zerrbilder nicht die Wahrheit sagten. Ich habe dabei gelernt, dass Hass aus nächster Nähe schwerer fällt.

Den Sommer 2008 über sollte ich noch rasanter unterwegs sein und noch mehr arbeiten als zuvor, überzeugt davon, dass ich Barack helfen konnte. Der Parteitag rückte näher, und ich arbeitete erstmals mit einer Redenschreiberin zusammen, einer talentierten jungen Frau namens Sarah Hurwitz, die mir half, meine Ideen zu einer siebzehn Minuten langen Rede zu verdichten. Nach Wochen sorgfältiger Vorbereitung trat ich Ende August auf die Bühne des Pepsi Centers in Denver, vor etwa zwanzigtausend Menschen im Saal und Millionen mehr vor ihren Fernsehern, um der Welt mitzuteilen, wer ich wirklich war.

Mein Bruder Craig kündigte mich an. Unsere Mom saß in der ersten Reihe einer Loge und wirkte ein bisschen überwältigt davon, wie riesenhaft die Bühne unseres Lebens geworden war. Ich sprach über meinen Vater – wie unverwüstlich und bescheiden er gewesen war und wie er Craig und mich geprägt hatte. Ich versuchte, den Amerikanern einen möglichst intimen Einblick in Baracks großmütiges Herz zu geben. Als ich fertig war, applaudierte die Menge stürmisch, und mir fiel ein gewaltiger Stein vom Herzen – womöglich hatte ich endlich etwas dafür getan, dass die Leute mich anders wahrnahmen.



Nach einem anstrengenden Frühjahr und Sommer auf Wahlkampftour sprach ich 2008 vor dem Parteitag der Demokraten in Denver, die erste Gelegenheit für mich, meine Geschichte zur besten Sendezeit mit einem gewaltig großen Publikum zu teilen. Hinterher kamen Sasha und Malia zu mir auf die Bühne, um Barack über den Videobildschirm zuzuwinken.

© Spencer Platt/Getty Images

Ein großer Augenblick, sicher – prachtvoll, öffentlich und noch heute leicht auf YouTube zu finden. Doch in Wahrheit war er merkwürdigerweise aus genau denselben Gründen klein und unbedeutend. Meine Sicht der Dinge kehrte sich langsam um, wie ein auf links gedrehter Pullover. Bühnen, Publikum, Scheinwerfer, Applaus: All das wurde immer alltäglicher, als ich je für möglich gehalten hätte. Was mir jetzt wirklich etwas bedeutete, waren die ungeprobten Augenblicke zwischendurch, in denen niemand etwas darstellte, niemand urteilte und in denen noch echte Überraschungen möglich waren – und einem manchmal ohne jede Vorwarnung ein kleines Stück das Herz aufging.

Dafür müssen wir zurück nach Butte, Montana, am 4. Juli. Unser Tag dort neigte sich bereits dem Ende zu, die Sommersonne sank endlich hinter die Berge im Westen, in der Ferne krachten die ersten Böller. Wir verkrochen uns für die Nacht im Holiday Inn Express an der Interstate; am nächsten Morgen würde Barack nach Missouri aufbrechen und ich mit den Mädchen nach Chicago fliegen. Wir waren müde, alle vier. Wir hatten die Parade und das Picknick hinter uns gebracht. Wir hatten gefühlt mit jedem einzelnen Einwohner von Butte gesprochen. Und jetzt, endlich, konnten wir ganz privat ein bisschen mit Malia feiern.

Hätte mich damals jemand gefragt, ich hätte gesagt, dass ihr Geburtstag am Ende doch zu kurz gekommen war, untergegangen im Strudel des Wahlkampfs. Wir fanden uns unter den Leuchtstoffröhren an der niedrigen Decke des Konferenzraums im Untergeschoss des Hotels ein, mit Konrad, Maya, Suhaila sowie einigen Teammitgliedern, mit denen Malia sich gut verstand, und natürlich mit den Leuten vom Secret Service, die sowieso überall dabei waren. Es gab Luftballons, einen Kuchen aus dem Supermarkt, zehn Kerzen und einen große Packung Eiscreme. Malia bekam Geschenke, die jemand – nicht ich –

auf die Schnelle gekauft und verpackt hatte. Die Stimmung war nicht schlecht, aber auch nicht gerade festlich. Der Tag war schlicht zu lang gewesen. Betrübt blickten Barack und ich einander an – wir hatten versagt.

Am Ende aber war auch das, wie so vieles andere, nur eine Frage der Perspektive – dessen, wie wir sehen wollten, was wir vor uns hatten. Barack und ich achteten nur auf unsere Fehler und Unzulänglichkeiten, die sich in dem trostlosen Raum und der hastig improvisierten Party spiegelten. Malia aber suchte etwas völlig anderes. Und das fand sie auch. Sie sah freundliche Gesichter, einen dick mit Zuckerguss glasierten Kuchen, eine kleine Schwester und eine Cousine an ihrer Seite, ein neues Jahr, das sie erwartete. Sie hatte den ganzen Tag im Freien verbracht. Sie hatte eine Parade gesehen. Morgen würde sie im Flugzeug fliegen.

Sie stolzierte hinüber zu Barack und hüpfte ihm auf den Schoß. »Das«, verkündete sie, »ist der allerbeste Geburtstag aller Zeiten!«

Sie bemerkte weder die Tränen, die ihren Eltern plötzlich in die Augen traten, noch den Kloß im Hals der Hälfte aller übrigen Anwesenden. Sie hatte recht, und das wurde uns mit einem Mal allen bewusst. Sie wurde an diesem Tag zehn Jahre alt, und alles war das Allerbeste.

# 18

Vier Monate später, am 4. November 2008, gab ich Barack meine Stimme. Schon ganz früh gingen wir zu unserem Wahllokal in der Turnhalle der Beulah Shoesmith Elementary School, nur ein paar Blocks entfernt von unserem Haus in Chicago. Sasha und Malia nahmen wir mit, beide angezogen und fertig für die Schule. Ich fand, sie sollten auch am Wahltag in die Schule gehen – an diesem Tag vielleicht sogar erst recht. Schule war Routine. Schule war vertraut. Als wir an den Reihen von Fotografen und Fernsehkameras vorbei die Turnhalle betraten und rings um uns über die historische Bedeutung von all dem geredet wurde, war ich froh, den beiden noch schnell die Pausenbrote eingepackt zu haben.

Was würde dieser Tag wohl bringen? Lang würde er jedenfalls werden. Mehr wusste noch keiner von uns.

Wie immer an Tagen mit besonders viel Druck war Barack noch gelassener als sonst. Er begrüßte die Wahlhelfer, holte seinen Stimmzettel ab, schüttelte jedem die Hand, der ihm über den Weg lief, und war offenbar ganz entspannt. Kein Wunder, wenn man es recht bedenkt: Jetzt konnte er ohnehin nichts mehr tun.

Seite an Seite standen wir vor unseren Wahlpulten, und die Mädchen beugten sich vor, um zu sehen, was wir taten.

Ich hatte schon oft für Barack gestimmt, bei Vorwahlen und richtigen Wahlen, und dieses Mal fühlte es sich nicht anders an. Wählen war für mich eine Gewohnheit, ein gesundes Ritual, dem man gewissenhaft nachging, wann immer es Gelegenheit dazu gab. Als Kind

hatten meine Eltern mich ins Wahllokal mitgenommen, und auch ich hatte Sasha und Malia regelmäßig mitgenommen, in der Hoffnung, sie daran zu gewöhnen und ihnen zu vermitteln, wie sowohl mühelos als auch wichtig das Wählen ist.

Dank der Arbeit meines Mannes hatte ich die Wirren von Macht und Politik aus nächster Nähe miterlebt. Ich hatte gesehen, wie eine Handvoll Stimmen pro Bezirk nicht nur den Unterschied zwischen zwei Kandidaten, sondern zwischen zwei unterschiedlichen Wertesystemen ausmachen konnte. Blieben in jedem Viertel nur ein paar Leute zu Hause, konnte das darüber entscheiden, was unsere Kinder in der Schule lernten, welche Möglichkeiten zur Krankenversicherung sich uns boten oder ob wir unsere Truppen in den Krieg schickten. Wählen ist zugleich ganz leicht und ungeheuer wirkungsvoll.

An jenem Tag betrachtete ich ein paar Sekunden länger das ovale Feld zum Ankreuzen neben dem Namen meines Mannes. Das war es also, nach beinahe einundzwanzig Monaten des Wahlkampfs, der Anfeindungen und der Erschöpfung – das Letzte, was ich noch zu tun hatte.

Barack linste zu mir herüber und lachte. »Noch unentschieden?«, fragte er. »Brauchst du noch ein bisschen?«

Von der gespannten Aufregung mal abgesehen hätte der Wahltag selbst fast als so etwas wie ein Mini-Urlaub durchgehen können, eine unwirkliche Pause zwischen allem, was passiert war, und dem, was auch immer die Zukunft bereithalten würde. Man ist gesprungen, aber noch nicht gelandet. Wie die Zukunft werden wird, kann man noch nicht wissen. Nach Monaten, in denen alles viel zu schnell ging, kriecht die Zeit nun plötzlich qualvoll langsam. Wieder zu Hause spielte ich die Gastgeberin für Freunde und Verwandte, die bei uns vorbeischauten, um ein bisschen zu plaudern und uns die Zeit zu vertreiben.

Irgendwann an diesem Vormittag ging Barack mit Craig und ein

paar Kumpels eine Runde Basketball in einer nahen Turnhalle spielen, etwas, das zu einem Wahltagsritual geworden war. Nichts half Barack besser, seine Nerven zu beruhigen, als eine anstrengende Partie Basketball ohne Rücksicht auf Verluste.

»Pass bloß auf, dass ihm keiner die Nase bricht«, ermahnte ich Craig noch, als die beiden aufbrachen. »Er muss später noch ins Fernsehen.«

»Na toll, jetzt bin ich wieder für alles verantwortlich«, erwiderte er, wie es nur ein Bruder kann. Und weg waren sie.

Wenn man den Umfragen Glauben schenkte, stand ein Sieg für Barack bevor, aber ich wusste auch, dass er für den Abend zwei verschiedene Reden vorbereitet hatte – eine für einen Sieg, eine für eine Niederlage. Inzwischen kannten wir uns mit Politik und Umfragen gut genug aus, um nichts für selbstverständlich zu halten. Wir wussten vom sogenannten Bradley-Effekt, benannt nach dem Afroamerikaner Tom Bradley, der Anfang der Achtziger Gouverneur von Kalifornien hatte werden wollen. Trotz eines stabilen Vorsprungs in den Umfragen hatte er zu jedermanns Überraschung am Wahltag doch verloren – eine Lektion in Sachen Bigotterie und ein Muster, das sich in den Jahren darauf noch in diversen wichtigen Wahlen unter Beteiligung schwarzer Kandidaten im ganzen Land wiederholen sollte. Erklärt wurde es damit, dass die Wähler ihre Vorurteile gegenüber Kandidaten einer Minderheit zwar vor den Wahlforschern verheimlichten, sie in der Wahlkabine dann aber zum Ausdruck brachten.

Während des Wahlkampfs hatte ich mich immer wieder gefragt, ob Amerika wirklich bereit war, einen schwarzen Präsidenten zu wählen, ob das Land stark genug sein würde, seine Vorurteile hinter sich zu lassen. Nun würden wir es endlich erfahren.

Alles in allem war die eigentliche Wahl weniger zermürbend als die

offene Feldschlacht der Vorwahlen. John McCain hatte sich nun wirklich keinen Gefallen damit getan, Sarah Palin, die Gouverneurin von Alaska, zur Vize-Kandidatin zu berufen. Unerfahren und schlecht vorbereitet wie sie war, war sie schnell zur Lachnummer der Nation geworden. Und dann, Mitte September, vermeldeten die Nachrichten eine echte Katastrophe: Die gesamte US-Wirtschaft war ins Trudeln geraten, nachdem Lehman Brothers, eine der größten Investmentbanken des Landes, von einem Tag auf den nächsten bankrottgegangen war. Wie jetzt die ganze Welt erfuhr, hatten die Titanen der Wall Street jahrelang ihre Profite mit Ramschkrediten für Immobilien gedeckt. Die Aktien stürzten in den Keller. Der Kreditmarkt kam zum Erliegen. Ganze Rentenfonds lösten sich in Luft auf.

Barack war genau der Richtige für diesen Augenblick in der Geschichte, für eine Aufgabe, die ohnehin nie leicht gewesen wäre, aufgrund der Finanzkrise jetzt aber nur umso schwieriger geworden war. Seit über anderthalb Jahren hatte ich es nun in ganz Amerika verkündet: Mein Mann war gefasst und für alles gerüstet. Schwierigkeiten machten ihm keine Angst. Er hatte den nötigen Verstand, um alle heiklen Kniffligkeiten aufzudröseln. Sicher, ich war nicht ganz unvoreingenommen. Andererseits: Ich hätte auch nichts dagegen gehabt, die Wahl zu verlieren und halbwegs unser altes Leben wiederzubekommen. Trotzdem hatte ich das Gefühl, wir – unser Land – brauchten wirklich seine Hilfe. Es war Zeit, über solche Zufälligkeiten wie die Hautfarbe hinwegzusehen. Es wäre eine Dummheit, ihn in dieser Lage nicht zu wählen. Allerdings würde er ein ziemliches Durcheinander erben.

Als der Abend näher rückte, wurden meine Finger taub und mein ganzer Körper kribbelte nervös. Ich brachte kaum einen Bissen runter, verlor das Interesse an Smalltalk mit meiner Mutter und unseren Freunden. Irgendwann ging ich nach oben, um einen Moment allein zu

sein.

Dort fand ich Barack, der sich ebenfalls zurückgezogen hatte und eindeutig etwas Ruhe brauchte.

Er saß am Schreibtisch in seiner Höhle, dem kleinen, mit Büchern vollgestopften Arbeitszimmer neben unserem Schlafzimmer, und ging seine Siegesrede noch mal durch. Ich trat zu ihm und massierte ihm die Schultern.

»Alles okay?«, fragte ich.

»Yep.«

»Müde?«

»Nope.« Er lächelte mich an, wie um das zu beweisen. Nur einen Tag zuvor hatten wir erfahren, dass Baracks sechsundachtzig Jahre alte Großmutter Toot in Hawaii nach monatelanger Krebserkrankung gestorben war. Barack, der sich schon von seiner Mutter nicht hatte verabschieden können, hatte Toot unbedingt noch einmal sehen wollen. Im Spätsommer hatten wir sie mit den Kindern besucht, zehn Tage vor dem Wahltag war er noch einmal allein zu ihr geflogen, hatte sich einen ganzen Tag vom Wahlkampf freigenommen, um ihr die Hand zu halten. Ich musste daran denken, wie traurig das war. Ganz zu Beginn seiner politischen Karriere hatte er seine Mutter verloren, zwei Monate, nachdem er seine Kandidatur für den Senat von Illinois angekündigt hatte. Und jetzt konnte auch seine Großmutter den Höhepunkt dieser Karriere nicht mehr erleben. Die Leute, die ihn großgezogen hatten, waren nicht mehr da.

»Egal, wie's ausgeht, ich bin stolz auf dich«, sagte ich. »Du hast so viel Gutes erreicht.«

Er stand auf und nahm mich in den Arm. »Du auch«, sagte er und zog mich dicht an sich. »Wir haben uns beide nicht schlecht geschlagen.«

Ich konnte an nichts anderes denken als an die große Last, die er

noch immer zu tragen hatte.

Nach einem Abendessen im Kreis der Familie machten wir uns schick und fuhren nach Downtown, um die Wahlergebnisse mit ein paar Freunden und Verwandten in einer Suite abzuwarten, die das Wahlkampfteam im Hyatt Regency gebucht hatte. Das Team selbst hatte sich woanders im Hotel eingeschlossen, um uns etwas Privatsphäre zu lassen. Joe und Jill Biden hatten für ihre Freunde und Familie eine eigene Suite gegenüber von unserer.

Die ersten Ergebnisse kamen gegen sechs Uhr abends Chicagoer Zeit: Kentucky ging an McCain, Vermont an Barack. Dann gewann McCain West Virginia und South Carolina. Meine Zuversicht wankte ein bisschen, auch wenn das alles nicht überraschend war. Laut Axe und Plouffe, die andauernd kamen und gingen, um uns gefühlt jeden kleinen Informationskrümel weiterzugeben, der sie erreichte, lief alles wie erwartet. Auch wenn ihre Updates im Wesentlichen positiv waren, konnte ich das Politikgerede kaum ertragen. Wir konnten sowieso nichts tun, was sollte das also nützen? Wir waren gesprungen, jetzt würden wir landen, so oder so. Auf dem Fernsehbildschirm sahen wir, dass Tausende Menschen sich bereits im Grant Park versammelten, etwa eine Meile entfernt am Seeufer, wo die Wahlberichterstattung auf Riesenleinwänden gezeigt wurde und Barack später eine seiner beiden Reden halten würde. An so gut wie jeder Ecke standen Polizisten, die Küstenwache patrouillierte auf dem See, über allem schwebten Helikopter. Ganz Chicago schien den Atem anzuhalten und die Nachrichten zu erwarten.

Connecticut ging an Barack. New Hampshire ging an Barack. Dann auch Massachusetts, Maine, Delaware und D. C. Als Baracks Sieg in Illinois verkündet wurde, hörten wir von unten hupende Autos und Jubelschreie. Ich setzte mich etwas abseits auf einen Sessel neben der

Tür und betrachtete den Raum. Es war still darin geworden, die nervösen Updates des Teams waren einer erwartungsvollen, fast nüchternen Ruhe gewichen. Zu meiner Linken saßen die Mädchen in ihren roten und schwarzen Kleidern, zu meiner Rechten saß Barack ohne Jackett auf einem Sofa neben meiner Mutter, die ein elegantes schwarzes Kostüm und silberne Ohrringe trug.

»Bist du bereit, Grandma?«, hörte ich Barack zu ihr sagen.

Meine Mutter, der große Gefühlsausbrüche immer fremd waren, blickte ihn nur schräg von der Seite an und zuckte die Achseln, worauf sie beide grinsten. Später erzählte sie mir allerdings, wie überwältigt sie in diesem Moment gewesen war, genau wie ich berührt von Baracks Verwundbarkeit. Amerika hatte sich daran gewöhnt, ihn als selbstsicher und stark zu sehen, aber meine Mutter hatte das Gewicht dieses Augenblicks erkannt, die Einsamkeit der Aufgabe, die vor ihm lag. Da neben ihr saß ein Mann, der keinen Vater und keine Mutter mehr hatte und kurz davorstand, zum Anführer der freien Welt gewählt zu werden.

Als ich das nächste Mal hinübersah, hielten sie und Barack einander bei der Hand.



Am 4. November 2008, dem Wahlabend, saß meine Mutter Marian neben Barack, und beide sahen schweigend zu, wie die Ergebnisse hereinkamen.

© David Katz 2008

Schlag zehn Uhr blitzten auf sämtlichen Sendern Bilder meines lächelnden Mannes auf und man verkündete, der vierundvierzigste Präsident der Vereinigten Staaten heiße Barack Hussein Obama. Wir alle sprangen auf und kreischten vor Freude um die Wette. Das Wahlkampfteam strömte herein, zusammen mit den Bidens, und alle fielen einander um den Hals. Fast surreal war das. Als schwebte ich über mir und beobachtete meine Reaktion von außen.

Er hatte es geschafft. Wir alle hatten es geschafft. Es war kaum zu fassen, aber der Sieg war ihm nicht mehr zu nehmen.

Ab diesem Zeitpunkt kam es mir vor, als hätte man unsere Familie mit einer Kanone in eine sonderbare Unterwasserwelt geschossen. Alles fühlte sich verlangsamt, geflutet und leicht verzerrt an, obwohl wir zügig gingen und gezielt geführt wurden, vom Secret Service, der uns in einen Lastenaufzug winkte und dann weiter durch einen Hinterausgang in einen wartenden SUV. Habe ich Luft geholt, als wir nach draußen traten? Mich bei der Person bedankt, die uns die Tür aufhielt? Gelächelt? Ich weiß es nicht. Es war, als versuchte ich noch immer, mich zurück in die Wirklichkeit zu strampeln. Das lag sicher auch an der Erschöpfung. Wie erwartet war es ein sehr langer Tag gewesen. Den Mädchen war ihre Schläfrigkeit anzusehen. Ich hatte sie auf diesen Teil des Abends vorbereitet. Egal ob Daddy gewänne oder verlöre, hatte ich ihnen erklärt, wir würden auf jeden Fall eine große, laute Party im Park feiern.

In einem Konvoi mit Polizeieskorte glitten wir jetzt über den nächtlichen Lake Shore Drive in Richtung Grant Park. Hunderte Male war ich über diese Straße schon gefahren, im Bus nach Hause von Whitney Young oder noch vor dem Morgengrauen ins Fitnesscenter. Das hier war meine Stadt, so vertraut wie nur irgendein Ort sein konnte, und dennoch fühlte sie sich heute Abend anders an, verwandelt in etwas eigenartig Ruhiges. Es war, als schwebten wir jenseits von

Raum und Zeit, ein bisschen wie ein Traum.

Malia spähte aus dem Seitenfenster, saugte alles auf.

»Daddy«, sagte sie, fast schon entschuldigend. »Da ist niemand auf der Straße. Ich glaub, zu deiner Party kommt keiner.«

Barack und ich blickten einander an und lachten. Erst jetzt fiel uns auf, dass unsere Autos weit und breit die einzigen waren. Barack war nun der designierte Präsident. Der Secret Service hatte alles freigeräumt und einen kompletten Abschnitt des Lake Shore Drive gesperrt, an jeder einzelnen Kreuzung entlang der Strecke – eine ganz normale Sicherheitsmaßnahme für einen Präsidenten, wie wir bald erfuhren. Aber noch war es uns neu.

Alles war neu.

Ich legte den Arm um Malia. »Die Leute sind schon da, mein Schatz«, erklärte ich. »Keine Sorge, die warten auf uns.«

Und das taten sie wirklich. Über zweihunderttausend Leute hatten sich in den Park gedrängt, um uns zu sehen. Ein erwartungsvolles Raunen schlug uns entgegen, als wir ausstiegen und zu einer Reihe weißer Zelte geführt wurden, die vom Eingangsbereich des Parks in einer Art Tunnel bis zur Bühne angeordnet worden waren. Ein paar Freunde und Verwandte nahmen uns dort in Empfang, allerdings mussten sie jetzt – Vorschrift des Secret Service – hinter einem Absperrseil warten. Barack legte den Arm um mich, gerade so, als wollte er sich vergewissern, dass ich noch bei ihm war.

Ein paar Minuten später gingen wir auf die Bühne, alle vier, ich mit Malia an der Hand, Barack mit Sasha. Ich sah lauter Dinge auf einmal. Ich sah die Wand aus dickem Panzerglas rings um die Bühne. Ich sah einen Ozean aus Menschen, von denen viele kleine amerikanische Flaggen schwenkten. Richtig begreifen konnte ich nichts davon. Es war alles viel zu viel.

An Baracks Rede erinnere ich mich kaum noch. Sasha, Malia und

ich sahen ihm von der Seitenbühne aus zu, während er sprach, umgeben von kugelsicherem Glas, unserer Stadt und einem Polster von mehr als neunundsechzig Millionen Stimmen. Was mir hängen blieb, ist ein angenehmes Gefühl, die ungewöhnliche Ruhe dieses ungewöhnlich warmen Abends im November am Seeufer in Chicago. Nach so vielen Monaten voller überdrehter Wahlkampfveranstaltungen, bei denen die Menge bewusst zu wildem Jubel und Parolen angespornt wurde, herrschte im Grant Park nun eine völlig andere Stimmung. Wir standen vor einer gewaltigen, glücklichen Menge amerikanischer Bürger, die zugleich spürbar nachdenklich waren. Was ich hörte, war die auffällige Stille. Ich meinte fast, jedes einzelne Gesicht in der Menge zu erkennen. Mir standen die Tränen in den Augen.

Vielleicht habe ich mir diese Ruhe auch nur eingebildet, vielleicht war es für uns alle vier nur reichlich spät geworden. Immerhin war es kurz vor Mitternacht. Und alle hatten gewartet. Sehr, sehr lange Zeit hatten wir gewartet.

*Becoming More*

---

*Mehr werden*

# 19

Es gibt kein Handbuch für werdende First Ladys of the United States. Es handelt sich dabei ja nicht mal um einen richtigen Beruf oder gar um ein offizielles Amt. Man bekommt weder ein Gehalt ausbezahlt, noch werden einem besondere Pflichten auferlegt. Die First Lady ist gewissermaßen die Beifahrerin des Präsidenten, und auf diesem Platz hatten vor mir schon mehr als dreiundvierzig Frauen gesessen, die die Position alle auf ihre Art ausgefüllt hatten.

Über die früheren First Ladys wusste ich nicht viel. Ich hatte lediglich gehört, dass Jackie Kennedy es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Weiße Haus zu renovieren. Und ich wusste, dass Rosalynn Carter sogar an Kabinettssitzungen teilgenommen hatte, Nancy Reagan kritisiert worden war, weil sie sich Designerkleider hatte schenken lassen, und man sich über Hillary Clinton lustig gemacht hatte, weil sie eine aktive Rolle in der Regierung ihres Mannes hatte spielen wollen. Ein paar Jahre zuvor hatte ich – halb bewundernd, halb erschrocken – bei einem Essen für die Partner der Abgeordneten des US-Senats Laura Bush, die Ehefrau von George W. Bush, beobachtet: Ein heiteres Lächeln auf den Lippen hatte sie mit gut hundert Leuten nacheinander für Fotos posiert, ohne dabei je die Ruhe zu verlieren oder eine Pause einzulegen. Ab und an sah man die First Ladys auch in den Nachrichten: Sie tranken dann Tee mit den Ehefrauen ausländischer Staatsoberhäupter, verschickten an Feiertagen offizielle Grußkarten und trugen bei Staatsbanketten hübsche Kleider. Außerdem hatte jede von ihnen ein, zwei Projekte ausgewählt, für die sie sich eingesetzt hatte.

Dass für mich andere Maßstäbe gelten würden, war mir von Anfang an klar. Als erste afroamerikanische First Lady war ich beinahe automatisch »anders« als die anderen. Meinen weißen Vorgängerinnen hatte man eine gewisse Gunst entgegengebracht, eine Berechtigung zugesprochen. Bei mir wäre es anders, das wusste ich. Nach den kleinen Patzern beim Wahlkampf war mir klar, dass ich besser, schneller, smarter und stärker denn je sein musste. Die Gunst und die Anerkennung, die man mir entgegenbrachte, musste ich mir erst verdienen. Ich war besorgt, dass viele Amerikaner sich nicht mit mir identifizieren und mit meinem Lebensweg nichts anfangen könnten. Der Luxus, mich langsam an die neue Rolle zu gewöhnen, bevor ich mir Kritik gefallen lassen musste, war mir nicht vergönnt. Und im Hinblick auf Kritik war ich den unbegründeten Ängsten und rassistischen Vorurteilen, die unter der Oberfläche des öffentlichen Bewusstseins schlummern und durch ein Gerücht oder eine Unterstellung jederzeit hervorbrechen können, so schutzlos ausgeliefert wie immer schon.

Ich freute mich beinahe ehrfürchtig auf die Rolle der First Lady, erwartete aber nicht auch nur eine Sekunde, dass mein Leben leicht oder gar glamourös werden würde. Das würde niemandem, der die Adjektive »erste« und »schwarze« angeheftet bekommt, je zuteilwerden. Ich stand am Fuß des Berges und musste meinen eigenen Weg hinauf finden, um das Wohlwollen der Menschen zu gewinnen.

Was mir half, war die Rückbesinnung auf das Call-and-Response-Prinzip, ein inneres Frage-und-Antwort-Spiel, auf das ich schon zurückgegriffen hatte, als mich an meinem ersten Tag an der Whitney Young High School plötzlich Zweifel überkommen hatten. Selbstvertrauen, das hatte ich damals begriffen, muss man manchmal aus sich selbst ziehen. Bis heute wiederhole ich, wenn ich wieder einmal einen Berg bezwingen muss, folgende Sätze.

*Bin ich gut genug? Ja, bin ich.*

Die sechsundsiebzig Tage zwischen Wahl und Amtseinführung schienen mir eine entscheidende Phase zu sein, um den Ton der First Lady, die ich künftig gern sein wollte, anzuschlagen. Ich hatte viel dafür getan, um mich nach meiner Tätigkeit als Anwältin auf eine Arbeit zu konzentrieren, die mehr auf das Gemeinwohl ausgerichtet war, und wusste, dass ich am zufriedensten sein würde, wenn ich mich auch weiterhin für sozial relevante Projekte einsetzen und messbare Ergebnisse erzielen konnte. Ich wollte die Versprechen einlösen, die ich den Partnerinnen von Militärangehörigen während des Wahlkampfes gegeben hatte – ihnen Gehör zu verschaffen und Mittel und Wege zu ihrer Unterstützung zu finden. Außerdem hatte ich noch die Idee, einen Garten anzulegen und mich für eine weitreichende Verbesserung der Gesundheit und Ernährung von Kindern einzusetzen.

Um von Anfang an gut vorbereitet zu sein, arbeitete ich vor meinem Einzug ins Weiße Haus eine Strategie aus und stellte ein zuverlässiges Team zusammen. Die unschönen Begleitumstände des Wahlkampfes und die unzähligen Versuche, mich als reizbar oder ungeeignet abzustempeln, hatten mir vor allem eins gezeigt: Jede Leerstelle wird schnell durch Vorurteile gefüllt. Wer die eigene Rolle nicht selbst definiert, bekommt von anderen schnell eine falsche zugeschrieben. Deshalb wollte ich gar nicht erst passiv abwarten, bis mir Baracks Team die Richtung vorgab. Nachdem ich die Feuerprobe des vergangenen Jahres überstanden hatte, war ich fest entschlossen, mich niemals wieder derart angreifbar zu machen.

Es gab unendlich viel zu erledigen. Den mit dem Machtwechsel verbundenen Übergang vorab zu planen, war nicht möglich gewesen. Man hätte es als anmaßend empfunden. Einer Planerin wie mir war das tatenlose Abwarten sehr schwergefallen. Dann musste alles mit einem Mal ganz schnell gehen. An erster Stelle standen für mich Sasha und

Malia. Ich wollte, dass sie sich so bald wie möglich eingewöhnten, deshalb musste unser Umzug rasch organisiert und in Washington eine Schule gefunden werden, in der sich die beiden wohlfühlen würden.

Sechs Tage nach der Wahl flog ich nach Washington, D. C., um mich mit den Leitern verschiedener Schulen zu treffen. Unter normalen Umständen hätte ich mich auf das Lehr- und Kulturangebot der Schulen konzentriert, aber für uns gab es zu diesem Zeitpunkt keine Möglichkeit mehr, Normalität zu wahren. Eine Vielzahl neuer Faktoren musste berücksichtigt und besprochen werden – die Vorschriften des Secret Service, Konzepte für die Notfallevakuierung, Strategien zum Schutz der Privatsphäre unserer Kinder. Die unwägbaren Risiken hatten sich mit einem Mal exponentiell vervielfacht. Bevor auch nur die kleinste Entscheidung getroffen werden konnte, mussten unzählige Personen informiert und um ihre Zustimmung gebeten werden.

Zum Glück konnte ich mich auch in der Übergangsphase auf die wichtigsten Mitarbeiterinnen aus meinem Wahlkampfteam verlassen – Melissa, Katie und Kristen. Wir setzten uns umgehend zusammen, um den Umzug für meine Familie zu organisieren, Mitarbeiter – Terminkoordinatoren, strategische Berater, PR-Experten – für mein zukünftiges Büro im East Wing einzustellen und nach passenden Mitarbeitern für den Wohnbereich des Weißen Hauses zu suchen. Eine der Ersten, die ich ins Boot holte, war Jocelyn Frye, eine alte Studienfreundin aus Harvard, die über einen hervorragenden analytischen Verstand verfügt und sich bereiterklärte, mich als Strategiebeauftragte bei der Durchführung der von mir geplanten Projekte zu unterstützen.

Barack überlegte unterdessen, wie er sein Kabinett besetzen sollte, und erarbeitete mit verschiedenen Experten Strategien zur Rettung der Wirtschaft. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits mehr als zehn Millionen Amerikaner arbeitslos, und die Automobilindustrie steckte in einer

massiven Absatzkrise. Nach diesen Marathonsitzungen konnte ich an der angespannten Kiefermuskulatur meines Mannes ablesen, dass die Situation wesentlich ernster war, als die meisten Amerikaner ahnten. Er wurde in die sensibelsten Geheimnisse der Nation – potenzielle Bedrohungen, stille Allianzen und verdeckte Operationen, die vor der Bevölkerung weitgehend geheim gehalten wurden – eingeweiht und bekam täglich Geheimdienstberichte vorgelegt.

Der Secret Service, der uns über die nächsten Jahre hinaus schützen musste, teilte jedem Familienmitglied ein geheimes Codewort zu. Barack hieß bei ihnen »Renegade«, ich hieß »Renaissance«. Die Mädchen durften sich aus einer Liste von Wörtern mit gleichem Anfangsbuchstaben ein eigenes aussuchen. Malia entschied sich für »Radiance«, Sasha wählte »Rosebud«. (Meine Mutter erhielt später den inoffiziellen Codenamen »Raindance«.)

Wenn die Agenten vom Secret Service mich direkt ansprachen, nannten sie mich meistens »Ma'am«. Wie in: »Hier entlang, Ma'am«, »Bitte treten Sie zurück, Ma'am« oder »Ihr Wagen fährt sofort vor, Ma'am«.

Beim ersten Mal hätte ich beinahe gefragt, wen sie mit der Anrede meinten. *Ma'am* – das klang für mich nach einer älteren Dame mit gediegener Handtasche, vorbildlicher Haltung und praktischem Schuhwerk, die vielleicht irgendwo in der Nähe saß.

Doch mit Ma'am war ich gemeint. Das gehörte mit zu den verrückten Veränderungen, die wir alle durchmachten.

Das alles beschäftigte mich an dem Tag, als ich mir in Washington Schulen anschaute. Nach einem der Termine fuhr ich zum Reagan National Airport, um Barack abzuholen, der mit einem Charterflug aus Chicago eintreffen sollte. Wie es das Protokoll für den designierten Präsidenten vorsah, waren wir von Präsident Bush und seiner Frau zu einem Besuch im Weißen Haus eingeladen worden und hatten den

Termin mit meiner Schulbesichtigungstour verknüpft. Während Baracks Flugzeug landete, wartete ich in dem Privatterminal. Neben mir stand Cornelius Southall, einer der Agenten, die meinen Personenschutz koordinierten.

Cornelius, ein breitschultriger ehemaliger Footballspieler, war zuvor für die Sicherheit von Präsident Bush mitverantwortlich gewesen. Wie alle meine obersten Personenschützer war Cornelius klug und in jeder Sekunde hyperwachsam, ein menschlicher Sensor. Selbst als wir jetzt nebeneinanderstanden und Baracks Flugzeug etwa zwanzig Meter entfernt auf dem Rollfeld parken sahen, nahm er eine neue Situation lange vor mir wahr.

»Ma'am«, sagte er, nachdem er über seinen Ohrknopf weitere Informationen erhalten hatte. »Ihr Leben wird sich gleich für immer ändern.«

Als ich ihn zunächst nur fragend anschaute, sagte er: »Warten Sie's ab.«

Im nächsten Moment deutete er nach rechts, und ich drehte den Kopf. Wie aufs Stichwort kam etwas Gewaltiges um die Ecke: eine Armee aus Fahrzeugen, darunter eine Phalanx aus Polizeiwagen und Motorrädern, mehrere schwarze SUVs, zwei gepanzerte Cadillac-Limousinen mit amerikanischen Flaggen auf den Motorhauben, ein Katastrophenschutzfahrzeug, ein Counter Assault Team mit gezückten Maschinengewehren, ein Krankenwagen, ein mit Störsendern ausgerüsteter Transporter zum Ablenken herannahender Geschosse, mehrere Kleinbusse und eine zweite Polizeieskorte. Die Fahrzeugkolonne des Präsidenten. Mindestens zwanzig Fahrzeuge, die in einer festgelegten Formation fuhren, ein Wagen nach dem anderen, bis der gesamte Tross vor Baracks Flugzeug zum Stehen kam.

Ich schaute zu Cornelius. »Steigen aus einem der Autos wenigstens gleich zwanzig Clowns aus?«, fragte ich. »Spaß beiseite, wird er von

nun an immer so reisen?«

Er lächelte. »Jeden Tag, solange er Präsident ist, ja«, sagte er. »So wird es immer aussehen.«

Ich beobachtete das Spektakel: Tausende und Abertausende Kilo Metall, der Konvoi einer Spezialeinheit, jedes Fahrzeug kugelsicher. Damals ahnte ich noch nicht, dass ich nur die Hälfte der Sicherheitsmaßnahmen gesehen hatte, die für Barack getroffen wurden. Ich wusste nicht, dass sich immer ein Hubschrauber in seiner Nähe aufhielt, um ihn jederzeit wegbringen zu können, dass entlang der Route seiner Kolonne Scharfschützen auf den Dächern postiert waren, dass für den Fall eines medizinischen Notfalls ein Leibarzt mitreiste und in seinem Wagen Blutkonserven mit seiner Blutgruppe bereitlagen. Wenige Wochen später, kurz vor Baracks Amtseinführung, wurde die Staatskarosse durch ein neueres Modell ersetzt, ein als Luxuslimousine getarnter sieben Tonnen schwerer Panzer – auch bekannt als »The Beast« – ausgestattet mit Tränengasgranaten, Reifen mit Notlaufeigenschaften und einem geschlossenen Lüftungssystem für den Fall eines biologischen oder chemischen Angriffs.

Ich war jetzt mit einem der bestbewachten Menschen der Welt verheiratet. Das war beruhigend und erschreckend zugleich.

Ich schaute zu Cornelius, der eine Handbewegung in Richtung Baracks Limousine machte.

»Sie können jetzt rübergehen, Ma'am.«

Im Weißen Haus war ich bisher erst ein Mal gewesen, zwei Jahre zuvor. Über Baracks Büro im Senat hatte ich Malia, Sasha und mich für eine Sonderführung angemeldet, die bei einem unserer Washington-Besuche angeboten wurde. Normalerweise erkundet man das Weiße Haus auf eigene Faust, aber bei dieser Führung begleitete uns ein Guide, der unsere kleine Gruppe durch die vielen Flure und öffentlichen Säle

führte.

Wir schauten zu den Kronleuchtern an den hohen Decken des East Room, in dem früher prächtige Bälle und Empfänge veranstaltet worden waren, und betrachteten die roten Wangen und die ernste Miene von George Washington, dessen goldgerahmtes Porträt an einer Wand hing. Vom Guide erfuhren wir, dass die First Lady Abigail Adams im späten 18. Jahrhundert in dem großen Saal Wäsche aufgehängt hatte und dort während des Bürgerkriegs zeitweise sogar Unionstruppen einquartiert worden waren. Im East Room hatten verschiedene First Daughters ihre Hochzeit gefeiert. Außerdem waren hier auch die Särge von Abraham Lincoln und John F. Kennedy aufgebahrt worden.

In Gedanken ging ich sämtliche Präsidenten durch und versuchte, meine Erinnerungen aus dem Geschichtsunterricht mit meinen Vorstellungen von den Familien, die in diesen Räumen gelebt hatten, in Einklang zu bringen. Malia, die damals acht war, schien von der Größe des Weißen Hauses geradezu überwältigt, während die fünfjährige Sasha sich alle Mühe gab, die vielen Gegenstände, die nicht berührt werden durften, auch ja nicht anzufassen. Sie riss sich brav zusammen, als wir vom East Room zum Green Room weitergingen, dessen Wände mit smaragdgrüner Seide verkleidet waren und zu dem es eine Geschichte über James Madison und den Krieg von 1812 zu hören gab. Weiter ging es in den Blue Room, der mit Möbeln im französischen Stil ausgestattet war und zu dem es eine Geschichte über die Hochzeit von Grover Cleveland gab. Doch als uns der Guide bat, ihm in den Red Room zu folgen, schaute Sasha zu mir hoch und rief mit der gequälten Stimme eines entsetzten Kindergartenkindes: »Neeeiiin, nicht noch ein Zimmer!« Ich machte schnell »Schhhh!« und warf ihr einen Blick zu, der ihr zu verstehen geben sollte, uns bitte nicht zu blamieren.

Aber ganz ehrlich, wer hätte ihr einen Vorwurf machen wollen? Das Weiße Haus mit seinen auf sechs Stockwerken verteilten

hundertzweiunddreißig Räumen, fünfunddreißig Badezimmern und achtundzwanzig Kaminen ist gewaltig. Noch dazu stößt man an jeder Ecke auf derart viel Geschichte, dass eine einzelne Besichtigungstour nicht einmal ansatzweise ausreichen würde. Es fiel mir damals schwer, mir vorzustellen, dass sich hier jemals echtes Leben abgespielt hatte. In der unteren Etage gingen Regierungsmitarbeiter ein und aus, während in der oberen der Präsident und die First Lady mit ihren Scottish Terriern wohnten. Damals standen wir in einem anderen Bereich des Gebäudes, dem musealen Teil, in dem die Zeit stehengeblieben zu sein schien, in dem allein die Symbolik zu Hause ist und in dem die alten Knochen des Landes ausgestellt werden.

Zwei Jahre später betrat ich das Weiße Haus mit Barack durch einen anderen Eingang. Dieses Mal besichtigten wir unser neues Zuhause.

Präsident Bush und seine Frau empfingen uns im Diplomatic Reception Room, der an den South Lawn angrenzt. Die First Lady ergriff meine Hand und drückte sie herzlich. »Bitte nennen Sie mich Laura«, sagte sie. Ihr Mann war nicht weniger freundlich, seine großherzige texanische Art schien jede politische Feindseligkeit vergessen zu machen. Im Wahlkampf hatte Barack die Amtsführung des Präsidenten scharf kritisiert und den Wählern versprochen, etliche Fehlentscheidungen seiner Regierungszeit wieder rückgängig zu machen. Als Republikaner hatte Bush natürlich die Kandidatur von John McCain unterstützt. Aber er hatte auch eine reibungslose Machtübergabe angekündigt und jede einzelne Abteilung der Exekutiven aufgefordert, genaue Briefings für die nachfolgende Regierung zu erstellen. Auch die First Lady hatte ihren Stab gebeten, Listen mit Ansprechpartnern, Terminübersichten und Musterbriefe zusammenzustellen, die mir dabei helfen sollten, mir einen ersten Überblick über die mit meiner neuen Rolle verknüpften

gesellschaftlichen Verpflichtungen zu verschaffen. Bei all dem schwang eine Freundlichkeit und eine echte Liebe zu unserem Land mit, die ich beiden immer sehr hoch anrechnen werde.

Präsident Bush sagte zwar nichts dergleichen, aber ich hätte schwören können, erste Anzeichen von Erleichterung in seinem Gesicht zu erkennen, weil seine Amtszeit nun fast zu Ende war und er in sein Zuhause nach Texas zurückkehren konnte. Die Zeit war gekommen, den Nachfolger ins Haus zu lassen.

Nachdem sich unsere Männer zu einem Gespräch ins Oval Office zurückgezogen hatten, führte Laura mich zu einem Aufzug, der für die First Family reserviert war und von einem afroamerikanischen Gentleman im Smoking bedient wurde.

Während wir in den zweiten Stock hinauffuhren, erkundigte sich Laura nach Sasha und Malia. Sie war zweiundsechzig und hatte mit ihren beiden Töchtern, die damals schon um einiges älter gewesen waren als unsere, im Weißen Haus gelebt. Als ehemalige Lehrerin und Bibliothekarin hatte sie ihre Position als First Lady genutzt, um sich für bessere Bildung einzusetzen und für Lehrer starkzumachen. Sie musterte mich aus freundlichen, blauen Augen.

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte sie.

»Ein bisschen überwältigt«, gab ich zu.

Sie lächelte mitfühlend. »Ich weiß. Das können Sie mir glauben.«

In dem Moment konnte ich den tieferen Sinn ihrer Worte noch nicht ganz erfassen, aber später habe ich oft an das Gespräch zurückgedacht. Barack und ich wurden Teil einer Gemeinschaft, die lediglich aus den Clintons, den Carters, den beiden Ehepaaren Bush sowie Nancy Reagan und Betty Ford bestand. Das waren die einzigen Menschen, die genau wussten, was Barack und mich erwartete, die die Annehmlichkeiten und Entbehrungen des Lebens im Weißen Haus aus erster Hand kannten. So unterschiedlich wir auch sind, diese Erfahrung

wird uns für immer miteinander verbinden.

Laura führte mich herum und zeigte mir sämtliche Zimmer. Der etwa zweitausend Quadratmeter große Wohnbereich nimmt die oberen beiden Stockwerke des historischen Hauptgebäudes ein – das Haus mit den weißen Säulen, das man von Fotos her kennt. Ich schaute mir das Esszimmer der First Family an und spähte in die blitzsaubere Küche, in der die Köche bereits das Abendessen zubereiteten. Ich schaute mir die Gästezimmer im oberen Stockwerk an und hoffte, dass sie meiner Mutter gefallen würden, falls wir sie dazu überreden konnten, zu uns zu ziehen. (In der Etage gab es auch einen Fitnessraum, den sich Barack und Präsident Bush bei ihrer Männerversion der Besichtigungstour mit besonderer Begeisterung anschauten.) Mich interessierten am meisten die beiden Räume am Ende des Flurs, an dem auch das große Schlafzimmer lag, weil ich sie mir gut als Kinderzimmer für Sasha und Malia vorstellen konnte.

Für mich war es am wichtigsten, dass sich die Mädchen zu Hause fühlten. Wenn man einmal von dem Prunk und der Pracht absah – von der märchenhaften Unwirklichkeit, in ein gigantisches Haus mit eigenen Köchen, Bowlingbahn und Swimmingpool zu ziehen –, mussten Barack und ich etwas tun, das alle Eltern nur sehr ungern getan hätten: unsere Kinder im laufenden Schuljahr von einer Schule nehmen, sie aus ihrem Freundeskreis reißen und in ein neues Zuhause und eine neue Schule stecken. Der Gedanke beschäftigte mich sehr. Doch mich tröstete die Gewissheit, dass so etwas auch schon andere Mütter und Kinder hinbekommen hatten.

Laura führte mich in einen hübschen, lichtdurchfluteten Raum, der neben dem großen Schlafzimmer lag und traditionell als Ankleidezimmer der First Lady genutzt wird. Sie ging zum Fenster und zeigte mir den Ausblick auf den Rosengarten und das Oval Office. Wie sie meinte, hatte es sie immer beruhigt, hinauszuschauen und eine

Vorstellung davon zu bekommen, was ihr Mann gerade machte. Bei ihrem ersten Besuch vor acht Jahren hatte ihr Hillary Clinton, wie sie erzählte, ebenfalls den Blick aus dem Fenster gezeigt. Und wiederum acht Jahre davor hatte ihre Schwiegermutter, Barbara Bush, bei Hillary das Gleiche gemacht. Ich schaute aus dem Fenster und dachte, dass nun ich diese bescheidene Tradition fortführen würde.

In den folgenden Monaten sollte mir bewusst werden, wie stark das Band zwischen diesen Frauen und mir war. Hillary war so nett, mir am Telefon von ihren Erfahrungen zu erzählen, die sie bei der Schulsuche für Chelsea gemacht hatte. Ich traf mich mit Rosalynn Carter und telefonierte mit Nancy Reagan und beide boten mir freundlich ihre Hilfe an. Laura lud Sasha, Malia und mich noch zu einem weiteren Besuch ein, ein paar Wochen später, als ihre Töchter Jenna und Barbara gerade ebenfalls anwesend waren, um meinen Kindern die »lustigen Ecken« im Weißen Haus zu zeigen. Sie führten ihnen nicht nur die Plüschsitze des hauseigenen Kinosaals vor, sondern zeigten ihnen auch einen abschüssigen Flur im obersten Stockwerk, den man herunterrutschen konnte.



Laura Bush war so nett, die Mädchen und mich zu einem Vorabbesuch im Weißen Haus zu empfangen. Ihre Töchter Jenna und Barbara waren auch dabei und zeigten Sasha und Malia die lustigeren Seiten des Hauses, darunter auch diesen abschüssigen Flur, den man herunterrutschen konnte.

© Official White House Photo by Joyce N. Boghosian

Diese Begegnungen machten mir Mut. Und ich freute mich schon auf den Tag, an dem ich mein dazugewonnenes Wissen an die nächste First Lady weitergeben würde.

Der Umzug nach Washington sollte im Anschluss an unseren traditionellen Weihnachtsurlaub auf Hawaii stattfinden, damit Sasha und Malia am selben Tag auf die neue Schule gehen konnten, an dem ihre Mitschüler aus den Ferien zurückkehrten. Bis zur Amtseinführung waren es noch drei Wochen, deshalb mieteten wir als Zwischenlösung ein paar Zimmer im Obergeschoss des Hay-Adams-Hotels im Zentrum der Stadt an. Von dort aus konnten wir den Lafayette Square und den Nordrasen des Weißen Hauses sehen, wo bereits die Bühne und die Zuschauertribünen für die Parade zur Amtseinführung aufgebaut wurden. Auf einem Haus gegenüber dem Hotel hatte jemand ein Banner mit der Aufschrift »Herzlich Willkommen Sasha und Malia« angebracht. Als ich es sah, spürte ich kurz einen Kloß im Hals.

Nach vielen Beratungen, zwei Besuchen und zahllosen Gesprächen hatten wir entschieden, unsere Töchter auf die Sidwell Friends zu schicken, eine von Quäkern betriebene, über die Stadt verteilte Privatschule mit hervorragendem Ruf. Sasha würde die zweite Klasse im Vorort Bethesda in Maryland besuchen, während Malia nur ein paar Meilen nördlich vom Weißen Haus auf dem Hauptcampus in die fünfte Klasse gehen würde. Beide Mädchen würden mit einer Eskorte zur Schule fahren, inklusive bewaffneter Agenten des Secret Service, von denen einige vor ihren Klassenzimmern postiert sein würden und sie in die Pausen, zu Freundinnen und sportlichen Aktivitäten begleiten mussten.

Wir lebten nun in einer Blase, zumindest teilweise abgeschottet von der normalen Welt. Irgendwann konnte ich mich nicht mehr daran erinnern, wann ich zum letzten Mal selbstständig eine Besorgung

gemacht hatte oder nur so zum Spaß im Park spazieren gegangen war. Vor jedem Schritt mussten zuerst die Sicherheitsvorkehrungen und der Zeitplan besprochen werden. Diese Blase hatte sich bereits während des Wahlkampfes um uns herum gebildet, weil Baracks Bekanntheitsgrad gewachsen und es immer wichtiger geworden war, uns vor der Öffentlichkeit – und in einigen Fällen sogar vor unseren Freunden und Verwandten – abzuschirmen. In einer solchen Blase zu leben war ein merkwürdiges Gefühl, und ich genoss es nicht besonders, sah aber ein, dass es nur zu unserem Besten war. Da wir von der Polizei eskortiert wurden, musste unser Wagen auch nicht mehr an den Ampeln halten. Wir betraten ein Haus nur noch durch den Haupteingang, wenn es keinen Lieferanteneingang oder eine Laderampe in einer Seitenstraße gab, durch die man uns einschleusen konnte. Aus Sicht des Secret Service war es umso besser, je unsichtbarer wir waren.

Ich hoffte, dass Sasha und Malia in einer anderen Blase leben konnten, dass sie sich sicher, aber nicht eingesperrt fühlen und mehr Freiräume genießen würden als wir. Ich wünschte mir, dass sie Freundinnen fanden, echte Freundinnen, die sie nicht nur mochten, weil sie die Töchter von Barack Obama waren. Ich wollte, dass sie Erfahrungen sammelten, Abenteuer erlebten, Fehler machten und sich davon nicht beirren ließen. Und ich hoffte, ihre Schule würde ihnen einen geschützten Raum bieten, in dem die Mädchen sie selbst sein konnten. Sidwell Friends sprach uns aus vielen Gründen an, auch weil Chelsea Clinton während der beiden Amtszeiten ihres Vaters diese Schule besucht hatte. Die Verantwortlichen dort wussten, wie man die Privatsphäre von Kindern schützte, die im Licht der Öffentlichkeit standen, und hatten schon für andere Schüler ähnliche Sicherheitsvorkehrungen getroffen, sodass Sasha und Malia keine besonders große Belastung darstellen würden. Vor allem aber gefiel mir das Leitbild der Schule. In der Philosophie der Quäker geht es in erster

Linie um die Gemeinschaft, denn im Zentrum steht die Idee, dass alle Menschen gleichwertig zu behandeln sind. In meinen Augen war das ein gesundes Gegengewicht zu dem enormen Wirbel, der nun um Sashas und Malias Vater gemacht wurde.

Am ersten Schultag frühstückten Barack und ich in unserer Hotelsuite mit den Mädchen und halfen ihnen dann in die Wintermäntel. Barack gab ihnen gute Ratschläge, wie man den ersten Tag an einer neuen Schule am besten überstand (immer lächeln, nett sein und auf die Lehrer hören), und fügte, als die Mädchen ihre lila Rucksäcke schulterten, noch hinzu: »Und auf keinen Fall in der Nase bohren!«

Meine Mutter stieß im Flur zu uns und gemeinsam fuhren wir mit dem Fahrstuhl nach unten.

Vor dem Hotel hatte der Secret Service ein Zelt errichtet, um uns vor den Blicken der Fotografen und Fernsehteams zu schützen, die sich in der Hoffnung auf Bildmaterial vor dem Eingang postiert hatten. Barack, der erst am Vorabend aus Chicago gekommen war, hätte die Mädchen auf ihrem Schulweg zwar gern begleitet, wusste aber, dass er zu viel Aufsehen erregen würde. Er war zu wichtig geworden; zu seiner Eskorte gehörten zu viele Fahrzeuge. Als Sasha und Malia ihn zum Abschied umarmten, verriet mir seine Miene, wie sehr er es bedauerte.

Meine Mutter und ich fuhren in Sashas und Malias neuem »Schulbus« mit – einem schwarzen SUV mit abgedunkelten Fenstern aus Panzerglas. An jenem Morgen versuchte ich, Zuversicht auszustrahlen, indem ich lächelte und mit den Mädchen herumalberte. Innerlich spürte ich jedoch eine wachsende Nervosität, wie wenn man sich Zentimeter für Zentimeter immer weiter aus einem Fenster lehnt und in den Abgrund blickt. Zuerst fuhren wir zum Hauptcampus, wo Malia und ich, flankiert von Agenten des Secret Service, durch ein Spalier aus Fernsehkameras zum Schulgebäude laufen mussten. Nachdem ich Malia

in die Obhut ihrer neuen Lehrerin gegeben hatte, fuhren wir mit der Eskorte weiter nach Bethesda, wo ich den Spießrutenlauf mit der kleinen Sasha wiederholte und sie in ein hübsches Klassenzimmer mit niedrigen Tischen und großen Fenstern brachte. Innerlich betete ich, dass sie dort sicher aufgehoben und glücklich wäre.

Mit der Eskorte kehrte ich, eingehüllt in die Blase, zum Hay-Adams-Hotel zurück. Vor mir lag ein arbeitsreicher Tag, denn jede einzelne Minute war mit Terminen ausgefüllt. Trotzdem dachte ich ununterbrochen an unsere Töchter. Was für einen Tag würden sie erleben? Was aßen sie mittags? Wurden sie von den anderen angestarrt oder freundlich empfangen? Später sah ich ein Foto von Sasha, das morgens auf dem Schulweg entstanden sein musste und mir die Tränen in die Augen trieb. Ich glaube, jemand hatte es aufgenommen, als ich Malia in ihre Schule gebracht und Sasha mit meiner Mutter im Wagen gewartet hatte. Sie hatte das kleine runde Gesicht gegen die Scheibe des SUVs gepresst und betrachtete die Fotografen und Schaulustigen mit undurchdringlicher, ernster Miene.




Der Anblick von Sashas Gesichtchen hinter der schusssicheren Scheibe, als sie zu ihrem ersten Schultag aufbrach, habe ich bis heute nicht vergessen. Damals machte ich mir unwillkürlich Sorgen darüber, was diese Erfahrung wohl mit unseren Kindern machen würde.

© Karen Bleier/AFP/Getty Images

Wir verlangten so viel von unseren Mädchen. Dieser Gedanke beschäftigte mich nicht nur am diesen einen Tag, sondern noch über Monate und Jahre.

In der Übergangsphase musste alles sehr schnell gehen. Ich hatte Hunderte von Entscheidungen zu treffen, die alle gleichermaßen dringend waren. Von Handtüchern über Zahnpasta bis hin zu Spülmittel und Biermarken musste ich alles für unsere Wohnung im Weißen Haus aussuchen, ich musste mir überlegen, was ich bei der Amtseinführung und den offiziellen Bällen anziehen wollte, und außerdem die Unterbringung unserer hundertfünfzig Freunde und Verwandten, die zur Zeremonie anreisen wollten, organisieren. So weit möglich delegierte ich Aufgaben an Melissa und die Mitarbeiter aus meinem Übergangsteam. Außerdem erhielt der Innenarchitekt Michael Smith, der uns von einem Chicagoer Freund empfohlen worden war, den Auftrag, den Wohnbereich und das Oval Office neu zu gestalten.

Dem designierten Präsidenten stehen zwar hunderttausend Dollar aus Bundesgeldern für die Umzugs- und Renovierungskosten zur Verfügung, doch Barack bestand darauf, alles mit den Tantiemen für seine Bücher zu finanzieren. Seit ich ihn kenne, hält er an diesem Prinzip fest: Wenn es um Geld oder moralische Grundsätze geht, ist er extrem wachsam und legt für sich eine höhere Messlatte an, als vom Gesetz eigentlich vorgeschrieben ist. In der schwarzen Community befolgt man seit uralten Zeiten eine Maxime: *Du musst doppelt so gut sein, um nur halb so weit zu kommen.* Als erste afroamerikanische Familie im Weißen Haus repräsentierten wir alle Schwarzen. Und jeder Fehler, jede ungeschickte Entscheidung würde aufgebauscht und überinterpretiert werden.

Mich interessierte die Renovierung des Weißen Hauses und die Planung der Amtseinführung weniger als die Frage nach der

Ausgestaltung meiner neuen Rolle. So wie ich es verstand, würde ich im Prinzip gar nichts tun *müssen*. Ohne konkrete Aufgabenbeschreibung wurden an mich auch keine besonderen Anforderungen gestellt, sodass ich frei entscheiden konnte, welchen Themen ich mich widmen wollte. Mir war klar, dass ich mit meinen Projekten die Ziele der neuen Regierung unterstützen wollte.

Zu meiner großen Erleichterung kamen unsere Töchter nach dem ersten Schultag zufrieden nach Hause und auch nach dem zweiten und dritten war es nicht anders. Sasha hatte zum ersten Mal in ihrem Leben sogar Hausaufgaben bekommen. Und Malia war gefragt worden, ob sie bei einem Schulkonzert im Chor mitsingen wollte. Wie beide erzählten, hatten die Kinder aus den anderen Klassen zwar zweimal hingeschaut, aber nett waren trotzdem alle zu ihnen gewesen. Nach zwei, drei Tagen wurde der Schulweg mit der Eskorte bereits zur Routine und nach einer Woche fühlten die Mädchen sich in der Lage, ohne mich zur Schule zu fahren. Meine Mutter sprang als Dauerbegleitung für mich ein, wodurch sich der Aufwand des Hinbringens und Abholens verringerte, weil weniger Agenten, Fahrzeuge und Waffen nötig waren.

Meine Mutter hatte eigentlich nicht nach Washington ziehen wollen, aber in diesem Punkt hatte ich nicht lockergelassen. Die Mädchen brauchten sie. Ich brauchte sie. Und insgeheim glaubte ich, dass sie uns ebenfalls brauchte. In den Jahren zuvor war sie fast täglich in unserer Nähe gewesen und hatte uns mit ihrer sachlichen Art manche Sorge leichter ertragen lassen. Allerdings war sie schon einundsiebzig Jahre alt und hatte bisher nie woanders gelebt als in Chicago. Zuerst sträubte sie sich, die South Side und ihr Haus in der Euclid Avenue zu verlassen. (»Ich liebe meine Familie, aber mein Haus liebe ich auch«, hatte sie nach der Wahl in einem Interview erklärt. »Das Weiße Haus erinnert mich an ein Museum, und wie soll man in einem Museum denn schlafen?«)

Wenn sie mit uns nach Washington zog, versuchte ich sie zu locken, würde sie viele interessante Menschen kennenlernen, nie wieder selbst kochen oder putzen müssen und hätte im obersten Stock des Weißen Hauses auch mehr Platz als in ihrem eigenen Haus. Meine Mutter interessierte das alles herzlich wenig. Für Glamour und Medienrummel war sie schon immer unempfänglich gewesen.

Am Ende rief ich Craig an. »Kannst du bitte mal mit Mom reden und sie an Bord bringen?«

Es gelang ihm tatsächlich. Wenn es sein muss, setzt Craig eben seine gesamte Überzeugungskraft ein.

Meine Mutter blieb die gesamten acht Jahre bei uns, obwohl sie immer wieder betonte, es handele sich nur um eine Übergangslösung, bis sich die Mädchen an die neue Umgebung gewöhnt hätten. Und sie weigerte sich hartnäckig, ebenfalls in einer Blase zu leben. Den Personenschutz lehnte sie ebenso ab wie Auftritte in den Medien, weil sie keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. Das Personal im Weißen Haus hatte sie schnell um den Finger gewickelt, denn sie bestand darauf, sich selbst um ihre Wäsche zu kümmern. In den gesamten acht Jahren verließ sie das Gebäude nach Lust und Laune, ging einfach in den nächsten Drogeriemarkt oder Outletstore, wenn sie etwas brauchte, lernte Menschen kennen und traf sich regelmäßig mit neuen Freundinnen zum Mittagessen. Sobald jemand zu ihr meinte, sie sehe aus wie die Mutter von Michelle Obama, zuckte sie nur mit den Schultern und erwiderte: »Das höre ich oft.« Wie immer machte meine Mutter alles so, wie sie es für richtig hielt.

Zur Amtseinführung reiste meine gesamte Familie an. Alle Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen kamen. Unsere Freunde aus Hyde Park kamen sowie sämtliche meiner Freundinnen mitsamt ihren Männern. Alle brachten ihre Kinder mit. Für die Woche der Amtseinführung

hatten wir Feste für Groß und Klein geplant, darunter ein Kinderkonzert, ein Festessen für Kinder, das nach dem Amtseid parallel zum traditionellen Lunch im Capitol stattfinden sollte, sowie eine Kinderparty mit Schnitzeljagd im Weißen Haus, die weiterlaufen sollte, wenn wir Erwachsenen zu den offiziellen Bällen aufbrachen.

In den letzten Monaten des Wahlkampfes hatte sich zwischen uns und der Familie von Joe Biden überraschenderweise wie selbstverständlich eine harmonische Freundschaft entwickelt. Obwohl sie kurz zuvor noch politische Rivalen gewesen waren, verstanden Barack und Joe sich sehr gut, und beiden fiel es leicht, sich im Umkreis der Familie die Schwere ihres politischen Amts nicht anmerken zu lassen.

Joes Frau Jill mochte ich sofort und bewunderte sie für ihre sanfte Stärke und die hohe Arbeitsmoral. Jill hatte Joe 1977, fünf Jahre, nachdem seine erste Frau und seine kleine Tochter bei einem Autounfall ums Leben gekommen waren, geheiratet und seine beiden Söhne mit großgezogen. Ein paar Jahre später kam die gemeinsame Tochter zur Welt. Jill hatte erst vor Kurzem in Pädagogik promoviert und auch während Joes Zeit als Senator und seiner beiden Präsidentschaftskandidaturen an einem Community College in Delaware Englisch unterrichtet. Wie ich wollte sie nach Mitteln und Wegen suchen, um die Familien von Militärangehörigen zu unterstützen. Im Gegensatz zu mir lag ihr das Thema aus persönlichen Gründen am Herzen: Joes ältester Sohn Beau Biden diente als Mitglied der Nationalgarde im Irakkrieg. Er hatte ein paar Tage Urlaub bekommen, damit er nach Washington fliegen und der Vereidigung seines Vaters als Vizepräsident beiwohnen konnte.

Und dann gab es natürlich noch die Enkelkinder der Bidens, fünf an der Zahl, und alle so umgänglich und bescheiden wie Joe und Jill. Zum Parteitag der Demokraten in Denver waren alle Enkel

mitgekommen, und sie hatten Sasha und Malia sofort unter ihre Fittiche genommen und eingeladen, die Nacht in Joes Hotelsuite zu verbringen. Die Kinder waren froh, das politische Geschehen ausblenden zu können und neue Freunde zu finden. Wir alle haben die Zeit mit den Biden-Kids immer sehr genossen.

Am *Inauguration Day* herrschte klirrende Kälte, die Temperatur stieg nicht über den Gefrierpunkt, noch dazu blies ein starker Wind, sodass man eher das Gefühl hatte, es herrschten zehn Grad minus. Morgens besuchten Barack und ich mit den Mädchen, meiner Mutter sowie Craig und Kelly, Maya, Konrad und Mama Kaye einen Gottesdienst. Wie wir hörten, hatten sich vor der National Mall schon vor Sonnenaufgang lange Schlangen von Menschen gebildet, die dick eingemummelt auf den Beginn der Zeremonie warteten. Sosehr ich an dem Tag auch gefroren habe, ich werde nie vergessen, wie viele Menschen sehr viel länger in der Kälte ausharrten, weil sie überzeugt waren, das Ereignis sei die Strapazen wert. Hinterher erfuhren wir, dass sich fast zwei Millionen Menschen aus allen Teilen des Landes auf der National Mall, dem großen Parkgelände vor dem US-Kapitol, versammelt hatten, ein Meer aus Vielfalt, Kraft und Hoffnung, das sich über eine halbe Meile erstreckte, vom Sitz des Parlaments selbst bis weit über das Washington Monument hinaus.

Nach dem Gottesdienst fuhren Barack und ich zum Weißen Haus, wo wir uns mit Joe und Jill Biden sowie Präsident Bush und Vizepräsident Dick Cheney und ihren Frauen zu Kaffee und Tee trafen, bevor wir zusammen in einer Wagenkolonne zum Capitol fuhren, wo Baracks Vereidigung stattfinden würde. Barack hatte zuvor bereits die Autorisierungscodes erhalten, mit denen er Zugriff auf die Nuklearwaffen des Landes hatte, sowie schriftliche Anweisungen, welches Protokoll er im Ernstfall zu befolgen hatte. Von diesem Moment an folgte ihm auf Schritt und Tritt ein Elite-Soldat mit dem

zweiundzwanzig Kilo schweren Aktenkoffer, der neben den Atomcodes auch ein abhörsicheres Telefon enthält und oft als »Nuclear Football« bezeichnet wird. Auch das war eine schwere Bürde.

Die Zeremonie gehörte für mich mit zu jenen einzigartigen Erlebnissen, die sich quasi in Zeitlupe abspielen, denn die Tragweite war so enorm, dass ich sie in dem Moment noch gar nicht begreifen konnte. Vor der Vereidigung führte man uns im Capitol in einen Raum, wo wir ein paar Minuten für uns hatten, damit die Mädchen eine Kleinigkeit essen und Barack mit mir üben konnte, seine Hand auf die kleine rote Bibel zu legen, die vor hundertfünfzig Jahren im Besitz von Abraham Lincoln gewesen war. Währenddessen nahmen unsere Freunde, Verwandten und ehemaligen Kollegen ihre Plätze auf den Tribünen ein. Erst später ging mir auf, dass womöglich zum ersten Mal in der Geschichte so viele *People of Color* bei einer Amtseinführung als Ehrengäste vor dem Publikum vor Ort und vor den Fernsehgeräten saßen.

Die Bedeutung, die dieser Tag für viele Amerikaner, vor allem aber für die Aktivisten der Bürgerrechtsbewegung hatte, war Barack und mir überaus bewusst. Barack hatte die Tuskegee Airmen eingeladen, jene ersten afroamerikanischen Piloten und Bodentruppen, die im Zweiten Weltkrieg gekämpft hatten. Zu seinen Ehrengästen zählten auch die als Little Rock Nine bekannt gewordenen schwarzen Studenten, die 1957 die vom Obersten Gerichtshof angeordnete Aufhebung der Rassentrennung auf die Probe gestellt hatten, indem sie sich an einer rein weißen Highschool in Arkansas einschrieben und dafür monatelang angefeindet wurden. Jetzt waren sie alt und grau, die Schultern leicht gebeugt, als wären sie von dem Gewicht niedergedrückt worden, das sie für künftige Generationen hatten tragen müssen. Barack hatte oft betont, er strebe nur danach, die Treppe zum Weißen Haus hinaufzusteigen, weil die Little Rock Nine damals den Mut gehabt

hatten, die Treppe zur Central High School hinaufzusteigen. Von allen Menschen, in deren Spuren wir traten, waren diese neun vielleicht die wichtigsten.

Um fast Punkt zwölf Uhr mittags standen Barack und ich mit unseren beiden Mädchen vor dem ganzen Land. Tatsächlich kann ich mich nur an winzige Details erinnern – wie ein Sonnenstrahl genau in dem Moment über Baracks Stirn wanderte, die Menge in andächtiges Schweigen verfiel, als der Vorsitzende des Obersten Gerichtshofs, John Roberts, die Zeremonie eröffnete. Ich erinnere mich noch daran, dass Sasha, die zu klein war, um im Meer der Erwachsenen gesehen zu werden, stolz auf einem Podest stand. Ich erinnere mich an die kalte, klare Luft. Ich hielt die Bibel von Lincoln hoch und Barack legte seine linke Hand darauf und schwor feierlich, die Verfassung der Vereinigten Staaten zu schützen – mit wenigen kurzen Sätzen erklärte er sich bereit, die Sorgen des gesamten Landes auf seine Schultern zu nehmen. Ein bedeutungsschwerer, aber gleichzeitig hoffnungsfroher Moment.



Malia war zehn und Sasha erst sieben, als ihr Vater im Januar 2009 seinen Amtseid als Präsident ablegte. Sasha war noch so klein, dass sie auf einem Podest stehen musste, damit man sie während der Zeremonie überhaupt sehen konnte.

© Photo by Chuck Kennedy, McClatchy/Tribune

Das spiegelte sich auch in der Antrittsrede wider, die er im Anschluss an den Eid hielt.

»Wir haben uns an diesem Tag versammelt«, sagte er, »weil wir die Hoffnung gewählt haben – und nicht die Furcht. Die Einheit und Entschlossenheit – und nicht die Zwietracht oder den Konflikt.«

Diese Wahrheit spiegelte sich in den Gesichtern der Menschen wider, die in der Kälte vor uns standen, um dem Ereignis beizuwohnen. So weit mein Auge reichte, sah ich nichts als Menschen. Sie füllten jeden Zentimeter der National Mall, jeden Zentimeter der Parade-Strecke. Ich hatte das Gefühl, unsere Familie würde von ihren Armen aufgefangen werden. Wir alle schlossen damals einen Pakt. Ihr habt uns; wir haben euch.

Malia und Sasha lernten schnell, was es heißt, im Licht der Öffentlichkeit zu stehen. Das wurde mir klar, als wir in die Präsidenten-Limousine stiegen und die Parade zum Weißen Haus im Schritttempo anführten. Zuvor hatten Barack und ich uns noch von George und Laura Bush verabschiedet und dem Militärhubschrauber nachgewunken, der sie vom Capitol weggeflogen hatte. Mittag hatten wir ebenfalls bereits gegessen. In einem festlichen Marmorsaal hatte es Entenbrust gegeben, für Barack und mich und Hunderte von Gästen, darunter die neuen Kabinettmitglieder, Kongressabgeordnete und Richter am Obersten Gerichtshof, während sich die Mädchen mit den Biden-Kids und etlichen Cousins und Cousinen in einem Nebenraum ihr Leibgericht schmecken ließen – Hähnchen-Sticks und Makkaroni mit Käse.

Im Nachhinein staunte ich darüber, wie gut sich unsere Töchter bei der Amtseinführung geschlagen hatten; sie hatten nicht einmal gezappelt oder vergessen zu lächeln. Von beiden Seiten der Straße und vor den Fernsehgeräten schauten noch immer Abertausende von

Menschen zu, als unsere Wagenkolonne über die Pennsylvania Avenue fuhr, obwohl man durch die abgetönten Scheiben von draußen kaum ins Wageninnere blicken konnte. Als Barack und ich ausstiegen, um ein kurzes Stück der Strecke zu Fuß zu gehen, blieben Malia und Sasha im Schutz der Limousine zurück. Erst in diesem Moment schien ihnen aufzugehen, dass sie endlich einmal halbwegs alleine waren.

Als Barack und ich wieder einstiegen, waren die beiden Mädchen vor Lachen außer Atem. Von der feierlichen Würde fehlte jede Spur. Die beiden hatten sich beim gegenseitigen Durchkitzeln gründlich die Frisuren zerzaust. Völlig geschafft streckten sie sich dann auf der Rückbank aus, die Füße auf den Polstern, und hatten Musik von Beyoncé über die Anlage des Autos laut aufgedreht, ganz so, als wäre dies ein vollkommen gewöhnlicher Tag.

In diesem Moment atmeten Barack und ich erleichtert auf. Wir waren nun die First Family, aber trotzdem wir selbst geblieben.

Mit dem Sonnenuntergang sanken die Temperaturen noch weiter. Barack und ich standen mit dem unermüdlichen Joe Biden zwei Stunden lang auf einer Tribüne vor dem Weißen Haus und sahen zu, wie Kapellen und Wagen aus allen fünfzig Bundesstaaten auf der Pennsylvania Avenue an uns vorbeiparadierten. Irgendwann hatte ich kein Gefühl mehr in den Zehen, obwohl ich meine Füße mit einer Decke umwickelt hatte. Nacheinander verließen unsere Gäste die Tribüne, um sich für die anstehenden Bälle umzuziehen.

Es war fast sieben Uhr abends, als die letzte Marschkapelle an uns vorbeigezogen war und Barack und ich im Dunkeln zum Weißen Haus gingen, das wir nun zum ersten Mal als seine Bewohner betraten. Im Verlauf des Nachmittags hatten die Angestellten sämtliche Habseligkeiten der Bushs aus dem Wohnbereich entfernt und durch die unserer Familie ersetzt. Weil Malia allergisch auf Tierhaare reagierte, waren sämtliche Teppiche gründlich gereinigt worden, um die Spuren

der Hunde des früheren Präsidentenpaares zu beseitigen. Unsere Möbel waren aufgebaut und frische Blumensträuße hingestellt worden. Als wir mit dem Fahrstuhl nach oben fuhren, lagen unsere Kleidungsstücke schon ordentlich gefaltet in den Schränken, und die Vorratskammer der Küche war mit den von mir ausgesuchten Lebensmitteln bestückt worden. Die Bediensteten des Weißen Hauses, hauptsächlich Afroamerikaner in unserem Alter oder älter, standen bereit, um uns jederzeit behilflich zu sein.



Wilson Jerman (hier im Bild) hat 1957 im Weißen Haus angefangen. Wie viele Butler und Angestellte im Haus hat er seinen Dienst mit größter Würde unter vielen verschiedenen Präsidenten versehen.

© Official White House Photo by Samantha Appleton

Ich war viel zu durchgefroren, um meine Umgebung richtig wahrzunehmen. In nicht einmal einer Stunde erwartete man uns schon beim ersten von insgesamt zehn offiziellen Bällen. Abgesehen von den vielen Bediensteten, die ich zuvor noch nie gesehen hatte, begegnete mir im Wohnbereich kein Mensch. Tatsächlich fühlte ich mich ein bisschen einsam, als ich durch einen langen Flur ging, vorbei an verschlossenen Türen. In den letzten beiden Jahren war ich fast immer von Menschen umgeben gewesen, denn Melissa, Katie und Kristen hatten mir quasi rund um die Uhr mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Jetzt war ich plötzlich ganz allein. Die Kinder feierten in einem anderen Teil des Gebäudes bereits ihre eigene Party. Meine Mutter, Craig und Maya übernachteten zwar bei uns, waren aber bereits zu einem Ball aufgebrochen. Ein Coiffeur wartete auf mich, mein Kleid hing auf einem Bügel. Barack war verschwunden, um zu duschen und sich einen Smoking anzuziehen.

Für unsere Familie und, wie ich hoffte, für das ganze Land war es ein symbolischer Tag gewesen, aber für uns hatte er auch etwas von einem Ultramarathon. Mir blieben nur etwa fünf Minuten, um mich schnell in die heiße Badewanne zu legen und Kräfte für den weiteren Verlauf des Abends zu sammeln. Danach aß ich ein paar Bissen Steak und Kartoffeln, die Sam Kass für mich vorbereitet hatte. Ich ließ mir meine Frisur richten und das Make-up auffrischen und schlüpfte in das Kleid aus elfenbeinfarbenem Seidenchiffon, das der junge Designer Jason Wu für mich entworfen hatte. Das Kleid mit dem fließenden, bodenlangen Rock ließ eine Schulterpartie frei und war mit Blüten aus zartem Organza bestickt, in deren Mitte ein winziger Strassstein funkelte.

Bis zu diesem Tag hatte ich nur selten Ballkleider getragen, aber die Kreation von Jason Wu bewirkte ein kleines Wunder, denn ich fühlte mich plötzlich wieder frisch und schön, obwohl ich kurz zuvor

noch das Gefühl gehabt hatte, völlig ausgelaugt zu sein. Das im wahrsten Sinne des Wortes traumhafte Kleid erinnerte mich an die unglaubliche Metamorphose, die meine Familie durchlaufen hatte, und an das Versprechen, das in dieser Erfahrung lag: Auch wenn es aus mir keine echte Ballkönigin machte, so wurde ich darin doch zu einer Frau, die auch die nächste Stufe erklimmen konnte. Jetzt war ich FLOTUS – die First Lady of the United States – neben Barack, der jetzt POTUS war – der President of the United States. Es war an der Zeit, das zu feiern.

An diesem Abend besuchten Barack und ich den Neighborhood Ball, den ersten Amtseinführungsball, der für die Öffentlichkeit zugänglich war und bei dem Beyoncé – die echte Beyoncé – eine atemberaubende Version des R-&-B-Klassikers »At Last« sang, den wir für unseren »ersten Tanz« ausgewählt hatten. Von dort aus ging es weiter zum Home States Ball, zum Commander in Chief Ball, zum Youth Ball und zu sechs weiteren Bällen. Auf keinem blieben wir lange, und das Prozedere lief überall gleich ab: Eine Band spielte »Hail to the Chief«, Barack sagte ein paar Worte, wir lächelten den Anwesenden dankbar zu und tanzten, nachdem sich alle erhoben hatten, noch einmal zu »At Last«.




Jetzt offiziell POTUS und FLOTUS, besuchten Barack und ich an diesem Abend zehn Amtseinführungsbälle und tanzten bei jedem einzelnen auf der Bühne. Nach den Festlichkeiten des Tages war ich total erschöpft, aber dieses atemberaubende Kleid von Jason Wu gab mir neue Energie, und mein Mann – mein bester Freund und Partner in allen Dingen – schafft es immer wieder, jeden Moment, den wir zusammen haben, zu einem intimen Moment zu machen.

© Mark Wilson/Getty Images

Jedes Mal hielt ich mich dabei an meinem Mann fest, schaute ihm in die Augen und fand die Ruhe in seinem Blick. Wir waren dasselbe Yin-und-Yang-Paar, das wir nun schon seit zwanzig Jahren waren, und noch immer durch eine tiefe, fest verwurzelte Liebe verbunden. Und das war etwas, das ich anderen Menschen gerne zeigte.

Doch zu fortgeschrittener Stunde merkte ich, wie mich langsam die Kraft verließ.

Der letzte Teil des Abends hätte eigentlich der schönste werden sollen – die Privatparty im Weißen Haus, für etwa hundert gute Freunde. Dort würden wir endlich ein wenig abschalten, ein Glas Champagner trinken und die Sorgen, wie wir nach außen hin wirkten, vergessen können. Und ich würde ganz bestimmt meine Schuhe ausziehen.

Bei unserem Eintreffen war es dann fast zwei Uhr nachts. Barack und ich gingen durch einen Flur mit Marmorboden zum East Room, wo die Party in vollem Gang war, Drinks ausgeschenkt wurden und Menschen in eleganter Kleidung unter funkelnden Kronleuchtern tanzten. Auf einer kleinen Bühne im hinteren Teil des Saals spielten Wynton Marsalis und seine Band Jazz-Stücke. Ich entdeckte Freunde aus fast allen Phasen meines Lebens – aus Princeton, Harvard und Chicago, dazu etliche Mitglieder der Familien Robinson und Shields. Mit diesen Menschen wollte ich zusammen lachen und sie fragen: *Wie um alles in der Welt sind wir bloß hier hingekommen?*

Aber ich war erledigt. Ich hatte meine Grenze erreicht. Und ich dachte schon an den nächsten Tag, denn am Morgen – in wenigen Stunden – würden wir am National Prayer Service, dem Gottesdienst zum Beginn der Legislaturperiode, teilnehmen und danach im Stehen die Glückwünsche von zweihundert Bürgern entgegennehmen, die zu einem Besuch im Weißen Haus eingeladen worden waren. Barack schaute mich an und schien meine Gedanken zu lesen. »Ist schon okay«, sagte

er. »Du musst nicht hierbleiben.«

Die ersten Feiernden kamen auf mich zu, wollten sich mit mir unterhalten. Ein Wahlkampf-Spender. Der Bürgermeister einer großen Stadt. »Michelle! Michelle!«, hörte ich es überall rufen. Ich war so erschöpft, dass ich Angst hatte, in Tränen auszubrechen.

Als Barack über die Türschwelle trat und von der Menge geschluckt wurde, blieb ich für einen kurzen Moment wie angewurzelt stehen, dann drehte ich mich um und flüchtete. Ich hatte keine Energie mehr, um eine first-lady-taugliche Entschuldigung vorzubringen oder meinen Freunden auch nur zuzuwinken. Ich eilte über den dicken, roten Teppich davon, achtete nicht auf die Secret-Service-Agenten, die mir sofort folgten, achtete auf nichts mehr, während ich zum Fahrstuhl lief und in die Wohnung hinauffuhr – und mich durch einen mir noch fremden Flur, in ein mir noch fremdes Zimmer, raus aus den Schuhen, raus aus dem Kleid und rein in unser merkwürdiges, neues Bett begab.

# 20

Oft werde ich gefragt, wie das Leben im Weißen Haus denn so sei. Manchmal erwidere ich, es sei ein bisschen so, wie ich mir das Leben in einem Luxushotel vorstelle, nur dass in dem Hotel außer mir und meiner Familie kein anderer Gast wohnt. Überall stehen frische Blumen, fast täglich werden neue gebracht. Das Gebäude selbst wirkt alt und leicht einschüchternd. Wegen der dicken Wände und der massiven Fußböden wird jedes Geräusch im Wohnbereich geschluckt. Die Fenster sind groß, aus Panzerglas, und müssen aus Sicherheitsgründen immer geschlossen bleiben, wodurch es drinnen noch stiller wirkt. Alles wird peinlich sauber gehalten. Zum Personal gehören Bedienstete, Köche, Haushälterinnen, Floristen sowie Elektriker, Maler und Klempner. Alle sind sehr höflich und warten so lange, bis wir das Zimmer verlassen haben, um die Handtücher zu wechseln oder eine frische Gardenie in die kleine Vase neben unserem Bett zu stellen.

Die Räume sind riesig. Selbst die Badezimmer und Abstellräume sind größer, als ich es je in einem anderen Haus gesehen habe. Barack und ich waren überrascht, wie viele Möbel wir mitbringen müssten, damit jedes Zimmer einigermaßen wohnlich eingerichtet werden konnte. Außer einem wunderschönen Kingsize-Bett – mit vier Pfosten und einem weizengelben Betthimmel – gab es in unserem Schlafzimmer einen Kamin, davor eine Sitzecke mit Couchgarnitur, Beistelltisch und einigen gepolsterten Stühlen. Jeder von uns fünf Bewohnern hatte ein eigenes Badezimmer, und über den Wohnbereich waren zehn weitere Badezimmer verteilt. Zusätzlich zu einem begehbaren Kleiderschrank

hatte ich auch noch ein geräumiges Ankleidezimmer – das Zimmer, in dem mir Laura Bush den Ausblick auf den Rosengarten gezeigt hatte. Im Lauf der Zeit entwickelte es sich zu meinem eigentlichen Arbeitszimmer, in dem ich, in T-Shirt und Jogginghose, ungestört lesen, arbeiten oder fernsehen konnte – außer Sichtweite aller anderen.

Mir war natürlich klar, wie glücklich wir uns schätzen konnten, so leben zu dürfen. Unser Schlafzimmer war größer als die gesamte Wohnung in der Euclid Avenue, in der ich als Kind mit meiner Familie gewohnt hatte. Neben meiner Tür hing ein Gemälde von Monet, und in unserem Esszimmer stand eine Bronzeplastik von Degas. Ich war ein Kind der South Side, und meine Töchter schliefen jetzt in Zimmern, die von namhaften Innenarchitekten gestaltet worden waren, und konnten sich jeden Morgen von einem Koch ein Frühstück nach Wunsch zubereiten lassen.

Manchmal kamen mir solche Gedanken, und dann wurde mir beinahe ein wenig schwindelig.

Im Kleinen versuchte ich, die Vorschriften des Hauses aufzulockern. Dem Hauspersonal erklärte ich, unsere Mädchen würden ihre Betten, wie in Chicago, jeden Morgen selbst machen. Malia und Sasha ermahnte ich, sich nicht anders zu benehmen als sonst – immer höflich zu sein und nur um Dinge oder Gefälligkeiten zu bitten, die sie unbedingt brauchten oder nicht alleine erledigen konnten. Aber ich fand es auch wichtig, unseren Töchtern zu vermitteln, sich nicht zu sehr von der ungewohnt steifen Umgebung einschüchtern zu lassen. *Ja, klar dürft ihr im Flur mit dem Ball spielen*, erklärte ich ihnen. *Ja, klar dürft ihr euch aus der Speisekammer etwas zu essen holen*. Ich sagte, sie müssten nicht um Erlaubnis bitten, wenn sie draußen spielen wollten. Und mir ging das Herz auf, als ich während eines Schneegstöbers aus dem Fenster schaute und meine beiden Kinder den Hügel des South Lawn hinunterschlittern sah, auf Plastiktabletts, die sie sich vom

Küchenpersonal ausgeliehen hatten.

In Wahrheit waren die Mädchen und ich nur Nebendarstellerinnen, Nutznießerinnen der vielen Annehmlichkeiten, die man Barack gewährte – nur deshalb wichtig, weil unser Leben unmittelbar mit seinem verknüpft war; nur deshalb gut beschützt, weil die Gefahr bestand, dass er nicht mehr klar denken und das Land regieren könnte, falls unsere Sicherheit bedroht wäre. Das Weiße Haus ist nur auf ein Ziel ausgerichtet: das Wohlbefinden und die Leistungsfähigkeit eines einzigen Menschen zu stärken – des Präsidenten. Barack war nun von Leuten umgeben, deren Aufgabe darin bestand, ihn wie ein kostbares Gut zu behandeln. Manchmal kam es mir vor, als wäre ich in eine längst vergangene Zeit zurückgeworfen worden, in der sich ein Haushalt nur um die Bedürfnisse des Mannes gedreht hatte, was eigentlich das genaue Gegenteil von dem war, was ich meinen Töchtern als Normalität vorleben wollte. Auch Barack war die übertriebene Aufmerksamkeit unangenehm, doch hatte er in dieser Hinsicht nur kaum etwas zu melden.

Ihm standen allein etwa fünfzig Mitarbeiter zur Seite, die seine Post lasen und beantworteten. Hubschrauberpiloten der Marine waren ständig einsatzbereit, um ihn überall hinzubringen, wohin er wollte. Ein sechsköpfiges Team stellte Dossiers zusammen, damit er sich über aktuelle Themen auf dem Laufenden halten und wohlüberlegte Entscheidungen treffen konnte. Mehrere Köche sorgten für seine ausgewogene Ernährung, und fünf oder sechs Mitarbeiter schützten uns vor manipulierten Lebensmitteln, indem sie in wechselnden Geschäften einkauften und geheim hielten, für wen die Produkte bestimmt waren.

Seit ich ihn kenne, hatte Barack am Einkaufen, Kochen oder Handwerken im Haus nie besonderen Spaß gehabt. Er gehört nicht zu den Menschen, die ihr Werkzeug aus dem Keller holen, mal ein Risotto kochen oder die Hecke schneiden, um Arbeitsstress abzubauen. Dass

ihm sämtliche Verpflichtungen im Haushalt abgenommen wurden, war für ihn eine große Erleichterung, denn so hatte er den Kopf frei, um sich mit weit wichtigeren Problemen zu befassen – und davon gab es mehr als genug.

Ich musste vor allem darüber schmunzeln, dass Barack nun von drei persönlichen Dienern umsorgt wurde, zu deren Aufgaben es gehörte, in seinem Kleiderschrank Ordnung zu halten, seine Schuhe zu putzen, die Hemden zu bügeln und die Sportsachen zu waschen. Das Leben im Weißen Haus unterschied sich sehr von dem Leben in der Höhle.

»Hast du gemerkt, wie ordentlich ich neuerdings bin?«, fragte Barack mich beim Frühstück einmal freudestrahlend. »Hast du mal in meinen Schrank geschaut?«

»Hab ich«, erwiderte ich lächelnd. »Aber erwarte jetzt bitte nicht, dass ich *dich* dafür lobe.«

In seinem ersten Monat im Amt unterzeichnete Barack den Lilly Ledbetter Fair Pay Act, der Arbeitnehmer vor Lohndiskriminierung aufgrund ihres Geschlechts, ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder ihres Alters schützen sollte. Er verbot die Anwendung von Folter bei Verhören und ordnete (am Ende leider erfolglos) an, das Gefangenenlager in Guantanamo Bay innerhalb eines Jahres zu schließen. Und er verschärfte die Ethikregeln, um die Einflussnahme von Lobbyisten auf Mitarbeiter des Weißen Hauses besser kontrollieren zu können. Vor allem aber gelang es ihm, ein großes staatliches Konjunkturprogramm vom Kongress verabschieden zu lassen, obwohl im Repräsentantenhaus kein einziger Republikaner dafür gestimmt hatte. Aus meiner Sicht lief es für ihn sehr gut an. Der versprochene Wandel nahm Gestalt an.

Noch ein Pluspunkt: Barack war pünktlich zum Abendessen zu

Hause.

Für die Mädchen und mich war das die positivste Veränderung, die das Leben im Weißen Haus mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten mit sich brachte, denn in Chicago hatten wir mit einem Vater zusammengewohnt, der in einer anderen Stadt im Senat saß und ständig auf Reisen war, weil er für ein höheres Amt kandidierte. Endlich konnten wir Dad jeden Tag sehen. Er führte jetzt ein beinahe geregeltes Leben. Wie immer arbeitete er fast rund um die Uhr, aber um Punkt 18 Uhr 30 stieg er in den Fahrstuhl und fuhr zum gemeinsamen Abendessen mit der Familie nach oben – obwohl er danach meistens sofort wieder ins Oval Office zurückkehrte.

Meine Mutter setzte sich abends beim Essen manchmal zu uns, aber eigentlich hatte sie sich einen eigenen Tagesablauf angewöhnt. Morgens kam sie zu uns herunter und plauderte kurz mit uns, bevor sie Malia und Sasha zur Schule begleitete, aber abends ließ sie uns meistens allein und aß, während »Jeopardy!« auf ihrem Fernseher lief, oben in dem Wintergarten, der an ihr Schlafzimmer angrenzte. Selbst wenn wir ihr anboten, den Abend bei uns zu verbringen, winkte sie in der Regel ab. »Ihr braucht Zeit für euch«, sagte sie dann.

In den ersten Monaten im Weißen Haus hatte ich das Gefühl, ein wachsames Auge auf alles haben zu müssen. Dass das Leben im Weißen Haus recht kostspielig sein konnte, merkte ich auch bald. Wir mussten zwar keine Miete zahlen und bekamen das Personal gestellt, doch für alle übrigen Lebenshaltungskosten kamen wir selbst auf, und sie summierten sich, schließlich mussten wir uns an den Lebensstandard eines Luxushotels anpassen. Jeden Monat erhielten wir eine Rechnung, in der jedes Lebensmittel und jede Rolle Toilettenpapier aufgelistet waren. Wir übernahmen die Unkosten für jeden Gast, der über Nacht blieb oder mit uns zusammen aß. Und da unsere Köche auf Sterneküchen-Niveau arbeiteten und den Geschmack des Präsidenten

unbedingt treffen wollten, musste ich sehr genau aufpassen, was sie uns servierten. Bemerkte Barack nebenbei, wie gut ihm eine exotische Frucht beim Frühstück oder das Sushi beim Abendessen geschmeckt hatte, sorgte das Küchenpersonal dafür, dass beides regelmäßig auf unserem Speiseplan stand. Erst als wir die monatliche Rechnung durchsahen, wurde uns klar, dass einiges davon für teures Geld aus dem Ausland eingeflogen werden musste.

Doch in den ersten Monaten galt meine größte Wachsamkeit Malia und Sasha. Ich versuchte zu ergründen, was in ihnen vorging, fragte sie, wie sie sich fühlten und wie sie mit ihren Mitschülern zurechtkamen. Obwohl ich jedes Mal vor Freude hätte jubeln können, versuchte ich, meine Reaktion im Zaum zu halten, wenn sie von einer neuen Freundin erzählten. Mir war natürlich klar, dass man nicht einfach Kinder zum Spielen ins Weiße Haus einladen oder die Mädchen zu einer Freundin schicken konnte, aber im Lauf der Zeit fanden wir Mittel und Wege, um ihnen ein halbwegs normales Leben zu ermöglichen.



So oft wie möglich versuchte ich, zu Hause zu sein und die Mädchen zu empfangen, wenn sie aus der Schule kamen. Ein großer Vorteil, wenn man direkt über dem Büro wohnt.

© Official White House Photo by Pete Souza

Man gestattete mir, einen eigenen BlackBerry zu benutzen, riet mir aber, meine privaten Kontakte auf zehn enge Freunde zu beschränken – die Menschen, die mich ohne Hintergedanken liebten und unterstützten. Meine Telefongespräche und die Korrespondenz liefen über Melissa, die in ihrer neuen Funktion als meine stellvertretende Stabschefin meinen Terminkalender besser kannte als jeder andere Mensch. Sie blieb mit allen meinen Cousins und Cousinen, mit allen meinen Freunden und Freundinnen vom College in Kontakt. Statt meiner Telefonnummer und E-Mail-Adresse gaben wir ihre heraus, damit sich die Leute zuerst an sie wandten. Zu dieser Maßnahme griffen wir unter anderem, weil uralte Bekannte und entfernte Verwandte aus dem Nichts auftauchten und mit ihnen eine Flut von Anfragen und Bitten. Konnte Barack bei einer Abschlussfeier nicht ein paar Worte sagen? Konnte ich bei der Veranstaltung einer Non-Profit-Organisation vielleicht eine Rede halten? Konnten wir eventuell diese oder jene Spendengala besuchen? Das meiste war natürlich gut gemeint, aber mir wurde es doch ein bisschen zu viel.

Was den Alltag der Mädchen betraf, verließ ich mich bei organisatorischen Fragen oft auf jüngere Mitarbeiter aus meinem Stab. Mein Team hatte sich frühzeitig mit den Lehrern und Verwaltern der Sidwell zusammengesetzt und sich die Termine wichtiger Schulveranstaltungen notiert, Richtlinien für den Umgang mit den Medien vorgegeben und Fragen von Lehrern beantwortet, wie im Unterricht mit dem tagespolitischen Geschehen umzugehen sei. Als die Mädchen anfingen, sich für Aktivitäten außerhalb der Schule zu interessieren, übernahm meine persönliche Assistentin die Rolle der Ansprechpartnerin und besorgte sich die Telefonnummern der anderen Eltern und organisierte bei Verabredungen zum Spielen das Hinbringen und Abholen der Mädchen. Wie in Chicago bestand ich darauf, die Eltern von Malias und Sashas neuen Freundinnen persönlich

kennenzulernen, und ich lud einige Mütter zum Mittagessen zu uns ein und stellte mich den anderen bei Schulveranstaltungen vor. Dabei entstanden durchaus auch unangenehme Situationen. Aber mir war klar, dass neue Bekannte manchmal etwas Zeit brauchten, um in mir nicht länger die Frau zu sehen, die sie aus den Nachrichten zu kennen glaubten, sondern einfach nur Sashas und Malias Mom.

Es war unangenehm, den Eltern einer kleinen Julia zu erklären, dass der Secret Service erst vorbeischauen und einen Sicherheitscheck machen musste, bevor Sasha die Geburtstagsfeier ihrer Tochter besuchen konnte. Es war unangenehm, jede Person, die ein Kind zum Spielen zu uns brachte, um ihre Sozialversicherungsnummer zu bitten. Es war unangenehm, aber unbedingt erforderlich. Mir behagte es nicht, bei jeder Begegnung mit einem neuen Menschen diese merkwürdige kleine Grenze überwinden zu müssen, aber zum Glück empfanden Sasha und Malia es nicht so, denn sie rannten sofort nach draußen, wenn ihre Schulfreundinnen vor dem Diplomatic Reception Room – oder Dip Room, wie wir ihn bald abkürzten – abgesetzt wurden, nahmen sie bei der Hand und liefen kichernd mit ihnen ins Haus. Wie sich herausstellte, interessieren sich Kinder nur sehr kurz für Macht und Ruhm. Danach wollen sie einfach nur Spaß haben.

Wie ich in den ersten Tagen im Weißen Haus erfuhr, musste ich mit meinem Team eine Reihe von traditionellen Festen und Galadinners planen, angefangen beim Governor's Ball, der jedes Jahr im Februar im East Room stattfindet. Danach stand das jährliche Ostereierrennen an, das seit 1878 mit Tausenden von Eltern und Kindern auf dem South Lawn ausgetragen wird. Außerdem nahm ich im Frühjahr an mehreren Lunches mit den Partnern und Partnerinnen der Senats- und Kongressabgeordneten teil – bei einer solchen Veranstaltung hatte ich Laura Bush Jahre zuvor dabei beobachtet, wie sie, stoisch lächelnd, mit

jedem einzelnen Gast für ein offizielles Foto posiert hatte.

Ab und an beschlich mich zwar das Gefühl, diese Veranstaltungen würden mich von Aufgaben abhalten, die einen größeren gesellschaftlichen Nutzen haben könnten, aber bald suchte ich nach Wegen, einige dieser Events an die heutige Zeit anzupassen und sie ein wenig aus dem Korsett der Tradition zu lösen. Das Leben im Weißen Haus, so meine Überlegung, konnte sich der Zukunft öffnen, ohne dabei seine Geschichte oder die festen Traditionen aufzugeben. Über die Jahre unternahmen Barack und ich einige Schritte in diese Richtung, indem wir etwa abstrakte Gemälde und Kunstwerke von Afroamerikanern an die Wände hängten und antike Möbel durch zeitgenössische ergänzten. Barack ließ im Oval Office eine Büste von Winston Churchill durch eine Büste von Martin Luther King Jr. austauschen. Und wir lockerten die Kleiderordnung für die Bediensteten und erlaubten ihnen, an Tagen ohne öffentliche Veranstaltungen statt des Smokings helle Stoffhosen und Polohemden zu tragen.

Barack und ich hatten uns vorgenommen, das Weiße Haus demokratischer zu machen, offener, weniger elitär. Unsere Veranstaltungen sollten auch von ganz normalen Menschen besucht werden können und nicht nur Männern im Smoking und Frauen im Abendkleid vorbehalten bleiben. Außerdem wollte ich viel mehr Kinder ins Weiße Haus holen. Das Ostereierrennen sollte auch für andere zugänglich werden – neben den Kindern und Enkeln von Kongressabgeordneten und anderen VIPs wollte ich Schulkinder aus der Stadt sowie Familien von Militärangehörigen einladen. Und wenn ich mich zum Lunch mit den (in der Regel) Frauen der Abgeordneten des Kongresses und des Repräsentantenhauses traf, konnte ich sie dann nicht auch dazu bewegen, mit mir zusammen ein gemeinnütziges Projekt in der Stadt zu besuchen?

Eins war mir von vornherein klar. Ich wollte mich nicht in ein

Anhängsel in hübschen Kleidern verwandeln, das sich bei Empfängen blicken ließ oder bei einer feierlichen Eröffnung ein Band durchschnitt. Ich wollte mich Aufgaben widmen, die auf lange Sicht relevant waren. Und als erstes Projekt wollte ich einen Garten anlegen.

Eine Gärtnerin war ich nie gewesen, aber dank Sam Kass und den Bemühungen unserer Familie, zu Hause auf eine gesündere Ernährung zu achten, wusste ich immerhin, dass Erdbeeren im Juni am saftigsten schmeckten, dass die dunkelgrünen Salatsorten am nährstoffreichsten waren und man Grünkohl-Chips kinderleicht im Ofen backen konnte. Ich hatte gesehen, dass meine Töchter ohne zu murren Früherbsen-Salat oder Nudelauflauf mit Blumenkohl aßen. Und mir war klar geworden, dass unser Wissen über Ernährung zu einem Großteil aus der Werbung der Lebensmittelhersteller stammte, die in knalligen Fernseh-Jingles tiefgefrorene Convenience-Produkte anpriesen oder ihre Verpackungen so geschickt gestalteten, dass gestresste Eltern im Supermarkt wie gesteuert danach griffen. Niemand warb für frische und gesunde Sachen – für das herrliche Knacken beim Biss in eine frische Karotte oder die unvergleichliche Süße einer direkt vom Strauch gepflückten Tomate.



Der Garten des Weißen Hauses wurde als Symbol für gute Ernährung und ein gesundes Leben angelegt, als Sprungbrett, von dem aus ich größere Initiativen wie Let's Move! auf den Weg bringen konnte. Aber ich liebte ihn vor allem deshalb besonders, weil ich mir dort die Hände schmutzig machen und mit Kindern in der Erde wühlen konnte.

© Official White House Photo by Samantha Appleton

Mit einem Garten auf dem Gelände des Weißen Hauses wollte ich das Problem direkt angehen, und ich hoffte, damit eine größere Bewegung in Gang zu setzen. Baracks Regierung hatte es sich zum Ziel gesetzt, jedem Bürger den Zugang zu einer bezahlbaren Krankenversicherung zu ermöglichen, und der Garten war für mich eine Möglichkeit, dieses Anliegen zu unterstützen und den Menschen eine gesunde Ernährung nahezubringen. Außerdem war es für mich gewissermaßen ein Probelauf, der mir zeigen würde, was ich als First Lady tatsächlich bewirken konnte; ein sehr wörtlich gemeinter Versuch, in meiner neuen Rolle Wurzeln zu schlagen. Ich stellte mir den Garten als eine Art Klassenzimmer im Freien vor, in dem Kinder den Anbau von Lebensmitteln lernen konnten. Rein oberflächlich betrachtet war ein Garten außerdem recht unpolitisch, ein harmloser Zeitvertreib für eine mit einer Schaufel ausgerüstete Lady – und das gefiel auch Baracks Beratern aus dem West Wing, die sich ständig über die »Optik« Gedanken machten und besorgt waren, wie alles Mögliche bei der Öffentlichkeit ankommen würde.

Aber das war noch nicht alles. Mein Plan war es, mit der Arbeit in unserem Garten eine breite Diskussion zum Thema Ernährung anzuregen, vor allem an Schulen und unter Eltern, und im Idealfall sogar eine gesellschaftliche Debatte anzustoßen, wie sich Produktion, Kennzeichnung und Vermarktung von Lebensmitteln auf die Gesundheit der Bevölkerung auswirkten. Und da ich das Thema *im Weißen Haus* ansprach, forderte ich indirekt auch die großen Konzerne der Lebensmittel- und Getränkeindustrie auf, ihre seit Jahrzehnten verwendeten Strategien der Produktion und Vermarktung zu überdenken.

In Wahrheit hatte ich keine Ahnung, ob sich mein Vorhaben verwirklichen ließ. Aber als ich Sam, der inzwischen zum Personal des Weißen Hauses gehörte, bat, die Planung des Gartens in die Hände zu

nehmen, wusste ich immerhin, dass ich es bald herausfinden würde.

In den ersten Monaten wurde mein Optimismus hauptsächlich durch eine Sache gedämpft: die Politik. Wir wohnten jetzt in Washington, wo der Streit zwischen Demokraten und Republikanern besonders heftig ausgetragen wurde, dem ich jahrelang aus dem Weg zu gehen versucht hatte, selbst dann noch, als Barack sich dazu entschlossen hatte, in diesem Umfeld zu arbeiten. Jetzt war er Präsident, und diese unschöne Dynamik bestimmte seinen Alltag. Ein paar Wochen vor der Amtseinführung hatte der konservative Radiomoderator Rush Limbaugh noch lautstark verkündet: »Ich hoffe, Obama scheitert.« Mit Bestürzung hatte ich zur Kenntnis genommen, dass die republikanischen Kongressabgeordneten in die gleiche Kerbe schlugen und sich gegen sämtliche Vorschläge stellten, die Barack zur Überwindung der Wirtschaftskrise machte, und sogar solchen Maßnahmen die Zustimmung verweigerten, mit denen Steuern gesenkt und Millionen von Arbeitsplätzen erhalten oder neu geschaffen werden konnten. Laut bestimmten Indikatoren war es mit der amerikanischen Wirtschaft zum Zeitpunkt des Regierungswechsels mindestens genauso schnell, wenn nicht sogar schneller bergab gegangen als zu Beginn der Great Depression in den 1930er Jahren. Allein im Januar waren landesweit fast siebenhundertfünfzigtausend Arbeitsplätze gestrichen worden. Und während Barack in seinem Wahlkampf immer wieder betont hatte, dass ein Konsens zwischen den Parteien möglich sei und die Amerikaner im Grunde ihres Herzens eher vereint als gespalten seien, setzte die Republikanische Partei in der Zeit der nationalen Krise alles daran, ihn zu widerlegen.

Das alles beschäftigte mich am Abend des 24. Februar, als Barack im Rahmen einer gemeinsamen Sitzung der beiden Kammern des Kongresses sprach. Diese Ansprache ist so etwas wie der Ersatz einer Rede zur Lage der Nation für den frisch gewählten Präsidenten, denn sie

bietet ihm die Gelegenheit, seine Ziele für das kommende Jahr darzulegen. Die live im Fernsehen übertragene Rede wird im Plenarsaal des Repräsentantenhauses vor den Richtern des Obersten Gerichtshofs, den Mitgliedern des Kabinetts, dem Generalstab und Angehörigen des Kongresses gehalten. Traditionsgemäß geht es bei der Versammlung hoch her, denn die Gesetzgeber drücken ihre Zustimmung oder Ablehnung aus, indem sie von den Sitzen aufspringen und minutenlang klatschen oder mit mürrischer Miene demonstrativ sitzen bleiben.

An jenem Abend nahm ich im Oberrang Platz, zwischen einer Vierzehnjährigen, die einen sehr persönlichen Brief an ihren Präsidenten geschrieben hatte, und einem freundlichen Veteranen des Irakkriegs, und wartete mit ihnen gespannt auf das Eintreffen meines Mannes. Von meinem Platz aus konnte ich fast den gesamten Saal überblicken. Aus der ungewöhnlichen Vogelperspektive sah ich die Menschen, die für unser Land verantwortlich waren: ein Meer aus weißen Männern in dunklen Anzügen. Für ein modernes, multikulturelles Land war dieser Mangel an Vielfalt schon auffällig, wenn nicht sogar hochgradig peinlich. Bei den Republikanern stach das besonders ins Auge. Zu diesem Zeitpunkt saßen im Kongress genau sieben nicht-weiße Republikaner – darunter kein einziger Afroamerikaner und nur eine Frau. Tatsächlich bestand der Kongress zu über 80 Prozent aus männlichen Abgeordneten.

Wenige Momente später begann das Spektakel mit einem Donnerschlag – der Hammer des Vorsitzenden fuhr kräftig aufs Rednerpult, und der zuständige Sergeant at Arms verkündete die Ankunft des Präsidenten. Die Menge sprang auf und klatschte bestimmt fünf Minuten lang, während einige der gewählten Politiker aufsprangen und sich einen Stehplatz am Gang erkämpften. Im Zentrum des Sturms, umringt von Agenten des Secret Service und einem Kameramann, bewegte sich Barack, händeschüttelnd und freundlich lächelnd, langsam

auf das Rednerpult zu.

Ich hatte das Ritual, in anderen Jahren und mit anderen Präsidenten, etliche Male im Fernsehen beobachtet. Aber als ich nun meinen Mann da unten im dichten Gedränge sah, wurde mir die Schwere seines Amts und die Tatsache, dass er, um etwas zu bewegen, immer mindestens die Hälfte des Kongresses überzeugen müsste, erst richtig bewusst.

In seiner Rede beschönigte Barack nichts: Er erwähnte die ernste Wirtschaftslage, die laufenden Kriege, die permanente Gefahr von Terroranschlägen und die Wut vieler Amerikaner, die das Gefühl hatten, die Maßnahmen zur Bankenrettung hätten nur denjenigen genützt, die für die Finanzkrise eigentlich verantwortlich gewesen waren. Er zeichnete ein realistisches Bild, ließ dabei aber auch Hoffnung aufscheinen, indem er auf unser Durchhaltevermögen als Nation verwies und auf unsere Fähigkeit, nach schweren Zeiten mit neuer Kraft weiterzumachen.

Die republikanischen Kongressabgeordneten blieben die meiste Zeit über demonstrativ sitzen; die Arme vor der Brust verschränkt, die Stirn in besorgte Falten gelegt, machten sie auf mich den Eindruck von kleinen Kindern, die ihren Willen nicht bekommen hatten. Ganz so, als ob sie vergessen hätten, dass es ein republikanischer Präsident gewesen war, der uns den ganzen Schlamassel eingebrockt hatte. Sie würden jeden Vorschlag von Barack abschmettern, ob er gut für unser Land wäre oder nicht – das wurde mir in diesem Augenblick klar. Statt eine gemeinsame Lösung zu finden, wollten sie scheinbar nur eins: Barack scheitern sehen. Und ich muss gestehen, dass ich mich in jenem Moment ernsthaft fragte, ob wirklich ein Weg nach vorne führen würde.

Als kleines Mädchen hatte ich eine vage Vorstellung davon, was mein Leben schöner machen könnte. Wenn ich die Gore-Schwestern besuchte,

war ich neidisch auf den vielen Platz bei ihnen zu Hause – ihrer Familie stand ein ganzes Haus zur Verfügung. Mir hätte es etwas bedeutet, wenn meine Familie sich ein besseres Auto hätte leisten können. Und ich achtete darauf, welche meiner Freundinnen mehr Armreifen oder Barbies besaß oder welche Mutter in der Shopping Mall Kleider für sie kaufte, statt sie wie meine nach einem Schnittmuster selbst zu nähen. Als Kind lernt man, die Dinge nach ihrer Größe oder ihrem Wert zu beurteilen, bevor man diese Kriterien überhaupt begreifen kann. Und wenn man Glück hat, wird einem irgendwann klar, dass man die falschen Maßstäbe angelegt hat.

Wir wohnten jetzt im Weißen Haus. Und allmählich fühlte sich die Umgebung vertraut an – nicht etwa, weil ich mich an die Weitläufigkeit des Hauses oder den opulenten Lebensstil jemals gewöhnt hätte, sondern weil es das Haus war, in dem meine Familie schlief, aß, lachte und lebte. In den Zimmern der Mädchen hatten wir eine Ecke freigemacht für die ständig wachsende Sammlung von Andenken, die Barack von seinen vielen Reisen mitbrachte – Schneekugeln für Sasha, Schlüsselanhänger für Malia. Wir nahmen weitere Änderungen im Wohnbereich vor, indem wir zusätzlich zu den antiken Kronleuchtern moderne Lampen anbrachten oder Duftkerzen aufstellten, die für eine wohnliche Atmosphäre sorgten. Unser Glück und den Luxus, der uns umgab, nahm ich nicht eine Sekunde für selbstverständlich, aber ich lernte die Menschen zu schätzen, die im Weißen Haus arbeiteten und daran einen wichtigen Anteil hatten.

Selbst meiner Mutter, die sich anfänglich noch über die museumsartige Steifheit des Weißen Hauses beschwert hatte, wurde bald klar, dass andere Faktoren weit mehr zählten. Im Haus waren viele Menschen beschäftigt, die uns gar nicht so unähnlich waren. Viele der Bediensteten hatten schon seit Jahren im Weißen Haus gearbeitet und sich um jede First Family gekümmert. Ihre stille Würde erinnerte mich

an Terry, meinen Großonkel, der in meiner Kindheit in dem Haus in der Euclid Avenue unter uns gewohnt hatte und der selbst beim Rasenmähen Brogues und Hosenträger getragen hatte. Ich achtete sehr darauf, dass wir das Personal stets freundlich und respektvoll behandelten. Ich wollte vermeiden, dass sie sich unsichtbar fühlten. Falls einer der Bediensteten an Politik interessiert war oder der einen oder der anderen Partei nahestand, dann ließ er es uns gegenüber nie durchblicken. Alle achteten darauf, unsere Privatsphäre zu wahren, waren dabei aber stets offen und umgänglich, sodass wir uns bald fast schon freundschaftlich verbunden fühlten. Sie entwickelten ein Gespür dafür, wann ich Zeit für mich oder ein paar aufmunternde Worte brauchte. Einige fachsimpelten in der Küche gern über ihre Lieblingsmannschaften, und wenn ich dort die Schlagzeilen der Tageszeitungen überflog, weihten sie mich in die neuesten Geschichten aus dem Weißen Haus ein oder berichteten mir von den jüngsten Heldentaten ihrer Enkelkinder. Wurde abends ein Basketballspiel im Fernsehen übertragen, setzte Barack sich gelegentlich zu ihnen in die Küche und schaute ein paar Minuten lang zu. Auch Sasha und Malia fühlten sich in der zwanglosen Atmosphäre wohl, nach der Schule schauten die beiden gern in der Küche vorbei und machten sich selbstständig einen Smoothie oder eine Portion Popcorn. Meine Mutter schlossen viele der Angestellten ganz besonders ins Herz. Kamen sie oben am Wintergarten vorbei, schauten sie immer kurz bei ihr herein und plauderten mit ihr.

Ich brauchte eine Weile, um die Stimmen der Telefonistinnen, die mich morgens mit einem Anruf weckten oder mich zu den Büros im East Wing durchstellten, auseinanderhalten zu können, aber bald war ich mit ihnen so vertraut wie mit den übrigen Angestellten. Gelegentlich unterhielten wir uns über das Wetter oder ich machte Witze darüber, dass ich bei offiziellen Terminen immer weit vor Barack geweckt

werden musste, um mir die Haare machen zu lassen. Die Gespräche dauerten nie lange, aber sie gaben mir doch das Gefühl, ein halbwegs normales Leben zu führen.



Den Angestellten, die unseren Alltag acht Jahre lang so reibungslos verlaufen ließen, sind wir aus tiefstem Herzen dankbar. Wir haben viel über ihre Kinder und Enkelkinder erfahren und natürlich auch besondere Anlässe mit ihnen gefeiert, wie hier den Geburtstag des stellvertretenden Haushofmeisters Reggie Dixon 2012.

© Official White House Photo by Pete Souza

Einer der erfahrensten Bediensteten, der weißhaarige Afroamerikaner James Ramsey, arbeitete schon seit der Carter-Regierung im Weißen Haus. Hin und wieder gab er mir die neueste Ausgabe des Jet-Magazins und sagte mit stolzem Lächeln: »I got you covered, Mrs. Obama.«

Das Leben ist immer schöner, wenn man menschliche Wärme um sich hat.

Eigentlich hatte ich geglaubt, unser neues Haus wäre übertrieben groß und prächtig, aber dann reiste ich im April nach England und besuchte *Her Majesty the Queen*.

Es war unsere erste gemeinsame Auslandsreise nach der Wahl, und Barack und ich flogen mit der Air Force One nach London, weil er dort am G20-Gipfel teilnehmen sollte, bei dem sich die Staatschefs der zwanzig größten Industrieländer der Welt austauschten. Das Treffen fand in einer kritischen Phase statt. Die Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten hatte sich über den gesamten Globus ausgeweitet und die Finanzmärkte auf Talfahrt geschickt. Beim G20-Gipfel hatte Barack außerdem seinen ersten internationalen Auftritt als Präsident der Vereinigten Staaten. Und wie so oft in den ersten Monaten seiner Amtszeit musste er erst einmal die Wogen glätten. In diesem Fall galt es, die Wut der anderen Staatoberhäupter aufzufangen, die den Vereinigten Staaten vorwarfen, keine Regulierungsmaßnahmen gegen die rücksichtslosen Spekulationen einiger Banken ergriffen und die Katastrophe nicht abgewendet zu haben, von der jetzt alle betroffen waren.

Sasha und Malia hatten sich inzwischen so weit an ihren Tagesablauf gewöhnt, dass ich die beiden für die Dauer unserer Reise einigermaßen beruhigt in die Obhut meiner Mutter geben konnte. Dabei war mir natürlich klar, dass meine Mutter meine strikten Regeln sofort lockern und die Mädchen nicht unbedingt dazu anhalten würde, früh

ins Bett zu gehen und das Gemüse immer brav aufzuessen. Meine Mutter fühlte sich in der Rolle der Großmutter immer sehr wohl, vor allem, wenn sie meine Strenge durch laxere Erziehungsmethoden ersetzen konnte, die sich allerdings deutlich von denen unterschieden, die sie damals bei Craig und mir angewendet hatte. Die Mädchen waren jedenfalls immer begeistert, wenn Grandma auf sie aufpasste.

Der G20-Gipfel wurde vom britischen Premierminister Gordon Brown ausgerichtet und fand hauptsächlich auf einem Londoner Messegelände statt, doch wie häufig, wenn die Staatsoberhäupter der Welt in der Stadt auftauchten, ließ es sich die Queen auch diesmal nicht nehmen, sie zu einem Empfang in den Buckingham Palace einzuladen. Wegen der engen Beziehungen zwischen den USA und Großbritannien und vermutlich auch, weil Barack und ich relativ neu auf dem Parkett waren, hatte uns die Queen vor dem Empfang zu einer Audienz in den Palace gebeten.

Dass ich über keinerlei Erfahrungen im Umgang mit Mitgliedern eines Königshauses verfügte, muss ich wohl kaum extra erwähnen. Wie man mir zu verstehen gab, durfte ich vor der Queen entweder knicksen oder ihr die Hand geben. Ich wusste auch, dass wir sie mit »Your Majesty« anreden sollten, während ihr Mann Prinz Philip, der Duke of Edinburgh, mit »Your Royal Highness« angesprochen werden musste. Abgesehen davon wusste ich nicht, was uns erwarten würde, als unsere Fahrzeugkolonne durch das hohe schmiedeeiserne Eingangstor des Palace fuhr, an Schaulustigen, mehreren königlichen Wachen und einem Hornisten vorbei, dann ein zweites Tor passierte und den Innenhof erreichte, wo uns der Haushofmeister schon erwartete.

Der Buckingham Palace ist riesig – so riesig, dass einem fast die Worte fehlen. Er verfügt über siebenhundertfünfundsiebzig Zimmer und ist fünfzehnmal größer als das Weiße Haus. In den folgenden Jahren durften Barack und ich noch ein paarmal als geladene Gäste dorthin

zurückkehren. Bei späteren Besuchen übernachteten wir in einer prachtvollen Suite im Erdgeschoss und wurden von livrierten Dienern und Hofdamen umsorgt. Wir nahmen an einem formellen Bankett in einem Ballsaal teil, wo wir mit vergoldeten Gabeln und Messern speisten. Bei einem Rundgang durch den Palace zeigte man uns mit den Worten »Das ist unser Blue Room« einen Saal, der mindestens fünfmal so groß war wie der Blue Room bei uns zu Hause. Bei anderer Gelegenheit zeigte der Haushofmeister der Queen meiner Mutter, den Mädchen und mir den Rosengarten des Palace, mit seinen Tausenden von makellosen Blüten, der bestimmt einen halben Hektar einnahm; im Vergleich dazu wirkten die Rosenbüsche vor dem Oval Office, die wir durchaus immer mit Stolz präsentieren, weit weniger beeindruckend. Ich fand den Buckingham Palace atemberaubend und unergründlich.

Bei unserem ersten Besuch wurden Barack und ich zu den Privaträumen der Queen geleitet und in ein Empfangszimmer geführt, wo sie und Prinz Philip uns bereits erwarteten – im Stehen. Damals war Queen Elizabeth II bereits zweiundachtzig Jahre alt, zierlich und würdevoll, ein sanftes Lächeln auf den Lippen, das Haar in hoheitsvolle Locken gelegt. Sie trug ein zartrosa Kleid und eine Perlenkette und hatte eine schwarze Handtasche anmutig über einen Unterarm gehängt. Wir gaben uns die Hände und posierten für ein Foto. Die Queen erkundigte sich höflich nach unserem Jetlag und bat uns, Platz zu nehmen. Genau weiß ich nicht mehr, worüber wir uns unterhielten – es ging wohl um die Wirtschaft, die Situation in Großbritannien und die Sitzungen, an denen Barack teilgenommen hatte.

Formelle Zusammenkünfte sind immer von einer gewissen Steifheit geprägt, aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass man die anfängliche Befangenheit durchaus überwinden kann. Bei meinem ersten Zusammentreffen mit der Queen musste ich erst einmal meinen Kopf ausschalten, um mich nicht von der unwirklichen Szenerie einschüchtern

zu lassen und die Lähmung zu überwinden, die mich befallen hatte, weil ich einer echten Ikone gegenübersaß. Ich hatte das Gesicht der Queen schon Dutzende Male gesehen, in Geschichtsbüchern, im Fernsehen, auf Geldscheinen – und nun saß sie höchstpersönlich vor mir, schaute mich an und stellte mir Fragen. Sie war sehr freundlich und aufmerksam, und ich versuchte, ihrem Beispiel zu folgen. Die Queen war eine lebende Legende und sehr geübt darin, mit diesem Ruf umzugehen. Trotzdem war sie ein Mensch wie wir anderen auch. Ich mochte sie sofort.



Barack und ich entwickelten eine besondere Zuneigung zu Queen Elizabeth, die Barack an seine bodenständige Großmutter erinnerte. Bei unseren gegenseitigen Besuchen zeigte sie mir, dass Menschlichkeit wichtiger ist als Protokolle und Formalitäten.

© Official White House Photo by Pete Souza

Am Abend mischten Barack und ich uns unter die Gäste des offiziellen Empfangs im Buckingham Palace und aßen Häppchen mit den anderen Staatschefs der G20-Staaten und ihren Partnern. Ich wechselte ein paar Worte mit Angela Merkel und Nicolas Sarkozy. Ich wurde dem König von Saudi-Arabien, der Präsidentin von Argentinien und den Premierministern von Japan und Äthiopien vorgestellt. Ich gab mir große Mühe, mir zu merken, wer aus welchem Land kam und zu welchem Partner gehörte, sagte aber aus Angst, jemanden zu verwechseln, nicht besonders viel. Den ganzen Abend herrschte ein freundlicher, respektvoller Umgangston, und es war schön zu erleben, dass selbst Staatsoberhäupter in der Lage sind, von ihren Kindern zu erzählen oder einen Witz über das englische Wetter zu machen.

Der Abend ging schon seinem Ende zu, da schaute ich zur Seite und sah Queen Elizabeth neben mir; obwohl es im Saal sehr voll war, standen wir plötzlich allein da. Sie trug ein Paar blütenweißer Handschuhe und wirkte so frisch wie bei unserem ersten Zusammentreffen vor etlichen Stunden. Sie lächelte zu mir hoch.

»Sie sind sehr groß«, sagte sie, den Kopf leicht in den Nacken gelegt.

»Mit den Schuhen sind es noch ein paar Zentimeter mehr«, erwiderte ich lachend. »Aber, ja, ich bin groß.«

Die Queen blickte zu den schwarzen Jimmy Choos, die ich an diesem Abend trug, und schüttelte den Kopf.

»Diese Schuhe sind recht unbequem, finden Sie etwa nicht?«, fragte sie und zeigte dabei mit einem Anflug von Frustration auf ihre eigenen schwarzen Pumps.

Ich verriet der Queen, wie sehr mir die Füße wehtaten. Sie verriet mir, dass es ihr nicht anders erging. Wir schauten uns an und unsere Blicke schienen zu sagen: *Wann hat das Herumstehen mit den Staatschefs dieser Welt endlich ein Ende?* Im nächsten Moment lachte

sie ganz bezaubernd auf.

Was zählte es schon, dass die eine von uns gelegentlich eine diamantenbesetzte Krone trug und die andere im Präsidenten-Jet nach London geflogen war. In diesem Augenblick waren wir nur zwei erschöpfte Frauen in drückenden Schuhen. Und im nächsten tat ich das, was ich immer tue, wenn ich mich einem Menschen verbunden fühle: meine Gefühle spontan zum Ausdruck bringen. Ich legte ihr freundschaftlich den Arm um die Schulter.

Ich hatte es in diesem Moment nicht wissen können, aber ich hatte einen schweren Fauxpas begangen. Ich hatte die Königin von England angefasst. Und das war etwas, das man, wie ich schon bald erfuhr, *nicht tat*. Jemand hatte die Geste mit einer Kamera eingefangen, und in den darauffolgenden Tagen ging sie weltweit durch alle Medien. »Klarer Verstoß gegen das Protokoll!«, hieß es. Oder: »Michelle Obama wagt es, die Queen zu umarmen!« Das belebte die Spekulationen aus der Zeit des Wahlkampfes, ob ich nicht doch zu unbeholfen wäre und die Eleganz einer First Lady vermissen ließe. Es machte mir außerdem Sorgen, dass der Wirbel um meinen Fehltritt womöglich von Baracks Bemühungen auf dieser Reise ablenken könnte. Aber ich versuchte, mir die Kritik nicht allzu sehr zu Herzen zu nehmen. Auch wenn ich im Buckingham Palace vielleicht nicht die Etikette gewahrt hatte, so hatte ich mich immerhin wie ein Mensch verhalten. Und ich wage zu behaupten, dass die Queen es mir nicht verübelt hat, denn als ich sie berührte, legte sie eine behandschuhte Hand ganz leicht auf meinen Rücken.

Während für Barack am nächsten Tag ein Verhandlungsmarathon anstand, besuchte ich eine Mädchenschule. Es handelte sich um eine staatlich getragene Sekundarschule im Stadtteil Islington, in der Nähe einer Sozialbausiedlung. Von den etwa neunhundert Schülerinnen waren über neunzig Prozent schwarz oder gehörten einer ethnischen

Minorität an; zwanzig Prozent waren Kinder von Einwanderern oder Asylsuchenden. Mich interessierte die Schule in erster Linie, weil sie trotz geringer finanzieller Mittel als hervorragende Ausbildungsstätte ausgezeichnet worden war. Außerdem hatte ich mir vorgenommen, bei meinen Auslandsreisen als First Lady die jeweiligen Länder besser kennenzulernen – ich wollte Menschen treffen, die in dem Land lebten, und nicht nur Politiker, die es regierten. In dieser Hinsicht hatte ich ganz andere Möglichkeiten als Barack. Ich musste nicht an theaterhaft inszenierten, multilateralen Treffen mit Regierungschefs teilnehmen, sondern konnte nach Mitteln und Wegen suchen, die recht förmlichen Besuche durch nette Begegnungen aufzulockern. Das hatte ich mir für jede Auslandsreise vorgenommen, und in England fing ich damit an.

Allerdings war ich nicht annähernd auf den hochemotionalen Moment vorbereitet, der mich erwartete, als ich in der Elizabeth Garrett Anderson School in eine Aula geführt wurde, in der sich zweihundert Schülerinnen versammelt hatten, um sich einige Darbietungen ihrer Mitschülerinnen anzuschauen und danach eine Rede von mir anzuhören. Die Schule war nach einer Frau benannt, die als Ärztin Pionierarbeit geleistet hatte und zudem zur ersten Bürgermeisterin in England gewählt worden war. Das Gebäude selbst war eher schlicht – ein kastenförmiger Ziegelbau an einer unauffälligen Straße. Doch als ich mich auf der Bühne auf einen Klappstuhl setzte und mir die Aufführungen anschaute – eine Szene aus einem Shakespeare-Drama, ein moderner Tanz und eine wunderschöne Chor-Version eines Whitney-Houston-Songs –, da löste das etwas in mir aus. Fast hatte ich den Eindruck, in meine Vergangenheit zurückversetzt worden zu sein.

Ein Blick in die Gesichter der Mädchen reichte aus, um zu wissen, dass sie sich trotz ihrer Stärken extrem würden anstrengen müssen, um überhaupt wahrgenommen zu werden. Ich sah Mädchen mit Hidschabs, Mädchen, für die Englisch nur eine Zweitsprache war, Mädchen, deren

Haut sämtliche Schattierungen von Braun aufwies. Ich wusste, dass sie die Vorurteile würden widerlegen müssen, die man ihnen entgegenbringen würde, dass sie gegen die Rolle würden ankämpfen müssen, die man ihnen zuschreiben würde, bevor sie ihre eigene überhaupt definiert hätten. Sie würden gegen die Unsichtbarkeit ankämpfen müssen, die mit den Merkmalen »arm«, »weiblich« und »andere Hautfarbe« einhergingen. Sie würden sich anstrengen müssen, um sich Gehör zu verschaffen und nicht abqualifiziert zu werden. Sie würden sich anstrengen müssen, um überhaupt lernen zu dürfen.

Aber in ihren Augen sah ich Hoffnung, und diese Hoffnung erfasste auch mich. Es war wie eine Offenbarung. Sie waren so, wie ich einmal gewesen war. Und ich war so, wie sie einmal sein konnten. Die Energie, die ich in dieser Schule tief in mir spürte, hatte nichts mit Hindernissen zu tun. Sondern sie rührte von der Power dieser neunhundert Mädchen, die nach etwas strebten.

Nachdem die Aufführungen zu Ende waren und ich zum Rednerpult ging, konnte ich meine Emotionen kaum noch zurückhalten. Ich schaute auf meine vorbereiteten Notizen, aber mit einem Mal kamen sie mir nichtssagend vor. Mein Blick wanderte über die versammelten Mädchen, und dann redete ich einfach drauflos. Ich sagte, dass ich zwar den eigenartigen Titel der First Lady of the United States trüge, ihnen im Grunde aber viel ähnlicher sei, als sie es vermuteten. Dass ich ebenfalls aus einem Arbeiterviertel stammte und es in meiner Familie zwar wenig Geld, aber sehr viel Liebe gegeben habe, und mir sehr früh klar geworden sei, dass mir die Schule helfen würde, die eigene Persönlichkeit zu entwickeln – dass es sich lohne, für eine gute Ausbildung alles zu geben, und diese ihnen helfen würde, ihren Weg in der Welt zu machen.

Zu diesem Zeitpunkt war ich seit gerade einmal zwei Monaten First Lady. Und es gab Momente, da fühlte ich mich von dem Tempo

überfordert, da glaubte ich, die viele Aufmerksamkeit nicht verdient zu haben, da machte ich mir Sorgen um unsere Kinder, da war ich mir über meine Ziele im Unklaren. Als eine Person des öffentlichen Lebens, die als Repräsentantin eines Landes ihre Privatsphäre aufgeben muss, hat man manchmal den Eindruck, es würde von einem verlangt, die eigene Persönlichkeit bis zu einem gewissen Grad abzulegen. Doch als ich zu den Mädchen sprach, da fühlte ich etwas anderes, etwas Echtes – als würden mein altes Selbst und die neue Rolle zu einer Einheit finden. *Seid ihr gut genug? Ja, das seid ihr, und zwar jede Einzelne von euch*. Ich sagte den Schülerinnen der Elizabeth Garrett Anderson School, sie hätten mein Herz berührt. Ich sagte, sie seien etwas Besonders, denn das waren sie. Und nachdem ich zu Ende geredet hatte, folgte ich meinem Instinkt. Ich nahm jedes Mädchen in meiner Nähe einfach in den Arm.



Umarmungen sind für mich ein Weg, Fassaden einzureißen und einfach nur eine Verbindung herzustellen. Hier bin ich in Oxford mit Schülerinnen der Londoner Elizabeth Garrett Anderson School.

© Official White House Photo by Lawrence Jackson

Zu Hause in Washington war es Frühling geworden. Die Sonne ging jeden Morgen ein bisschen früher auf und jeden Abend ein bisschen später unter. Der sanft abfallende South Lawn nahm allmählich eine satte grüne Farbe an. Von den Fenstern im zweiten Stock aus sah ich die roten Tulpen und die lavendelblauen Traubenhyazinthen, die den Springbrunnen am Fuß des Hügels säumten. In den vorangegangenen beiden Monaten hatten mein Team und ich daran gearbeitet, meine Gartenpläne zu realisieren. Einfach war das nicht gewesen. Zunächst einmal mussten wir den National Park Service und die Gärtner des Weißen Hauses überreden, ein Stück des wohl berühmtesten Rasens der Welt aufzureißen. Am Anfang hatten sie die Bitte rundheraus abgelehnt. Es war Jahrzehnte her, seit Eleanor Roosevelt auf dem Gelände des Weißen Hauses den Victory Garden hatte anlegen lassen, und niemand schien groß an einer Neuauflage interessiert zu sein. »Die halten uns für verrückt«, sagte Sam Kass einmal zu mir.

Am Ende gaben sie dann doch nach. Zuerst teilten sie uns ein winziges Eckchen zu, hinter den Tennisplätzen, in der Nähe eines Geräteschuppens. Doch Sam gab nicht auf, bis wir eine L-förmige Fläche von rund hundert Quadratmetern zugewiesen bekamen, an einer sonnenreichen Stelle des Lawn, nicht weit vom Oval Office und der Schaukel entfernt, die wir vor Kurzem für die Mädchen hatten aufstellen lassen. Wir berieten uns mit dem Secret Service, weil gewährleistet sein musste, dass unsere Gartenarbeit weder die Bewegungsmelder störte noch die Sichtachsen behinderte, die zum Schutz des Geländes nötig waren. Wir entnahmen Bodenproben, um den Nährstoffgehalt zu bestimmen und sicherzugehen, dass der Boden nicht durch Schadstoffe wie etwa Blei oder Quecksilber belastet war.

Dann konnten wir endlich loslegen.

Nach meiner Rückkehr aus Europa bekam ich Besuch von Schülern der Bancroft Elementary School, einer zweisprachig geführten

Grundschule aus dem Nordwesten der Stadt. Ein paar Wochen zuvor hatten wir die Beete mit Schaufeln und Hacken vorbereitet. Jetzt halfen mir die Kinder beim Einsetzen der Pflanzen. Unser Garten lag nicht weit von dem Zaun an der E Street entfernt, wo häufig Touristen standen und zum Weißen Haus hinaufschauten. Dass unser Garten nun ebenfalls Teil ihres Blickfelds sein würde, freute mich sehr.

Ob der Garten aber wirklich Grund zur Freude bieten würde, musste sich natürlich erst noch herausstellen. Man kann sich im Vorfeld nie sicher sein, wie sich ein Garten entwickelt – und ob dort tatsächlich etwas wächst. Wir hatten die Medien eingeladen, über das Einsetzen der Pflanzen zu berichten. Wir hatten alle Köche des Weißen Hauses und auch Tom Vilsack, Baracks Landwirtschaftsminister, gebeten, uns dabei zu helfen. Jeder sollte sehen, was wir auf dem Gelände des Weißen Hauses machten. Und danach würde es heißen: abwarten. »Ganz ehrlich«, hatte ich früh morgens zu Sam gesagt, als wir auf unsere Helfer warteten, »das hier muss klappen.«

An jenem Tag knieten eine Gruppe Fünftklässler und ich auf dem Boden, setzten Stecklinge ein und klopften die Erde um die zarten Stängel fest. Nachdem ich bei meinem Englandbesuch in der Presse für meine Outfits gerügt worden war (ich hatte beim Treffen mit der Queen eine Art Strickjacke getragen, was beinahe so skandalös aufgenommen wurde wie meine Berührung), genoss ich es, in leichter Jacke und praktischer Hose auf dem Boden zu kauern. Die Kids stellten mir tausend Fragen, zu verschiedenen Gemüsesorten und zu ihren jeweiligen Aufgaben, aber sie fragten auch: »Wo ist der Präsident?« und »Warum hilft er uns nicht?«

Nach einer Weile verloren die meisten das Interesse an meiner Person und widmeten sich stattdessen lieber ihren Gartenhandschuhen oder den Würmern im Boden. Kinder habe ich schon immer gern um mich gehabt. In den Jahren im Weißen Haus waren sie so etwas wie

Balsam für meine Seele, denn in ihrer Umgebung konnte ich den Sorgen der First Lady kurz entfliehen und meine Unsicherheit wegen der ständigen Kritik vergessen. Die Kids gaben mir das Gefühl, wieder ich selbst zu sein. Für sie war ich keine Attraktion. Nur eine nette, ziemlich große Frau.

Im Lauf des Vormittags pflanzten wir Salat und Spinat, Fenchel und Brokkoli. Wir pflanzten Karotten, Kohl, Zwiebeln und Erbsen. Wir setzten Beerensträucher ein und säten verschiedene Kräuter aus. Würden wir eines Tages tatsächlich etwas ernten? Ich wusste es nicht, genauso wenig, wie ich wusste, was im Weißen Haus auf uns zukam oder auf unser Land oder auf die wunderbaren Kinder um mich herum. Uns blieb nichts übrig, als uns Mühe zu geben und darauf zu vertrauen, dass mit ein bisschen Sonne, Regen und Zeit schon etwas halbwegs Brauchbares aus dem Boden sprießen würde.

# 21

An einem Samstagabend im Mai ging Barack mit mir aus. In den ersten vier Monaten seiner Präsidentschaft hatte er jeden Tag daran gearbeitet, die Versprechen einzulösen, die er seinen Wählern gemacht hatte; jetzt machte er ein Versprechen wahr, das er mir gegeben hatte. Er flog mit mir nach New York, wo wir essen gehen und uns eine Aufführung am Broadway anschauen wollten.

In Chicago waren uns unsere wöchentlichen Verabredungen heilig gewesen, ein Luxus, den wir in unser Leben integriert und mit aller Macht verteidigt hatten. Ich liebe es, meinem Mann bei dezenter Beleuchtung an einem kleinen Tisch gegenüberzusitzen und mit ihm zu reden. So war es schon immer, und so wird es wohl auch für immer bleiben. Barack ist ein guter Zuhörer, geduldig und aufmerksam. Ich liebe es, wenn er beim Lachen den Kopf in den Nacken legt. Ich liebe die Heiterkeit in seinen Augen, die Güte in seinem Herzen. Ein gemeinsamer Drink, ein entspanntes Abendessen, das war für uns schon immer ein Geheimpfad zu den Anfängen unserer Beziehung gewesen, zu jenem ersten heißen Sommer, als alles zwischen uns wie elektrisch geladen knisterte.

Für den Abend in New York zog ich ein schwarzes Cocktail-Kleid an, legte Lippenstift auf und steckte mir die Haare im Nacken hoch. Bei der Aussicht, meiner Rolle kurz zu entfliehen und einen Abend nur mit meinem Mann zu verbringen, war ich richtig aufgeregt. In den letzten Monaten hatten wir Dinners veranstaltet und Aufführungen im Kennedy Center besucht, aber dabei hatte es sich um offizielle Termine

mit vielen Menschen gehandelt. Dieses Mal wären wir nur zu zweit.

Barack hatte sich einen dunklen Anzug angezogen und auf die Krawatte verzichtet. Am späten Nachmittag gaben wir den beiden Mädchen und meiner Mutter einen Abschiedskuss und gingen Hand in Hand über den South Lawn zum Marine One, dem Helikopter des Präsidenten, der uns zur Andrews Air Force Base brachte. Dort stiegen wir in eine kleine Maschine der Air Force um, flogen zum JFK Airport und wurden in einem Hubschrauber nach Manhattan transportiert. Jeder Schritt war vorab von unseren Termin-Koordinatoren und dem Secret Service minutiös geplant worden, sodass für unsere Sicherheit gesorgt und ein reibungsloser Ablauf garantiert war.

Barack hatte (mit Hilfe von Sam) ein verstecktes, kleines Restaurant namens *Blue Hill* in der Nähe des Washington Square Park ausgesucht, weil er wusste, wie sehr es mir gefallen würde, dass man dort besonderen Wert auf die Verwendung regionaler Produkte legte. Als wir nach Greenwich Village eskortiert wurden, sah ich die Lichter der Streifenwagen, die die Querstraßen absperrten, und verspürte leichte Gewissensbisse, weil unsere bloße Anwesenheit in der Stadt den Samstagabendverkehr aufhielt. New York hat mich schon immer in Ehrfurcht versetzt, so groß und geschäftig ist die Stadt, dass sich jeder Mensch darin winzig vorkommen muss. Ich erinnere mich noch gut an meinen ersten Besuch mit Czerny, meiner Mentorin in Princeton, als ich aus dem Staunen gar nicht mehr herausgekommen war. Barack fühlte sich noch stärker mit der Stadt verbunden. Die wilde Energie und die Vielfalt der Stadt hatten sich als idealer Nährboden für seinen Intellekt und seine Ideen erwiesen, als er damals Student an der Columbia University war.

Im Restaurant führte man uns zu einem Tisch in einer ruhigen Nische, und ich merkte, wie sehr sich die anderen Gäste bemühten, uns nicht anzustarren. Allerdings konnte man unsere Ankunft kaum geheim

halten. Jeder Gast, der nach uns hereinkam, musste sich vom Secret Service mit einem Metalldetektor abtasten lassen. Dieser Vorgang dauerte in der Regel zwar nicht lange, lästig war er trotzdem. Meine Gewissensbisse meldeten sich wieder.

Wir bestellten Martinis und redeten über Alltägliches. Seit vier Monaten waren wir POTUS und FLOTUS und versuchten immer noch herauszufinden, wie unsere neuen Rollen zusammenpassten und wie sie sich auf unsere Ehe auswirken würden. Fast alles, was sich in Baracks überaus komplexem Leben ereignete, hatte Auswirkungen auf mein eigenes, und daher gab es etliche Themen, über die wir hätten reden können – über die Entscheidung seines Teams beispielsweise, eine Auslandsreise mitten in die Sommerferien der Mädchen zu legen, oder darüber, ob man meiner Stabschefin bei den morgendlichen Mitarbeitertreffen im West Wing genügend Aufmerksamkeit schenkte –, aber in der Regel vermied ich solche Themen, nicht nur an diesem Abend, sondern an jedem. Wenn mir eine Entscheidung seines Büros nicht gefiel, verließ ich mich in der Regel darauf, dass mein Team die Sache mit Baracks Leuten besprechen würde, weil ich die internen Angelegenheiten des Weißen Hauses unbedingt aus unserem Privatleben heraushalten wollte.

Gelegentlich wollte Barack mit mir über seine Arbeit reden, meistens aber vermied er es. Sein Job war schlicht und einfach aufreibend, die Herausforderungen riesenhaft und manche Situation schien nahezu ausweglos. General Motors war von der Insolvenz bedroht. Nordkorea hatte wenige Tage zuvor einen Atomtest durchgeführt, und Barack sollte bald nach Ägypten reisen, wo er der islamischen Welt in einer Grundsatzrede eine versöhnende Hand reichen wollte. Um ihn herum schien immer alles in Bewegung zu sein, wie bei einem Erdbeben. Wenn uns Freunde im Weißen Haus besuchten, amüsierten sie sich immer über unsere bohrenden Fragen nach ihren

Jobs, ihren Kindern, ihren Hobbys. Statt über die Kompliziertheit unseres neuen Lebens zu reden, sogen Barack und ich lieber die kleinsten Geschichten aus unserer alten Stadt auf. Wir sehnten uns danach, ab und an einen Blick auf das normale Leben zu werfen.

An dem Abend in New York aßen, tranken und redeten wir bei Kerzenlicht und genossen das Gefühl, uns für einen kurzen Moment zumindest halbwegs davongestohlen zu haben. Das Weiße Haus ist wunderschön und luxuriös, eine als Zuhause getarnte Festung, und wäre es nach dem Secret Service gegangen, wäre es ideal gewesen, wenn wir es aus Sicherheitsgründen niemals verlassen hätten. Selbst im Haus sahen unsere Personenschützer es deutlich lieber, wenn wir statt der Treppe den Fahrstuhl benutzten, weil es die Gefahr eines Sturzes verringerte. Hatten Barack oder ich einen Termin im Blair House, das sich auf der anderen Seite eines abgesperrten Abschnitts der Pennsylvania Avenue befindet, bestanden sie oft darauf, dass wir mit der Eskorte hinfuhren, statt die kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen. Wir wussten ihre Wachsamkeit sehr zu schätzen. In manchen Momenten fühlten wir uns aber in unserer Bewegungsfreiheit doch stark eingeschränkt. Manchmal tat ich mich schwer damit, meine Bedürfnisse mit den Wünschen anderer in Einklang zu bringen. Wenn jemand aus unserer Familie auf den Truman-Balkon – die mit Säulen gesäumte Terrasse mit Blick auf den South Lawn und unser einziger halbwegs geschützter Platz im Freien – gehen wollte, musste er zuerst den Secret Service informieren, damit das Stück der E Street, das in Sichtweite des Balkons lag, abgesperrt und die Traube von Touristen, die Tag und Nacht vor dem Zaun wartete, weggeschickt werden konnte. Spielte ich mit dem Gedanken, mich auf den Balkon zu setzen, überlegte ich es mir häufig doch anders, denn es hätte zu viel Aufwand verursacht, und ich wollte niemandem einen Urlaubstag vermasseln, nur weil mir danach war, im Freien eine Tasse Tee zu trinken.

Da nun jeder unserer Schritte überwacht wurde, bewegten Barack und ich uns auch deutlich weniger als früher. Aus diesem Grund wurde der Fitnessraum im obersten Stock des Wohnbereichs für uns enorm wichtig. Um physische Anspannung abzubauen, joggte Barack jeden Tag eine Stunde lang auf dem Laufband. Auch ich machte jeden Morgen ein Work-out, häufig zusammen mit Cornell, unserem Personal Trainer aus Chicago, der sich auf unsere Bitte hin eine Zweitwohnung in Washington genommen hatte, damit er uns mehrmals in der Woche bei plyometrischem Training und Übungen mit Gewichten anleiten konnte.

Auch ohne die Regierungsgeschäfte zu erwähnen, hatten Barack und ich immer genug zu besprechen. An dem Abend im Restaurant redeten wir über Malias Flötenstunden und Sashas anhaltendes Verlangen, sich den bereits bedrohlich ausgefransten Blankie beim Schlafen über den Kopf zu ziehen. Als ich die Anekdote erzählte, wie eine Visagistin vor Kurzem vergeblich versucht hatte, meiner Mutter vor einem Fototermin falsche Wimpern anzukleben, legte Barack den Kopf in den Nacken und lachte genau so, wie ich es erwartet hatte. Außerdem gab es in unserem Haus neuerdings ein Baby, das einige Aufmerksamkeit beanspruchte und über das wir ebenfalls redeten – einen sieben Monate alten, ungestümen Portugiesischen Wasserhund, den wir Bo getauft hatten. Senator Ted Kennedy hatte ihn unserer Familie geschenkt und damit ein Versprechen eingelöst, das wir Sasha und Malia im Wahlkampf gegeben hatten. Die Mädchen spielten mit Bo gern Verstecken; sie hockten sich auf dem Rasen vor dem Haus hinter einen Baum, riefen seinen Namen und beobachteten, wie er, nur von ihren Stimmen geleitet, auf sie zusauste. Wir alle hatten Bo schnell in unser Herz geschlossen.



Wir hatten Malia und Sasha versprochen, uns einen Hund anzuschaffen, wenn Barack Präsident würde, und dieses Versprechen hielten wir auch. Am Ende wurden es sogar zwei Hunde. Bo (hier im Bild) und Sunny verliehen allem eine Leichtigkeit.

© Official White House Photo by Chuck Kennedy

Als wir mit dem Essen fertig waren und vom Tisch aufstanden, erhoben sich die anderen Gäste und klatschten, was ich zwar sehr nett, aber auch vollkommen überflüssig fand. Womöglich waren einige von ihnen auch nur froh, dass wir endlich gingen.

Barack und ich waren ein wandelnder Störfaktor, denn unsere Anwesenheit unterbrach die Leute in ihrem normalen Leben. Das war uns immer bewusst. So auch jetzt wieder, als wir mit unserer Eskorte die Sixth Avenue verstopften und den Times Square erreichten, wo die Polizei schon Stunden zuvor den gesamten Block um das Theater abgeriegelt hatte. Die anderen Theaterbesucher standen nun Schlange, um Metalldetektoren zu passieren, die man extra unseretwegen installiert hatte, und auch die Schauspieler mussten wegen der Sicherheitskontrollen fünfundvierzig Minuten länger warten.

Die Aufführung war fantastisch – ein Stück von August Wilson, das in einem Boardinghouse in Pittsburgh spielt, zur Zeit der Great Migration, als Millionen von Afroamerikanern den Süden in Richtung Mittleren Westen verließen, darunter auch meine Verwandten auf beiden Seiten meiner Familie. Wie gebannt saß ich neben Barack in dem dunklen Theater, ließ mich von dem Stück mitreißen und gab mich für einige Augenblicke der stillen Zufriedenheit hin, einmal keine Verpflichtungen zu haben, sondern einfach etwas zu zweit zu unternehmen.

Auf dem Rückflug nach Washington wusste ich bereits, dass wir einen solchen Abend so bald nicht wieder erleben würden. Barack wurde von seinen politischen Gegnern scharf kritisiert, weil er mit mir nach New York geflogen war, bloß um eine Aufführung am Broadway zu besuchen. Wir waren noch nicht einmal zu Hause, da hatten die Republikaner schon eine Pressemitteilung herausgegeben und erklärt, unser Ausflug wäre extravagant gewesen und zu Lasten der Steuerzahler gegangen. Die Nachrichtensender schnappten die Geschichte auf und

ließen Experten darüber diskutieren. Baracks Beraterteam ermahnte uns, bei privaten Entscheidungen immer auch die politische Situation zu berücksichtigen. Bei mir rief es Schuldgefühle hervor, weil ich so selbstsüchtig gewesen war und mit meinem Mann einfach mal alleine hatte ausgehen wollen.

Aber das war nicht alles. Die Kritik würde nie abreißen. Die Republikaner würden keine Ruhe geben. Die »Optik« würde jeden Tag unseres Lebens bestimmen.

Mir kam es fast so vor, als hätten Barack und ich mit unserem Ausflug eine Theorie geprüft und den Beweis erhalten, dass sowohl unsere größten Hoffnungen als auch unsere schlimmsten Befürchtungen eingetroffen waren. Das Schöne war, dass wir uns zurückziehen und einen romantischen Abend erleben konnten, wie in den Jahren, bevor Baracks politisches Leben die Oberhand gewonnen hatte. Auch als First Couple konnten wir uns als echtes Paar fühlen und ein Abendessen und ein Theaterstück in einer unserer Lieblingsstädte genießen. Das Schlimme aber war die Erkenntnis, dass unsere Entscheidung egoistisch gewesen war; zu wissen, dass der Secret Service vorab stundenlang mit der New Yorker Polizei hatte konferieren müssen. Unseretwegen hatten andere zusätzliche Arbeit leisten müssen: unser Team, die Leute vom Theater, die Kellner im Restaurant, die Polizisten auf den Straßen, die den ganzen Verkehr umgeleitet hatten. Ganz zu schweigen von den Umwegen für die vielen Menschen, die im Verkehr steckengeblieben waren und sich dadurch verspätet hatten. All das war Ausdruck des enormen Apparats, mit dem wir uns inzwischen bewegten. Es waren einfach zu viele Menschen involviert, zu viele Menschen betroffen, als dass wir uns einmal hätten unbeschwert fühlen können.

Vom Truman-Balkon aus konnte ich sehen, wie der Garten am südwestlichen Ende des Rasens langsam Gestalt annahm. Ich genoss den

Anblick sehr – ein im Werden begriffener, kleiner Garten Eden aus jungen Ranken, zarten Sprösslingen, austreibendem Karottengrün, sattgrünen Spinatpflänzchen und leuchtend roten und gelben Blumen an den Rändern der Beete. Wir bauten unser eigenes Essen an.

Ende Juni kamen meine Gartenhelfer aus der Bancroft Elementary School erneut zu Besuch und halfen mir bei der ersten Ernte. Zusammen knieten wir auf dem Boden, zupften Salatblätter ab, pflückten Erbsenschoten. Dieses Mal gesellte sich Bo dazu, der sich als großer Freund des Gartens entpuppte und gern um die Bäume herumsprang, bevor er sich zwischen den Beeten rücklings auf den Boden warf.

Nach der Ernte bereiteten Sam und die Kinder aus frischen Salatblättern und Erbsen einen Salat zu, den wir mit gebratenem Hähnchen aßen, gefolgt von Pfannkuchen mit Gartenbeeren. In gerade einmal zehn Wochen hatte unser Garten über neunzig Pfund Obst und Gemüse hervorgebracht – dabei hatten Saatgut und Kompost nur etwa zweihundert Dollar gekostet.

Der Garten war nützlich und beliebt, aber dass er einigen Leuten nicht genügen würde, war mir auch klar. Ich wusste, dass man Erwartungen an mich hatte, vor allem die Frauen, insbesondere berufstätige Frauen, die sich nun fragten, ob ich meine Ausbildung und die Erfahrungen im Management unter den Tisch fallen lassen und mich selbst in die mit Teeblättern und rosa Damast ausgelegte Schublade der First Lady stecken würde. Einige schienen zu befürchten, ich würde nicht meine ganze Persönlichkeit einbringen.

Ganz gleich, welchem Projekt ich mich auch widmen würde, irgendjemand wäre ganz sicher enttäuscht. Schon der Wahlkampf hatte mir gezeigt, dass jede Geste von mir, jeder Gesichtsausdruck auf zehn verschiedene Arten ausgelegt werden würde. Einmal war ich zu energisch und zornig, als Gärtnerin und Verfechterin gesunder Ernährung dann wiederum eine Enttäuschung für Feministinnen. Einige

Monate vor Baracks Wahl hatte ich in einem Interview mit einer Zeitschrift gesagt, ich würde mich im Weißen Haus vermutlich auf die Rolle der »Mom in Chief« unserer Familie konzentrieren. Ich hatte es mehr im Scherz gesagt, aber der Satz wurde von der Presse aufgegriffen und aufgebauscht. Einige schienen sich damit anfreunden zu können, weil sie vermutlich selbst nur allzu gut wussten, wie viel Energie und organisatorisches Geschick nötig waren, wenn man Kinder hatte. Andere reagierten fast schon entsetzt, weil sie wohl vermuteten, ich würde als First Lady nichts weiter tun, als mit meinen Kindern Figuren aus Pfeifenreinigern zu basteln.

In Wahrheit hatte ich mir beides vorgenommen – sowohl zielgerichtet zu arbeiten als auch eine gute Mutter zu sein. Das hatte ich schon immer getan, nun aber mit dem einzigen Unterschied, dass mich so viele Menschen dabei beobachteten.

Am liebsten arbeitete ich, am Anfang zumindest, im Stillen. Ich wollte methodisch vorgehen, mir eine Art Masterplan überlegen und erst einmal genügend Sicherheit gewinnen, bevor ich damit an die Öffentlichkeit trat. Wenn ich mich für etwas engagierte, erklärte ich meinem Team, würde ich auch richtig in die Tiefe gehen wollen. Manchmal kam ich mir vor wie ein Schwan auf einem See: Von mir wurde erwartet, elegant übers Wasser zu gleiten, während ich unter der Oberfläche unaufhörlich strampeln musste. Die Begeisterung, die wir mit dem Garten hervorgerufen hatten, die positiven Berichte in den Medien und die vielen Briefe aus allen Teilen des Landes zeigten mir, dass ich durchaus Aufmerksamkeit für bestimmte Themen erregen konnte. Jetzt wollte ich größere Probleme angehen und zur Entwicklung langfristiger Lösungen beitragen.

Zum Zeitpunkt von Baracks Amtsantritt war fast ein Drittel der amerikanischen Kinder übergewichtig oder fettleibig. In den dreißig Jahren zuvor hatte sich die Zahl der an Übergewicht leidenden Kinder

und Jugendlichen verdreifacht. Zunehmend häufiger wurden bei ihnen Bluthochdruck und Typ-2-Diabetes diagnostiziert. Selbst Angehörige des Militärs gaben an, dass Fettleibigkeit einer der Hauptgründe sei, warum Bewerber für den Militärdienst als untauglich eingestuft wurden.

Das Problem machte vor keinem Bereich des Familienlebens Halt, angefangen bei den hohen Kosten für frisches Obst und Gemüse bis hin zu den massiven Kürzungen bei Geldern für die Sport- und Freizeitangebote öffentlicher Schulen. Fernseher, Computer und Spielkonsolen konkurrierten um die Zeit der Kinder, und in einigen Stadtvierteln war es sicherer im Haus zu bleiben, als draußen zu spielen, wie Craig und ich es in unserer Kindheit gemacht hatten. In den unterversorgten Stadtteilen der Großstädte hatten viele Familien keine Möglichkeit, in einem nahe gelegenen Supermarkt einzukaufen. Auch auf dem Land fehlten häufig Einkaufsmöglichkeiten für den täglichen Bedarf an frischen Erzeugnissen. In den Restaurants wurden dagegen zunehmend größere Portionen angeboten. Kinder, die vor dem Fernseher saßen und Zeichentrickfilme schauten, wurden mit Werbeclips für zuckerhaltige Frühstückszerealien, mikrowellengeeignetes Convenience-Food und XXL-Snacks zugeballert.

Allerdings konnte jeder meiner Versuche, das Ernährungssystem auch nur geringfügig zu verändern, sofort Gegner auf den Plan rufen. Hätte ich zuckerhaltigen Kindergetränken den Krieg erklärt, hätten sich vermutlich nicht nur die großen Getränkehersteller gegen mich gestellt, sondern auch die Farmer, die das für viele Süßstoffe verwendete Getreide produzierten. Hätte ich mich für gesünderes Schulessen starkgemacht, wäre ich mit der Lobby der Lebensmittelkonzerne aneinandergeraten, die häufig bestimmten, welches Essen in der Kantine auf dem Tablett eines Viertklässlers landete. Die Kritik der Experten für öffentliche Gesundheit an diesen Missständen war schon seit Jahren durch die besser organisierte und finanzstärkere Lebensmittel- und

Getränkeindustrie abgeschmettert worden. Schließlich wurde mit dem Schulessen in den Vereinigten Staaten jährlich sechs Milliarden Dollar umgesetzt.

Trotzdem, in meinen Augen schien es der richtige Zeitpunkt zu sein, um auf einen Wandel zu drängen. Ich war nicht die Erste und auch nicht die Einzige, die das Thema beschäftigte. In allen Teilen des Landes gewann die Health-Food-Bewegung an Kraft. Urbane Gärtner probierten in allen Städten neue Formen des Nahrungsmittelanbaus aus. Republikaner und Demokraten gleichermaßen waren das Problem auf lokaler und bundesstaatlicher Ebene angegangen und hatten in gesundheitsfördernde Programme investiert oder Gemeinschaftsgärten angelegt – ein Beweis, dass gemeinsames politisches Handeln durchaus möglich war.

Im Frühsommer 2009 sprachen mein Team und ich uns also mit den Beratern aus dem West Wing ab und setzten uns mit Ernährungsexperten aus der Regierung und anderen Organisationen zusammen, um einen gemeinsamen Plan zu erarbeiten. Wir entschieden, uns auf die Gesundheit von Kindern zu konzentrieren. Erwachsene lassen sich durch politische Maßnahmen nur schwer dazu bewegen, ihre Gewohnheiten zu ändern. Wir rechneten uns weit größere Chancen aus, Kinder und Jugendliche dazu zu bringen, ihre Einstellung zum Essen zu ändern und schon in jungen Jahren regelmäßig Sport zu treiben. Und wer würde schon Einwände erheben, wenn wir uns für das Wohl von Kindern einsetzten?



Barack hielt immer eine gesunde Trennung zwischen Arbeit und Familie aufrecht, er schaffte es fast jeden Abend, zum Essen zu uns nach oben zu kommen und ganz präsent zu sein, wenn er zu Hause war. 2009 durchbrachen die Mädchen und ich diese Grenze und überraschten ihn an seinem Geburtstag im Oval Office.

© Official White House Photo by Pete Souza

Für meine eigenen Kinder fingen bald die Sommerferien an. Ich hatte mir angewöhnt, drei Tage die Woche in meiner Funktion als First Lady tätig zu sein, die übrige Zeit war für meine Familie reserviert. Statt die Mädchen also während der Sommerferien tagsüber in ein Feriencamp zu schicken, richtete ich bei uns das von mir so genannte Camp Obama ein, zu dem wir ein paar Freunde einluden, um Tagesausflüge rund um Washington, D. C., zu unternehmen und unsere neue Umgebung besser kennenzulernen. Wir fuhren nach Monticello, zum Landsitz von Thomas Jefferson, dem Autor der Unabhängigkeitserklärung, und nach Mount Vernon, dem Heimatort von George Washington, und erkundeten die berühmten Tropfsteinhöhlen im Shenandoah Valley. In der Zentrale der Bundesdruckerei ließen wir uns vorführen, wie Dollarscheine gedruckt wurden, und bei einem Rundgang durch das Haus von Frederick Douglass im Südosten von Washington erfuhren wir, wie ein Sklave zu einem einflussreichen Schriftsteller und Vorbild werden konnte. Am Anfang verlangte ich von den Mädchen, zu jedem Ausflug einen kurzen Aufsatz zu verfassen, aber nach ein paar Tagen protestierten sie lautstark, und ich gab den Plan wieder auf.

Sofern es sich einrichten ließ, legten wir die Ausflüge auf den frühen Morgen oder späten Nachmittag, damit der Secret Service bestimmte Bereiche vor unserer Ankunft absperren konnte, ohne anderen Besuchern zu viele Unannehmlichkeiten zu bereiten. Natürlich störten wir trotzdem, obwohl wir ohne Barack als etwas geringfügigere Störung wahrgenommen wurden. Wenn es um die Mädchen ging, versuchte ich allerdings, meine Schuldgefühle zu verdrängen. Unsere Kinder sollten sich so frei bewegen können wie andere auch.

Vor den Sommerferien hatte ich eine kleine Auseinandersetzung mit dem Secret Service gehabt. Malia war von ein paar Schulfreundinnen zu einem spontanen Ausflug in eine Eisdiele eingeladen worden, durfte aber aus Sicherheitsgründen nicht bei den

anderen im Auto mitfahren. Die Termine von Barack und mir waren immer Wochen im Voraus auf die Minute genau geplant. Man erklärte Malia mit ihrem spontanen Anliegen, sie müsse eine Stunde warten, weil der Chef ihrer Personenschützer erst aus einem Vorort von Washington geholt werden müsse. Das zog wiederum etliche klärende Telefonate nach sich, sodass am Ende alle Beteiligten aufgehalten wurden.

Einer solchen Belastung hatte ich meine Kinder niemals aussetzen wollen. Ich war verärgert, weil mir das Prozedere nicht einleuchtete. Im Weißen Haus standen buchstäblich in jedem Flur Personenschützer. Schaute ich aus dem Fenster, sah ich die Fahrzeuge vom Secret Service auf sämtlichen Wegen stehen. Aber aus irgendeinem Grund durfte Malia sich bei mir nicht kurz die Erlaubnis holen, mit ihren Freundinnen etwas zu unternehmen. Für alles brauchten wir das Okay ihres verantwortlichen Personenschützers.

»So läuft das in Familien oder bei Verabredungen zum Eisessen aber nicht«, sagte ich. »Wer ein Kind beschützen will, muss lernen, sich wie ein Kind zu bewegen.« Ich bestand darauf, dass der Secret Service sein Protokoll änderte, damit Malia und Sasha das Weiße Haus in Zukunft sicher, aber ohne lange Vorplanung verlassen konnten. Für mich war das ein weiterer kleiner Versuch, unsere Grenzen auszutesten. Barack und ich hatten uns von der Vorstellung, spontan handeln zu können, inzwischen verabschiedet. Dass wir beide unser Leben nicht mehr nach Lust und Laune gestalten konnten, hatten wir akzeptiert. Aber wir wollten dafür kämpfen, dass unsere Mädchen diese Möglichkeit weiterhin haben würden.

Irgendwann im Verlauf von Baracks Wahlkampf hatten die Leute begonnen, auf meine Kleidung zu achten. Besser gesagt, die Medien waren darauf aufmerksam geworden, was wiederum das Interesse von Mode-Bloggern geweckt und im Internet eine Flut von Kommentaren

ausgelöst hatte. Warum, weiß ich ehrlich gesagt auch nicht – vielleicht lag es einfach daran, dass ich groß bin und keine Angst vor gewagten Mustern habe.

Trug ich einmal flache Schuhe anstelle von hochhackigen, wurde das in den Nachrichten gebracht. Meine Perlenketten, meine Gürtel, meine Strickjacken, meine Kleider von der Stange, meine offenbar recht mutige Farbwahl beim weißen Abendkleid für die Amtseinführungsbälle – zu allem hatten die Leute eine Meinung und alles löste eine Reaktion aus. Weil ich bei Baracks Rede vor den beiden Kammern des Kongresses ein ärmelloses, auberginenfarbenes Kleid und auf meinem offiziellen Foto für das Weiße Haus ein ärmelloses, schwarzes Etuikleid getragen hatte, gerieten meine Arme plötzlich in die Schlagzeilen. Im Spätsommer 2009 hatten wir einen Familienausflug in den Grand Canyon gemacht und prompt wurde ich heruntergeputzt, weil es mir offenbar an Würde mangelte: Ich war fotografiert worden, als ich in Shorts (draußen herrschte eine Gluthitze, muss man dazusagen) aus der Air Force One gestiegen war.

Manchmal hatte ich den Eindruck, die Leute interessierten sich mehr für das, was ich trug, als für das, was ich sagte. In London war ich nach meiner Rede vor den Schülerinnen der Elizabeth Garrett Anderson School beim Verlassen der Bühne den Tränen nah gewesen, aber von einer Mitarbeiterin aus meinem Team erfuhr ich dann nur, dass ein Reporter sie als Erstes gefragt hatte: »Von welchem Designer war das Kleid?«

So was machte mich traurig, aber ich versuchte, daraus zu lernen und eine Situation, die ich mir selbst niemals ausgesucht hätte, in ein machtvolles Instrument umzuwandeln. Wenn die Leute ein Magazin durchblätterten, um sich meine Kleider anzuschauen, dann sahen sie hoffentlich auch die Frau des Soldaten neben mir oder lasen das dazugehörige Interview, in dem ich über die Gesundheit von Kindern

redete. Als die Vogue kurz nach Baracks Wahl vorschlug, mich auf den Titel zu nehmen, überlegten mein Team und ich lange, ob das in der wirtschaftlich angespannten Lage nicht den Eindruck wecken könne, ich sei oberflächlich und elitär, aber am Ende entschieden wir uns dann doch dafür. Jede schwarze Frau auf dem Titel eines großen Magazins zählt schließlich. Außerdem bestand ich darauf, meine Outfits selbst auszusuchen, und trug beim Fototermin Kleider von Jason Wu und Narciso Rodriguez, einem Designer mit kubanischen Wurzeln.

Mit Mode kannte ich mich ein bisschen aus, aber nicht besonders gut. Als berufstätige Mutter war ich zu beschäftigt gewesen, um mir groß Gedanken über meine Kleidung zu machen. Während des Wahlkampfs hatte ich oft in einer Boutique in Chicago eingekauft und dort die junge Mitarbeiterin Meredith Koop kennengelernt. Meredith stammte aus St. Louis, kannte sich mit Designern sehr gut aus und besaß ein hervorragendes Gespür für Farben und Stoffe. Nach Baracks Wahl konnte ich sie überreden, ebenfalls nach Washington zu ziehen und als persönliche Mode-Beraterin für mich tätig zu werden. Bald wurde sie zu einer Freundin, der ich vertraute.

Ein paarmal im Monat kam Meredith mit mehreren Kleiderständern auf Rollen in mein Ankleidezimmer im Weißen Haus, und wir verwendeten ein, zwei Stunden darauf, sämtliche Kleidungsstücke durchzugehen und passende Outfits für meine in der Woche anstehenden Termine zusammenzustellen. Die Kleidungsstücke und Accessoires zahlte ich dabei immer aus eigener Tasche – mit Ausnahme einiger Abendkleider, die ich zu formellen Anlässen trug. Diese wurden mir unentgeltlich von den Designern zur Verfügung gestellt und, gemäß den ethischen Richtlinien des Weißen Hauses, später an das Nationalarchiv in Washington gegeben. Ich versuchte, mit meinen Outfits immer wieder zu überraschen, damit mir niemand nachsagen konnte, ich wolle mit meiner Kleidung eine bestimmte

Botschaft übermitteln. Dabei bewegte ich mich auf einem schmalen Grat. Von mir wurde erwartet, mich von den anderen abzuheben, ohne sie dabei in den Schatten zu stellen, mich anzupassen, ohne neben anderen zu verblassen. Mir war klar, dass ich Kritik ernten würde, wenn die Leute meine Kleider als zu protzig oder kostspielig empfinden würden, aber Kritik hätte es auch gehagelt, wenn mein Look zu lässig gewesen wäre. Deshalb griff ich oft auf einen Stilmix zurück. So kombinierte ich zum Beispiel einen edlen Rock von Michael Kors mit einem T-Shirt von Gap. An einem Tag trug ich Sachen von Target, am nächsten ein Kleid von Diane von Fürstenberg. Ich wollte auf amerikanische Designer aufmerksam machen, vor allem auf die etwas unbekannteren, auch wenn die alte Garde mir das bisweilen übel nahm, wie zum Beispiel Oscar de la Renta, den es angeblich wurmte, dass ich seine Kreationen nur selten trug. Wenn die Augen der Nation schon auf mir ruhten, dann wollte ich das nutzen, um vielversprechende Nachwuchsdesigner zu fördern.

In der Welt der Politik wurde bekanntlich fast alles von Bildern bestimmt und das berücksichtigte ich bei sämtlichen Outfits. Dafür brauchte es Zeit, Sorgfalt und Geld – mehr Geld, als ich je zuvor für Kleidung ausgegeben hatte. Außerdem stellte Meredith, insbesondere vor Auslandsreisen, oft umfangreiche Recherchen an. Es konnte Stunden in Anspruch nehmen, um sicherzustellen, dass Farbe, Schnitt und Stil des von uns ausgewählten Kleids den Menschen und der Kultur eines Landes respektvoll begegneten. Vor öffentlichen Veranstaltungen besorgte Meredith außerdem auch Kleider für Sasha und Malia. Dadurch kamen natürlich noch weitere Unkosten auf uns zu, schließlich wurden auch die Mädchen sehr genau beobachtet. Manchmal war ich schon ein wenig neidisch, wenn Barack wieder einmal den dunklen Anzug aus dem Kleiderschrank holte und, ohne sich kämmen zu müssen, zur Tat schritt. Bevor er sich in der Öffentlichkeit zeigte,

musste er sich eigentlich nur fragen, ob er dafür das Jackett tragen und eine Krawatte umbinden sollte.

Meredith und ich achteten stets darauf, auf alles vorbereitet zu sein. Wenn ich in meinem Ankleidezimmer etwas anprobierte, ging ich ein paar Mal in die Hocke, machte einen Ausfallschritt und ließ die Arme kreisen, nur um sicherzugehen, dass ich mich darin auch bewegen konnte. Engte mich ein Kleidungsstück zu sehr ein, hängte ich es sofort wieder auf den Ständer. Auf Reisen hatte ich immer Ersatzoutfits dabei, falls das Wetter umschlug, ein Termin eingeschoben wurde oder das Allerschlimmste eintrat und ich mir das Kleid mit Wein versaute oder mir ein Reißverschluss kaputtging. Die Erfahrung lehrte mich außerdem, dass ich immer ein Kleid einpacken musste, das für eine Beerdigung geeignet war, denn Barack wurde oft recht kurzfristig zu den Begräbnissen von Soldaten, Senatoren oder Staatsoberhäuptern gebeten.

In Sachen Modefragen war Meredith meine rechte Hand, aber ebenso verlassen konnte ich mich auch auf Johnny Wright, meinen übersprudelnden, lachenden Wirbelwind von einem Friseur, und Carl Ray, meinen zurückhaltenden, überaus sorgfältigen Visagisten. Die drei (von den anderen im Team nur »trifecta« genannt) gaben mir das nötige Selbstvertrauen, mich jeden Tag in der Öffentlichkeit zu präsentieren, denn wir alle wussten, dass beim kleinsten Lapsus eine Flut von spöttischen und gehässigen Kommentaren über mich hereinbrechen würde. Die Vorstellung, dass ich Leute beschäftigen musste, die sich um mein äußeres Erscheinungsbild kümmerten, behagte mir anfänglich gar nicht. Aber bald wurde mir eins klar: Heutzutage ist fast jede Frau, die in der Öffentlichkeit steht – Politikerinnen, Schauspielerinnen, wirklich jede – auf Menschen wie Meredith, Johnny oder Carl angewiesen. Es ist schlicht ein Erfordernis, wie eine stillschweigend erhobene Gebühr unserer nicht immer alles mit gleichem Maß messenden Gesellschaft.

Was hatten andere First Ladys getan, um den hohen Ansprüchen an ihre Frisur, ihr Make-up, ihre Kleidung gerecht zu werden? Ich wusste es nicht. Im ersten Jahr im Weißen Haus nahm ich verschiedene Male eins der Bücher in die Hand, die meine Vorgängerinnen selbst verfasst oder andere über sie geschrieben hatten, doch nach kurzer Zeit legte ich diese Bücher dann wieder weg. Eigentlich wollte ich gar nicht so genau wissen, wie unterschiedlich wir auf ähnliche Herausforderungen reagiert hatten.

Im September war Hillary Clinton zu einem längst überfälligen Lunch bei mir zu Gast, wir saßen im Esszimmer des Wohnbereichs, vertieft in ein angenehmes Gespräch. Es hatte mich ein wenig überrascht, dass Barack sie nach dem Wahlsieg zur Außenministerin ernannt hatte, aber beiden gelang es, die Blessuren der innerparteilichen Vorwahlschlacht zu vergessen und eine produktive Arbeitsbeziehung zu entwickeln. Bei ihrem Besuch verriet sie mir, dass sie die Bereitschaft der Amerikaner unterschätzt hatte, eine proaktive Frau in der Rolle der First Lady zu akzeptieren. Als First Lady von Arkansas hatte sie damals weiterhin als Partnerin in einer Anwaltskanzlei gearbeitet und ihren Mann bei seinen Bemühungen, das Gesundheits- und Bildungswesen zu reformieren, tatkräftig unterstützt. Im Weißen Haus hatte sie sich anfänglich mit einer ähnlichen Energie für politische Themen einsetzen wollen, aber ihre aktive Rolle bei der Ausarbeitung der Gesundheitsreform war ihr sehr übel genommen worden. Die Botschaft hätte kaum unmissverständlicher sein können: Die Amerikaner hatten nicht sie, sondern ihren Mann ins Amt gewählt. Eine First Lady hatte im West Wing nichts zu suchen. Offenbar hatte sie zu früh versucht, zu viel zu erreichen, und war dabei gegen eine Wand geprallt.

Mir sollte das nicht passieren. Ich versuchte, aus den Erfahrungen meiner Vorgängerinnen zu lernen, und achtete darauf, mich nicht direkt oder aktiv in die Vorgänge im West Wing einzumischen. Stattdessen

schickte ich mein Team zur täglichen Besprechung rüber zu Baracks Mitarbeitern, damit Termine aufeinander abgestimmt und Pläne im Zweifel überarbeitet werden konnten. Was die Außenwirkung anbelangt, waren die Berater des Präsidenten meiner Meinung nach gelegentlich allzu ängstlich. Als ich ein paar Jahre später beschloss, mir einen Pony schneiden zu lassen, hielt mein Team es für ratsam, sich zuerst bei Baracks Beratern nach möglichen Einwänden zu erkundigen.

Wegen der ernsten wirtschaftlichen Lage achtete Baracks Team sehr darauf, dass aus dem Weißen Haus keine Bilder kamen, die man als frivol oder unseriös hätte werten können. Mir ging das manchmal ziemlich gegen den Strich. Aus Erfahrung wusste ich, wie wichtig es gerade in schweren Zeiten war, das Lachen nicht zu verlernen. Vor allem für Kinder war es wichtig, ab und an auch mal Spaß zu haben. In dieser Hinsicht hatten meine Mitarbeiter lange mit Baracks Presseteam gerungen, um eine Zustimmung für die erste Halloween-Party zu bekommen, die ich im Weißen Haus veranstalten wollte. Die Berater im West Wing – vor allem David Axelrod, den Barack zu seinem Chefstrategen ernannt hatte, und Baracks Pressesprecher Robert Gibbs – hatten Bedenken, die Feier könnte als zu verschwenderisch aufgefasst werden und die Öffentlichkeit gegen Barack aufbringen. »Das wären die falschen Bilder«, wie sie es ausdrückten. Ich widersprach und argumentierte, wenn ein Bruchteil des Veranstaltungsbudgets des Weißen Hauses für eine Halloween-Party für Kinder aus Washington und Familien von Militärangehörigen, die im Übrigen das Weiße Haus noch nie gesehen hatten, verwendet würde, sei das Geld durchaus vernünftig angelegt.

Axe und Gibbs waren von meiner Idee zwar nie ganz überzeugt, aber irgendwann gaben sie es auf, sich mit uns zu streiten. Ende Oktober stand dann ein fünfhundert Kilo schwerer Kürbis auf dem Rasen vor dem Weißen Haus, als Skelette verkleidete Musiker spielten

Jazz und im North Portico baumelte eine gigantische schwarze Spinne von der Decke. Ich stand vor dem Weißen Haus, verkleidet als Leopardin – schwarze Hose, getigertes Top, Haarreif mit Katzenohren; Barack stand neben mir, im einfarbigen Pulli, denn fürs Verkleiden hatte er schon lange, bevor die »Bilder« zählten, nichts übriggehabt. (Gibbs, das muss man ihm lassen, hatte Humor bewiesen und sich als Darth Vader verkleidet.) An diesem Abend verteilten wir Kekse, getrocknete Früchte und M&M's, verpackt in Schachteln mit dem Präsidentensiegel, an die über zweitausend kleinen Prinzessinnen, Sensenmänner, Piraten, Superhelden, Gespenster und Footballspieler, die über den Rasen auf uns zustapften. In meinen Augen waren die Bilder perfekt.

Im Garten konnten wir den Wechsel der Jahreszeiten hautnah miterleben und dabei eine Menge lernen. Wir hatten Cantaloupe-Melonen gepflanzt, die leider recht blass blieben und nach nichts schmeckten. Heftige Regenfälle wuschen die Humusschicht weg. Vögel naschten von unseren Blaubeeren, Käfer labten sich an unseren Gurken. Dank der Hilfe von Jim Adams, dem Gartenbauexperten vom National Park Service, und Dale Haney, dem Leiter der Grundstücksverwaltung des Weißen Hauses, korrigierten wir nach jedem einzelnen Rückschlag den Kurs und erfreuten uns schon bald an der überreichen Ernte. Beim Essen in unserem Teil des Hauses kamen jetzt häufiger Brokkoli, Karotten und Grünkohl auf den Tisch – alles aus eigenem Anbau. Einen Teil der Ernte spendeten wir an Miriam's Kitchen, eine gemeinnützige Küche für die Obdachlosen der Stadt. Außerdem legten wir verschiedene Gemüsesorten ein und verschenkten sie, neben Gläsern mit Honig aus unseren neuen Bienenstöcken, an die Staatsgäste des Weißen Hauses. Das Personal war stolz auf unseren Garten und einige anfängliche Skeptiker zählten bald ebenfalls zu den Fans. Für mich war der Garten ein Symbol für Einfachheit, Gesundheit und Fülle, ein

Zeichen, dass man sich nur Mühe geben und Vertrauen haben musste. Er war schön und voller Kraft. Und er machte die Menschen glücklich.

Im Lauf des Sommers hatten mein Team aus dem East Wing und ich uns mit verschiedenen Experten zusammengesetzt und die Grundlagen für unser Projekt zur Förderung der Gesundheit von Kindern erarbeitet. Wir wollten Eltern besser informieren, wie sie ihren Familien ein gesundes Leben ermöglichen konnten. Wir wollten helfen, den Alltag in den Schulen gesünder zu gestalten. Wir wollten versuchen, den Zugang zu nahrhaften Lebensmitteln zu verbessern. Wir wollten jungen Menschen neue Möglichkeiten aufzeigen, sportlich aktiv zu werden. Da mir klar war, dass es vor allem auf die Präsentation unserer Arbeit ankam, hatte ich erneut Stephanie Cutter ins Boot geholt, die Sam und Jocelyn Frye bei der Ausarbeitung meiner Kampagne unterstützte, während mein Pressestab witzige Ideen entwickelte, wie ich mit meiner Initiative an die Öffentlichkeit treten konnte. Im West Wing hielt man jedoch von meinen Plänen offenbar wenig, die Berater hatten Angst, ich würde als Verkörperung eines Bevormundungsstaates wahrgenommen werden, und das in einer Zeit, in der die Amerikaner wegen der umstrittenen Maßnahmen zur Rettung der Banken und Automobilkonzerne allem misstrauten, das nach staatlicher Einmischung roch.

Dabei sollte es hier keineswegs um Regierungsarbeit gehen. Ich wollte aus den Erfahrungen, von denen Hillary berichtet hatte, lernen, die Politik Barack überlassen und mich auf andere Felder konzentrieren. Wenn ich mit den CEOs der Getränkehersteller und Anbietern von Schulessen verhandelte, wollte ich ihnen als Mensch begegnen, statt ihnen mit Vorschriften zu drohen; ich wollte mit ihnen zusammenarbeiten, statt mit ihnen zu streiten. Und um mir ein Bild über die Lebensumstände von Familien zu machen, wollte ich mit Müttern, Vätern und vor allem Kindern reden.

Ich hatte kein Interesse daran, mich an die Spielregeln der Politik zu halten oder sonntagmorgens in den Nachrichten-Shows der Fernsehsender aufzutreten. Lieber sprach ich mit den Magazinen, die auf Themen wie Gesundheit und Fitness spezialisiert waren und sich an Eltern und Kinder richteten. Ich stellte mich dafür mitten auf den South Lawn und ließ einen Hula-Hoop-Reifen kreisen, um zu zeigen, dass sportliche Aktivitäten Spaß machen; ich trat in der »Sesamstraße« auf und redete mit Elmo und Bibo über Gemüse. Wenn ich bei Interviewterminen mit Journalisten über unseren Garten sprach, erwähnte ich dabei immer, dass viele Amerikaner keinen Zugang zu frischen Erzeugnissen hätten und dass die rapide Zunahme des Übergewichts ein Grund für den Anstieg der allgemeinen Gesundheitskosten wäre. Ich wollte alle für die Kampagne gewinnen, die zu ihrem Erfolg beitragen konnten, und mir vorab überlegen, welche Einwände andere gegen die Initiative erheben konnten. Deshalb trafen wir uns wochenlang mit Vertretern von Unternehmen und Interessenverbänden sowie Abgeordneten des Kongresses. Wir befragten Fokusgruppen, ließen das Branding unseres Projekts auf Markttauglichkeit testen und baten ehrenamtliche PR-Berater, unsere Botschaft weiter auszufeilen.

Im Februar 2010 war es endlich so weit: Ich konnte meine Vision der Öffentlichkeit vorstellen. An einem frostigen Dienstagnachmittag – Washington hatte sich nach einem Jahrhundertschneesturm noch nicht ganz freigeschaufelt – stand ich im State Dining Room des Weißen Hauses hinter einem Rednerpult. Kinder und Kabinettssekretäre, Sportler und Bürgermeister, führende Köpfe aus dem Gesundheits- und Erziehungswesen und der Lebensmittelindustrie sowie etliche Vertreter der Medien waren zur Präsentation unserer auf den Namen *Let's Move!* getauften Kampagne erschienen. Und wir hatten uns ein großes Ziel gesetzt: die Fettleibigkeit-Epidemie bei Kindern innerhalb einer

Generation in den Griff zu bekommen.

Es war mir allerdings wichtig gewesen, nicht mit unrealistischem Wunschdenken an die Öffentlichkeit zu treten. Wir hatten einen konkreten Plan ausgearbeitet und schon erste Schritte unternommen. Wenige Stunden zuvor hatte Barack ein Memorandum unterzeichnet, um eine Federal Task Force zur Bekämpfung der Fettleibigkeit bei Kindern einzurichten. Die drei größten Hersteller von Schulessen hatten außerdem angekündigt, die Salz-, Zucker- und Fettmenge in den von ihnen angebotenen Speisen zu reduzieren. Der Verband der amerikanischen Getränkehersteller hatte versprochen, die Inhaltsstoffe seiner Produkte deutlicher zu kennzeichnen. Wir hatten den Berufsverband der amerikanischen Kinder- und Jugendärzte gebeten, diese dazu anzuhalten, bei Kinderuntersuchungen stets auch den Body-Mass-Index zu ermitteln. Und wir hatten Disney, NBC und Warner Bros. überreden können, Werbespots zu schalten und in Sonderprogramme zu investieren, die Kinder zu einem gesunden Lebensstil anregen würden. Die Geschäftsführer zwölf verschiedener Sport-Ligen hatten versprochen, sich für die Kampagne »60 Minutes of Play a Day« starkzumachen, die Kinder dazu animieren sollte, sich täglich eine Stunde lang zu bewegen.

Und das war erst der Anfang. Wir planten, Gemüsehändlern beim Aufbau von Filialen in unterversorgten urbanen Vierteln und ländlichen Gegenden zu helfen; wir wollten die Nahrungsmittelindustrie dazu bewegen, auf den Verpackungen genaue Nährwertangaben abzudrucken; wir wollten die veraltete Ernährungspyramide nach neuesten Forschungsergebnissen umgestalten. Bei alledem wollten wir erreichen, dass die großen Konzerne bei wirtschaftlichen Erwägungen immer auch den Einfluss berücksichtigten, den ihre Entscheidungen auf die Gesundheit von Kindern haben konnten.

Um sämtliche Vorhaben in die Tat umzusetzen, waren sehr viel

Engagement und ein hoher Aufwand an Organisation nötig. Das war mir von vornherein klar, aber es war genau die Sorte Arbeit, die mir schon immer Spaß gemacht hatte. Wir nahmen eine große Aufgabe in Angriff, aber in meiner neuen Funktion verfügte ich schließlich auch über eine enorme Reichweite. Allmählich wurde mir klar, dass alles, was mich an meiner neuen Rolle bisher befremdet hatte – das merkwürdige Gefühl als öffentliche Person, das übertriebene Interesse an meinem Äußeren, die ungenaue Aufgabenbeschreibung –, umgemünzt und für lohnende Ziele eingesetzt werden konnte. Ich war voller Elan. Endlich hatte ich eine Möglichkeit gefunden, meine ganze Persönlichkeit einzubringen.

# 22

Eines Morgens im ausgehenden Frühjahr 2011 wurden Barack, die Mädchen und ich überraschend nach unten zum South Lawn gebeten. Ein mir unbekannter Mann wartete auf dem Weg vor dem Weißen Haus. Er hatte ein freundliches Gesicht und sein angegrauter Schnurrbart verlieh ihm etwas Würdevolles. Er stellte sich uns als Lloyd vor.

»Mr. President, Mrs. Obama«, sagte er, »wir haben uns überlegt, Sie und die Mädchen brauchen vielleicht ein wenig Abwechslung, deshalb haben wir einen Streichelzoo für Sie eingerichtet.« Er lächelte breit. »Sie sind die erste First Family, die so etwas bekommt.«

Der Mann zeigte nach links. Etwa dreißig Meter entfernt, im Schatten der Zedern, lagen vier wunderschöne Großkatzen – ein Löwe, ein Tiger, ein geschmeidiger Panther und ein schlanker Gepard. Einen Zaun oder Käfig sah ich nicht. Offenbar waren sie nicht eingesperrt. Das kam mir unheimlich vor.

»Danke, das ist sehr freundlich«, sagte ich und hoffte, aufrichtig dankbar zu klingen. »Sehe ich das richtig – Lloyd, das war doch Ihr Name? –, es gibt keinen Zaun? Ist das für Kinder nicht ein bisschen gefährlich?«

»Ja, schon, und wir haben uns darüber natürlich Gedanken gemacht«, sagte er. »Aber wir haben überlegt, Ihre Familie hätte mehr Freude an den Tieren, wenn sie sich frei bewegen, wie in der Wildnis. Deshalb haben wir sie zu Ihrer Sicherheit betäubt. Sie tun Ihnen nichts.« Er machte eine beruhigende Geste. »Gehen Sie doch näher ran. Viel

Spaß!«

Barack und ich nahmen Malia und Sasha bei den Händen und gingen über den noch taufeuchten Rasen zu den Tieren. Sie waren größer, als ich vermutet hatte, sehnig und träge, ihre Schwänze zuckten, während sie uns beobachteten. Vier große Katzen, friedlich nebeneinander, so etwas hatte ich noch nie gesehen. Der Löwe rührte sich leicht, als wir näher kamen. Der Panther ließ uns nicht aus den Augen, der Tiger legte die Ohren an. Dann, ohne Vorwarnung, schoss der Gepard blitzschnell aus dem Schatten und raste auf uns zu.

Panisch packte ich Sasha am Arm und lief mit ihr zum Haus zurück, in der Hoffnung, dass Barack das Gleiche mit Malia machte. Dem Geräusch nach waren alle Tiere aufgesprungen und rannten hinter uns her.

Lloyd stand ungerührt auf der Treppe.

»Sie haben gesagt, die wären betäubt!«, schrie ich.

»Keine Sorge, Ma'am«, rief er mir zu. »Für solche Notfälle haben wir vorgesorgt!« Er trat zur Seite, weil mehrere Agenten des Secret Service aus der Tür stürmten, Gewehre mit Beruhigungspfeilen im Anschlag. In diesem Moment merkte ich, wie mir Sasha entglitt.

Ich drehte mich um und stellte entsetzt fest, dass meine Familie von wilden Tieren gehetzt wurde und die Tiere wiederum von Agenten gejagt wurden, die Pfeile auf sie abschossen.

»So sieht Ihr Plan für den Notfall aus?«, schrie ich. »Das ist nicht Ihr *Ernst*!«

Im selben Moment stürzte sich der Gepard fauchend auf Sasha, die Krallen ausgefahren, flog er beinahe. Ein Agent schoss und verfehlte das Tier, hatte ihm aber einen Schreck eingejagt, sodass es die Richtung änderte und den Hügel hinunter flüchtete. Eine Sekunde lang war ich erleichtert, aber dann sah ich es – den Beruhigungspfeil in Sashas rechtem Arm.

Ich fuhr im Bett hoch, schweißgebadet, rasender Puls, und sah meinen Mann friedlich neben mir schlafen. Es war nur ein böser Albtraum gewesen.

Das Gefühl, meine Familie würde fallen und wäre darauf angewiesen, von anderen aufgefangen zu werden, ließ mich nicht los. Ich hatte Vertrauen in den Sicherheitsapparat im Weißen Haus, trotzdem fühlte ich mich gelegentlich angreifbar, weil fast alles, von der Sicherheit unserer Töchter bis hin zur Koordination meines Tagesablaufs, in den Händen anderer lag – von denen viele mindestens zwanzig Jahre jünger waren als ich. In meiner Kindheit in der Euclid Avenue hatte ich gelernt, dass Verantwortung für sich selbst alles ist. Ich war dazu erzogen worden, mein Leben eigenständig zu regeln, aber das war nun fast nicht mehr möglich. Andere regelten alles für mich. Fuhr ich zu einer Veranstaltung, steckte mein Team im Voraus die Route ab, plante jedes Umsteigen auf die Minute genau und legte sogar die Toilettenpausen fest. Meine Kinder wurden von Personenschützern zu Verabredungen gebracht. Unsere Schmutzwäsche wurde von Reinigungskräften abgeholt. Ich fuhr nicht mehr selbst Auto, ich hatte weder Geld noch Hausschlüssel. Mitarbeiterinnen gingen für mich ans Telefon, nahmen für mich an Treffen teil und schrieben Reden für mich.

Das war natürlich eine große Entlastung, denn so hatte ich den Kopf frei für andere Dinge, die mir wichtiger erschienen. Aber gelegentlich beschlich mich das Gefühl, dass man mir, die ich die Dinge gern selbst in die Hand nehme, alles aus der Hand genommen hatte. Das waren die Momente, in denen die Löwen und Geparden auftauchten.

Vieles war allerdings nicht planbar, unser Alltag war größtenteils von Unwägbarkeiten bestimmt. Als Frau des Präsidenten lernt man schnell, dass die Welt ständig ins Chaos abzurutschen droht und sich

Katastrophen ohne Vorwarnung ereignen. Glaubt man, es sei einmal Ruhe eingekehrt, warten sichtbare und unsichtbare Kräfte schon darauf, sie wieder zu stören. Keine Nachricht durfte ignoriert werden: Haiti wird von einem Erdbeben erschüttert. Vor der Küste von Louisiana explodiert in tausendfünfhundert Metern Tiefe ein Rohr unter einer Bohrplattform und pumpt millionenliterweise Erdöl in den Golf von Mexiko. In Ägypten bricht eine Revolution aus. Auf dem Parkplatz eines Supermarkts in Arizona schießt ein Mann um sich, tötet sechs Menschen und verletzt eine Kongressabgeordnete lebensgefährlich.

Alles war ernst, alles war wichtig. Jeden Morgen las ich den Pressespiegel, den mein Stab für mich zusammenstellte, und wusste, von Barack wurde erwartet, auf jede neue Entwicklung umgehend zu reagieren. Man gab ihm die Schuld an Dingen, über die er keine Macht hatte, man drängte ihn, in weit entfernten Ländern beängstigende Probleme zu lösen, man erwartete von ihm, ein Loch am Meeresboden zu stopfen. Wie es aussah, bestand seine Aufgabe darin, chaotische Umstände möglichst gelassen zu handhaben – und das an jedem Tag der Woche, in jeder Woche des Jahres.

Ich versuchte immer, mich bei meiner Arbeit als First Lady vom Chaos der Welt nicht stören zu lassen, aber manchmal konnte ich es nicht ausblenden. Es ging darum, dass Barack und ich auch in unsicheren Zeiten Haltung bewahrten. Als Repräsentanten der Nation erwartete man von uns, bei Katastrophen und Krisen zur Stelle zu sein. Wir achteten darauf, in unserer Funktion Verstand, Mitgefühl und Stärke zu beweisen. Nachdem man die Ölpest im Golf von Mexiko – die schlimmste in der Geschichte der Vereinigten Staaten – in den Griff bekommen hatte, waren viele Amerikaner verunsichert, ob sie in den betroffenen Regionen bedenkenlos Urlaub machen konnten, was zu erheblichen wirtschaftlichen Einbußen führte. Deshalb machten wir mit der Familie einen Wochenendausflug nach Florida, und Barack ging mit

Sasha baden. Auf einem Foto, das wir an die Medien herausgaben, sieht man die beiden fröhlich im Wasser planschen. Eine kleine Geste mit großer Botschaft: Wenn er in das Wasser geht, können Sie es auch.

Besuchten wir, allein oder zu zweit, den Ort einer Katastrophe, dann geschah dies auch, um die Amerikaner daran zu erinnern, die Augen nicht vor dem Leid anderer zu verschließen. Ich versuchte immer, die Leistung der humanitären Helfer und Freiwilligen besonders zu würdigen – der Menschen, die sich in Krisenzeiten für andere einsetzten. Als ich mit Jill Biden drei Monate nach dem Erdbeben vom Januar 2010 nach Haiti reiste, erschütterte mich der Anblick der Trümmerberge, die sich dort auftürmten, wo früher Häuser gestanden hatten und Zehntausende Menschen – Mütter, Großväter, Babys – lebendig begraben worden waren. Auf der Reise besuchten wir eine Künstlergruppe, die in umfunktionierten Bussen mit obdachlosen Kindern kunsttherapeutisch arbeitete. Obwohl diese Kinder Schlimmes durchgemacht hatten, hatten sie dank der Fürsorge einiger Erwachsener die Hoffnung nicht verloren.

Schmerz und Widerstandskraft gehören zusammen. Das habe ich mehr als einmal erfahren.

Wann immer es sich einrichten ließ, besuchte ich Militärkrankenhäuser, in denen sich Soldaten von ihren Kriegsverletzungen erholten. Für meinen ersten Besuch im Walter Reed National Military Medical Center, weniger als zehn Meilen vom weißen Haus entfernt, waren eigentlich neunzig Minuten eingeplant gewesen, doch am Ende blieb ich vier Stunden.



Nie werde ich den Geist des Optimismus und der Widerstandskraft vergessen, den ich bei den Militärangehörigen und ihren Familien bei meinen Besuchen im Walter Reed Medical Center erleben durfte.

© Official White House Photo by Samantha Appleton

Das Militärkrankenhaus war oft die zweite oder dritte Station für Soldaten, die im Irak oder in Afghanistan verwundet worden waren. Viele hatten im Kriegsgebiet eine Notversorgung erhalten und waren in einem amerikanischen Militärkrankenhaus im deutschen Landstuhl weiter behandelt, bevor sie in die Vereinigten Staaten überführt wurden. Einige Soldaten mussten nur wenige Tage im Walter Reed bleiben, andere etliche Monate. Das auf die Behandlung besonders schwerer Kriegsverletzungen spezialisierte Krankenhaus beschäftigte erstklassige Chirurgen und bot hervorragende Rehabilitationsprogramme an. Dank modernster Schutzkleidung überleben amerikanische Militärangehörige heute Bombenexplosionen, denen sie früher zum Opfer gefallen wären. Das war die gute Nachricht. Die schlechte war, dass nach fast zehn Jahren Einsatz in zwei Kriegsgebieten, in denen die Gegenseite mit Überraschungsangriffen und versteckten Sprengsätzen operierte, sehr viele Soldaten schwerste Verletzungen erlitten hatten.

Auch wenn ich auf alles im Leben sehr gut vorbereit bin, auf die intensiven Begegnungen in den Militärkrankenhäusern oder den Häusern der Fisher House Foundation, in denen Familienangehörige für die Zeit der Pflege eines verwundeten Soldaten kostenfrei wohnen dürfen, hätte mich nichts vorbereiten können. In meiner Kindheit war ich kaum mit dem Militär in Berührung gekommen. Mein Vater hatte zwar zwei Jahre Militärdienst geleistet, aber das war lange vor meiner Geburt gewesen. Vor Baracks Wahlkampf hatte ich die geordnete Hektik auf den Militärstützpunkten oder die bescheidenen Häuser, in denen Soldaten mit ihren Familien wohnen, nie aus nächster Nähe gesehen. Für mich war Krieg immer etwas Entsetzliches gewesen, aber er war auch abstrakt, denn er wurde ausgetragen von Menschen, die ich nicht kannte, in Gegenden, die ich mir nicht vorstellen konnte. Heute ist mir klar, dass diese Sicht reiner Luxus war.

Wenn ich in einem dieser Militärkrankenhäuser ankam, wurde ich

in der Regel von einem Oberpfleger in Empfang genommen, der mir einen Kittel reichte und mich aufforderte, mir vor dem Betreten eines Zimmers die Hände zu desinfizieren. Vor jeder neuen Tür informierte man mich über die Verletzung und den Zustand des Soldaten oder der Soldatin. Die Patienten wurden vorab gefragt, ob sie Besuch von mir wünschten. Einige lehnten ab, wohl wegen ihres Gesundheitszustands oder aus politischen Gründen. In beiden Fällen hatte ich vollstes Verständnis. Ich wollte sie schließlich keiner zusätzlichen Belastung aussetzen.

In jedem Zimmer blieb ich nur so lange, wie der Soldat oder die Soldatin es wünschte. Jedes Gespräch fand ohne einen Vertreter der Medien oder einen meiner Mitarbeiter statt. Manchmal war die Stimmung ernst, manchmal heiter. Hingen Fotos oder ein Fanschal an der Wand, redeten wir über Sport, unseren Heimatstaat, unsere Kinder. Oder über ihre Zeit in Afghanistan. Manchmal erzählten sie mir, was sie brauchten – oder auch nicht brauchten, und das war in den meisten Fällen Mitleid.

Bei einem Besuch entdeckte ich an einer Tür einen roten Zettel mit einer in Schwarz geschriebenen Message, die eigentlich alles sagte:

> *Achtung:*
> *Wer hier reinkommt, um Mitleid mit mir zu haben, der sollte lieber woanders hingehen. Ich wurde verletzt, als ich einen Job gemacht habe, den ich liebe, für Menschen, die ich liebe, zum Schutz der Freiheit eines Landes, das ich von ganzem Herzen liebe. Ich bin zäh und werde wieder ganz gesund.*

Das war Resilienz. Sie spiegelte den Geist aus Eigenverantwortlichkeit und Stolz wider, den ich bei allen Angehörigen des Militärs wiederfand.

Einmal saß ich bei einem Soldaten am Bett, der als gesunder, junger Mann zu einem Auslandseinsatz aufgebrochen war und seine schwangere Frau zurückgelassen hatte. Jetzt war er querschnittsgelähmt und konnte weder Arme noch Beine bewegen. Während wir uns unterhielten, lag sein Kind – ein winziges Baby mit rosigem Gesicht – in ein Tuch gewickelt auf seiner Brust. Ein anderes Mal lernte ich einen Soldaten kennen, dem man ein Bein amputiert hatte. Er löcherte mich mit Fragen über den Secret Service und verriet mir, er hätte eigentlich gehofft, nach seinem Militärdienst dort anfangen zu können, würde sich wegen seiner Verwundung nun aber etwas Neues überlegen müssen.

Und dann waren da die Familien. Ich redete mit den Frauen und Männern, den Müttern und Vätern, den Cousins und Cousinen, die neben den Betten saßen; einige hatten alles in ihrem Leben zurückgestellt, um in der Nähe eines Angehörigen sein zu können. Manchmal waren sie die Einzigen, mit denen ich sprechen konnte, weil der Verletzte schlief oder starke Schmerzmittel bekommen hatte. Auch für die Familienangehörigen war es eine enorme Belastung. Manchmal saß eine Freundin im Teenageralter am Bett, die sich vor dem Auslandseinsatz mit dem Soldaten verlobt hatte – jetzt blickten beide einer ungewissen Zukunft entgegen. Ich weiß nicht mehr, mit wie vielen Müttern ich zusammen geweint habe, oft war ihr Kummer so groß, dass ich ihre Hand genommen und mit ihnen im Stillen gebetet habe.

Die Begegnungen mit diesen Menschen hinterließen bei mir ein Gefühl von tiefer Demut. In meinem ganzen Leben habe ich keine solche Kraft, keine solche Loyalität erlebt, wie in diesen Zimmern.

Beim Besuch eines Militärkrankenhauses im texanischen San Antonio bemerkte ich in einem Flur einen kleinen Tumult. Pfleger liefen eilig in ein Zimmer und wieder heraus. »Er will nicht im Bett bleiben«, hörte ich jemanden flüstern. Im Zimmer lag ein Nationalgardist, der sich verschiedene Verletzungen und starke Verbrennungen zugezogen

hatte. Der große, junge Mann aus dem ländlichen Texas hatte offenbar heftige Schmerzen, trotzdem stieß er die Decke zur Seite und versuchte, die Beine über die Bettkante zu heben.

Es brauchte einen Augenblick, bis wir begriffen, was er vorhatte. Trotz unerträglicher Schmerzen wollte er aufstehen und der Frau seines Oberbefehlshabers salutieren.

Im Frühjahr 2011 erwähnte Barack eines Abends Osama bin Laden. Wir hatten gerade das Essen beendet, Sasha und Malia waren bereits auf ihre Zimmer gegangen, um Hausaufgaben zu machen, und Barack und ich saßen im Esszimmer.

»Wir glauben zu wissen, wo er steckt«, sagte er. »Vielleicht gehen wir rein und versuchen, ihn auszuschalten, aber noch ist nichts sicher.«

Bin Laden war der meistgesuchte Mann der Welt und seit Jahren unauffindbar gewesen. Barack hatte bei seiner Amtsübernahme deutlich gemacht, dass es zu seinen höchsten Prioritäten zählte, bin Laden gefangen zu nehmen oder zu töten. Ich wusste, wie wichtig es für die Nation wäre, für die Tausenden von Soldaten, die uns seit Jahren vor Al-Qaida zu schützen versuchten, vor allem aber für die Menschen, die bei den Anschlägen vom 11. September einen Angehörigen verloren hatten.

Baracks grimmiger Tonfall verriet mir, dass zuvor aber noch vieles geklärt werden musste. Die möglichen Szenarien beschäftigten ihn sehr, das merkte ich, aber ich unterließ es, ihn nach Einzelheiten zu fragen. Standen wir in unseren Berufen vor schwierigen Entscheidungen, haben wir in dem anderen immer einen aufmerksamen Gesprächspartner gefunden. Doch jetzt war Barack rund um die Uhr von fachkundigen Beratern umgeben. Er hatte Zugang zu streng geheimen Informationen, und mir war klar, dass er bei Fragen der nationalen Sicherheit keinen Input von mir brauchte. Ich hoffte ja ohnehin, er würde die Zeit mit den

Mädchen und mir als kurze Ruhepause empfinden – obwohl die Arbeit natürlich immer auf ihn wartete. Wir wohnten ja buchstäblich über seinem Büro.

Barack, der die verschiedenen Lebensbereiche schon immer gut voneinander trennen konnte, war beim Zusammensein mit der Familie stets aufmerksam und präsent. Das hatten wir uns beide angewöhnt, weil wir die Kinder nicht mit unserer Arbeit belasten wollten. Grenzen mussten gezogen und geschützt werden. Bin Laden hatte an unserem Esstisch genauso wenig verloren wie die humanitäre Krise in Libyen oder die Republikaner der Tea Party. Wir hatten Kinder, und Kinder brauchen Raum, damit sie reden und sich entwickeln können. In der Zeit mit der Familie schrumpften die großen Sorgen und drängenden Probleme, damit wir uns den kleinen Dingen zuwenden konnten. Beim Abendbrot hörten Barack und ich deshalb meistens Geschichten vom Pausenhof der Sidwell Friends oder erfuhren von Malia, was sie bei ihrem Schulprojekt über bedrohte Tierarten herausgefunden hatte, und hatten beide das Gefühl, dies wären die wichtigsten Themen der Welt. Denn das waren sie auch. Sie verdienten diese Wichtigkeit.

Während wir noch beim Essen saßen, häufte sich die Arbeit. Von meinem Platz aus konnte ich an Baracks Schulter vorbei in den Flur schauen, wo unsere Mitarbeiter Briefing-Mappen auf einen kleinen Tisch legten. Das gehörte zum täglichen Ritual im Weißen Haus: Jeden Abend wurden zwei Mappen gebracht, eine für mich und eine wesentlich dickere für Barack. Jede enthielt Berichte und Dokumente aus unseren Büros, die wir bis zum nächsten Morgen durcharbeiten mussten.

Nachdem wir die Kinder ins Bett gebracht hatten, zog sich Barack an den meisten Abenden mit seiner Mappe in den Treaty Room zurück, während ich mit meiner in mein Ankleidezimmer ging, wo ich mich entweder am selben Abend oder früh am nächsten Morgen zwei, drei

Stunden lang mit dem Inhalt befasste – Memos von meinem Team, Entwürfe für Reden oder Fragen zu meinen Projekten.

Ein Jahr, nachdem wir Let's Move! ins Leben gerufen hatten, zeigten sich bereits erste Erfolge. Wir hatten verschiedene Stiftungen und Essensanbieter dafür gewinnen können, in sechstausend Schulmensen Salattheken einzurichten, und Köche eingestellt, die den Schulen bei der Zubereitung von Speisen helfen sollten, die nicht nur gesund, sondern gleichzeitig auch lecker sein würden. Walmart, der zu diesem Zeitpunkt größte Lebensmitteleinzelhändler in den USA, hatte versprochen, den Gehalt von Zucker, Salz und Fett seiner Produkte ebenso zu reduzieren wie die Preise für einige Lebensmittel. Außerdem hatten die Bürgermeister von fünfhundert Städten zugesagt, das Problem des Übergewichts bei Kindern auf der lokalen Ebene anzugehen.

Vor allem aber hatte ich mich während des Jahres 2010 sehr dafür eingesetzt, ein Gesetz zur Verbesserung der Kinderernährung durch den Kongress zu bringen. Mit diesem Gesetz sollten mehr Kinder in öffentlichen Schulen Zugang zu gesundem Essen bekommen, und die Ausgaben für bundesstaatlich subventioniertes Schulessen zum ersten Mal seit dreißig Jahren erhöht werden. Obwohl ich mich sonst aus der Politik heraushielt, hatte ich mich bei diesem Thema liebend gern in den Ring gestürzt. Stunde um Stunde saß ich am Telefon, um Senatoren und Abgeordnete zu überzeugen, dass unsere Kinder etwas Besseres verdient hatten. Ich redete mit Barack, mit seinen Beratern, mit jedem, der mir zuhörte. Das neue Gesetz würde dafür sorgen, dass auf den Tabletts von dreiundvierzig Millionen Kindern täglich mehr Obst und Gemüse, Vollkornerzeugnisse und fettarme Milchprodukte lagen. Darüber hinaus wurde der Automatenverkauf von Junk-Food in Schulen stark eingeschränkt, und es wurden Gelder bereitgestellt, damit Schulen eigene Gärten anlegen und in ihren Kantinen regional angebaute Erzeugnisse anbieten konnten. Für mich war das Gesetz eine rundum

positive Sache – mit diesen einfachen Maßnahmen ließ sich das Übergewicht von Kindern wirkungsvoll bekämpfen.

Auch Barack und seine Berater machten sich für den Gesetzesentwurf stark. Nachdem die Republikaner bei den Zwischenwahlen die Mehrheit im Repräsentantenhaus errungen hatten, setzte Barack sich bei den Vertretern der Legislative verstärkt dafür ein, weil ihm bewusst war, dass ihm für das Durchbringen einer Gesetzesvorlage bald die nötigen Stimmen fehlen würden. Anfang Dezember, noch bevor der Kongress neu zusammengesetzt wurde, nahm der Entwurf die letzte Hürde, und zehn Tage später stand ich stolz neben Barack, während er vor den Kindern einer Grundschule das Gesetz unterzeichnete.

»Wenn ich das Gesetz nicht durchgebracht hätte«, scherzte er gegenüber Reportern, »müsste ich jetzt auf dem Sofa schlafen.«

Wie bei unserem Garten wollte ich etwas entstehen lassen – ein Netzwerk aus Menschen, die sich für die Gesundheit von Kindern starkmachten. Ich betrachtete meine Arbeit als Ergänzung zu Baracks Affordable Care Act, dem von ihm 2010 unterschriebenen Gesetz, das allen Amerikanern sehr den Zugang zu einer bezahlbaren Krankenversicherung erleichterte. Und ich arbeitete bereits an einem neuen Projekt, das *Joining Forces* heißen sollte – dieses Mal mit Jill Biden, deren Stiefsohn Beau gerade von seinem Irak-Einsatz zurückgekehrt war. Mit diesem Projekt wollte ich Barack in seiner Funktion als Oberbefehlshaber unterstützen.

Jill und mir war bewusst, dass wir den Angehörigen unseres Militärs und ihren Familien mehr schuldeten als bloß symbolischen Dank. Wir hatten uns mit verschiedenen Experten zusammengesetzt und nach konkreten Wegen gesucht, sie zu unterstützen und ihnen zu mehr Sichtbarkeit zu verhelfen. Barack hatte die Dinge ein paar Monate zuvor ins Rollen gebracht, indem er sämtliche Regierungsbehörden gebeten

hatte, zusätzlich Mittel zur Unterstützung von Familien von Militärangehörigen bereitzustellen. Ich hatte mich an die CEOs der größten Unternehmen des Landes gewandt und ihnen das Versprechen abgenommen, freie Stellen verstärkt mit Veteranen und Frauen von Militärangehörigen zu besetzen. Jill bemühte sich derweil um Zusagen von Colleges und Universitäten, Schulungsprogramme für Lehrkräfte anzubieten, die das Verständnis für die Bedürfnisse von Kindern von Militärangehörigen fördern sollten. Außerdem wollten wir gegen das Stigma angehen, das vielen Kriegsveteranen aufgrund ihrer psychischen Verfassung angeheftet wurde, und planten, uns bei Drehbuchautoren und Hollywood-Produzenten dafür einzusetzen, in Filmen und Fernsehsendungen auch Geschichten von Soldaten unterzubringen.

Diese Arbeit war nicht immer einfach, aber im Gegensatz zu den Problemen, die meinen Mann nächtelang an seinen Schreibtisch fesselten, durchaus zu bewältigen. Die späten Abendstunden waren für Barack schon immer die Zeit, in der sein Kopf ungestört arbeiten konnte. In diesen Stunden fand er die Ruhe, um Ideen zu entwickeln, Informationen aufzusaugen und seiner inneren Landkarte neue Koordinaten hinzuzufügen. Im Verlauf des Abends kamen oft Mitarbeiter in den Treaty Room, um ihm neue Mappen vorzulegen, mit noch mehr Berichten, zusammengestellt von Mitarbeitern, die in den Büroräumen im ersten Stock Überstunden machten. Hatte Barack Hunger, brachte ihm ein Hausdiener einen Teller mit Feigen oder Nüssen. Das Rauchen hatte er inzwischen zum Glück aufgegeben, obwohl er gelegentlich noch Nikotinkaugummis kaute. An den meisten Wochentagen saß er bis nach Mitternacht am Schreibtisch, manchmal auch länger, las Memos, überarbeitete Reden und beantwortete E-Mails, während im Fernsehen ohne Ton der Sportsender ESPN lief. Immerhin legte er jeden Abend eine Pause ein, um den Mädchen und mir gute Nacht zu sagen.

Ich hatte mich inzwischen daran gewöhnt, dass er sich rund um die Uhr seinen Regierungsgeschäften widmete. Die Mädchen und ich teilten Barack nun schon seit etlichen Jahren mit seinen Wählern, und nun war ihre Zahl auf über dreihundert Millionen angewachsen. Wenn ich ihn nachts im Treaty Room allein ließ, fragte ich mich manchmal, ob diese Menschen eigentlich wussten, wie glücklich sie sich schätzen konnten.

Das Letzte, was er am Ende jedes Arbeitstages tat, war, noch einige Briefe von amerikanischen Bürgern zu lesen. Seit Beginn seiner Amtszeit hatte er darum gebeten, jeden Abend zehn Briefe in seine Mappe gelegt zu bekommen, die seine Mitarbeiter aus den fast fünfzehntausend täglich im Weißen Haus eintreffenden Briefen und E-Mails ausgewählt hatten. Er las jeden einzelnen durch und machte am Rand Notizen, damit ein Mitarbeiter ein Antwortschreiben vorbereiten oder eine Bitte an einen Staatssekretär weiterleiten konnte. Er las Briefe von Soldaten. Von Häftlingen. Von Krebskranken, die ihre Arztrechnung nicht bezahlen konnten, von Menschen, deren Häuser zwangsvollstreckt worden waren. Von Homosexuellen, die hofften, ihren Partner oder ihre Partnerin bald heiraten zu können, und von Republikanern, die ihm vorwarfen, er würde das Land zugrunde richten. Von Müttern, Großvätern und Kindern. Er las Briefe von Menschen, die seine Leistungen lobten, und von solchen, die ihn wissen lassen wollten, dass sie ihn für einen Idioten hielten.

Er las jeden dieser Briefe, weil er das als Teil der Verantwortung begriff, die er mit dem Amtseid auf sich genommen hatte. Sein Job war hart und einsam – der härteste und einsamste Job der Welt, wie ich manchmal dachte –, aber er sah es als seine Pflicht, die Nöte aller Bürger ernst zu nehmen und keinen auszuschließen. Während wir anderen schliefen, öffnete er seine Grenzen und ließ alles herein.

Montags und mittwochs trainierte Sasha, die nun schon zehn Jahre alt

war, nachmittags mit ihrer Schwimmmannschaft in der Halle der American University, gar nicht so weit vom Weißen Haus entfernt. Manchmal schaute ich ihr beim Training zu und schlüpfte unbemerkt zu den anderen Eltern in den kleinen verglasten Raum neben dem Becken.

Mich in der Haupttrainingszeit durch eine Sportanlage zu schleusen, stellte meine Personenschützer vor eine große Herausforderung, aber auch das bewältigten sie. Ich hatte mich inzwischen zu einem echten Profi entwickelt und bewegte mich zügig und mit gesenktem Blick durch öffentliche Räume. Ich huschte an Studierenden vorbei, die mit Krafttraining oder Zumba-Choreografien beschäftigt waren. Manchmal schien mich niemand zu bemerken. An anderen Tagen nahm ich die Aufregung um mich herum wahr, auch ohne den Kopf zu heben, weil die Leute zu flüstern anfingen oder jemand ausrief: »Hey, das ist Michelle Obama!« Meistens legte sich der Tumult rasch. Ich war, wie eine Erscheinung, wieder verschwunden, bevor die Leute sie überhaupt registriert hatten.

An den Trainingsnachmittagen blieben die meisten Plätze neben dem Schwimmbecken leer, nur ein paar andere Mütter saßen dort, unterhielten sich oder schauten auf ihre iPhones, während sie auf das Ende des Trainings warteten. Ich suchte mir einen ruhigen Platz, setzte mich hin und konzentrierte mich auf die Schwimmerinnen.

Es bedeutete mir sehr viel, meine Töchter in ihrem eigenen Umfeld zu beobachten – wenn sie sich außerhalb des Weißen Hauses bewegten, ohne ihre Eltern, in den Räumen, die sie sich selbst erschlossen hatten. Sasha war eine sehr gute Schwimmerin, ausdauernd im Brustschwimmen und eifrig darauf bedacht, den Schmetterling zu meistern. Mit marineblauer Badekappe, im einteiligen Badeanzug zog sie fleißig ihre Bahnen. Manchmal hielt sie sich am Beckenrand fest, um sich Tipps von der Trainerin zu holen oder in den Pausen mit ihren Teamkolleginnen zu reden.

Für mich gab es nichts Schöneres, als in diesen Momenten zuzuschauen, weitgehend unbemerkt neben anderen Müttern zu sitzen und das Wunder mitzuerleben, wie ein Mädchen – unser Mädchen – allmählich unabhängig wurde. Wir hatten unsere Töchter in das außergewöhnliche Leben im Weißen Haus geworfen, ohne zu wissen, wie sie diese Erfahrung verarbeiten würden. Den öffentlichen Auftritten unserer Töchter versuchte ich immer positive Seiten abzugewinnen, denn mir war bewusst, dass Barack und ich dadurch auch die einzigartige Chance bekommen hatten, ihnen Geschichte aus nächster Nähe zu zeigen. Fielen Baracks Auslandsreisen in die Zeit der Schulferien, reiste die ganze Familie mit, weil wir wussten, wie viel die Mädchen dabei lernen konnten. Im Sommer 2009 nahmen wir sie unter anderem mit in den Moskauer Kreml und in den Vatikan. Im Verlauf einer Woche lernten sie den russischen Präsidenten kennen, besichtigten das Pantheon und das Kolosseum in Rom und gingen in Ghana durch das »Tor ohne Wiederkehr«, von wo aus unzählige versklavte Afrikaner nach Amerika transportiert worden waren.

Natürlich muteten wir ihnen damit eine Menge zu, aber mir wurde bald klar, dass jede von ihnen die Eindrücke so verarbeitete, wie sie es in ihrem Alter eben vermochte. Nach den Sommerferien kam Sasha in die dritte Klasse. Als ich im Herbst bei einem Elternabend durch ihr Klassenzimmer ging, entdeckte ich an einer Wand mit Aufsätzen zum Thema »Was ich in den Sommerferien erlebt habe« auch den Beitrag von Sasha. »Ich war in Rom und habe den Papst getroffen«, hatte sie geschrieben. »Ihm fehlte ein Stück vom Daumen.«

Ich hätte nicht sagen können, wie der Daumen von Papst Benedikt XVI. ausgesehen hatte. Aber wir waren nun mal mit einer aufmerksamen, sehr sachlichen Achtjährigen nach Rom, Moskau und Accra gereist, und dieses Erlebnis hatte sie eben mit nach Hause genommen.

Wir bemühten uns zwar immer sehr, Sasha und Malia nicht mit den belastenden Aspekten von Baracks Job zu konfrontieren, aber dennoch mussten die beiden Mädchen sehr viel verarbeiten. Sie kamen weltgeschichtlichen Ereignissen näher als die meisten Kinder, lebten damit, dass viele Nachrichten quasi unter unserem Dach entstanden, dass ihr Vater plötzlich gerufen wurde, weil sich irgendwo im Land eine Katastrophe ereignet hatte, und auch, dass es immer einen Teil in der Bevölkerung gab, der ihn trotz seiner Bemühungen öffentlich heruntermachte.

Im Winter 2011 erfuhren wir, dass der Reality-Show-Moderator und New Yorker Immobilienhai Donald Trump laut mit dem Gedanken spielte, sich bei der Wahl 2012 als Präsidentschaftskandidat für die Republikaner nominieren zu lassen und gegen Barack anzutreten. Allerdings schien er in erster Linie Krach schlagen zu wollen, indem er ständig im Kabelfernsehen auftauchte, unqualifizierte Kritik an Baracks Außenpolitik übte und dessen amerikanische Staatsbürgerschaft in Frage stellte. Während des vorherigen Wahlkampfs hatten die sogenannten Birther die Verschwörungstheorie in die Welt gesetzt, Baracks hawaiianische Geburtsurkunde sei eine Fälschung, und er sei in Wahrheit in Kenia geboren worden. Trump gab sich redlich Mühe, diese Diskussion neu zu entfachen, indem er im Fernsehen die grotesken Behauptungen aufstellte, Baracks 1961 in einer Zeitung in Honolulu veröffentlichte Geburtsanzeige sei gefälscht und aus seinem ehemaligen Kindergarten könne sich niemand an ihn erinnern. In ihrer Gier nach Klicks und Einschaltquoten gossen neue Nachrichtenportale – insbesondere die stark konservativ ausgerichteten – noch Öl ins Feuer und bauschten Trumps vollkommen unbegründete Behauptungen weiter auf.

Die ganze Geschichte war so abstrus wie bösartig, ihr lag ein unverhohlener Fanatismus und Fremdenhass zugrunde. Aber sie war

auch gefährlich, denn sie zielte darauf ab, Extremisten und Spinner aufzustacheln. Ich machte mir Sorgen wegen der Reaktionen. Ich wurde vom Secret Service mehrfach über ernstzunehmende Drohungen informiert und verstand bald, dass es Menschen gab, die sich davon hatten aufstacheln lassen. Ich versuchte zwar, mir keine Sorgen zu machen, aber das gelang mir nicht immer. Was wäre, wenn ein psychisch labiler Mensch sein Gewehr nahm und nach Washington fuhr? Wenn er nach unseren Töchtern suchte? Mit seinen bösartigen Unterstellungen gefährdete Donald Trump die Sicherheit meiner Familie. Und das werde ich ihm nie verzeihen.

Uns blieb nichts weiter übrig, als unsere Ängste zu verdrängen, auf den Sicherheitsapparat des Weißen Hauses zu vertrauen und unser Leben weiterzuführen. Die Menschen, die uns als »Andere« brandmarken wollten, hatten dies schon seit Jahren versucht. Barack und ich gaben jeden Tag alles, um ihre Lügen zu widerlegen, und vertrauten darauf, dass wir den Leuten mit unserer Art zu leben zeigen konnten, wer wir in Wahrheit waren. Im Grunde lebte ich schon seit dem Tag, an dem Barack beschlossen hatte, für das Amt des Präsidenten zu kandidieren, in ständiger Sorge um unsere Sicherheit. »Wir beten, dass Ihnen niemand etwas antut«, hatten Menschen bei Wahlkampfveranstaltungen immer wieder zu mir gesagt und meine Hand gedrückt. Ich hatte es von Menschen jedweder Hautfarbe, jedweden sozialen Hintergrunds, jedweden Alters gehört – ein Beweis für die Toleranz und Großherzigkeit, die in unserem Land vorherrschen. »Wir schließen Sie und Ihre Familie jeden Tag in unsere Gebete ein.«

Ich trug die freundlichen Worte immer in meinem Herzen. Und ich fühlte mich von den Millionen anständiger Menschen beschützt, die für unsere Sicherheit beteten. Barack und ich hielten uns an unserem eigenen Glauben fest. Eine Kirche besuchten wir nur noch selten, weil wir zu viel Aufsehen erregten und immer Reporter in den Gängen

standen und uns Fragen zuriefen. Nachdem die Kontroverse um Reverend Jeremiah Wright während Baracks erstem Wahlkampf zur Belastungsprobe geworden war und seine politischen Gegner versucht hatten, den Glauben als Waffe einzusetzen – indem sie behaupteten, er sei »heimlich Moslem« –, hatten wir entschieden, unseren Glauben nur noch privat auszuüben. Wir sprachen jeden Abend vor dem Essen ein Gebet und veranstalteten für unsere Mädchen im Weißen Haus gelegentlich auch eine Sonntagsschule. Einer Kirche schlossen wir uns in Washington jedoch nicht an, weil wir anderen Gemeinden die Anfeindungen ersparen wollten, denen die von uns damals besuchte Trinity Church in Chicago ausgesetzt gewesen war. Der Verzicht fiel mir schwer. Mir fehlte die Wärme einer spirituellen Gemeinschaft. Jede Nacht, wenn ich im Bett zu Barack schaute, lag er mit geschlossenen Augen da und sprach ein leises Gebet.

Ein paar Monate, nachdem die Gerüchte der Birther weiter aufgebauscht worden waren, parkte ein Mann an einem Freitagabend im November auf einem abgesperrten Abschnitt der Constitution Avenue und feuerte mit einem halbautomatischen Gewehr aus dem Fenster seines Autos Schüsse auf die oberen Etagen des Weißen Hauses ab. Eine Kugel traf ein Fenster des Yellow Oval Room, wo ich manchmal saß und Tee trank. Eine zweite blieb im Fensterrahmen stecken, mehrere prallten vom Dach ab. Barack, Malia und ich waren an dem Abend unterwegs, doch Sasha und meine Mutter waren zu Hause, bekamen zum Glück aber nichts mit und blieben unverletzt. Es dauerte ein paar Wochen, bis das Panzerglas ersetzt wurde, und ich blieb oft vor dem Fenster stehen, starrte auf die runde Vertiefung, die die Kugel hinterlassen hatte, und dachte daran, wie verwundbar wir trotz aller Sicherheitsvorkehrungen waren.

Doch wir durften uns nicht von dem Hass einschüchtern lassen oder uns zu viele Gedanken über mögliche Gefahren machen, auch

wenn andere gelegentlich meinten, uns darauf hinweisen zu müssen. Malia trat der Tennismannschaft ihrer Highschool bei, die auf den schuleigenen Plätzen in der Wisconsin Avenue trainierte. Eines Nachmittags kam die Mutter einer Mitschülerin auf sie zu und zeigte auf die viel befahrene Straße. »Hast du hier draußen keine Angst?«, fragte sie.

Meine Tochter hatte im Lauf der Zeit gelernt, den Mund aufzumachen, um die eigenen Grenzen zu schützen. »Wenn Sie wissen wollen, ob ich jeden Tag mit meinem Tod rechne«, erwiderte sie höflich, aber bestimmt, »dann lautet die Antwort Nein.«

Ein paar Jahre später gab mir dieselbe Mutter bei einer Elternveranstaltung in der Schule einen Brief, in dem sie sich aufrichtig für ihr Fehlverhalten entschuldigte – wie sie schrieb, war ihr damals sofort bewusst geworden, dass sie ein Kind niemals auf Gefahren hätte hinweisen dürfen, gegen die es absolut machtlos war. Dass sie sich offenbar jahrelang Gedanken gemacht hatte, bedeutete mir sehr viel. Malias Antwort hatte ihr etwas über die Verletzbarkeit und auch die Widerstandskraft verraten, die unser Leben prägten, und sie hatte begriffen, dass wir mit der ständig drohenden Gefahr leben mussten und die Angst nicht zu nah an uns heranlassen durften. Und sie hatte auch begriffen, dass unserem Mädchen nichts anderes übrigblieb, als jeden Tag wieder auf den Tennisplatz zu gehen und den nächsten Ball zu schlagen.

Jede Herausforderung ist relativ. Mir war klar, dass meine Kinder wesentlich mehr Privilegien und Annehmlichkeiten genossen, als sich die meisten anderen Familien auch nur vorstellen konnten. Unsere Mädchen hatten ein wunderschönes Zuhause, genug zu essen auf dem Tisch und fürsorgliche Erwachsene um sich herum. Im Hinblick auf ihre schulische Ausbildung wurden sie stets ermutigt und bestärkt. Ich tat alles, um

Malia und Sasha in ihrer Entwicklung zu fördern, aber als First Lady war mir auch bewusst, dass ich eine weit größere Verantwortung trug. Ich sah es als meine Aufgabe, mich für Kinder, vor allem Mädchen, einzusetzen. Das lag zum Teil an den Reaktionen, die meine Lebensgeschichte bei vielen Menschen auslöste – viele überraschte es, dass eine Schwarze aus einfachen Verhältnissen eine Elite-Uni absolviert, leitende Tätigkeiten ausgeübt und es sogar ins Weiße Haus geschafft hatte. Mein Lebenslauf war zwar ungewöhnlich, aber es gab keinen Grund, warum er es bleiben musste. Unzählige Male hatte ich als einzige schwarze Frau – gelegentlich sogar als einzige Frau – an einem Konferenztisch gesessen, an einer Vorstandssitzung teilgenommen oder eine Spendengala besucht. Vielleicht war ich bei manchen dieser Gelegenheiten die Erste gewesen, aber ich wollte nicht die Einzige bleiben, sondern dafür sorgen, dass mir andere auf dem Weg folgten. Wie meine Mutter, die jede Form der Prahlerei zutiefst ablehnt und noch heute gern sagt, wenn jemand Craig oder mich für unsere Leistungen überschwänglich lobt: »Sie sind überhaupt keine Ausnahme. Die South Side ist voll von solchen Kindern.« Wir müssen ihnen nur dabei helfen, in neue Räume vorzudringen.

Das Entscheidende an meiner Geschichte waren nicht die oberflächlichen, sichtbaren Erfolge, wie mir klar geworden war, sondern vielmehr die darunter- und dahinterliegenden Stützpfeiler – die vielen Arten, auf die ich immer wieder bestärkt worden war, und die vielen Menschen, die mir geholfen haben, mein Selbstvertrauen aufzubauen. Ich erinnere mich an alle, jeden Einzelnen, der mich jemals vorwärtsgetrieben hat. Sie alle haben ihr Möglichstes getan, um mich gegen die Beleidigungen und Demütigungen zu impfen, die ich unweigerlich auf meinem Weg würde ertragen müssen – denn ich begab mich in eine Umwelt, die in erster Linie von und für Menschen erschaffen wurde, die weder schwarz noch weiblich waren.

Ich dachte an die Klavierstunden bei meiner Großtante Robbie, die mir beigebracht hatte, das Kinn stolz zu heben und mir an einem echten Flügel die Seele aus dem Leib zu spielen, obwohl ich nur an einem Stehklavier mit defekten Tasten hatte üben können. Ich dachte an meinen Vater, der mir gezeigt hatte, wie man boxt und einen Football wirft, und dabei keinen Unterschied zwischen Craig und mir gemacht hatte. Oder an Mr. Martinez und Mr. Bennett, meine Lehrer an der Bryn Mawr, die meine Meinung nie als unwichtig abgetan hatten. Und an meine Mutter, meine stärkste Stütze, deren Wachsamkeit ich es zu verdanken hatte, dass ich mich in der zweiten Klasse nicht in einem trostlosen Klassenraum hatte langweilen müssen. In Princeton hatte mich Czerny Brasuell gefördert und mir neue geistige Nahrung geliefert. Und als Berufsanfängerin hatten mir unter anderem Susan Sher und Valerie Jarrett – mit denen ich heute noch gut befreundet bin und gerne zusammenarbeite – gezeigt, wie man Kind und Karriere erfolgreich vereinbart, und mir immer wieder Türen geöffnet, weil sie an mich glaubten.

Die meisten dieser Menschen kannten sich nicht persönlich und wären sich vermutlich auch nie begegnet; tatsächlich hatte ich einige von ihnen selbst aus den Augen verloren. Aber für mich bildeten sie zusammen ein bedeutungsvolles Fundament. Sie waren meine Förderer und Fürsprecher, mein eigener Gospelchor, der im Hintergrund sang: *Ja, Mädchen, du schaffst das!*

Das habe ich niemals vergessen. Schon als junge Anwältin hatte ich versucht, es ihnen gleichzutun, indem ich jüngere Menschen ermutigte, wissbegierig zu bleiben, oder sie in wichtige Gespräche mit einbezog. Wollte eine Anwaltsgehilfin mit mir über ihre Zukunft sprechen, bat ich sie in mein Büro und erzählte ihr von meinem Lebensweg. Wenn jemand einen Rat suchte oder einen Kontakt brauchte, tat ich alles, was in meiner Macht stand, um ihm oder ihr weiterzuhelfen. In meiner Zeit bei

Public Allies hatte ich die positiven Auswirkungen eines formaleren Mentoring-Programms dann aus nächster Nähe miterleben können. Aus erster Hand wusste ich auch, wie sehr es einem hilft, wenn jemand mit Erfahrung echtes Interesse für deine Fortschritte und Entwicklungen zeigt – und sei es auch nur für zehn Minuten an einem vollgepackten Tag. Das gilt insbesondere für Frauen, Angehörige von Minderheiten und alle anderen Menschen, die von der Gesellschaft schnell mal übersehen werden.

Mit all diesen Gedanken in meinem Kopf startete ich im Weißen Haus ein Mentorenprogramm, indem ich zwanzig Highschool-Schülerinnen aus dem Großraum Washington einlud und ihnen Frauen mit langjähriger Berufserfahrung zur Seite stellte. Bei den monatlichen Treffen unterhielten wir uns zwanglos, unternahmen Exkursionen, gaben Tipps in Sachen Geldangelegenheiten oder Anregungen für die Berufswahl. Diese Treffen fanden hinter verschlossener Tür statt, weil wir den Mädchen jeden Medienrummel ersparen wollten.

Die Mentorinnen bauten eine persönliche Beziehung zu ihren Schützlingen auf und gaben ihnen Einblicke in das eigene Leben. Valerie war eine Mentorin, ebenso Cris Comerford, die erste weibliche Chefköchin im Weißen Haus, sowie Jill Biden und ein paar ältere Mitarbeiterinnen aus Baracks und meinen Büros. Die Mädchen wurden von den Rektoren oder Berufsberatern ihrer Highschools ausgesucht und blieben bis zu ihrem Schulabschluss im Programm. Unter ihnen waren Töchter von Militärangehörigen, Mädchen aus Einwandererfamilien, eine junge Mutter, ein Mädchen aus einem Obdachlosenheim. Sie alle waren aufgeweckte, wissbegierige junge Frauen. Nicht anders als ich. Nicht anders als meine Töchter. Ich durfte beobachten, wie diese Mädchen untereinander Freundschaften schlossen und ein gutes Verhältnis zu den beteiligten Erwachsenen aufbauten. Stundenlang saßen wir im Kreis, futterten Popcorn und tauschten uns

über College-Bewerbungen, Körperbilder oder Jungs aus. Kein Gesprächsthema war tabu. Es wurde viel gelacht. Und meine größte Hoffnung war, dass sie diese positive Erfahrung in ihre Zukunft mitnehmen konnten – die Ungezwungenheit, das Gemeinschaftsgefühl, die Ermutigung, sich Gehör zu verschaffen.

Im Grunde wünschte ich mir für die Mädchen dasselbe wie für Sasha und Malia – dass ihnen die Zeit im Weißen Haus helfen würde, in jeder Umgebung, in jeder Gruppe selbstbewusst aufzutreten und ihre Stimme zu erheben.

Seit mehr als zwei Jahren lebten wir nun schon in der Blase. Und ich suchte ständig nach neuen Wegen, sie auszudehnen. Barack und ich öffneten das Weiße Haus für eine Vielzahl von Menschen, vor allem für Kinder, weil wir hofften, dass sich die Großartigkeit des Hauses einladend anfühlen würde, und auf diese Weise die traditionelle Förmlichkeit durchbrochen werden könnte.



Ich wollte das Weiße Haus zu einem Ort machen, an dem sich alle zu Hause fühlen und Kinder ganz sie selbst sein konnten. Ich hatte die Hoffnung, dass sie ihre eigene Geschichte in unserer gespiegelt finden und dabei vielleicht auch noch Gelegenheit zu einer Runde Seilspringen mit der First Lady haben würden.

© Official White House Photo by Chuck Kennedy

Bei Staatsbesuchen von ausländischen Würdenträgern ließen wir Kinder aus Washingtoner Schulen zu uns kommen, damit sie den Pomp eines offiziellen Empfangs miterleben und von dem Essen kosten konnten, das bei einem Staatsbankett serviert wird. Fand abends ein Konzert bei uns statt, baten wir die Musiker, früher zu kommen und vor ihrem Auftritt einen Workshop für Jugendliche zu leiten. Wir wollten hervorheben, wie wichtig es für junge Menschen war, mit Kunst in Berührung zu kommen, und zeigen, dass es sich dabei nicht etwa um einen fernen Luxus handelt, sondern um einen notwendigen Bestandteil ihrer Erziehung. Ich fand es immer schön, wenn sich Highschool-Kids unter aktuelle Künstler wie John Legend, Justin Timberlake und Alison Krauss sowie Musiklegenden wie Smokey Robinson und Patti LaBelle mischten. Es erinnerte mich an meine eigene Kindheit – an den Jazz im Haus von Grandpa Southside, an die Klavierabende und Operetten-Workshops meiner Großtante Robbie, an die Museumsausflüge mit der ganzen Familie. Ich wusste, welchen wichtigen Beitrag Kunst und Kultur zur Entwicklung eines Kindes leisten. Außerdem hatte ich dann das Gefühl, wirklich zu Hause zu sein. Bei jedem Konzert saßen Barack und ich in der ersten Reihe und wippten mit. Selbst meine Mutter, die sich sonst nicht gern in der Öffentlichkeit zeigte, ließ sich in den Staatsräumen im ersten Stock blicken, sobald man Musik aus ihnen herausdringen hörte.

Und wir erweiterten die Bandbreite der Kulturveranstaltungen um zeitgenössische Tanz- und Spoken-Word-Performances und luden Nachwuchskünstler ein, neue Arbeiten und Projekte vorzustellen. 2009 veranstalteten wir den ersten Poetry-Slam im Weißen Haus und lauschten gebannt, als ein junger Komponist namens Lin-Manuel Miranda einen Track aus einem gerade begonnenen Projekt zum Besten gab, das er folgendermaßen beschrieb: »Ein Konzept-Album über das Leben eines Menschen, der für mich der Inbegriff des Hip-Hop ist …

Finanzminister Alexander Hamilton.«

Ich weiß noch, dass ich ihm hinterher die Hand geschüttelt und gesagt habe: »Hey, viel Erfolg mit dem Hamilton-Ding.«

Glamour, Virtuosität, Zerstörung, Hoffnung – all das erlebten wir manchmal innerhalb eines einzigen Tages. Dazu hatten wir zwei Kinder, die ihr eigenes Leben führen wollten. Ich tat mein Möglichstes, um die Mädchen und mich in das alltägliche Leben zu integrieren. Von Anfang an verfolgte ich ein Ziel – so etwas wie Normalität für mich aufrechtzuerhalten und Mittel und Wege zu finden, um weiter am Alltag der Mädchen teilnehmen zu können. In der Fußball- und Lacrosse-Saison besuchte ich viele Heimspiele von Sashas und Malias Mannschaften. Ich setzte mich auf der Zuschauertribüne neben die anderen Eltern und lehnte zwar jede Bitte um ein gemeinsames Foto höflich ab, nahm mir aber immer Zeit für einen Smalltalk. Nachdem Malia mit dem Tennis angefangen hatte, schaute ich mir ihre Matches aus einem Auto des Secret Service an, das wir unauffällig in der Nähe des Tennisplatzes parkten, weil ich jede Ablenkung vermeiden wollte. Erst nach dem Spiel stieg ich dann aus und nahm Malia in den Arm.

Bei Barack hatten wir die Hoffnung auf ein halbwegs normales Leben oder ein Minimum an Bewegungsfreiheit komplett aufgegeben. Wenn es sich einrichten ließ, besuchte er eine Sportveranstaltung oder ein Schulfest der Mädchen. Für ihn bestand aber kaum die Möglichkeit, sich unter die Leute zu mischen, die Präsenz seiner Personenschützer war nicht gerade etwas, das lange unbemerkt blieb. Tatsächlich ging es genau darum: Eben *nicht* unbemerkt zu bleiben, sondern Präsenz zu zeigen und die deutliche Botschaft in die Welt zu schicken, dass niemand den Präsidenten angreifen konnte. Natürlich war ich froh darüber, dass dem so war. Aber verglichen mit dem Leben anderer Familien kam mir der Aufwand manchmal doch etwas übertrieben vor.

Den gleichen Gedanken hatte wohl auch Malia, als Barack und ich

mit ihr einmal eine Schulveranstaltung von Sasha besuchten. Auf dem Schulhof kamen wir an einer Gruppe von Vorschulkindern vorbei, die gerade Pause hatten und an Klettergerüsten hangelten oder auf dem Spielplatz tobten. Ich bin mir nicht sicher, ob die Kinder die ganz in schwarz gekleideten Scharfschützen vom Secret Service entdeckten, die mit gezückten Sturmgewehren auf dem Dach des Schulgebäudes ihre Posten eingenommen hatten. Malia hatte sie jedenfalls wahrgenommen.

Sie schaute von den Scharfschützen zu den spielenden Kindern, und dann zu ihrem Vater und verdrehte die Augen. »Echt jetzt, Dad?«, sagte sie. »Muss das sein?«

Barack konnte sie nur anlächeln und mit den Schultern zucken. Mit seinem Job waren einfach zu viele Gefahren verbunden, als dass man auch nur eine Sekunde nachlässig sein durfte.

Aus Sicherheitsgründen wagte es keiner von uns jemals, aus dieser Blase herauszutreten. Sie bewegte sich mit jedem von uns mit. Weil wir uns beim Secret Service schon früh dafür eingesetzt hatten, konnten Sasha und Malia an der Bat-Mizwa einer Freundin teilnehmen, Autos für die Schulkasse waschen oder mit Freundinnen in die Shoppingmall gehen. Ihre Agents waren zwar immer dabei, aber zumindest konnten sie sich so frei bewegen wie andere Mädchen in ihrem Alter. Sashas Agents, darunter Beth Celestini und Lawrence Tucker, der von allen nur L. T. genannt wurde, gehörten an der Sidwell Friends bald zum Inventar. In den Pausen baten die Kids L. T., sie auf der Schaukel anzuschubsen. Wurde in den Klassen der Mädchen Geburtstage gefeiert, brachten die Familien zusätzliche Cupcakes für die diensthabenden Agents mit.

Im Lauf der Zeit entwickelte sich zwischen uns und unseren Agents ein freundschaftliches Verhältnis. Preston Fairlamb war damals Leiter meines Trupps, auf ihn folgte später Allen Taylor, der mich schon während des Wahlkampfes beschützt hatte. Draußen waren sie

hyperwachsam und einsilbig, aber hinter den Kulissen oder im Flugzeug wurden sie lockerer, erzählten Geschichten oder machten Witze. »Steingesichtige Softies«, nannte ich sie manchmal im Scherz. Wir verbrachten so viele Stunden miteinander, reisten so viele Meilen zusammen, dass wir echte Freunde wurden. Bei einem Verlust trauerte ich mit ihnen und ich feierte mit ihnen, wenn ihre Kinder einen wichtigen Lebensabschnitt gemeistert hatten. Mir war immer bewusst, wie ernst sie ihre Jobs nahmen und was sie für meine Sicherheit zu opfern bereit waren. Dafür war ich ihnen zutiefst dankbar.



Es war nicht ganz leicht, sich an die ständige Präsenz von Secret-Service-Agenten in unserem Leben zu gewöhnen, doch mit der Zeit sind viele von ihnen zu guten Freunden geworden.

© Official White House Photo by Lawrence Jackson

Wie meine Töchter versuchte auch ich, neben dem öffentlichen Leben ein Privatleben zu führen. Ich fand Mittel und Wege, um möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen, unterstützt durch die Flexibilität des Secret Service. Manchmal konnte ich auf die Eskorte verzichten und fuhr stattdessen in einem unauffälligen Transporter mit, begleitet von ein paar wenigen Agents. Ab und an machte ich sogar Blitzeinkäufe, dann schlich ich in ein Geschäft und verließ es wieder, bevor mich jemand entdecken konnte. Nachdem Bo jedes Hundespielzeug, das unsere Einkäufer mitgebracht hatten, fachmännisch zerlegt hatte, eskortierte ich ihn an einem Vormittag persönlich zum PetSmart in Alexandria. Für einen kurzen Moment genoss ich die herrliche Anonymität, während ich nach einem geeigneten Spielzeug für Bo suchte, der – über den ungewohnten Ausflug mindestens genauso erfreut wie ich – an der Leine neben mir hertrottete.

Bei jedem Ausflug ohne Aufsehen hatte ich das Gefühl, einen kleinen Sieg errungen zu haben. Ich war ein Mensch, der die Dinge gerne selbst in die Hand nahm. Und ich hatte nicht vergessen, wie viel Spaß es machte, Punkte auf einer Einkaufsliste abzuhaken. Etwa ein halbes Jahr nach dem Ausflug zum PetSmart stattete ich, mit Baseballkappe und Sonnenbrille, dem nahe gelegenen Supermarkt einen Blitzbesuch ab. Meine Agents trugen Shorts und Sneaker und verzichteten sogar auf den Knopf im Ohr, um mir und meiner Assistentin Kristin Jones möglichst unauffällig zu folgen. Wir wanderten durch sämtliche Gänge. Ich legte eine Gesichtscreme von Oil of Olaz und Zahnbürsten in den Einkaufswagen. Für Kristin besorgten wir Waschpulver und Trocknertücher und ich fand ein paar Spiele für Sasha und Malia. Außerdem konnte ich seit Jahren zum ersten Mal selbstständig eine Karte aussuchen, die ich Barack zu unserem Hochzeitstag geben würde.

Ich fuhr überglücklich nach Hause. Manchmal waren die kleinen

Ereignisse die größten.

Nach und nach fügte ich meinem Tagesablauf neue Abenteuer hinzu. Gelegentlich traf ich mich mit Freunden in einem Restaurant oder sogar bei ihnen zu Hause. Manchmal ging ich in einen Park oder unternahm einen längeren Spaziergang am Potomac River. Bei diesen Ausflügen gingen die Agents hinter oder vor mir her, blieben aber auf Distanz und verhielten sich unauffällig. In späteren Jahren verließ ich das Weiße Haus auch, um in der Stadt an Sportkursen bei SoulCycle oder Solidcore teilzunehmen, wo ich in letzter Sekunde in den Fitnessraum schlich und zum Ende der Stunde schnell wieder hinaushuschte, um den Betrieb nicht zu stören. Am freisten fühlte ich mich jedoch beim Skifahren, einer Sportart, die ich bis dahin kaum betrieben hatte, die aber bald zur Leidenschaft wurde. Dank der ungewöhnlich schneereichen Winter in unseren ersten beiden Jahren in Washington konnte ich mit den Mädchen und ein paar Freundinnen einige Tagesflüge in das winzige, passenderweise Liberty Mountain genannte Skigebiet in der Nähe von Gettysburg unternehmen. Dort mischten wir uns, getarnt mit Helmen, Schals und Brillen, unauffällig unter die Leute. Auf der Piste war ich an der frischen Luft, bewegte mich und blieb unerkannt – alles auf einmal. Für mich fühlte es sich an wie fliegen.

Sich in das große Gefüge einzuweben war alles – denn nur so konnte ich, umgeben von der dahinsausenden Geschichte, die Michelle Robinson aus der South Side bleiben. Ich webte mein altes Leben in mein neues ein, meine privaten Anliegen in meine öffentliche Arbeit. In Washington fand ich ein paar neue Freundinnen – Mütter von Sashas und Malias Klassenkameradinnen und Frauen, die ich in meiner Funktion als First Lady kennenlernte. Sie interessierten sich nicht für meinen Nachnamen oder meine Wohnadresse, sondern einfach nur für mich als Menschen. Es ist schon merkwürdig, wie schnell man zu

unterscheiden lernt, wer im Notfall für einen da sein würde und wer einen nur benutzen will. Abends redeten Barack und ich beim Essen manchmal mit Sasha und Malia darüber, dass es einige Erwachsene und Kinder am Rand unseres Freundeskreises gab, die ein bisschen zu übereifrig wirkten – »hungrig«, wie wir es nannten.

Mit richtig guten Freundinnen hielt ich seit Jahren engen Kontakt. Ein besonders inniges Verhältnis verband mich immer noch mit der kleinen Gruppe von Frauen, die ich in Chicago bei den samstäglichen Spielverabredungen unserer Kinder kennengelernt hatte, damals in unserer Wickeltaschen-Zeit, als unsere Kinder vergnügt das Essen von ihren Hochstühlen warfen und wir Erwachsenen so müde waren, dass wir am liebsten geheult hätten. Das waren die Freundinnen, die mir immer Kraft gegeben hatten, die Lebensmittel vorbeibrachten, wenn ich keine Zeit zum Einkaufen fand, die meine Mädchen zum Ballettunterricht mitnahmen, wenn ich Arbeit nachzuholen hatte oder einfach nur eine kurze Pause brauchte. Einige von ihnen hatten sich in das nächste Flugzeug gesetzt, um mir bei weniger glamourösen Wahlkampfauftritten beizustehen und mich emotional aufzubauen. Freundschaften zwischen Frauen, da wird mir jede beipflichten, entstehen aus solchen kleinen gegenseitigen Gefälligkeiten.

2011 kam mir eine Idee, wie ich alte und neue Freundinnen zusammenbringen konnte. Alle paar Monate lud ich etwa zwölf meiner besten Freundinnen zu einem Wochenende in Camp David ein, dem von Wald umgebenen Sommerrefugium des Präsidenten in den Bergen von Maryland, etwa sechzig Meilen von Washington entfernt. Die Zusammenkünfte nannte ich bald »Boot Camp«, zum einen weil ich meine Gäste zwang, mehrmals am Tag mit mir Sport zu machen (ich wollte sogar Wein und Snacks verbieten, aber der Vorschlag wurde sofort abgeschmettert), aber in erster Linie weil ich, was Freundschaften angeht, sehr gründlich bin.

Meine Freundinnen geben immer mehr als einhundert Prozent, die meisten von ihnen vereinbaren Familie und Kinder mit verantwortungsvollen Jobs. Für viele war es nicht immer einfach, sich die Zeit für unsere Wochenenden zu nehmen. Aber genau darum ging es. Wir alle waren zu sehr daran gewöhnt, für unsere Kinder, unsere Männer, unsere Arbeit Opfer zu bringen. In den Jahren, in denen ich versucht hatte, Leben und Arbeit in ein Gleichgewicht zu bringen, hatte ich gelernt, dass es ab und zu okay war, die Prioritäten umzukehren und auch mal nur an das eigene Wohl zu denken. Für meine Freundinnen schwenkte ich gerne die Fahne und lieferte ihnen einen Grund, sich vor ihre Kinder, Männer und Kollegen hinzustellen und zu sagen: *Tut mir leid, Leute, aber ich tue das für mich*.

An diesen Wochenenden im Boot Camp konnten wir dann wunderbar abschalten und unsere Batterien wieder aufladen. Wir wohnten in gemütlichen Holzhütten im Wald und fuhren mit Golfwagen oder Fahrrädern herum. Wir spielten Dodgeball, machten Liegestütze oder entspannten beim Yoga. Manchmal lud ich auch ein paar der jüngeren Mitarbeiterinnen aus dem Weißen Haus ein, und es war schon komisch, wenn Susan Sher, mit Ende sechzig, neben meiner Terminkoordinatorin MacKenzie Smith, in ihren Zwanzigern und ehemalige College-Fußballspielerin, im Spinnengang über den Boden krabbelte. Wir aßen nur gesundes Zeug, zubereitet von den Köchen des Weißen Hauses. Wir machten Zirkeltraining unter der Aufsicht von Cornell und milchgesichtigen US-Marines, die uns durch die Bank mit »Ma'am« anredeten. Wir machten viel Sport und redeten, redeten, redeten. Wir tauschten uns über unsere Erfahrungen aus, gaben uns gegenseitig Tipps oder erzählten Anekdoten. Manchmal reichte es auch, einer anderen zu zeigen, dass sie nicht die Einzige war, die zu Hause einen bockigen Teenager und bei der Arbeit einen unausstehlichen Boss sitzen hatte. Oft gaben wir einander Kraft, indem wir einfach nur

zuhörten. Und wenn wir uns nach dem Wochenende verabschiedeten, versprachen wir uns hoch und heilig, so etwas bald wieder zu machen.

Meine Freundinnen gaben mir Kraft, und sie werden es immer tun. Sie bauten mich auf, wenn ich deprimiert oder traurig war oder Barack nur selten zu Gesicht bekam. Sie machten mir Mut, wenn mich die öffentliche Kritik zu sehr unter Druck setzte, wenn in den Medien alles an mir, von der Farbe meines Nagellacks bis hin zu meinem Hüftumfang, auseinandergenommen und diskutiert wurde. Und sie halfen mir, die hohen Wellen zu reiten, die manchmal ohne Vorwarnung über mich hereinbrachen.

Am ersten Sonntag im Mai 2011 ging ich mit zwei Freundinnen in einem Restaurant in der Stadt essen und ließ Sasha und Malia bei Barack und meiner Mutter zu Hause. Am Wochenende war es bei uns recht hektisch zugegangen. Am Sonntagnachmittag war Barack zu etlichen internen Besprechungen gerufen worden, und am Abend zuvor hatte bei uns das White House Correspondents' Dinner stattgefunden, wo Barack in seiner Rede ein paar Seitenhiebe gegen Donald Trumps Tätigkeit bei »Celebrity Apprentice« und seine Birther-Theorien verteilt hatte. Ich hatte Trump von meinem Platz aus zwar nicht gesehen, aber er saß im Publikum. Während Barack sprach, hatten die Kameras auf Trump gezoomt, wie er mit versteinerter Miene vor sich hinkochte.

An Sonntagabenden ging es bei uns in der Regel eher ruhig zu. Die Mädchen waren meist müde, weil sie am Wochenende Sport getrieben oder sich mit Freundinnen getroffen hatten. Und Barack hatte, mit etwas Glück, tagsüber bei einer Runde Golf auf dem Platz der Andrews Air Force Base ein wenig abschalten können.

An jenem Sonntagabend kam ich nach dem Treffen mit meinen Freundinnen gegen 22 Uhr nach Hause und wurde an der Tür wie immer von einem Portier begrüßt. Mir fiel bereits dort auf, dass im Erdgeschoss eine andere Geschäftigkeit als sonst herrschte. Ich wusste

sofort, dass irgendetwas im Gange war. Ich fragte den Portier, ob er wisse, wo sich der Präsident aufhielt.

»Ich glaube, er ist oben, Ma'am«, sagte er, »und bereitet sich auf eine Rede an die Nation vor.«

In diesem Moment wurde mir klar, dass es endlich geschehen war. Ich hatte gewusst, dass es jederzeit losgehen konnte, nur nicht, ob es gut laufen würde. In den beiden Tagen zuvor hatte ich versucht, mich ganz normal zu verhalten, und so getan, als wüsste ich nicht, dass ein überaus gefährliches und wichtiges Ereignis unmittelbar bevorstand. Nachdem ranghohe Geheimdienstler monatelang beraten hatten, nachdem wochenlang akribische Vorbereitungen getroffen worden waren, nachdem man alle Risiken abgeschätzt und eine letzte wohlüberlegte Entscheidung getroffen hatte, hatte eine Eliteeinheit der US-Navy-SEALs, Tausende Meilen vom Weißen Haus entfernt, im Schutz der Dunkelheit ein mysteriöses Haus im pakistanischen Abbottabad gestürmt und ihn aufgespürt: Osama bin Laden.

Barack kam gerade aus unserem Schlafzimmer, als ich durch den Flur ging. Er trug Anzug und rote Krawatte und schien vollgepumpt mit Adrenalin. Seit Monaten hatte der Druck der Entscheidung auf ihm gelastet.

»Wir haben ihn«, sagte er. »Und niemand wurde verletzt.«

Wir umarmten uns. Osama bin Laden war tot. Kein Amerikaner hatte sein Leben verloren. Barack war ein enormes Risiko eingegangen – das ihn seine Präsidentschaft hätte kosten können –, und es war gut ausgegangen.

Die Nachricht ging bereits um die Welt. Menschen verstopften die Straßen vor dem Weißen Haus, sie strömten aus Restaurants, Hotels, Wohnhäusern und stießen Jubelrufe aus. Das Geräusch schwoll zu einer solchen Lautstärke an, dass Malia in ihrem Zimmer geweckt wurde, obwohl das Panzerglas in den Fenstern eigentlich alles hätte draußen

halten sollen.

Aber in dieser Nacht gab es kein Draußen oder Drinnen. In allen Städten des Landes waren die Menschen auf die Straßen gelaufen, angetrieben von dem Wunsch, sich zusammenzufinden, vereint nicht nur im Patriotismus, sondern im gemeinsamen Schmerz, den die Ereignisse vom 11. September und die Jahre der Angst vor einer neuen Attacke in uns allen ausgelöst hatten. Ich dachte an die vielen Militärstützpunkte, die ich besucht hatte, an all die Soldaten, die gegen ihre Verletzungen ankämpften, an die vielen Menschen, die ihre Angehörigen zum Schutz unseres Landes in weit entfernte Länder geschickt hatten, an die Tausende von Kindern, die an jenem schrecklichen, traurigen Tag ein Elternteil verloren hatten. Ihre Verluste ließen sich nicht wiedergutmachen, das wusste ich. Das Leben eines Menschen kann nicht durch den Tod eines anderen ersetzt werden. Ich bin mir nicht sicher, ob der Tod eines Menschen jemals ein Grund zum Feiern sein sollte. Aber was Amerika in jener Nacht bekam, war ein Moment der Erlösung, eine Chance, die eigene Widerstandskraft zu spüren.

# 23

Die Zeit ging in Schleifen und Sprüngen dahin, es schien fast unmöglich, sie zu messen oder ihr zu folgen. Jeder Tag war zum Bersten vollgepackt. Jede Woche, jeder Monat, jedes Jahr, das wir im Weißen Haus verbrachten, war vollgepackt. Am Freitag musste ich mir oft große Mühe geben, mich zu erinnern, was am Montag oder Dienstag passiert war. Manchmal saß ich beim Abendessen und wusste nicht mehr, wo und mit wem ich zu Mittag gegessen hatte. Auch jetzt fällt es mir noch schwer, das alles zu verarbeiten. Das Tempo war einfach zu hoch, die Zeit zur Besinnung viel zu begrenzt. Manchmal fanden an einem einzelnen Nachmittag zwei, drei offizielle Anlässe, diverse Besprechungen und dann noch ein Fototermin statt. Es kam vor, dass ich an einem Tag gleich mehrere Bundesstaaten bereiste, vor zwölftausend Menschen sprach oder mit vierhundert Kindern auf dem South Lawn Hampelmänner turnte, um mich anschließend in Abendgarderobe auf einem Empfang einzufinden. Die wenigen freien Tage, an denen es keine offiziellen Termine gab, nutzte ich dazu, mich Sasha und Malia und ihrem Leben zu widmen, bevor es dann gleich wieder weiterging: weiter mit Frisur, Make-up, Garderobe. Zurück ins öffentliche Auge des Sturms.

Je näher wir dem Jahr 2012 und Baracks Wiederwahl kamen, desto mehr hatte ich das Gefühl, nicht nachlassen zu dürfen, nicht nachlassen zu können. Ich war immer noch dabei, mir Gunst und Anerkennung zu verdienen. Oft musste ich daran denken, was ich wem schuldete. Ich trug Geschichte in mir, aber es war nicht die früherer

Präsidenten oder First Ladys. Mit dem Leben von John Quincy Adams, dem sechsten Präsidenten der USA, hatte ich mich nie so sehr identifizieren können wie mit dem Leben der Frauenrechtlerin Sojourner Truth, Woodrow Wilson hatte mich nie so berührt wie Harriet Tubman. Die Kämpfe von Rosa Parks und Coretta Scott King waren mir viel vertrauter als die von Eleanor Roosevelt oder Mamie Eisenhower. Ich trug ihre Lebensgeschichten stets im Gepäck, genau wie die meiner Mutter und meiner Großmütter. Keine dieser Frauen hätte sich jemals ein Leben ausmalen können, wie ich es jetzt führte, aber sie hatten doch darauf vertraut, mit ihrer Beharrlichkeit irgendwann einmal etwas Besseres für Menschen wie mich zu erreichen. Ich wollte mich der Welt auf eine Weise zeigen, mit der ich ihnen und dem, was sie waren, Anerkennung zollte.

Das war der Druck, den ich mir selbst auferlegte, ein unermüdliches Bedürfnis, bloß nichts zu vermasseln. Obwohl ich als beliebte First Lady galt, ging mir die Kritik von Leuten, die mir aufgrund meiner Hautfarbe bestimmte Dinge unterstellten, doch sehr nach. Deshalb probte ich meine Reden auch immer und immer wieder, mit Hilfe eines Teleprompters, der in meinem Büro in der Ecke stand. Ich drängte darauf, dass meine Planungs- und Vorbereitungsteams alles in ihrer Macht Stehende taten, damit unsere Veranstaltungen reibungslos und pünktlich über die Bühne gingen. Und ich drängte noch viel mehr darauf, dass meine politischen Berater die Reichweite von Let's Move! und Joining Forces immer weiter vergrößerten. Ich war ganz darauf konzentriert, keine der Möglichkeiten auszulassen, die sich mir jetzt boten, aber manchmal musste ich doch aufpassen, das Atmen nicht zu vergessen.

Barack und ich wussten beide, dass die Wahlkampfmonate, die vor uns lagen, wieder viele zusätzliche Reisen, zusätzliche Strategieplanungen und zusätzliche Sorgen bedeuten würden. Es war

ganz und gar unmöglich, sich keine Sorgen wegen der Wiederwahl zu machen. Die Kosten waren gewaltig. (Am Ende sollten Barack und Mitt Romney, der ehemalige Gouverneur von Massachusetts, den die Republikaner schließlich als Kandidaten aufstellten, jeder mehr als eine Milliarde Dollar aufgebracht haben, um ihre jeweilige Kampagne am Laufen zu halten.) Und die Verantwortung war es nicht minder. Diese Wahl würde alles entscheiden, vom Schicksal des neuen Gesundheitsgesetzes bis hin zu der Frage, ob sich die USA an den weltweiten Bemühungen im Kampf gegen den Klimawandel beteiligen würden. Jeder, der im Weißen Haus arbeitete, war gezwungen, vorläufig in diesem Schwebezustand zu verharren und nicht zu wissen, ob uns noch eine zweite Amtszeit vergönnt sein würde. Ich gab mir alle Mühe, nicht auch nur ein bisschen an die Möglichkeit zu denken, dass Barack die Wahl verlieren könnte, und trotzdem war es da: ein Körnchen Angst, das wir beide heimlich in uns trugen und beide nicht auszusprechen wagten.

Vor allem der Sommer 2011 setzte Barack extrem zu. Eine Gruppe uneinsichtiger republikanischer Kongressabgeordneter weigerte sich, die Ausgabe neuer Staatsanleihen zu genehmigen – eigentlich eine Art Routinevorgang, den man als Erhöhung der Schuldenobergrenze kennt –, wenn er nicht mehreren schmerzhaften finanziellen Einschnitten bei Regierungsprogrammen wie der Sozial- und der Krankenversicherung sowie der Gesundheitsfürsorge zustimmen würde, was Barack wiederum ablehnte, weil solche Einsparungen nur den Leuten geschadet hätten, die es ohnehin schon besonders schwer hatten. Gleichzeitig verzeichneten die monatlich vom zuständigen Ministerium veröffentlichten Arbeitsmarktberichte einen zwar stetigen, aber doch schleppenden Anstieg der Beschäftigungsrate und legten damit nahe, dass das Land sich längst nicht so schnell von der Finanzkrise 2008 erholte, wie es sollte. Viele machten Barack dafür verantwortlich. Im

Zuge der allgemeinen Erleichterung nach dem Tod von Osama bin Laden waren seine Umfragewerte auf ein Zwei-Jahres-Hoch gestiegen; jetzt, nur wenige Monate später, sackten sie infolge der Streitigkeiten um die Schuldenobergrenze und der Angst vor einer neuen Konjunkturflaute auf ihren bisherigen Tiefststand.

Während dieser Aufruhr seinen Lauf nahm, flog ich zu einem seit Monaten geplanten Freundschaftsbesuch nach Südafrika. Das Schuljahr war gerade zu Ende gegangen, sodass Sasha und Malia mich begleiten konnten, zusammen mit meiner Mutter und Craigs Kindern Leslie und Avery, die inzwischen im Teenageralter waren. Ich sollte die Eröffnungsrede bei einer von den USA geförderten Leadership-Konferenz für engagierte junge Frauen vom gesamten afrikanischen Kontinent halten, aber wir hatten auch etliche öffentliche Veranstaltungen zu Gesundheit und Bildung sowie Besuche bei einflussreichen Größen vor Ort und amerikanischen Botschaftsmitarbeitern geplant. Den Abschluss sollte ein kurzer Abstecher nach Botswana bilden, wo wir den dortigen Präsidenten treffen und eine örtliche HIV-Klinik besuchen würden, um uns dann vor der Rückreise noch eine kleine Fotosafari zu gönnen.

Wir brauchten alle nicht lange, um uns von der Energie Südafrikas mitreißen zu lassen. In Johannesburg besichtigten wir das Apartheid-Museum und besuchten ein Gemeindezentrum in einem der schwarzen Townships im Norden der Stadt, wo wir mit den Kindern tanzten und ihnen vorlasen. In einem Fußballstadion in Kapstadt trafen wir auf Community Organizer und Gesundheitsarbeiter, die die Sportangebote für Jugendliche dafür nutzten, die Kinder über HIV und AIDS aufzuklären, und wir durften Erzbischof Desmond Tutu kennenlernen, den legendären Theologen und Aktivisten, der maßgeblich an der Abschaffung der Apartheid in Südafrika beteiligt war. Tutu war damals neunundsiebzig, ein Mann mit einem gewaltigen Brustkorb, strahlenden

Augen und einem unbändigen Lachen. Als er hörte, dass ich ins Stadion gekommen war, um für körperliche Fitness zu werben, ließ er es sich nicht nehmen, vor einer johlenden Meute Kinder mit mir zusammen Liegestützen zu machen.

Während dieser wenigen Tage in Südafrika glaubte ich zu schweben. Der Besuch unterschied sich grundlegend von meiner Reise nach Kenia 1991, als ich mit Barack in den *matatus* herumgeholpert war und wir Aumas liegengebliebenen VW die staubige Straße entlanggeschoben hatten. Mein Hochgefühl mochte zu etwa einem Drittel dem Jetlag geschuldet sein, zu zwei Dritteln aber bestand es aus etwas Umfassenderem, Erhebenderem. Es war, als wären wir mitten in die größeren Strömungen von Kultur und Geschichte hineingetreten und uns plötzlich darüber bewusst geworden, wie vergleichsweise klein wir selbst im Angesicht der Zeiten waren. Als ich in die Gesichter der sechsundsiebzig jungen Frauen blickte, die für die Teilnahme an der Leadership-Konferenz ausgewählt worden waren, weil sie in ihrem jeweiligen Umfeld bedeutsame Arbeit leisteten, musste ich mit den Tränen kämpfen. Sie gaben mir Hoffnung. Sie sorgten dafür, dass ich mich im besten Sinne alt fühlte. Zu diesem Zeitpunkt waren ganze sechzig Prozent der afrikanischen Bevölkerung unter fünfundzwanzig Jahre alt. Diese Frauen waren alle noch keine dreißig, manche sogar erst sechzehn, und sie bauten bereits gemeinnützige Organisationen auf, bildeten andere Frauen zu Unternehmerinnen aus und riskierten Gefängnisstrafen, weil sie über Korruption in der Regierung berichteten. Und jetzt wurden sie alle miteinander vernetzt, fortgebildet und ermutigt. Ich hoffte, dass ihre Stärke dadurch nur noch wachsen würde.

Der unwirklichste Moment allerdings kam gleich zu Anfang, am zweiten Tag unseres Aufenthalts. Ich hatte mit meiner Familie gerade den Hauptsitz der Nelson Mandela Foundation in Johannesburg besucht und dort Graça Machel, die bekannte Menschenrechtsaktivistin

und Ehefrau von Nelson Mandela, getroffen, als uns plötzlich die Nachricht erreichte, Mandela würde sich freuen, uns in seinem Haus ganz in der Nähe persönlich willkommen zu heißen.

Wir fuhren sofort los, selbstverständlich. Nelson Mandela war damals zweiundneunzig. Anfang des Jahres war er mit Lungenproblemen im Krankenhaus behandelt worden. Man sagte mir, er empfange nur noch selten Besuch. Barack hatte ihn vor sechs Jahren, noch als Senator, bei dessen Besuch in Washington kennengelernt. Seither hing in seinem Büro ein gerahmtes Foto dieser Begegnung. Auch meine Kinder – Sasha war zehn und Malia fast dreizehn – begriffen, was das für ein großes Ereignis war. Selbst meine ewig unerschütterliche Mom wirkte ein wenig überwältigt.

Es gab keinen Menschen, der einen bedeutenderen Einfluss auf die Welt gehabt hätte als Nelson Mandela, zumindest nicht nach meinen Maßstäben. Er war noch jung gewesen, als er in den Vierzigerjahren dem African National Congress beitrat und der rein weißen südafrikanischen Regierung mit ihrer fest verwurzelten, rassistischen Politik mutig den Kampf angesagt hatte. Er war vierundvierzig, als man ihm Handschellen anlegte und ihn wegen seiner politischen Aktivitäten ins Gefängnis steckte, und einundsiebzig, als er 1990 schließlich wieder entlassen wurde. Nach siebenundzwanzig entbehrungsreichen, isolierten Jahren in Haft und obwohl so viele seiner Freunde unter dem Apartheid-Regime gefoltert und getötet worden waren, gelang es Mandela, mit der Regierung zu verhandeln – anstatt sie zu bekämpfen – und so in Südafrika einen wundersam friedlichen Übergang zur wahren Demokratie auszuhandeln und schließlich sogar der erste Präsident des Landes zu werden.

Mandela bewohnte ein mediterran anmutendes Haus hinter dottergelben Betonmauern in einer üppig begrünten Vorortstraße. Graça Machel führte uns durch einen von Bäumen beschatteten Hof ins

Haus, wo ihr Mann in einem geräumigen, sonnenhellen Zimmer im Sessel saß. Er hatte spärliches, schneeweißes Haar und trug ein braunes Batik-Hemd. Man hatte ihm eine weiße Decke über die Beine gebreitet. Um ihn herum standen mehrere Generationen seiner Verwandtschaft, die uns alle begeistert empfingen. Das helle Zimmer, die redselige Familie und das verschmitzte Lächeln des Patriarchen – irgendwie erinnerte mich das alles an das Haus von Southside. Bis dahin hatte mich die Aussicht auf den Besuch noch nervös gemacht, jetzt konnte ich mich entspannen.

Ehrlich gesagt bin ich mir gar nicht sicher, ob der Patriarch so genau verstanden hat, wer wir waren und warum wir ihn besuchen kamen. Er war bereits sehr alt, seine Konzentration schien immer wieder abzuschweifen, er hörte nicht mehr ganz so gut. »Das ist *Michelle Obama*!«, sagte Graça Machel dicht an seinem Ohr. »Die Frau des amerikanischen Präsidenten!«

»Ach, reizend«, murmelte Nelson Mandela. »Reizend.«



Die Begegnung mit Nelson Mandela verhalf mir zu der Erkenntnis, die ich nach den ersten zwei Jahren unseres Weges im Weißen Haus dringend brauchte: Echte Veränderungen vollziehen sich langsam, sie brauchen keine Monate oder Jahre, sondern Jahrzehnte oder auch ein ganzes Leben.

© Official White House Photo by Samantha Appleton

Er musterte mich mit echtem Interesse, obwohl es im Grunde gleichgültig schien, wer ich war. Ganz offensichtlich begegnete er jedem Menschen, der seinen Weg kreuzte, mit der gleichen Herzlichkeit. Meine Begegnung mit Mandela war ebenso still wie ergreifend – vielleicht sogar umso ergreifender, weil sie so still war. Sein Lebensvorrat an Worten hatte sich bereits weitgehend erschöpft, in Reden und Briefen, in Büchern und Protestparolen, die sich nicht nur in seiner eigenen Geschichte, sondern in der Geschichte der ganzen Menschheit tief eingegraben hatten. Das alles spürte ich in dem kurzen Moment, den ich mit ihm teilte – die Würde und den Geist, mit denen er die Gleichheit an einen Ort gebracht hatte, an dem es vorher nichts davon gegeben hatte.

Auch fünf Tage später, als wir in die USA zurückflogen, Afrika nach Nordwesten hin überquerten und eine lange, dunkle Nacht über dem Atlantik verbrachten, dachte ich noch an Mandela. Sasha und Malia lagen zugedeckt neben Craigs Kindern, meine Mutter döste auf ihrem Platz in der Nähe. Weiter hinten im Flugzeug schauten das Team und die Secret-Service-Agenten Filme oder holten etwas Schlaf nach.




Ein Moment der Ruhe: Die Mädchen entspannt im Bright Star, wie der Funkname des Flugzeugs der First Lady lautete.

© Official White House Photo by Samantha Appleton

Die Triebwerke brummten. Ich fühlte mich allein und doch nicht allein. Wir waren auf dem Weg nach Hause – in diese fremd-vertraute Stadt namens Washington mit ihrem weißen Marmor und ihren widerstreitenden Ideologien, mit allem, was noch erkämpft und erreicht werden musste. Ich dachte an die jungen Afrikanerinnen, die ich bei der Leadership-Konferenz kennengelernt hatte und die alle jetzt wieder auf dem Heimweg in ihr ganz eigenes Umfeld waren, um ihre Arbeit fortzuführen und jeden Aufruhr durchzustehen, dem sie sich stellen mussten.

Mandela war für seine Überzeugungen ins Gefängnis gegangen. Er hatte seine Kinder nicht aufwachsen sehen und auch viele seiner Enkel nicht. Alles ohne Verbitterung. Alles in dem festen Glauben daran, dass das Gute in seinem Land sich irgendwann durchsetzen würde. Um das zu erleben, hatte er gearbeitet und abgewartet, duldsam und ohne den Mut zu verlieren.

Ich flog erfüllt von diesem Geist nach Hause zurück. Das Leben lehrte mich, dass sich Fortschritt und Veränderung nur langsam vollziehen. Nicht in zwei Jahren, nicht in vier Jahren, ja, nicht einmal in einem ganzen Leben. Wir waren im Begriff, die Samen für Veränderungen zu legen, deren Früchte wir womöglich niemals sehen würden. Wir mussten Geduld haben.

Im Lauf des Herbstes 2011 brachte Barack drei Gesetzesvorlagen ein, die Tausenden Amerikanern zu Arbeit verhelfen sollten, unter anderem, indem Regierungsgelder freigegeben würden, um zusätzliche Lehrer und Ersthelfer einzustellen. Und alle drei wurden so vehement von den Republikanern blockiert, dass noch nicht einmal eine Abstimmung zustande kam.

»Für uns ist vor allem wichtig, eines zu erreichen«, hatte Mitch McConnell, der Oppositionsführer im Senat, ein Jahr zuvor einem

Reporter gegenüber geäußert, als er die Ziele seiner Partei erläutern sollte, »dass Präsident Obama keine zweite Amtszeit mehr bekommt.« So einfach war das. Den Republikanern im Kongress ging es vor allem anderen darum, Barack scheitern zu sehen. Offensichtlich stand das Regieren des Landes für sie nicht an erster Stelle, genauso wenig wie die Überlegung, dass die Menschen Arbeit brauchten. Die eigene Macht war ihnen das Wichtigste.

Ich fand das demoralisierend, unerhört, manchmal auch niederschmetternd. Sicher, auch das war Politik, aber in ihrer abstoßendsten, zynischsten Gestalt, scheinbar losgelöst von jedem übergeordneten Sinn. Ich erlaubte mir die Gefühle, die Barack sich vermutlich nicht leisten konnte. Er blieb, weitgehend unverzagt, engagiert bei seiner Arbeit, ritt die Buckel und Dellen aus, machte Kompromisse, wo es nur ging, und hielt an dem pragmatischen »Irgendwer muss es ja machen«-Optimismus fest, der immer schon sein Credo gewesen war. Seit fünfzehn Jahren war er jetzt in der Politik. Ich sah ihn immer noch als einen alten Kupferkessel – vom Feuer verwittert, verbeult, aber weiterhin glänzend.

Die Wahlkampftouren, zu denen Barack und ich ab Herbst 2011 wieder aufbrachen, erwiesen sich als Segen. Sie brachten uns weg aus Washington und führten uns erneut an Orte im ganzen Land, in Städte wie Richmond oder Reno, wo wir unseren Anhängern die Hand drücken, sie umarmen und uns ihre Ideen und Sorgen anhören konnten. Es war die Chance, wieder die Energie der Basis, die Grassroots-Energie zu spüren, die für Baracks demokratische Vision immer schon so zentral gewesen war, und uns daran zu erinnern, dass die amerikanische Bevölkerung größtenteils sehr viel weniger zynisch ist als ihre gewählten Regierungsvertreter. Wir mussten sie einfach nur dazu bringen, auch wirklich wählen zu gehen. Es hatte mich sehr enttäuscht, dass Millionen von Menschen bei den Midterm Elections 2010 einfach

daheimgeblieben waren und Barack damit im Endeffekt ein gespaltenes Parlament beschert hatten, das es kaum mehr fertigbrachte, ein Gesetz zu verabschieden.

Trotz aller Herausforderungen gab es aber auch genügend Anlass zur Hoffnung. Ende 2011 hatten die letzten amerikanischen Soldaten den Irak verlassen; in Afghanistan hatte ein allmählicher Abzug der Truppen begonnen. Wichtige Einzelregelungen des Affordable Care Act waren in Kraft getreten, sodass junge Erwachsene länger über ihre Eltern versichert bleiben konnten und Firmen davon abgehalten wurden, den lebenslangen Versicherungsschutz von Patienten zu beschränken. Das alles waren Schritte nach vorn, rief ich mir immer wieder in Erinnerung, die uns auch auf dem größeren Pfad weiterbringen würden.

Obwohl eine komplette Partei sich verschworen hatte, Barack zu Fall zu bringen, blieb uns wieder einmal keine andere Wahl, als zuversichtlich zu bleiben und weiterzumachen. Es war wie damals, als Malia in der Schule von dieser Mutter gefragt wurde, ob sie beim Tennis-Training nicht um ihr Leben fürchte. Was kann man anderes tun, als wieder auf den Platz gehen und den nächsten Ball schlagen?

Und so arbeiteten wir. Beide. Ich stürzte mich wieder in meine Initiativen. Mit Let's Move! erzielten wir nach wie vor gute Ergebnisse. Mein Team und ich überzeugten Darden Restaurants, den Mutterkonzern hinter Ketten wie Olive Garden und Red Lobster, Veränderungen in ihrem Speisenangebot und in der Zubereitung vorzunehmen. Sie verpflichteten sich, ihre Speisekarten umzugestalten, die Kalorienzahl und den Natriumgehalt zu reduzieren und künftig eine gesündere Auswahl an Kindergerichten anzubieten. Wir hatten an die Führungsetage des Unternehmens appelliert – an ihr Gewissen ebenso wie an die Gewinnmargen – und sie überzeugen können, dass die Essenskultur in Amerika im Umbruch und es wirtschaftlich äußerst

sinnvoll sei, bei dieser Entwicklung voranzuschreiten. Darden servierte jährlich vierhundert Millionen Mahlzeiten im ganzen Land. Bei dieser Größenordnung konnten schon kleinste Veränderungen große Auswirkungen haben – beispielsweise die Fotos von kühlen, geeisten Limonadengläsern von der Kinder-Speisekarte verschwinden zu lassen.

Die Macht einer First Lady ist ein kurioses Etwas – so weich und undefiniert wie die Rolle selbst. Ich besaß keine Staatsgewalt. Ich befehligte keine Truppen und war auch nicht mit offizieller Diplomatie befasst. Traditionell wurde von mir erwartet, für eine Art sanftes Licht zu sorgen, dem Präsidenten mit meiner Hingabe zu schmeicheln und dem Land vor allem dadurch, dass ich mich nicht auflehnte. Nach und nach erkannte ich aber, dass so ein Licht durchaus einiges an Kraft besaß, wenn man es mit Bedacht einsetzte. Ich besaß allein schon dadurch Einfluss, dass ich selbst ein Kuriosum war: eine schwarze First Lady, eine berufstätige Frau und Mutter relativ kleiner Kinder. Die Menschen wollten ganz genau über meine Kleider, meine Schuhe und meine Frisuren Bescheid wissen, aber sie mussten mich auch im Kontext sehen, verstehen, warum ich an einem bestimmten Ort war. Langsam lernte ich, meine Botschaft mit meinem Bild zu verknüpfen, und so gelang es mir, den amerikanischen Blick ein wenig zu lenken. Ich konnte mir ein spannendes Outfit anziehen, einen Witz machen und nebenbei über den Natriumgehalt von Mahlzeiten für Kinder sprechen, ohne dass das todlangweilig wurde. Ich konnte einer Firma, die sich aktiv darum bemühte, ehemalige Militärangehörige einzustellen, öffentlich Beifall spenden oder auch im Namen von Let's Move! spontan an einem live im Fernsehen übertragenen Liegestütz-Wettstreit mit Ellen DeGeneres teilnehmen (und ihn auch noch gewinnen und mir damit das Recht auf ewige Schadenfreude sichern!).

Ich war ein Kind des Mainstreams, das hatte seine Vorteile. Barack bezeichnete mich oft als »Joe Public«, den absoluten

Durchschnittsbürger, und fragte mich nach meiner Meinung zu Wahlkampf-Slogans oder -Strategien, weil er wusste, dass ich mich mit großer Freude auf dem Laufenden hielt, was die Popkultur betraf. Obwohl ich exklusive Einrichtungen wie Princeton und Sidley & Austin durchlaufen hatte und obwohl ich inzwischen hin und wieder Diamantschmuck und ein Ballkleid trug, las ich doch immer noch die Zeitschrift People und war von meiner Liebe zu guten Sitcoms einfach nicht abzubringen. Ich schaute sehr viel öfter die Talkshows von Oprah oder Ellen als »Meet the Press« oder »Face the Nation«, und bis heute unterhält mich nichts so gut wie der Triumph der Ordnungsliebe in einer gelungenen Einrichtungsshow.

Damit will ich im Grunde nur sagen, dass ich Möglichkeiten sah, mit der Bevölkerung in Kontakt zu bleiben, die Barack und seine Berater im West Wing nicht voll ausschöpften, zumindest anfangs nicht. Anstatt großen Zeitungen oder Nachrichtensendern Interviews zu geben, setzte ich mich mit einflussreichen »Mommy-Bloggern« zusammen, die ein riesiges und aufgewecktes weibliches Publikum erreichten. Und während ich das enge Verhältnis meiner jüngeren Mitarbeiterinnen zu ihrem Handy beobachtete, während ich zusah, wie Malia und Sasha über Social Media Neuigkeiten abriefen und sich mit ihren Highschool-Freunden austauschten, wurde mir klar, dass es auch da noch Möglichkeiten gab, die angezapft werden konnten. Meinen ersten Tweet formulierte ich im Herbst 2011, um für Joining Forces zu werben, und sah ihm dann dabei zu, wie er durch diesen seltsamen, grenzenlosen Äther zischte, in dem die Menschheit mehr und mehr Zeit verbringt.

Es war eine Offenbarung. Eine echte Offenbarung. Ich stellte fest, wie stark ich mit meiner weichen Macht tatsächlich sein konnte.

Wenn Journalisten und Fernsehteams mich schon unbedingt begleiten wollten, dann beschloss ich, sie auch an spannende Orte zu führen. Sie konnten mir und Jill Biden beispielsweise gern dabei

zusehen, wie wir in einem unscheinbaren Reihenhaus im Nordwesten Washingtons eine Wand strichen. Zwei Damen mit Malerrollen waren an und für sich nicht weiter interessant, konnten aber gut als Köder dienen.

Denn jetzt standen sie alle vor dem Haus von Sergeant Johnny Agbi, der fünfundzwanzig Jahre alt und als Sanitäter in Afghanistan im Einsatz gewesen war, als er beim Abschuss seines Transporthubschraubers eine zertrümmerte Wirbelsäule und einen Hirnschaden davontrug und eine lange Reha-Behandlung im Walter Reed Hospital über sich ergehen lassen musste. Das ganze Erdgeschoss des Hauses musste für seinen Rollstuhl umgerüstet werden – breitere Türen, eine tiefere Spüle in der Küche –, was durch den konzertierten Einsatz einer gemeinnützigen Organisation namens Rebuilding Together und dem Konzern, dem die Einrichtungsketten Sears und Kmart gehörten, ermöglicht worden war. Es war das tausendste Haus, das sie auf diese Weise für einen bedürftigen Kriegsveteranen umbauen ließen. Die Kameras hielten alles fest – den Soldaten, das Haus, die Freude und Energie, die alle investierten. Und die Journalisten interviewten nicht nur Jill und mich, sondern auch Sergeant Agbi und die Menschen, die die eigentliche Arbeit geleistet hatten. Aus meiner Sicht musste es genauso sein. Dorthin gehörte der Blick.

Am Tag der Wahl, dem 6. November 2012, wurde ich von stummen Befürchtungen begleitet. Barack, die Mädchen und ich waren wieder in Chicago, in unserem Haus an der Greenwood Avenue, und mussten die Qualen des Wartens darauf ertragen, ob eine ganze Nation uns akzeptieren oder ablehnen würde. Für mich war diese Wahl so aufgeladen wie keine andere, die wir je durchlebt hatten. Es kam mir vor, als würde nicht nur über Baracks politische Leistung und den Zustand des Landes abgestimmt, sondern auch über seinen Charakter,

über unsere Präsenz im Weißen Haus. Unsere Töchter hatten sich eine starke Gemeinschaft geschaffen und ein Gefühl von Normalität, das ich nicht schon wieder erschüttern wollte. Ich hatte so viel investiert, mehr als vier Jahre unseres Familienlebens, dass es praktisch unmöglich war, das Ganze nicht wenigstens ein bisschen persönlich zu nehmen.

Der Wahlkampf hatte uns erschöpft, sogar noch mehr, als ich erwartet hatte. Neben der Arbeit an meinen Initiativen und Dingen wie Elternsprechtagen und der Hausaufgabenbetreuung für meine Töchter war ich im Schnitt in drei Städten täglich bei Wahlkampfveranstaltungen aufgetreten, an mindestens drei Tagen pro Woche. Baracks Arbeitstempo war noch deutlich aufreibender. Die Umfragen räumten ihm weiterhin nur einen knappen Vorsprung vor Mitt Romney ein. Und zu allem Überfluss hatte er auch noch die erste Fernsehdebatte im Oktober vermasselt und damit eine Welle der Torschlusspanik bei Parteispendern und Beratern ausgelöst. Wir sahen die Erschöpfung in den Gesichtern unserer unermüdlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Obwohl sie sich Mühe gaben, es sich nicht anmerken zu lassen, waren sie doch sichtlich verunsichert von der Aussicht, dass Barack womöglich gezwungen sein könnte, das Amt in ein paar Monaten wieder aufzugeben.

Barack selbst blieb die ganze Zeit gelassen, auch wenn ich ihm ansah, wie der Druck ihm zusetzte. In den letzten Wochen sah er ein wenig blass aus, war noch dünner als sonst und kaute mit ungewohnter Inbrunst seine Nikotinkaugummis. Als Ehefrau beobachtete ich mit Sorge, wie er versuchte, alles zu schaffen – die Bedenkenträger zu beruhigen, den Wahlkampf abzuschließen und gleichzeitig noch das Land zu regieren, was auch die Reaktion auf einen Terroranschlag auf das amerikanische Konsulat im libyschen Bengasi einschloss und die Organisation umfassender staatlicher Hilfeleistungen nach dem Hurrikan Sandy, der eine knappe Woche vor den Wahlen die Ostküste

verwüstet hatte.

Als die Wahllokale im Osten an diesem Abend allmählich schlossen, ging ich ins oberste Stockwerk unseres Hauses hinauf, wo wir ein komplettes Haar-und-Make-up-Studio eingerichtet hatten, das uns auf den öffentlichen Teil des Abends vorbereiten sollte. Meredith hatte für mich, meine Mutter und die Mädchen Kleider gebügelt und bereitgelegt. Johnny und Carl kümmerten sich um meine Haare und mein Make-up. Barack war wie immer an Wahltagen am Nachmittag zum Basketballspielen gegangen und hatte sich danach in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, um letzte Hand an seine Rede zu legen.

Wir hatten oben einen Fernseher, den ich aber ganz bewusst ausgeschaltet ließ. Wenn es Neuigkeiten gab, gute oder schlechte, dann wollte ich sie direkt von Barack oder Melissa hören oder von sonst jemandem, der mir nahestand. Das Gerede der Nachrichtensprecher mit ihren interaktiven Wahlkarten war einfach zu viel für meine Nerven. Ich wollte keine Einzelheiten: Ich wollte nur wissen, was ich empfinden musste.

Hier im Osten war es bereits nach acht, es mussten also schon erste Ergebnisse vorliegen. Ich griff zu meinem BlackBerry und schrieb Mails an Valerie, Melissa und Tina Tchen, die seit 2011 meine neue Stabschefin war, um zu hören, ob sie schon etwas wussten.

Ich wartete eine Viertelstunde, dann eine halbe, aber niemand antwortete. Es schien mir seltsam still im Zimmer. Meine Mutter saß unten in der Küche und las eine Zeitschrift. Meredith war schon dabei, die Mädchen für den Abend fertig zu machen. Johnny bearbeitete meine Haare mit dem Glätteisen. Fing ich jetzt an zu spinnen, oder sah mir wirklich keiner mehr direkt in die Augen? Wussten sie womöglich etwas, das ich nicht wusste?

Immer mehr Zeit verging, und ich bekam pochende Kopfschmerzen. Ich spürte, wie meine Ausgeglichenheit ins Wanken

geriet. Ich traute mich nicht, die Nachrichten einzuschalten, weil ich plötzlich fest überzeugt war, sie würden schlecht sein. Inzwischen war ich längst daran gewöhnt, negative Gedanken abzuwehren und mich an die guten zu halten, bis ich unwiderruflich gezwungen war, mich mit etwas Unangenehmem auseinanderzusetzen. Meine Zuversicht saß sicher in einer kleinen Festung, hoch oben auf dem Hügel meines Herzens. Aber mit jeder weiteren Minute, die mein BlackBerry untätig auf meinem Schoß lag, spürte ich, wie die Mauern nachgaben, die Zweifel aus dem Ruder liefen. Vielleicht hatten wir ja doch nicht hart genug gearbeitet. Vielleicht hatten wir gar keine zweite Amtszeit verdient. Mir zitterten die Hände.

Ich war wirklich drauf und dran, vor lauter Angst ohnmächtig zu werden, als Barack die Treppe hochkam, sein vertrautes, breites, zuversichtliches Lächeln im Gesicht. Er hatte alle Ängste längst hinter sich. »Wir liegen weit vorn«, sagte er und wirkte überrascht, dass ich das noch nicht wusste. »Im Prinzip ist es gelaufen.«

Wie sich herausstellte, wurde zwei Stockwerke tiefer schon die ganze Zeit gejubelt, während aus dem Fernseher ein stetiger Strom guter Nachrichten floss. Mein Problem war, dass mein BlackBerry aus irgendeinem Grund kein Netz hatte, sodass weder meine eigenen Nachrichten verschickt worden noch die Neuigkeiten der anderen angekommen waren. Ich hatte mich in meinem eigenen Kopf verfangen. Niemand hatte gewusst, was für Sorgen ich mir machte, nicht einmal die Menschen, die sich mit mir im Zimmer aufhielten.

Bis auf einen sollte Barack an diesem Abend alle hart umkämpften Staaten gewinnen. Wie schon 2008 lag er bei den jungen Wählern, den Minderheiten und den Frauen vorn. Seine Vision hatte sich durchgesetzt, trotz aller Bemühungen seitens der Republikaner, ihn auszubremsen, trotz aller Versuche, seine erneute Präsidentschaft zu verhindern. Wir hatten die amerikanische Bevölkerung um die Erlaubnis

gebeten, unsere Arbeit fortsetzen, sie kraftvoll zu Ende bringen zu dürfen, und wir hatten diese Erlaubnis bekommen. Die Erleichterung war ganz unmittelbar. *Sind wir gut genug? Ja, sind wir!*

Spät am Abend rief Mitt Romney an, um die Niederlage einzugestehen. Und wir fanden uns ein zweites Mal herausgeputzt und winkend auf einer Bühne wieder, vier Obamas und Unmengen Konfetti, voller Freude, weitere vier Jahre vor uns zu haben.

Die Sicherheit, die sich mit der Wiederwahl einstellte, stärkte mich. Wir hatten jetzt mehr Zeit, unsere Ziele voranzubringen. Wir konnten in unserem Drängen auf Fortschritt geduldiger sein. Und wir hatten wieder das Gefühl, eine Zukunft vor uns zu haben, das machte mich glücklich. Wir konnten Sasha und Malia auf ihrer Schule lassen, unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter würden ihre Stellen behalten, unsere Ideen waren weiterhin relevant. Und wenn die nächsten vier Jahre vorbei waren, würden wir tatsächlich fertig sein, das machte mich besonders glücklich. Kein Wahlkampf mehr, keine schweißtreibenden Strategiebesprechungen, keine Umfragen, Debatten oder Beliebtheitsquoten mehr, nie wieder. Das Ende unseres politischen Lebens war in Sichtweite.

Tatsächlich sollte die Zukunft ihre eigenen Überraschungen mit sich bringen – manche davon freudig, andere unsagbar tragisch. Vier weitere Jahre im Weißen Haus, das hieß auch, vier weitere Jahre als Symbole an vorderster Front zu stehen, es hieß, alles aufzunehmen und auf alles zu reagieren, was unserem Land widerfahren würde. Barack und ich waren mit der Vorstellung in den Wahlkampf gegangen, dass wir noch die nötige Energie und Disziplin für diese Arbeit besaßen, dass wir genug Mut und Herz hatten, uns darauf einzulassen. Jetzt kam die Zukunft auf uns zu, womöglich schneller, als wir ahnen konnten.

Fünf Wochen später betrat ein Bewaffneter die Sandy Hook Elementary

School in Newtown, Connecticut, und eröffnete das Feuer auf die anwesenden Kinder.

Ich hatte gerade eine kurze Rede in der Nähe des Weißen Hauses gehalten und sollte anschließend ein Kinderkrankenhaus besuchen, als Tina mich zur Seite nahm und mir erzählte, was passiert war. Während ich sprach, hatten sie und etliche andere die Schlagzeilen gelesen, die auf ihren Handy-Bildschirmen erschienen waren. Sie waren ruhig sitzen geblieben und hatten versucht, ihre Gefühle zu verbergen, bis ich meine Ansprache beendet hatte.

Was ich von Tina erfuhr, war so entsetzlich und traurig, dass ich kaum erfassen konnte, was ich da von ihr hörte.

Sie sagte auch, dass sie bereits mit dem West Wing in Kontakt sei. Barack sitze allein im Oval Office. »Er möchte, dass du kommst«, sagte sie. »Jetzt gleich.«

Mein Mann brauchte mich. Es sollte das einzige Mal in acht Jahren bleiben, dass er mich mitten an einem Arbeitstag sehen wollte, dass wir beide unsere Pläne änderten, um für einen kurzen Moment miteinander allein zu sein und uns gegenseitig schwachen Trost zu spenden. Normalerweise blieben Arbeit und Privatleben streng getrennt, aber die Tragödie von Newtown zersprengte für uns, wie für so viele andere, sämtliche Fensterscheiben, riss alle Zäune nieder. Als ich ins Oval Office kam, umarmten Barack und ich uns stumm. Es gab nichts zu sagen. Kein Wort.

Die Wenigsten wissen, dass der Präsident praktisch alles zu sehen bekommt oder zumindest Zugang zu sämtlichen verfügbaren Informationen hat, die das Wohlergehen seines Landes betreffen. Als Faktenmensch ließ Barack sich eher zu viel als zu wenig zeigen. Er legte Wert darauf, sich in jeder Lage, so schlimm sie auch sein mochte, zugleich den breitestmöglichen Überblick als auch die detaillierteste Innenansicht zu verschaffen, um so differenziert reagieren zu können,

wie es ging. Aus seiner Sicht war das Teil seiner Verantwortung, das, wofür er gewählt worden war: hinzusehen anstatt wegzuschauen, aufrecht zu bleiben, wenn wir anderen zu fallen drohten.

Mit anderen Worten: Als ich zu ihm kam, war er bereits detailliert über den brutalen, entsetzlichen Tatort in der Sandy Hook informiert worden. Er wusste von den Blutlachen auf dem Boden der Klassenzimmer, er wusste von den Leichen der zwanzig Erstklässler und sechs Lehrkräften, die von einem halbautomatischen Gewehr zerfetzt worden waren. Seine Erschütterung und Trauer würden nie an die der Einsatzkräfte heranreichen, die als Erste zur Stelle waren, um das Gebäude zu sichern und die Überlebenden des Blutbads zu evakuieren. Sie verblassten neben dem Schmerz der Eltern, die eine endlose Wartezeit draußen vor der Schule in der Kälte zubringen mussten und darum beteten, ihr Kind lebend wiederzusehen. Und sie verblassten vollends neben dem Schmerz derer, die vergeblich warteten.

Trotzdem hatten sich diese Bilder dauerhaft in seine Seele eingebrannt. Ich sah in seinen Augen, wie zerstört sie ihn zurückließen, wie sehr sein Glaube bereits darunter gelitten hatte. Er fing an, sie mir zu beschreiben, brach dann aber wieder ab, weil ihm klar wurde, dass es besser war, mir den zusätzlichen Schmerz zu ersparen.

Wie ich hegte auch Barack eine tiefe und aufrichtige Liebe zu Kindern. Er ist nicht nur ein hingebungsvoller Vater, sondern lud oft Kinder ins Oval Office ein und führte sie herum. Er ließ sich Babys auf den Arm geben. Er strahlte jedes Mal, wenn er eine Projektausstellung in einer Schule oder eine Kinder-Sportveranstaltung besuchen durfte. Im Winter zuvor hatte er sich eine ganz neue Freude ins Leben geholt und sich den Vipers, dem Basketballteam an Sashas Schule, als Co-Trainer zur Verfügung gestellt.


COLUMBIA

Das Leben als First Family brachte ungewöhnliche Privilegien und auch ungewöhnliche Herausforderungen mit sich. Barack und ich haben uns immer Mühe gegeben, unseren Mädchen ein Gefühl von Normalität zu vermitteln. Hier feuern Barack, Malia und ich Sashas Basketball-Team, die Vipers, an.

© Official White House Photo by Pete Souza

Die Nähe von Kindern machte ihm alles heller und leichter. Er wusste so gut wie jeder andere, was für ein Versprechen mit diesen zwanzig jungen Leben verloren gegangen war.

Es fiel ihm wohl so schwer wie nichts vorher, nach Newtown noch aufrecht zu bleiben. Als Malia und Sasha an diesem Tag aus der Schule kamen, warteten Barack und ich im Wohnbereich auf sie, nahmen sie fest in die Arme und versuchten, uns nicht zu sehr anmerken zu lassen, wie dringend unser Bedürfnis war, sie einfach nur zu berühren. Es war schwer zu entscheiden, was genau wir unseren Mädchen von der Schießerei erzählen sollten. Und wir wussten, dass Eltern im ganzen Land mit derselben Frage kämpften.

Später hielt Barack unten im Weißen Haus eine Pressekonferenz ab, versuchte, Worte zu finden, die am Ende so etwas wie Trost spenden würden. Während ringsherum die Auslöser der Bildreporter klickten, wischte er sich Tränen weg, denn er begriff, dass es wirklich und wahrhaftig keinen Trost geben konnte. Er konnte nichts weiter tun, als seine Entschlossenheit zu bekunden – die sich, wie er glaubte, auf alle Bürger und Gesetzgeber im Land übertragen würde –, solche Massaker durch grundlegende, vernünftige Gesetze zum Verkauf von Schusswaffen künftig zu verhindern.

Ich ließ ihn allein vor die Kameras treten, weil ich spürte, dass ich noch nicht bereit war. In den fast vier Jahren als First Lady hatte ich schon oft Trost gespendet. Ich hatte mit den Menschen in Tuscaloosa, Alabama, gebetet, nachdem ein Tornado ihre Häuser zerstört und in Sekundenschnelle große Schneisen der Verwüstung in die Stadt geschlagen hatte. Ich hatte Männer, Frauen und Kinder in den Arm genommen, die ihre Nächsten im Krieg in Afghanistan, durch einen Attentäter, der auf einer Militärbasis in Texas um sich schoss, oder durch die Gewalt auf der Straße vor ihrer eigenen Haustür verloren hatten. Allein in den vergangenen vier Monaten hatte ich die

Überlebenden schwerer Angriffe mit Schusswaffen in einem Kino in Colorado und in einem Sikh-Tempel in Wisconsin besucht. Jedes einzelne Mal war es von Neuem niederschmetternd. Ich hatte mich stets bemüht, mit größtmöglicher Ruhe und Offenheit in diese Begegnungen hineinzugehen, etwas von meiner eigenen Kraft durch liebevolle Zugewandtheit weiterzugeben und still am Ufer zu verharren, während der Schmerz der anderen vorüberfloss. Aber als Barack zwei Tage nach dem Amoklauf nach Newtown fuhr, um bei einer Gebetswache für die Opfer zu sprechen, brachte ich es nicht über mich, ihn zu begleiten. Ich war derart erschüttert, dass ich keine Kraft mehr weiterzugeben hatte. Seit fast vier Jahren war ich jetzt First Lady, und es hatte schon viel zu viele Tote gegeben – zu viele sinnlose, vermeidbare Todesfälle und viel zu wenig, was dagegen getan wurde. Ich wusste nicht, wie ich jemals Eltern hätte trösten können, deren sechsjähriges Kind in der Schule niedergeschossen worden war.

Stattdessen klammerte ich mich, wie so viele Eltern, in einer Mischung aus Angst und Liebe an meine Kinder. Es war kurz vor Weihnachten, und Sasha war mit einer Gruppe weiterer Kinder aus Washington ausgewählt worden, bei zwei Aufführungen des *Nussknackers* mit dem Russischen Staatsballett aufzutreten, die beide am selben Tag stattfinden sollten wie die Mahnwache in Newtown. Barack schaffte es gerade noch, sich klammheimlich in die letzte Reihe zu schleichen und sich die Generalprobe anzuschauen, bevor er nach Connecticut aufbrach. Ich ging in die Abendvorstellung.

Das Ballett war genauso überirdisch schön wie jede andere Inszenierung dieser Geschichte, mit dem Prinz im mondbeschienenen Wald und dem wirbelnden Aufmarsch der Pfefferkuchen-Soldaten. Sasha spielte eine Maus, im schwarzen Trikot mit flauschigen Ohren und langem Schwanz, und hatte ihren Auftritt, während ein reichgeschmückter Schlitten durch die anschwellende Musik und den

glitzernden Kunstschnee glitt. Ich ließ keinen Blick von ihr. Ich war mit jeder Faser dankbar, dass es sie gab. Sasha stand mit strahlenden Augen auf der Bühne, und anfangs sah es aus, als könnte sie gar nicht recht glauben, wo sie war, als käme ihr die ganze Szenerie unwirklich und überwältigend vor. Was ja auch so war. Aber Sasha war noch jung genug, sich all dem ganz zu überlassen, zumindest für den Moment, und sich einfach durch diesen himmlischen Ort zu bewegen, an dem niemand sprach und alle tanzten und der nächste Festtag immer kurz bevorstand.

Ich muss an dieser Stelle um Nachsicht bitten, denn der nächste Abschnitt wird nicht unbedingt leichter werden. Das wäre sicher anders, wenn Amerika ein simpler Ort mit einer simplen Geschichte wäre. Wenn ich die Schilderung meiner Rolle darin einfach auf die Perspektive des Friedlichen und Schönen beschränken könnte. Wenn es keine Rückschläge gäbe. Und wenn jedes Unglück sich letztlich wenigstens als Erlösung erweisen würde.

Aber so ist Amerika nicht, und so bin auch ich nicht. Deshalb werde ich auch gar nicht erst versuchen, dem Ganzen den Anschein von Perfektion zu geben.

Baracks zweite Amtszeit verlief in vieler Hinsicht einfacher als die erste. Wir hatten in den ersten vier Jahren so viel gelernt, hatten die richtigen Menschen um uns geschart und uns Systeme aufgebaut, die im Großen und Ganzen gut funktionierten. Wir wussten inzwischen genug, um manche Ineffizienzen und kleinere Fehler zu vermeiden, die wir beim ersten Mal gemacht hatten, angefangen mit dem Tag der Amtseinführung im Januar 2013, bei dem ich diesmal dafür sorgte, dass die Tribüne für die Parade gut beheizt war und wir uns nicht die Füße abfroren. Um uns ein bisschen zu schonen, veranstalteten wir offiziell nur zwei Bälle statt der zehn, die wir 2009 besucht hatten. Wir hatten

schließlich noch vier Jahre vor uns, und wenn ich eines gelernt hatte, dann, entspannt zu bleiben und mit meinen Kräften zu haushalten.

Als ich bei der Parade neben Barack saß, der gerade seinen Amtseid erneuert hatte, betrachtete ich die Festwagen und die Marschkapellen in ihren schmissigen Formationen und merkte gleich, dass ich es viel mehr auskosten konnte als beim ersten Mal. Von meinem Logenplatz aus konnte ich die Gesichter der einzelnen Teilnehmer kaum erkennen. Es mussten mehrere Tausend sein, jeder und jede von ihnen mit einer eigenen Geschichte. Tausende weitere waren nach Washington gekommen, um bei den zahllosen anderen Veranstaltungen aufzutreten, die in den Tagen vor der Amtseinführung stattgefunden hatten, und mehrere Zehntausend Zuschauer hatten sich eingefunden.

Später sollte ich mir verzweifelt wünschen, ich hätte zumindest eine Person genauer wahrgenommen, eine grazile junge Schwarze mit golden glitzerndem Kopfputz und der blauen Uniform einer Tambourmajorin, die mit der Marschkapelle der King College Prep School aus der South Side von Chicago angereist war, um bei einigen Nebenveranstaltungen rund um die Inauguration aufzutreten. Ich hätte so gern geglaubt, dass es mir irgendwie gelungen wäre, sie inmitten des gewaltigen Stroms von Menschen zu entdecken, der in diesen Tagen durch die Straßen floss: Hadiya Pendleton, ein aufstrebendes junges Mädchen, fünfzehn Jahre alt, mitten in ihrem großen Moment, nachdem sie mit ihren Mitspielern im Bus den langen Weg nach Washington zurückgelegt hatte. Zu Hause, in Chicago, wohnte Hadiya mit ihren Eltern und ihrem kleinen Bruder zwei Meilen von unserem Haus an der Greenwood Avenue entfernt. Sie war eine hervorragende Schülerin und erzählte gern, dass sie später einmal in Harvard studieren wolle. Sie hatte schon mit den Planungen für die Party zu ihrem sechzehnten Geburtstag begonnen. Sie liebte chinesisches Essen und

Cheeseburger und ging gern mit ihren Freunden Eis essen.

Das alles erfuhr ich einige Wochen später bei ihrer Beerdigung. Acht Tage nach der Amtseinführung war Hadiya Pendleton in einem öffentlichen Park in Chicago, unweit ihrer Schule, erschossen worden. Sie hatte sich mit ein paar Freunden unter einem Metalldach beim Spielplatz untergestellt, um einen Regenschauer abzuwarten. Dort wurden sie mit einer Gang verwechselt und vom achtzehnjährigen Mitglied einer rivalisierenden Gang unter Beschuss genommen. Hadiya bekam eine Kugel in den Rücken, als sie versuchte, sich in Sicherheit zu bringen. Zwei ihrer Freunde wurden schwer verletzt. Und das alles an einem Dienstagnachmittag um zwanzig nach zwei.

Ich wünschte, ich hätte sie lebend gesehen, und sei es nur, um eine Erinnerung mit ihrer Mutter teilen zu können, für die die Zahl der Erinnerungen an ihre Tochter plötzlich endlich geworden war – Schätze, die es zu horten und zu hüten galt.

Ich ging zu Hadiyas Beerdigung, weil es mir richtig schien. Als Barack zu der Gedenkfeier in Newtown gefahren war, blieb ich zu Hause, aber jetzt war für mich der Zeitpunkt gekommen, nach vorn zu treten. Ich hatte die Hoffnung, dass meine Anwesenheit dazu beitragen würde, die vielen unschuldigen Jugendlichen ins Blickfeld zu rücken, die praktisch täglich auf den Straßen der Großstädte niedergeschossen wurden – und dass dies gemeinsam mit dem Grauen von Newtown die Bevölkerung dazu bringen würde, vernünftige Waffengesetze einzufordern. Hadiya Pendleton stammte aus einer liebevollen Arbeiterfamilie aus der South Side, die mich sehr an meine eigene erinnerte. Kurzum: Ich hätte sie kennen können. Früher hätte ich sogar an ihrer Stelle sein können. Und hätte sie an diesem Tag nur einen anderen Weg von der Schule nach Hause genommen, hätte sie sich ein paar Zentimeter weiter nach links statt nach rechts gewandt, als die Schüsse fielen, dann hätte sie womöglich irgendwann auch an meiner

Stelle sein können.

»Ich habe doch alles gemacht, was man tun soll«, sagte ihre Mutter kurz vor der Beerdigung zu mir, und aus ihren braunen Augen flossen die Tränen. Cleopatra Cowley-Pendleton war eine herzliche Frau mit sanfter Stimme und kurzem Haar, die beim Kundenservice einer Ratingagentur arbeitete. An dem Tag, als ihre Tochter beigesetzt wurde, trug sie eine große rosafarbene Blume am Revers.



Cleopatra Cowley-Pendleton, die Mutter von Hadiya Pendleton, hat alles richtig gemacht und konnte ihr Kind doch nicht vor der grausigen Beliebigkeit der Schusswaffengewalt bewahren. Bei der Begegnung mit ihr vor Hadiyas Beisetzung in Chicago konnte ich diese Ungerechtigkeit kaum fassen.

© Official White House Photo by Chuck Kennedy

Ihr Mann Nathaniel und sie hatten sorgsam auf Hadiya aufgepasst, sie ermuntert, sich an der King, einer anspruchsvollen staatlichen Highschool, zu bewerben, und alles dafür getan, damit sie möglichst wenig Zeit auf der Straße verbrachte, sie beim Volleyball, beim Cheerleading und bei einer Tanzgruppe ihrer Gemeinde angemeldet. Sie hatten viele Opfer gebracht, um ihr zu ermöglichen, Dinge außerhalb des Viertels zu erleben, genauso wie meine Eltern es früher für mich getan hatten. Im Frühjahr hätte sie mit ihrer Marschkapelle nach Europa reisen sollen, und den Auftritt in Washington hatte sie offenbar sehr genossen.

»Es ist so sauber dort, Mom«, hatte sie Cleopatra nach der Rückkehr erzählt. »Ich glaube, ich werde auch mal Politikerin.«

Stattdessen war Hadiya Pendleton eine von drei Personen geworden, die an diesem einen Tag im Januar in Chicago durch Schusswaffeneinsatz zu Tode gekommen waren. Sie war das sechsunddreißigste Opfer von Waffengewalt in Chicago im laufenden Jahr, das zu diesem Zeitpunkt gerade mal neunundzwanzig Tage alt war. Es versteht sich von selbst, dass fast alle Opfer Schwarze waren. All ihren Hoffnungen und ihrer harten Arbeit zum Trotz war Hadiya zum Symbol für die falsche Sache geworden.

Es war sehr voll bei der Trauerfeier, eine weitere tief erschütterte Gemeinde, die sich in einer Kirche drängte und versuchte, den Anblick eines jungen Mädchens in einem mit lila Seide ausgekleideten Sarg zu ertragen. Cleopatra trat vor und erzählte von ihrer Tochter. Hadiyas Freunde traten vor und erzählten Geschichten über sie, jede einzelne durchsetzt vom überbordenden Gefühl der Empörung und Hilflosigkeit. Es waren Kinder, und sie fragten nicht nur: *Warum*?, sondern: *Warum so oft*? Unter den Anwesenden waren an diesem Tag einflussreiche Erwachsene – nicht nur ich, sondern unter anderem auch der Bürgermeister, der Gouverneur Jesse Jackson sen. und Valerie Jarrett –,

wir saßen dicht gedrängt in den Kirchenbänken und mussten doch jeder allein mit unserer Trauer und unserer Schuld zurande kommen, während der Chor mit solcher Wucht sang, dass die Kirche nahezu in ihren Grundfesten erbebte.

Mir war es wichtig, nicht einfach nur zu trösten. Ich hatte im Leben mehr als genug Worthülsen aus dem Mund wichtiger Leute gehört, Lippenbekenntnisse in Krisensituationen, auf die doch keine Taten folgten. Ich war fest entschlossen, die Wahrheit zu sagen, wann immer ich konnte, mit meiner Stimme diejenigen aufzurichten, die selbst keine Stimme hatten, und die Bedürftigen nicht einfach im Stich zu lassen. Ich hatte längst begriffen, dass es von außen betrachtet immer ein großes Spektakel war, wenn ich irgendwo auftrat: ein plötzlicher, rasch hereinbrechender Sturm aus Wagenkonvoi, Agenten, Beratern und Presse, und ich mittendrin. Wir tauchten auf und waren kurz darauf wieder verschwunden. Es gefiel mir gar nicht, wie sich das auf meine persönlichen Begegnungen auswirkte, wie meine Anwesenheit die Menschen manchmal ins Stottern oder ganz zum Schweigen brachte, als wüssten sie nicht mehr, wie sie sich verhalten sollten. Deshalb versuchte ich es oft gleich bei der Begrüßung mit einer Umarmung, um etwas Ruhe in den Moment zu bringen, um das Offizielle zumindest ein wenig abzustreifen und sich auf das Zwischenmenschliche zu konzentrieren.

Ich habe immer versucht, zu den Menschen, denen ich begegne, eine Beziehung aufzubauen, vor allem zu denen, die normalerweise keinen Zugang zu der Welt bekamen, in der ich lebte. Ich wollte den Glanz teilen, wo immer ich konnte. Hadiya Pendletons Eltern lud ich ein, bei Baracks Rede zur Lage der Nation ein paar Tage nach der Beisetzung neben mir zu sitzen, und ich empfing die Familie auch zum traditionellen Ostereierrennen im Weißen Haus. Cleopatra, die zur energischen Verfechterin der Gewaltprävention geworden ist, kam auch

noch einige weitere Male, um an verschiedenen Sitzungen zum Thema teilzunehmen. Es war mir ein Anliegen, den Schülerinnen der Elizabeth Garrett Anderson School in London, die mich so tief bewegt hatten, einen Brief zu schreiben und sie zu ermutigen, hoffnungsvoll zu bleiben und, trotz ihrer wenig privilegierten Position, in ihren Bemühungen nicht nachzulassen. 2011 hatte ich eine Gruppe von siebenundzwanzig Mädchen aus der Schule mit nach Oxford genommen, um mit mir die dortige Universität zu besichtigen, und hatte dabei ganz bewusst nicht die Besten ausgewählt, sondern die, die nach Ansicht ihrer Lehrer ihr Potenzial noch nicht richtig ausschöpften. Der Hintergedanke war, ihnen einen Einblick in das zu geben, was möglich war, ihnen zu zeigen, was sich mit etwas Anstrengung erreichen ließ. 2012 empfing ich weitere Schülerinnen der Schule während eines Staatsbesuchs des britischen Premierministers im Weißen Haus. Es war mir wichtig, diesen Jugendlichen mehrfach und auf vielfältige Art die Hand zu reichen, damit sie merkten, dass das alles real war.

Meine eigenen ersten Erfolge im Leben, das wusste ich, waren das Ergebnis der verlässlichen Liebe und der hohen Erwartungen, von denen ich als Kind umgeben war, sowohl zu Hause als auch in der Schule. Diese Erkenntnis war der Motor meines Mentorenprogramms im Weißen Haus, und sie bildete auch das Zentrum einer neuen Bildungsinitiative mit dem Namen *Reach Higher*, die mein Team und ich jetzt vorbereiteten. Ich wollte Jugendliche ermutigen, sich um ein College-Studium zu bemühen und es, wenn sie das geschafft hatten, auch durchzuhalten. Mir war klar, dass ein Studium in Zukunft nur noch zentraler für junge Menschen werden würde, wenn sie in den globalen Arbeitsmarkt einstiegen. Reach Higher machte es sich zum Anliegen, ihnen diesen Weg zu erleichtern, indem mehr Unterstützung für Beratungen an den Schulen und leichterer Zugang zu staatlichen Beihilfen bereitgestellt werden sollten.

Ich hatte das Glück gehabt, Eltern, Lehrer und Förderer zu haben, die mir die immer gleiche, schlichte Botschaft vermittelten: *Du bist wichtig*. Als Erwachsene wollte ich diese Worte an die nächste Generation weitergeben. Ich vermittelte die Botschaft auch meinen Töchtern, die wiederum das Glück hatten, dass diese tagtäglich in der Schule und in ihrem privilegierten Umfeld mit Nachdruck verfestigt wurde, und ich war fest entschlossen, sie in irgendeiner Form auch jedem jungen Menschen mit auf den Weg zu geben, dem ich persönlich begegnete. Ich wollte das Gegenteil der Berufsberaterin sein, mit der ich in der Highschool gesprochen hatte und die mir ganz ungeniert erklärt hatte, ich sei kein Material für Princeton.

»Wir alle glauben fest dran, dass ihr hierhergehört«, sagte ich also zu den Schülerinnen der Elizabeth Garrett Anderson School, als sie, teilweise etwas eingeschüchtert, in dem altehrwürdigen, gotischen Speisesaal in Oxford saßen, umringt von Professoren und Studierenden, die sich alle eingefunden hatten, um an diesem Tag für sie da zu sein. Und jedes Mal, wenn wir im Weißen Haus Jugendliche zu Gast hatten – Teenager aus dem Sioux-Reservat Standing Rock, Kinder aus den örtlichen Schulen, die sich zur Gartenarbeit einfanden, Highschool-Schülerinnen und -Schüler, die zu unseren Berufsorientierungstagen und zu den Mode-, Musik- und Poetry-Workshops kamen oder auch die Kinder hinter einer Absperrung, die ich nur einmal kurz, aber fest umarmen konnte –, versuchte ich, ihnen etwas Ähnliches mitzuteilen. Es war immer die gleiche Botschaft: *Du gehörst hierher. Du bist wichtig. Ich halte große Stücke auf dich*.

Später wurde die Studie einer britischen Universität veröffentlicht, die die Leistungen der Elizabeth-Garret-Anderson-Schülerinnen bei den Zulassungsprüfungen untersucht hatte und belegte, dass sich ihre Durchschnittsergebnisse seit dem Kontakt mit mir signifikant verbessert hatten – im Schnitt um fast zwei Noten. Alle Anerkennung für diese

Verbesserung gebührt natürlich den Mädchen, den Lehrpersonen und ihrer gemeinsamen täglichen Arbeit, zugleich bestätigte die Studie aber die Einschätzung, dass Kinder sich mehr engagieren, wenn sie das Gefühl bekommen, dass man sich auch für sie engagiert. Ich hatte begriffen, was für eine große Kraft darin lag, Kindern meine Wertschätzung zu zeigen.

Zwei Monate nach Hadiya Pendletons Beisetzung kehrte ich erneut nach Chicago zurück. Ich hatte Tina, meine Stabschefin, die als Anwältin selbst viele Jahre in der Stadt verbracht hatte, angewiesen, ihre Energien ganz auf das Anwerben von Unterstützung für die Gewaltprävention vor Ort zu konzentrieren. Tina war eine talentierte Strategin mit großem Herzen, ansteckendem Lachen und einem Einsatzeifer, wie ich ihn bei fast niemandem sonst bisher erlebt habe. Sie wusste genau, welche Strippen sie innerhalb und außerhalb der Regierung ziehen musste, um eine so durchschlagende Wirkung zu erzielen, wie sie mir vorschwebte. Außerdem konnte sie sich mit ihrem Wesen und ihrer Erfahrung bestens durchsetzen, vor allem auch in den von Männern dominierten Runden, an denen sie häufig genug teilnehmen musste. Während Baracks ganzer zweiter Amtszeit setzte sie sich energisch mit dem Pentagon und diversen Gouverneuren einzelner Bundesstaaten auseinander, um die Hindernisse zu beseitigen, die Kriegsveteranen und ihren Ehepartnern das berufliche Weiterkommen erschwerten, und sie war maßgeblich an der Entwicklung einer gewaltigen neuen, regierungsweiten Anstrengung zur weltweiten Bildungsförderung für Mädchen beteiligt.

Nach Hadiyas Tod hatte Tina ihre Kontakte vor Ort reaktiviert und führende Unternehmer und Geldgeber in Chicago dazu ermuntert, gemeinsam mit Bürgermeister Rahm Emanuel die Sozialprogramme für gefährdete Jugendliche in der ganzen Stadt auszuweiten. Schon wenige

Wochen später hatten ihre Bemühungen für Zusicherungen von insgesamt dreiunddreißig Millionen Dollar gesorgt. An einem kühlen Apriltag flogen Tina und ich hin, um mit den wichtigsten Führungspersönlichkeiten über das Empowerment der Jugend zu diskutieren und eine weitere Gruppe Jugendlicher kennenzulernen.

Im Winter hatte die Radiosendung »This American Life« den Geschichten der Schülerinnen und Schüler und des Lehrpersonals der William R. Harper Senior High School in Englewood, einem Viertel der South Side, einen zweistündigen Beitrag gewidmet. Im Jahr zuvor waren neunundzwanzig aktuelle und ehemalige Schüler dieser Schule Opfer von Schießereien geworden, acht von ihnen waren dabei zu Tode gekommen. Diese Zahlen verblüfften mein Team und mich, aber die traurige Tatsache blieb bestehen, dass Großstadtschulen im ganzen Land mit einer regelrechten Epidemie von Waffengewalt zu kämpfen hatten. Bei all unseren Diskussionen über jugendliches Empowerment schien es unerlässlich, sich auch mit den Jugendlichen selbst zusammenzusetzen und ihnen zuzuhören.

In meiner Kindheit war Englewood zwar schon ein hartes Pflaster gewesen, aber längst nicht so lebensgefährlich wie heute. Während der Highschool hatte ich einmal in der Woche Unterricht im Biologielabor des dortigen Community College. Jetzt, Jahre später, als mein Konvoi ganze Straßenzüge mit verfallenen Flachbauten und vernagelten Geschäftslokalen, Brachflächen und ausgebrannten Gebäuden passierte, hatte ich den Eindruck, dass der einzige florierende Geschäftszweig hier der Handel mit hartem Alkohol war.

Ich dachte an meine Kindheit und mein eigenes Viertel zurück, daran, wie das Wort »Ghetto« immer wieder drohend die Runde gemacht hatte. Inzwischen war mir klar, dass die bloße Andeutung einer solchen Entwicklung stabile Mittelstandsfamilien veranlasste, sich aus lauter Sorge um den Wertverfall ihrer Immobilie vorsichtshalber gleich

in die Außenbezirke abzusetzen. »Ghetto« stand für einen Ort mit schwarzer Bevölkerung und ohne Hoffnung. Es war ein Stempel, der Versagen prophezeite und es dadurch umso schneller herbeiführte. Es brachte Lebensmittelläden und Tankstellen zum Schließen und unterminierte die Bemühungen von Schulen und Bildungseinrichtungen, den Kindern aus dem Viertel Selbstwertgefühl zu vermitteln. »Ghetto« war – und ist – ein Wort, vor dem jeder am liebsten die Flucht ergriff, das aber trotzdem unversehens über eine Gegend hereinbrechen konnte.

Die Harper High, ein großer Sandsteinbau mit etlichen Trakten, liegt mitten in West Englewood. Ich lernte die Direktorin Leonetta Sanders kennen, eine quirlige Afroamerikanerin, die jetzt seit sechs Jahren an der Schule war, sowie zwei feste Sozialarbeiterinnen, die sich ganz dem Leben der fünfhundertzehn größtenteils aus einkommensschwachen Familien stammenden Jugendlichen widmeten. Eine von ihnen, Crystal Smith, war während der Pausen zwischen den Unterrichtsstunden oft in den Gängen der Schule unterwegs und überschüttete die jungen Menschen mit ihrer positiven Einstellung. Sie teilte ihnen ihre Anerkennung mit, indem sie ihnen zurief: »Ich bin so stolz auf euch!« oder »Ich sehe genau, wie viel Mühe ihr euch gebt!« Und für jede künftige gute Entscheidung, die sie ihren Schützlingen zutraute, rief sie ihnen zu: »Ich weiß jetzt schon, dass ihr es gut machen werdet!«

An jenem Tag erwartete mich in der Bibliothek der Schule ein Kreis von zweiundzwanzig Schülern – alle Afroamerikaner und fast alle aus dem Abschlussjahrgang oder dem Jahrgang darunter –, die dort ordentlich in den Sesseln und auf den Sofas saßen. Die meisten schienen die Gelegenheit, zu erzählen, nur zu bereitwillig zu ergreifen. Sie schilderten die tägliche, teilweise sogar stündliche Angst vor Gang-Rivalitäten und Gewalt. Manche berichteten von abwesenden oder drogensüchtigen Eltern, einige hatten auch schon in einer

Jugendstrafanstalt eingesessen. Ein Elftklässler namens Thomas hatte im Sommer zuvor mitansehen müssen, wie eine gute Freundin von ihm, sechzehn Jahre alt, erschossen wurde. Zudem war sein älterer Bruder, der bereits durch eine Schussverletzung teilweise gelähmt war, bei derselben Schießerei in Thomas' Beisein angeschossen worden, als er gerade im Rollstuhl draußen saß. Von den Jugendlichen, die an diesem Tag anwesend waren, hatten fast alle jemanden durch eine Schusswaffe verloren – Freunde, Verwandte, Nachbarn. Gleichzeitig war aber so gut wie keiner von ihnen jemals im Stadtzentrum, am Seeufer oder auf der Navy Pier gewesen.

Irgendwann mischte sich eine der Sozialarbeiterinnen ein und wandte sich an die Gruppe: »Sonnig bei sechsundzwanzig Grad!« Alle, die dort im Kreis saßen, nickten kleinlaut. Ich wusste nicht, warum. »Erzählt Mrs. Obama«, sagte die Sozialarbeiterin, »was euch durch den Kopf geht, wenn ihr morgens aufwacht und es laut Wettervorhersage ›sonnig bei sechsundzwanzig Grad‹ werden soll!«

Offensichtlich wusste sie die Antwort, wollte aber, dass ich sie direkt von den Jugendlichen hörte.

So ein Tag, da waren sich die Schüler der Harper High einig, würde kein guter Tag werden. Bei schönem Wetter wurden die Gangs noch aktiver, und die Schießereien nahmen zu.

Diese Kinder hatten sich der verdrehten Logik angepasst, die ihr Lebensumfeld ihnen diktierte. Sie blieben bei schönem Wetter im Haus, nahmen jeden Tag unterschiedliche Wege zur Schule und wieder nach Hause, je nach aktueller Verteilung von Gang-Revieren und -Zugehörigkeiten. Manchmal, erzählten sie mir, sei es auf dem Heimweg das Sicherste, auf dem Mittelstreifen der Straße entlangzugehen, wo zu beiden Seiten die Autos vorüberrasten. So habe man den besten Überblick über eskalierende Streitigkeiten und potenzielle Schützen. Und mehr Zeit, sich in Sicherheit zu bringen.

Amerika ist kein simpler Ort. Mir wird schwindelig von seinen Widersprüchlichkeiten. Ich war auf Fundraising-Veranstaltungen der Demokraten in geräumigen Manhattaner Penthouse-Wohnungen, wo ich mit wohlhabenden Damen Wein trank, die von sich behaupteten, sich ganz besonders für Bildungsfragen und Kinderrechte zu interessieren, um mir anschließend verschwörerisch zuzuflüstern, dass ihr Börsenmakler-Ehemann ja nie für jemanden stimmen würde, der auch nur über Steuererhöhungen nachdenke.

Und jetzt saß ich hier in der Harper High, unweit meines eigenen Viertels, und hörte Jugendlichen zu, die mir von ihren Überlebensstrategien erzählten. Ich bewunderte ihre Widerstandskraft und wünschte mir händeringend, sie würden sie nicht so dringend brauchen.

Ein Junge sah mich ganz offen an. »Ist ja schön, dass Sie hier sind und so«, sagte er achselzuckend. »Aber was genau wollen Sie gegen das alles machen?«

Für diese Jugendlichen vertrat ich ebenso sehr Washington wie die South Side. Und soweit es Washington betraf, war ich ihnen die Wahrheit schuldig.

»Ganz ehrlich«, fing ich an, »ich weiß, ihr müsst hier mit sehr vielem fertigwerden, aber so schnell wird euch niemand retten. In Washington versuchen es die allermeisten gar nicht erst. Viele von ihnen wissen nicht einmal, dass es euch gibt.« Ich erklärte den Jugendlichen, dass es nur langsam vorangehen würde und sie es sich nicht leisten könnten, einfach dazusitzen und abzuwarten, bis sich etwas änderte. Die meisten Amerikaner wollten keine Steuererhöhung, und der Kongress schaffte es nicht einmal, einen Haushalt zu verabschieden, geschweige denn den kleinlichen Hickhack zwischen den Parteien für einen Moment beizulegen, es war also kaum mit milliardenschweren Investitionen im Bildungsbereich oder einem wie von Zauberhand

herbeigeführten Umdenken in ihrem Viertel zu rechnen. Selbst nach dem Grauen von Newtown schien der Kongress weiterhin fest entschlossen, sämtliche Maßnahmen, um Schusswaffen nicht in falsche Hände geraten zu lassen, zu blockieren, und die Abgeordneten interessierten sich offenbar mehr für die Wahlkampfspenden der National Rifle Association als dafür, ihre Kinder zu schützen. Die Politik, erklärte ich ihnen, sei ein Sumpf. Von dieser Front hätte ich also nichts sonderlich Erhebendes oder Aufmunterndes zu berichten.

Aber dann fuhr ich mit einem anderen Ansatz fort, der direkt aus meiner South-Side-Seele kam. *Nutzt die Schule*, sagte ich ihnen.

Diese Jugendlichen hatten mir gerade eine Stunde lang viele tragische, verstörende Geschichten erzählt; nun rief ich ihnen in Erinnerung, dass genau diese Geschichten der Beweis für ihre Beharrlichkeit, ihre Eigenverantwortung und ihre Fähigkeit waren, Schwierigkeiten zu meistern. Ich versicherte ihnen, dass sie längst alles hatten, was sie zum Erfolg brauchten. Da saßen sie, in einer Schule, die ihnen kostenlose Bildung bot, und es gab auch eine ganze Reihe engagierter, fürsorglicher Erwachsener in dieser Schule, denen sie wichtig waren. Und durch die Spenden einiger ortsansässiger Unternehmen würde in etwa sechs Wochen eine Abordnung der Harper High ins Weiße Haus kommen dürfen, Barack und mich persönlich besuchen und auch einige Zeit an der Howard University verbringen, um sich über das College-Leben zu informieren. Ich hatte die Hoffnung, dass sie sich danach vorstellen könnten, es auch selbst dorthin zu schaffen.

Ich will wirklich nicht behaupten, dass ein paar Worte oder Umarmungen von der First Lady allein reichen würden, um ein Leben zu verändern, oder dass Schülerinnen und Schüler, die so viele Hindernisse überwinden müssen wie die Jugendlichen von der Harper High, je einen einfachen Weg vor sich hätten. Keine Geschichte ist

derart simpel. Wir alle, die wir an diesem Tag in der Bibliothek saßen, wussten das. Aber ich war dort, um gegen das alte, erdrückende Narrativ von schwarzen Jugendlichen in amerikanischen Großstädten anzugehen, das Versagen prophezeit und es dadurch nur umso schneller herbeiführt. Und wenn ich solchen Jugendlichen ihre Stärken aufzeigen und ihnen einen kurzen Blick auf einen möglichen Weg hinaus verschaffen konnte, dann tat ich das. Jedes Mal. So konnte ich zumindest ein klein wenig bewirken.

# 24

Im Frühjahr 2015 verkündete Malia, sie sei von einem Jungen, den sie irgendwie ganz gern möge, zum Abschlussball eingeladen worden. Sie war damals sechzehn und kurz davor, die vorletzte Klasse an der Sidwell zu beenden. Für uns war sie nach wie vor unser Kind, langbeinig und begeisterungsfähig wie eh und je, obwohl sie mit jedem Tag ein bisschen erwachsener wirkte. Sie war inzwischen fast so groß wie ich und fing an, sich über ihre College-Bewerbungen Gedanken zu machen. In der Schule war sie gut, neugierig und besonnen und genauso detailversessen wie ihr Vater. Sie hatte angefangen, sich für Filme und das Filmemachen zu interessieren, und im vergangenen Sommer hatte sie sich eines Abends, als Steven Spielberg im Weißen Haus zu Gast war, ein Herz gefasst und ihm so viele Fragen gestellt, dass er ihr im Gegenzug ein Praktikum bei einer von ihm produzierten Fernsehserie anbot. Unsere Kleine fand allmählich ihren Weg.

Normalerweise durften Malia und Sasha aus Sicherheitsgründen nicht bei anderen im Auto mitfahren.



Wir sorgten dafür, dass unsere Töchter ganz normale Teenager-Dinge tun konnten, beispielsweise Autofahren lernen, auch wenn das bedeutete, Fahrstunden beim Secret Service zu nehmen.

© Official White House Photo by Pete Souza

Malia hatte aber bereits einen vorläufigen Führerschein und konnte selbst in der Stadt herumfahren, wenn auch nie ohne die Agenten, die ihr in einem zweiten Wagen folgten. Trotzdem war sie, seit sie als Zehnjährige nach Washington gekommen war, nicht mehr mit dem Bus oder der U-Bahn gefahren und hatte sich auch nie von jemandem mitnehmen lassen, der nicht beim Secret Service arbeitete. Für den Abschlussball wollten wir eine Ausnahme machen.

Also kam ihr Date am vereinbarten Abend mit seinem Wagen, durchlief die Sicherheitskontrolle am Südosttor des Weißen Hauses, umrundete den South Lawn, wie es sonst die Staatsoberhäupter und anderen Würdenträger bei ihren Besuchen tun, und trat schließlich beherzt und mutig in seinem schwarzen Anzug in den Diplomatic Reception Room.

»Seid einfach nur cool, okay?«, hatte Malia Barack und mir in vorauseilender Verlegenheit eingeschärft, während wir im Aufzug nach unten fuhren. Ich war barfuß, Barack in Flip-Flops. Malia trug einen langen schwarzen Rock und ein elegantes, schulterfreies Oberteil. Sie sah wunderschön aus und wirkte wie dreiundzwanzig.

Nach meinem Dafürhalten waren wir ziemlich cool, auch wenn Malia heute noch darüber lacht und die ganze Aktion als ein bisschen peinlich in Erinnerung hat. Barack und ich gaben dem jungen Mann die Hand und machten ein paar Fotos, dann umarmten wir unsere Tochter und ließen die beiden ziehen. Es war vielleicht nicht ganz fair, aber es beruhigte uns sehr zu wissen, dass Malias Bodyguards dem Wagen des Jungen auf der Fahrt zu dem Restaurant, in dem sie vor dem Ball zu Abend essen wollten, die ganze Zeit folgen und dann auch den Abend über unauffällig im Dienst sein würden.

Aus Elternsicht war es bestimmt nicht die schlechteste Art, Teenager großzuziehen – zu wissen, dass ihnen auf Schritt und Tritt wachsame Erwachsene folgen, deren Aufgabe es ist, sie aus jeder

eventuellen Notlage zu befreien. Aus Teenagersicht hingegen war das verständlicherweise total bescheuert und daneben. Wie bei so vielen Aspekten des Lebens im Weißen Haus mussten wir auch hier selbst herausfinden, was genau das für uns als Familie bedeutete: wo und wie wir die Grenzen ziehen sollten, wie sich die Erfordernisse der Präsidentschaft mit den Bedürfnissen zweier Jugendlicher vereinbaren ließen, die lernen sollten, auf ihre eigene Art erwachsen zu werden.

Als die Mädchen auf die Highschool kamen, erteilten wir Sperrstunden – zunächst 23 Uhr und schließlich Mitternacht –, beharrten aber laut Malia und Sasha sehr viel strenger darauf als die meisten anderen Eltern. Wenn ich mir Sorgen um sie machte oder wissen wollte, wo sie abgeblieben waren, hätte ich jederzeit bei den Agenten nachfragen können, das versuchte ich aber möglichst zu vermeiden. Es war mir nicht nur wichtig, dass die Kinder ihren Sicherheitsleuten vertrauten, sondern auch, dass *ich* mich ganz auf *sie* verlassen konnte. Stattdessen tat ich, was wohl viele Eltern tun, und verließ mich zur Informationsbeschaffung auf mein Netzwerk aus anderen Eltern, in dem wir unsere Infos darüber zusammenwarfen, wohin das Grüppchen wollte und ob es dort erwachsene Aufsichtspersonen gab. Natürlich hatten unsere Töchter durch die Stellung ihres Vaters auch mehr Verantwortung zu schultern; sie wussten, dass jeder Mist, den sie bauten, in den Schlagzeilen landen konnte. Barack und mir war durchaus klar, wie unfair das war. Wir hatten beide als Teenager genügend Dummheiten gemacht und Grenzen ausgetestet, und das zu unserem Glück nicht unter den Augen eines ganzen Landes.

Malia war acht gewesen, als Barack sich in Chicago auf ihren Bettrand gesetzt und sie gefragt hatte, ob sie es in Ordnung fände, wenn er als Präsident kandidieren würde. Wenn ich mir denke, wie wenig sie damals wusste, wie wenig wir alle damals wissen konnten. Es war eine

Sache, im Weißen Haus Kind zu sein. Und etwas völlig anderes, dort zur jungen Erwachsenen zu werden. Wie hätte Malia ahnen sollen, dass sie einmal von bewaffneten Agents zum Abschlussball begleitet werden würde? Oder dass die Leute sie beim heimlichen Rauchen fotografieren und die Bilder dann an eine Klatschseite im Internet verscherbeln würden?

Unsere Kinder waren in einer Zeit herangewachsen, die sich völlig beispiellos anfühlte. Im Juni 2007, etwa vier Monate, bevor Barack seine Kandidatur bekannt gab, brachte Apple das erste iPhone auf den Markt. Nach nicht einmal drei Monaten hatte sich bereits eine Million davon verkauft. Und noch vor Ende seiner zweiten Amtszeit war es mehr als eine Milliarde weltweit. Barack war der erste Präsident einer neuen Ära, die die Erschütterung und Demontage sämtlicher Regeln rund um die Privatsphäre mit sich bringen sollte – eine Ära der Selfies, der Daten-Hacks, der Snapchats und der Kardashians. Unsere Töchter waren in all das noch tiefer verstrickt als wir, zum einen, weil ein Teenagerleben heute nun mal von Social Media bestimmt wird, und zum anderen, weil ihr Tagesablauf sie häufiger mit der Öffentlichkeit in Kontakt brachte als uns. Wenn Malia und Sasha nach der Schule oder am Wochenende mit ihren Freunden in Washington unterwegs waren, wurden sie immer wieder von Wildfremden entdeckt, die ihr Handy auf sie richteten, oder mussten erwachsene Männer und Frauen abwehren, die ein Selfie mit ihnen machen wollten und das teilweise regelrecht einforderten. »Sie wissen schon, dass ich ein Kind bin, oder?«, sagte Malia manchmal, wenn sie so etwas ablehnte.

Barack und ich taten, was in unserer Macht stand, um die Kinder vor zu viel Rummel zu bewahren, lehnten Medienanfragen nach ihnen grundsätzlich ab und unternahmen jede Anstrengung, um ihren Alltag möglichst abzuschirmen. Ihre Begleiter vom Secret Service halfen uns, indem sie sich unauffälliger gaben, wenn sie den Mädchen in der

Öffentlichkeit folgten. Sie trugen dann Boardshorts und T-Shirts statt Anzügen und verwendeten Kopfhörer statt der üblichen Knöpfe im Ohr und Mikrofone am Handgelenk, um an den Teenager-Treffpunkten, an denen sie sich jetzt aufhielten, weniger aufzufallen. Die Veröffentlichung von Fotos unserer Kinder lehnten wir strikt ab, wenn sie nicht in direktem Zusammenhang mit einem offiziellen Anlass standen, und die Pressestelle des Weißen Hauses gab das dann auch immer so an die Medien weiter. Melissa und andere aus meinem Team wurden zu meinem verlängerten Arm, wenn doch einmal ein Foto von einem der Mädchen auf einer Klatsch-Website auftauchte, und führten so lange unerbittlich Telefonate, bis es wieder entfernt wurde.

Um die Privatsphäre der Mädchen zu schützen, mussten wir andere Wege finden, die Neugier der Öffentlichkeit auf unsere Familie zu befriedigen. Zu Beginn von Baracks zweiter Amtszeit ergänzten wir den Haushalt um Sunny, einen weiteren Welpen – eine bewegungsfreudige kleine Wilde, die offenbar keinen Anlass sah, stubenrein zu werden, wo ihr neues Heim doch so groß war. Die Hunde verliehen allem eine Leichtigkeit. Sie waren der lebende, hechelnde Beweis, dass das Weiße Haus ein Zuhause war.



Die Hunde durften ungehindert durch fast alle Teile des Weißen Hauses streifen. Am liebsten trieben sie sich im Garten oder auch in der Küche herum. Hier sind sie mit Jorge Davila, einem der Hausangestellten, in der Speisekammer und hoffen vermutlich darauf, ein paar Leckereien abzubekommen.

© Official White House Photo by Amanda Lucidon

Und weil die PR-Teams wussten, dass Malia und Sasha mehr oder weniger tabu waren, forderten sie immer öfter die Hunde für offizielle Termine an. Abends fand ich manchmal Memos in meiner Briefing-Mappe, in denen ich gebeten wurde, eine »Stippvisite von Bo und Sunny« zu genehmigen, damit die Hunde sich unter eine Gruppe Medienvertreter mischen konnten oder auch unter die Kindergruppen, die sich zu einer Führung angemeldet hatten. Die Hunde waren außerdem im Einsatz, wenn Reporter kamen, um sich über die Bedeutung amerikanischer Handelsexporte zu informieren, oder später, als Barack für Merrick Garland warb, seinen Kandidaten für den Supreme Court. Bo hatte einen Gastauftritt in einem Werbevideo für das jährliche Ostereierrennen. Und Sunny und er posierten mit mir für die Fotos zu einer Online-Kampagne, die die Menschen zum Abschluss einer Krankenversicherung animieren sollte. Die beiden eigneten sich hervorragend als Botschafter: Jede Kritik prallte an ihnen ab, und sie ahnten nichts vom eigenen Ruhm.

Wie alle Kinder entwuchsen Sasha und Malia mit der Zeit vielen Dingen. Seit Baracks erstem Jahr als Präsident waren sie jeden Herbst mit ihm vor die Presse getreten, wenn er das sicherlich albernste Ritual absolvierte, das sein Amt ihm abverlangte: die Begnadigung eines lebenden Truthahns kurz vor Thanksgiving. Die ersten fünf Jahre hatten sie dabei noch über seine abgedroschenen Witzchen gekichert oder zumindest gelächelt. Aber im sechsten Jahr, mit dreizehn und sechzehn, waren sie eindeutig zu alt, um auch nur so zu tun, als fänden sie das irgendwie lustig. Keine Stunde nach der Zeremonie war das Internet voll von Fotos, auf denen die beiden genervt neben dem Präsidenten, seinem Rednerpult und dem ahnungslosen Truthahn stehen – Sasha mit steinerner Miene, Malia mit verschränkten Armen. USA Today fasste es in einer Schlagzeile treffend zusammen: »Malia und Sasha Obama: Nase

gestrichen voll von Dads Truthahn-Begnadigung«.

Von da an war ihre Teilnahme an der Begnadigung wie auch an allen anderen Veranstaltungen im Weißen Haus vollkommen freiwillig. Die beiden waren fröhliche, aktive Teenager und ihr Leben entsprechend reich an Unternehmungen und spannenden gesellschaftlichen Anlässen, die absolut nichts mit ihren Eltern zu tun hatten. Als Eltern hat man ja im Grunde immer nur eine Illusion von Kontrolle. Unsere Kinder lebten nach ihrem eigenen Kalender, und entsprechend unbeeindruckt zeigten sie sich oft selbst von den aufregenderen Teilen des unseren.

»Wollt ihr heute Abend nicht herunterkommen? Paul McCartney ist hier und spielt.«

»Mom, bitte. Nein.«

Aus Malias Zimmer schallte häufig laute Musik. Sasha und ihre Freundinnen waren hin und weg von Fernseh-Kochshows und beschlagnahmten manchmal die Küche im Wohnbereich, um Kekse zu verzieren oder sich sogar aufwendige, mehrgängige Mahlzeiten zu kochen. Und beide Töchter genossen die vergleichsweise große Anonymität, die sie auf Schulausflügen hatten oder wenn sie mit ihren Freundinnen und deren Eltern in Urlaub fuhren (natürlich immer mit Agenten im Schlepptau). Sasha liebte es ganz besonders, sich am Dulles International Airport selbst noch etwas zu essen zu besorgen und dann in den vollbesetzten Linienflieger zu steigen, einfach weil es so ganz anders war als der präsidiale Zirkus an der Andrews Air Force Base, der für uns zum Familienalltag geworden war.

Die Reisen mit uns hatten ihre Vorteile. Am Ende von Baracks Präsidentschaft hatten unsere Töchter unter anderem ein Baseballspiel in Havanna besucht, waren die Chinesische Mauer entlanggewandert und eines Abends in magisch-diesiger Dunkelheit zur Christusstatue von Rio hinaufgestiegen. Aber es konnte auch durchaus nerven, vor allem,

wenn es um Dinge ging, die nicht unmittelbar mit der Präsidentschaft zusammenhingen. Zu Beginn von Malias vorletztem Highschool-Jahr hatten wir uns beispielsweise einen Tag zu zweit genommen, um die Universitäten von New York zu besichtigen, und Führungen an der New York University und an der Columbia vereinbart. Eine Zeitlang ging alles gut. Den Campus der NYU absolvierten wir zügig, wobei es unserer Effizienz durchaus zugutekam, dass es noch recht früh war und die meisten Studierenden noch gar nicht auf den Beinen. Wir besichtigten Seminarräume, schauten uns ein Wohnheimzimmer an und plauderten mit einem Dekan, dann fuhren wir nach Uptown Manhattan, um nach einem frühen Mittagessen die nächste Führung in Angriff zu nehmen.

Dummerweise lässt sich ein Autokonvoi von First-Lady-Ausmaßen nur schwer verbergen, erst recht nicht zur Mittagszeit an einem Werktag in Manhattan. Als wir mit dem Essen fertig waren, hatten sich draußen vor dem Restaurant bereits etwa hundert Leute versammelt, und deren Aufregung erregte nur noch mehr Aufsehen. Beim Rausgehen sahen wir uns mit Dutzenden Handys konfrontiert, die alle auf uns gerichtet waren, und wurden von großem Geschrei empfangen. Es war ein durchaus freundlicher Radau – die Leute riefen: »Komm an die Columbia, Malia!« –, trotzdem war er nicht sehr zuträglich für eine junge Frau, die versuchte, sich in aller Ruhe ein Bild von der eigenen Zukunft zu machen.

Mir war sofort klar, was zu tun war: Ich musste mich aus dem Spiel nehmen – Malia ohne mich zur nächsten Campus-Besichtigung schicken und ihr stattdessen meine Assistentin Kristin Jones als Begleitung mitgeben. Wenn ich nicht dabei war, reduzierte das die Möglichkeit, dass Malia erkannt wurde, beträchtlich. Sie würde schneller vorankommen, hätte sehr viel weniger Bodyguards dabei. Ohne mich konnte sie vielleicht – hoffentlich – einfach nur ein junges

Mädchen sein, das über den Hof eines Colleges lief. Zumindest den Versuch war ich ihr schuldig.

Kristin, Ende zwanzig und gebürtige Kalifornierin, war ohnehin so etwas wie eine große Schwester für meine Mädchen. Sie war als junge Praktikantin in meinen Bürostab gekommen und zusammen mit Kristen Jarvis, die bis vor Kurzem für meine Reiseplanung verantwortlich gewesen war, für unser Familienleben unentbehrlich, weil sie in vielen Fällen in die Bresche sprang, wenn sich wieder mal eine dieser merkwürdigen Lücken auftat, die mit unseren eng getakteten Zeitplänen und unserem mitunter hinderlichen Bekanntheitsgrad einhergingen. »Die Kristins«, wie wir sie nannten, vertraten uns häufig. Sie fungierten als Bindeglieder zwischen uns und der Schule, vereinbarten Besprechungen und setzten sich mit Lehrpersonen, Trainern und anderen Eltern auseinander, wenn Barack und ich das nicht schafften. Sie standen den Mädchen bei, waren sehr liebevoll mit ihnen und sehr viel hipper, als ich es aus Sicht meiner Kinder jemals sein konnte. Malia und Sasha vertrauten ihnen rückhaltlos und suchten in praktisch allem, von der Kleidung über Social Media bis hin zum zunehmenden Umgang mit Jungs, ihren schwesterlichen Rat.

Während Malia an diesem Nachmittag die Columbia besichtigte, wurde ich vom Secret Service an einen sicheren Ort gebracht, der sich als Kellerraum eines der Seminargebäude auf dem Campus entpuppte. Dort saß ich allein und unbemerkt, bis es wieder Zeit zum Aufbruch war, und wünschte mir, ich hätte wenigstens daran gedacht, ein Buch mitzunehmen. Ein bisschen schmerzte es schon, dort unten zu sitzen, das muss ich zugeben. Ich fühlte mich einsam auf eine Weise, die vermutlich wenig damit zu tun hatte, dass ich allein in einem fensterlosen Raum die Zeit totschlagen musste, dafür aber umso mehr mit der Erkenntnis, dass die Zukunft wohl oder übel immer näher kam und unser erstes Kind im Begriff war, erwachsen zu werden und

fortzugehen.

Wir hatten das Ende noch längst nicht erreicht, trotzdem fing ich allmählich an, Bilanz zu ziehen. Ich rechnete Gewinne und Verluste gegeneinander auf; das, was geopfert worden war, gegen das, was wir als Fortschritt verbuchen konnten – in unserem Land, in unserer Familie. Hatten wir wirklich alles getan, was wir konnten? Würden wir das Ganze unbeschadet überstehen?

Ich versuchte, zurückzuschauen und mich zu erinnern, wie es eigentlich dazu gekommen war, dass mein Leben so eklatant von der Kontrollfreak-Fantasie einer vorhersehbaren Existenz, die ich immer vor Augen gehabt hatte, abgewichen war: ein regelmäßiges Gehalt, ein Haus, aus dem man nie mehr auszieht, ein routinierter Tagesablauf. An welchem Punkt hatte ich mich anders entschieden? Wann hatte ich angefangen, das Chaos zuzulassen? An dem Sommerabend, als ich die Hand mit meinem Eis hatte sinken lassen, um Barack das erste Mal zu küssen? Oder an dem Tag, an dem ich meine ordentlichen Aktenstapel und meine vorgezeichnete Anwaltskarriere endlich hinter mir ließ, in der festen Überzeugung, dass ich eine erfüllendere Tätigkeit finden würde?

Manchmal landeten meine Gedanken dann im Untergeschoss der Kirche in Roseland an der Far South Side von Chicago, wohin ich Barack begleitet hatte, als er dort vor den Gemeindemitgliedern sprach, die gegen Hoffnungslosigkeit und Resignation ankämpften. Bei der Diskussion an diesem Abend hatte ich gehört, wie Vertrautes auf neue Weise geäußert wurde. Es war möglich, das wusste ich, sein Leben auf zwei Ebenen gleichzeitig zu führen: mit den Füßen fest in der Realität verwurzelt, aber immer auch auf den Fortschritt ausgerichtet. So war es bei mir als Kind an der Euclid Avenue gewesen, und meine Eltern – und die Angehörigen von Randgruppen im Allgemeinen – hatten es nie anders gemacht. Man konnte nur etwas erreichen, wenn man sich eine

bessere Realität schuf, selbst wenn diese anfangs nur im eigenen Kopf existierte. Oder wie Barack es an jenem Abend formuliert hatte: Man konnte in der Welt leben, wie sie eben war, und gleichzeitig weiter daran arbeiten, sich die Welt so zu erschaffen, wie sie sein sollte.

Ich hatte ihn damals erst ein paar Monate gekannt, aber im Rückblick erkenne ich, dass das für mich die entscheidende Weggabelung war. In diesem Moment hatte ich mich ohne ein weiteres Wort diesem Wir und dieser Tätigkeit verschrieben, auf Lebenszeit.

So viele Jahre später bin ich heute dankbar für die sichtbaren Fortschritte, die wir seitdem gemacht haben. Auch 2015 machte ich noch meine Besuche im Walter Reed Hospital, aber jedes Mal schien die Zahl der Kriegsversehrten weiter gesunken zu sein. Die USA ließen weniger Soldaten im Ausland ihr Leben riskieren, es gab weniger Wunden zu versorgen und weniger Mütter mit gebrochenem Herzen. Für mich war das ein Fortschritt.

Und es war auch ein Fortschritt, dass den Berichten der zum Schutz der öffentlichen Gesundheit eingerichteten Centers for Disease Control zufolge das Übergewicht bei Kindern zurückging, vor allem bei Kindern zwischen zwei und fünf Jahren. Es war ein Fortschritt, dass sich in Detroit zweitausend Highschool-Schülerinnen und -Schüler einfanden, um gemeinsam mit mir den College Signing Day zu feiern, den Tag, an dem sich junge Menschen für ein bestimmtes College entscheiden, den wir im Rahmen von Reach Higher als Festtag etabliert hatten. Der Beschluss des Supreme Court, die Anfechtung eines entscheidenden Teils der neuen landesweiten Gesundheitsgesetze abzuweisen und damit im Grunde zu garantieren, dass Baracks größte innenpolitische Leistung – eine Krankenversicherung für alle Amerikanerinnen und Amerikaner – auch nach seinem Ausscheiden aus dem Amt wirksam und intakt gehalten werden konnte, war ein Fortschritt. Ebenso wie die Tatsache, dass die Wirtschaft, die vor

Baracks Eintritt ins Weiße Haus monatlich achthunderttausend Stellen verloren hatte, jetzt fast fünf volle Jahre in Folge ein Wachstum auf dem Arbeitsmarkt verzeichnen konnte.

Das alles war für mich der Beweis, dass wir als Land in der Lage waren, uns eine bessere Realität zu schaffen. Und trotzdem lebten wir weiterhin in der Welt, wie sie eben war.

Anderthalb Jahre nach Newtown hatte der Kongress immer noch keine einzige Maßnahme zur Reglementierung des Waffenbesitzes verabschiedet. Bin Laden war tot, dafür war der IS auf den Plan getreten. In Chicago war die Mordrate eher gestiegen als gesunken. In Ferguson, Missouri, wurde der junge Schwarze Michael Brown von einem Polizisten erschossen, seine Leiche über Stunden mitten auf der Straße liegen gelassen. In Chicago schossen Polizisten sechzehn Mal auf den schwarzen Teenager Laquan McDonald, neun der Schüsse trafen ihn in den Rücken. In Cleveland wurde ein Junge namens Tamir Rice von der Polizei erschossen, weil er mit einer Spielzeugpistole herumhantierte. In Baltimore kam der Schwarze Freddie Gray durch Vernachlässigung in Polizeigewahrsam zu Tode. Auf Staten Island wurde der Schwarze Eric Garner von der Polizei getötet, weil man ihn bei der Festnahme in den Würgegriff genommen hatte. All das waren Beweise für eine ebenso schädliche wie unveränderliche Strömung in Amerika. Nachdem Barack seine erste Wahl gewonnen hatte, verkündeten etliche Kommentatoren in übersteigerter Naivität, das Land trete in eine Ära »jenseits aller Rassentrennung« ein, in der die Hautfarbe keine Rolle mehr spielen werde. Jetzt wurde ihnen bewiesen, wie sehr sie sich in dem Punkt getäuscht hatten. Während ganz Amerika von der Bedrohung durch den Terrorismus besessen war, übersahen viele, wie sehr unser Land auch von Rassismus und Tribalismus zerrissen wurde.

Ende Juni 2015 flogen Barack und ich nach Charleston in South

Carolina, um uns einer weiteren Trauergemeinde anzuschließen – bei der Beisetzung des Pastors Clementa Pinckney, der zusammen mit acht weiteren Menschen Anfang des Monats bei einem rassistisch motivierten Angriff auf eine Kirche der African Methodist Episcopal Church, allgemein nur unter dem Namen *Mother Emanuel* bekannt, getötet worden war. Die Opfer, allesamt Afroamerikaner, hatten einen einundzwanzigjährigen arbeitslosen Weißen, den keiner von ihnen kannte, zu ihrem Bibelkreis zugelassen. Er hatte eine Zeitlang dabeigesessen; dann, als die Gruppe den Kopf im Gebet neigte, war er aufgestanden und hatte um sich geschossen. Mittendrin, so wird berichtet, soll er gesagt haben: »Ich muss das tun, weil ihr unsere Frauen vergewaltigt und uns unser Land wegnehmt.«

Barack hielt einen bewegenden Nachruf auf Reverend Pinckney, würdigte die tiefe Tragik dieses Augenblicks und überraschte dann die versammelte Gemeinde, indem er eine getragene, gefühlvolle Version von »Amazing Grace« anstimmte. Es war ein schlichter Aufruf zur Hoffnung, dazu, nicht nachzulassen. Der ganze Saal stimmte ein. Seit mehr als sechs Jahren lebten mein Mann und ich nun schon in dem Bewusstsein, dass wir selbst eine Provokation darstellten. Nach und nach übernahmen im ganzen Land immer mehr Angehörige von Minderheiten wichtige Rollen in der Politik, der Wirtschaft und der Unterhaltungsbranche, und unsere Familie war das prominenteste Beispiel. Millionen Amerikaner hatten unseren Einzug ins Weiße Haus gefeiert, aber wir trugen auch dazu bei, dass sich bei anderen ein reaktionäres Gefühl der Angst und Ablehnung verstärkte. Ein alter, tief verwurzelter Hass, so gefährlich wie eh und je.

Wir lebten damit, als Familie und als Land. Und wir machten weiter, mit so viel Anstand, wie wir nur konnten.

Am selben Tag, an dem die Trauerfeier in Charleston stattfand – dem

26. Juni 2015 –, verkündete der Supreme Court einen bahnbrechenden Beschluss und bestätigte, dass gleichgeschlechtliche Paare in allen fünfzig Bundesstaaten das Recht hätten zu heiraten. Es war der Höhepunkt eines Rechtsstreits, der schon seit Jahrzehnten generalstabsmäßig ausgefochten wurde, Staat für Staat, Instanz für Instanz, und wie alle zivilrechtlichen Kämpfe hatte auch dieser zahllosen Menschen Beharrlichkeit und Mut abverlangt. Den Tag über hatte ich immer wieder Nachrichtenbeiträge mit überglücklichen Amerikanerinnen und Amerikanern gesehen. Auf den Stufen vor dem Supreme Court intonierte eine frohlockende Menschenmenge: »*Love has won*!« – »Die Liebe hat gesiegt!« Paare strömten in die Rathäuser und Amtsgerichte, um von ihrem neu errungenen Grundrecht Gebrauch zu machen. Schwulen- und Lesben-Bars öffneten frühzeitig. An allen Straßenecken im ganzen Land wehte die Regenbogenfahne.

Das alles trug auch uns durch den traurigen Tag in South Carolina. Zurück im Weißen Haus zogen wir unsere Trauerkleidung aus, aßen rasch mit den Mädchen zu Abend, dann zog Barack sich in den Treaty Room zurück, um den Sportsender einzuschalten und ein bisschen Arbeit nachzuholen. Ich war gerade auf dem Weg in mein Ankleidezimmer, als ich durch eines der Nordfenster unseres Wohnbereichs ein lila Leuchten sah und mir wieder einfiel, was unser Mitarbeiterstab geplant hatte: Das Weiße Haus sollte an diesem Abend in den Regenbogenfarben der Pride-Fahne erstrahlen.

Als ich aus dem Fenster schaute, sah ich, dass sich hinter den Toren zur Pennsylvania Avenue eine große Menschenmenge in der sommerlichen Dämmerung versammelt hatte, um sich die Beleuchtung anzusehen. Auf der nördlichen Zufahrt standen zahllose Regierungsmitarbeiter, die länger geblieben waren, um mitzuerleben, wie sich das Weiße Haus zur Feier der Ehe für alle verwandelte. Dieser Beschluss berührte so viele Menschenleben. Von meinem Standort aus

konnte ich den Jubel zwar sehen, aber nicht hören. Das gehörte zu den seltsameren Aspekten unserer Lebenswirklichkeit. Das Weiße Haus war eine stille, abgeriegelte Festung, seine massiven Fenster und Mauern sperrten beinahe jeden Laut aus. Selbst wenn der Marine-One-Hubschrauber neben dem Haus landete und mit lärmenden Rotoren Wind in Sturmstärke erzeugte und die Äste der Bäume umherpeitschen ließ, hörten wir im Wohnbereich davon nicht einen Ton. Kam Barack von einer Reise zurück, merkte ich das meistens nicht am Lärmen des Hubschraubers, sondern am Kerosingestank, der immer irgendwie seinen Weg ins Haus fand.

Häufig war ich froh, mich am Ende eines langen Tages in die behütete Stille unserer Wohnräume zurückziehen zu können. Aber an diesem Abend hatte ich ein anderes Gefühl, so paradox wie das ganze Land. Nach dem Tag der Trauer in Charleston stand ich nun vor einer riesigen Party, die direkt vor meinem Fenster stattfand. Hunderte Menschen blickten an unserem Haus hinauf. Ich wollte es so sehen, wie sie es sahen. Ich wollte plötzlich unbedingt an dieser Feststimmung teilhaben.

Ich streckte den Kopf durch die Tür des Treaty Room. »Willst du mit rauskommen und dir die Lichter anschauen?«, fragte ich Barack. »Es sind Unmengen Leute da draußen.«

Er lachte. »Du weißt doch, dass Unmengen Leute für mich nicht gehen.«

Sasha hockte in ihrem Zimmer, ganz auf ihr iPad konzentriert. »Willst du dir die Regenbogenbeleuchtung mit mir anschauen?«, fragte ich.

»Nee.«

Damit blieb nur noch Malia, die zu meiner Überraschung sofort dabei war. Ich hatte meine Komplizin gefunden. Wir brachen auf ins Abenteuer – nach draußen, wo die vielen Menschen waren – und hatten

nicht vor, irgendwen um Erlaubnis zu fragen.

Normalerweise sah das Protokoll vor, dass wir uns jedes Mal, wenn wir den Wohnbereich verlassen wollten – selbst, wenn wir nur nach unten gingen, um uns einen Film anzusehen oder eine Runde mit den Hunden zu drehen –, bei den am Aufzug postierten Secret-Service-Agenten melden mussten. Aber heute taten wir das nicht. Malia und ich rauschten einfach an den diensthabenden Agenten vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Wir ließen den Aufzug links liegen und eilten rasch weiter zu einem engen Treppenhaus. Hinter uns auf den Stufen hörte ich die Sohlen von Anzugschuhen – die Agenten hatten die Verfolgung aufgenommen. Malia grinste mich spitzbübisch an. Sie war es nicht gewöhnt, dass ich mich einfach über Regeln hinwegsetzte.

In den Staatsräumen angekommen hielten wir direkt auf die hohen Türen zum North Portico zu, als wir hinter uns eine Stimme hörten.

»Guten Abend, Ma'am! Kann ich Ihnen helfen?« Es war Claire Faulkner, eine Bedienstete im Nachtdienst. Eine freundliche, dunkelhaarige Frau mit sanfter Stimme, ganz offensichtlich von den Agenten alarmiert, die hinter uns in ihre Handgelenkmikros flüsterten.

Ohne anzuhalten, warf ich ihr einen Blick über die Schulter zu. »Ach, wir wollen nur kurz raus«, sagte ich, »um uns die Lichter anzusehen.«

Claire zog die Augenbrauen hoch. Wir schenkten ihr keine weitere Beachtung. An der Tür angekommen legte ich die Hand auf den dicken goldenen Türknauf und zog daran. Die Tür rührte sich keinen Millimeter. Neun Monate zuvor war es einem mit einem Messer bewaffneten Eindringling irgendwie gelungen, über den Zaun zu klettern und durch ebendiese Tür ins Haus einzudringen; er war durch sämtliche Staatsräume gerannt, bis ein Mitarbeiter des Secret Service ihn umgeworfen und festgenommen hatte. Seither hielt der Sicherheitsdienst die Tür stets verschlossen.

Ich wandte mich dem Grüppchen hinter uns zu, das sich inzwischen um einen uniformierten Secret-Service-Beamten mit weißem Hemd und schwarzer Krawatte erweitert hatte. »Wie kriegt man die auf?«, fragte ich in den Raum hinein. »Es muss doch irgendwo einen Schlüssel geben.«

»Ma'am?«, meldete sich Claire zu Wort. »Ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass Sie diese Tür nehmen sollten. Alle Fernsehkameras sind gerade auf die Nordfassade des Hauses gerichtet.«

Da hatte sie tatsächlich nicht ganz unrecht. Meine Haare waren zerzaust, ich war in Flip-Flops, Shorts und T-Shirt. Nicht ganz das richtige Outfit für einen öffentlichen Auftritt.

»Okay«, sagte ich. »Aber können wir denn nicht irgendwo raus, wo man uns nicht sieht?«

Inzwischen war die Sache für Malia und mich zum Feldzug geworden. Wir würden unser Ziel keinesfalls wieder aufgeben. Wir würden da rauskommen.

Schließlich schlug jemand vor, es mit einem der abgelegeneren Lieferanteneingänge im Untergeschoss zu versuchen, wo Lebensmittel und Bürobedarf angeliefert wurden. Der ganze Trupp machte sich auf den Weg dorthin. Malia hakte sich bei mir unter. Wir waren ganz aus dem Häuschen.

»Wir kommen raus!«, sagte ich.

»Ja! Tun wir!«, sagte sie.

Wir gingen eine Marmortreppe hinunter und auf roten Läufern entlang, umrundeten die Büsten von George Washington und Benjamin Franklin, durchquerten die Küche, und dann standen wir auf einmal draußen. Die feuchte Sommerluft schlug uns ins Gesicht. Ich sah die Glühwürmchen über dem Rasen funkeln. Und da war auch endlich das Stimmengewirr, die Jubelrufe und die Freude der Menschen vor den eisernen Toren. Wir hatten geschlagene zehn Minuten gebraucht, um

unser eigenes Haus zu verlassen, aber wir hatten es geschafft. Wir waren draußen, standen auf einem seitlichen Rasenstück, außer Sichtweite der Menge, aber mit einem bildschönen Blick aus nächster Nähe auf das Weiße Haus, das in Regenbogenstolz erstrahlte.

Malia und ich lehnten uns aneinander und waren froh, dass wir es bis hierher geschafft hatten.

Wie so oft in der Politik kam bereits ein neuer Wind auf, der zusehends an Kraft gewann. Im Herbst 2015 war der nächste Präsidentschaftswahlkampf schon längst in vollem Gange. Bei den republikanischen Kandidaten herrschte regelrechtes Gedränge, Gouverneure wie John Kasich und Chris Christie waren dabei, Senatoren wie Ted Cruz und Marco Rubio und über ein Dutzend weitere. Bei den Demokraten verengte sich das Feld rasch zu dem, was letztlich auf die Wahl zwischen Hillary Clinton und Bernie Sanders, dem liberalen, unabhängigen langjährigen Senator aus Vermont, hinauslaufen sollte.

Donald Trump hatte seine Kandidatur schon im Frühsommer angekündigt, im Trump Tower in Manhattan, wo er auf Einwanderer aus Mexiko – die er als »Vergewaltiger« bezeichnete – ebenso schimpfte wie auf die »Loser«, die aktuell das Land regierten. Ich dachte, er würde sich nur aufspielen, sich die Aufmerksamkeit der Medien sichern, einfach nur, weil er es eben konnte. Nichts in seinem Verhalten legte nahe, dass er womöglich ernsthaft regieren wollte.

Ich verfolgte den Wahlkampf, wenn auch nicht mit der gleichen Aufmerksamkeit wie in früheren Jahren. Stattdessen war ich vollauf mit der Arbeit an *Let Girls Learn* beschäftigt, meiner vierten und letzten Initiative als First Lady, die Barack und ich im Frühjahr zuvor gemeinsam lanciert hatten. Es handelte sich um ein ambitioniertes, regierungsweites Vorhaben, das es sich zum Anliegen machte,

heranwachsenden Mädchen weltweit einen besseren Zugang zu Bildung zu verschaffen. In meinen fast sieben Jahren als First Lady war ich immer wieder zutiefst beeindruckt von den jungen Frauen dieser Welt gewesen, von ihrem Potenzial ebenso wie von ihrer Verletzlichkeit – das fing mit den Einwanderertöchtern an, die ich an der Elizabeth Garrett Anderson School kennengelernt hatte, und endete mit Malala Yousafzai, der jungen Pakistanerin, die von den Taliban so brutal attackiert worden war und uns im Weißen Haus besucht hatte, um mit mir, Barack und Malia über ihr Engagement für die Schulbildung von Mädchen zu sprechen. Es schockierte mich tief, als etwa ein halbes Jahr nach Malalas Besuch zweihundertsechsundsiebzig nigerianische Schulmädchen von der radikalen Gruppierung Boko Haram entführt wurden, offensichtlich mit dem Ziel, in anderen nigerianischen Familien Angst davor zu wecken, ihre Töchter zur Schule zu schicken. Der Vorfall veranlasste mich, Barack zum ersten und einzigen Mal während seiner Präsidentschaft bei seiner wöchentlichen Ansprache zu vertreten und mich eindringlich dazu zu äußern, wie viel stärker wir uns dafür einsetzen müssen, Mädchen in aller Welt zu schützen und zu fördern.

Für mich war das ein sehr persönliches Anliegen. Bildung war in meinem Leben das wichtigste Mittel zur Veränderung gewesen, der Hebel, der mich in der Welt vorangebracht hatte. Ich war entsetzt, dass so viele Mädchen – laut einer UNESCO-Statistik weltweit mehr als achtundneunzig Millionen – keinen Zugang dazu hatten. Manche Mädchen können nicht zur Schule gehen, weil ihre Eltern auf ihre Arbeitskraft angewiesen sind. Oft ist die nächste Schule auch zu weit weg oder zu teuer, oder das Risiko, auf dem Weg dorthin überfallen zu werden, einfach zu groß. In vielen Fällen hält eine Mischung aus erdrückenden Geschlechternormen und wirtschaftlichen Zwängen die Mädchen von der Schulbildung fern – und verwehrt ihnen damit faktisch den Zugang zu künftigen beruflichen Möglichkeiten. Offenbar

herrscht in bestimmten Gegenden der Welt die erstaunlich weit verbreitete Vorstellung, dass es sich schlicht und ergreifend nicht lohnt, ein Mädchen zur Schule zu schicken, obwohl sämtliche Studien übereinstimmend beweisen, dass es dem Bruttoinlandsprodukt jedes Landes nur zugutekommen kann, wenn Mädchen und Frauen ausgebildet werden und sie ihre Wirtschaftskraft auf dem Arbeitsmarkt einbringen können.

Barack und ich hatten es uns zur Aufgabe gemacht, eine Änderung in der Wahrnehmung zu erzielen, welchen Wert junge Frauen für eine Gesellschaft haben könnten. Er schaffte es, regierungsweit mehrere Hundert Millionen Dollar in Ressourcen aufzutreiben, über Hilfsorganisationen wie USAID und das Friedenskorps ebenso wie über das Außenministerium, das Arbeits- und das Landwirtschaftsministerium. Gemeinsam überzeugten wir Regierungen anderer Länder, die Finanzierung von Bildungsprogrammen für Mädchen zu unterstützen, und ermunterten Privatunternehmen und Think Tanks, sich in den Dienst der Sache zu stellen.

Inzwischen war ich auch ganz gut darin geworden, ein wenig für meine Anliegen zu trommeln. Ich hatte begriffen, dass es für die amerikanische Bevölkerung ganz natürlich ist, sich nicht direkt von den Problemen und Mühseligkeiten der Menschen in fernen Ländern betroffen zu fühlen, deshalb versuchte ich, sie den Menschen näherzubringen und bat Prominente wie Stephen Colbert, bei Veranstaltungen und in den Social Media ihren Star-Status einzubringen. Ich sicherte mir die Unterstützung von Janelle Monáe, Zendaya, Kelly Clarkson und weiteren Künstlerinnen, die gemeinsam den von Diane Warren geschriebenen, eingängigen Pop-Song »This Is For My Girls« aufnahmen. Sämtliche Einnahmen flossen in die Bildungsförderung für Mädchen weltweit.

Und schließlich traute ich mich sogar etwas, das mir ein wenig

unheimlich war: Ich sang selbst, bei einem Auftritt in der hinreißenden Reihe »Carpool Karaoke« von Late-Late-Show-Host James Corden. Gemeinsam umrundeten wir in einem schwarzen SUV den South Lawn und schmetterten »Signed, Sealed, Delivered I'm Yours« von Stevie Wonder, Beyoncés »Single Ladies« und ganz zum Schluss – der Grund, warum ich mich überhaupt zum Mitmachen entschlossen hatte – »This Is For My Girls«, samt Gastauftritt von Missy Elliott, die auf den Rücksitz stieg und mitrappte. Wochenlang hatte ich eifrig für meinen Karaoke-Auftritt geübt, mir jeden einzelnen Beat jedes einzelnen Songs eingeprägt. Am Ende sollte es ganz leicht und nach großem Spaß aussehen, aber wie immer steckte viel Arbeit dahinter und ein höherer Zweck: die Menschen direkt mit dem Thema in Kontakt zu bringen. Allein in den ersten drei Monaten wurde meine Session mit James auf YouTube fünfundvierzig Millionen Mal gesehen, und war damit die ganze Mühe also mehr als wert.

Ende 2015 flog ich mit Barack und den Mädchen nach Hawaii, um dort wie jedes Jahr Weihnachten zu verbringen, in einem großen, gemieteten Haus mit breiten Fenstern und Blick zum Strand, zusammen mit unserem üblichen Kreis aus engen Freunden der Familie. Wie schon in den letzten sechs Jahren nahmen wir uns am ersten Weihnachtstag die Zeit, Militärangehörige und ihre Familien auf dem nahe gelegenen Marine-Stützpunkt zu besuchen. Und wie schon die ganze Zeit war der Urlaub für Barack nur teilweise ein Urlaub – im Grunde eigentlich nur im Ansatz. Er führte Telefonate, nahm täglich Berichte entgegen und konsultierte einen reduzierten Stab aus Beratern, Referenten und Redenschreibern, die alle in einem Hotel in der Nähe untergebracht waren. Manchmal fragte ich mich, ob er überhaupt noch fähig sein würde, sich richtig zu entspannen, wenn es endlich so weit war, ob wir beide noch Wege finden würden abzuschalten, wenn das alles vorbei

war. Wie es wohl sein würde fragte ich mich, endlich wieder einmal ohne den Mann mit dem Atomkoffer zu verreisen?

Obwohl ich mir hin und wieder ein paar Träume erlaubte, konnte ich mir im Grunde gar nicht vorstellen, dass dies alles jemals enden würde.

Zurück in Washington begannen wir unser letztes Jahr im Weißen Haus in dem Wissen, dass die Zeit nun ernsthaft ablief. Ich machte mich an eine schier endlose Reihe aus »Letzten Malen«. Der letzte Governor's Ball, das letzte Ostereierrennen, das letzte Korrespondenten-Dinner. Barack und ich brachen zu einem letzten Staatsbesuch nach Großbritannien auf, bei dem wir auch einen kurzen Besuch bei unserer Freundin, der Queen, eingeplant hatten.

Barack war Queen Elizabeth II. immer schon besonders zugetan gewesen, weil sie ihn, wie er sagte, an seine grundpragmatische Großmutter Toot erinnerte. Ich persönlich war eher etwas eingeschüchtert von ihrer Effizienz, die sie wohl aus der Notwendigkeit eines langen Lebens im Blick der Öffentlichkeit heraus entwickelt haben musste. Vor ein paar Jahren hatten Barack und ich einmal bei einem offiziellen Empfang neben ihr und Prinz Philip gestanden und die Gäste begrüßt. Ich sah verblüfft zu, wie die Queen es schaffte, die Leute zügig an sich vorbeizuschleusen, mit einer ökonomisch-freundlichen Begrüßung, die keinerlei Raum für Anschlussgespräche ließ, während Barack etwas liebenswürdig Lockeres ausstrahlte, das fast schon einer Aufforderung zum Smalltalk gleichkam, die Fragen der Leute dann auch noch ausführlich beantwortete und den Gästefluss dadurch erheblich ins Stocken brachte. Da kannte ich den Kerl jetzt schon so viele Jahre und versuchte immer noch, ihn zur Eile anzutreiben.

Eines Nachmittags im April 2016 stiegen wir in einen Hubschrauber und flogen vom Haus des amerikanischen Botschafters in London nach Schloss Windsor, im Westen, außerhalb der Stadt. Unser

Vorbereitungsteam hatte uns instruiert, dass die Queen und Prinz Philip uns nach der Landung abholen und uns selbst mit dem Wagen zum Mittagessen ins Schloss bringen würden. Wie immer hatten wir auch das Protokoll bereits lange im Voraus bekommen: Wir sollten das Königspaar formell begrüßen und dann für die kurze Fahrt in ihren Wagen steigen. Ich sollte vorn neben dem vierundneunzigjährigen Prinz Philip sitzen, der fahren würde, und Barack sollte mit der Queen auf dem Rücksitz Platz nehmen.

Es würde das erste Mal in über acht Jahren sein, dass wir von jemand anderem als einem Secret-Service-Mitarbeiter gefahren wurden und beide ohne Agenten in einem Auto saßen. Für unsere Sicherheitsteams war das offenbar ein ebensolches Großereignis wie das Protokoll für die Vorbereitungsteams, die sich endlos um unser Verhalten und unsere Begegnungen sorgten, damit am Ende auch alles korrekt aussah und auch noch die letzte Kleinigkeit reibungslos ablief.

Aber nachdem wir auf einem Feld auf den Ländereien des Schlosses gelandet waren und die Begrüßung absolviert hatten, warf die Queen mit einem Mal Sand ins Getriebe, indem sie mich zu sich auf den Rücksitz des Range Rovers winkte. Ich erstarrte und versuchte verzweifelt, mich zu erinnern, ob mich jemand auf eine derartige Entwicklung vorbereitet hatte und ob es höflicher war, mich ihr zu fügen oder darauf zu bestehen, dass Barack seinen angestammten Platz neben ihr einnahm.

Die Queen bemerkte mein Zögern sofort. Und tat es augenblicklich ab.

»Hat man Ihnen irgendwelche Regeln zum Ablauf eingeschärft?«, fragte sie und wischte das ganze Getue mit einer Handbewegung beiseite. »Das ist doch Unfug. Sie sitzen, wo Sie wollen.«

Für mich war es ein wichtiges, fast schon heiliges Frühjahrsritual,

Festreden bei Schul- und Studienabschlussfeiern zu halten.



Jedes Frühjahr hoffte ich, mit meinen Abschlussreden Schul- und Universitätsabgänger zu inspirieren und sie dabei zu unterstützen, die Kraft ihrer eigenen Geschichte zu erkennen. Hier bereite ich mich auf meine Rede am Virginia Tech 2012 vor. Im Hintergrund ist Tina Tchen, über fünf Jahre meine unermüdliche Stabschefin, wie so oft beim Multitasking am Handy zu sehen.

© Official White House Photo by Lawrence Jackson

Jedes Jahr übernahm ich gleich mehrere, sorgte dabei für eine Mischung aus Highschool- und College-Abschlussfeiern und konzentrierte mich auf Institutionen, die sonst nicht unbedingt prominente Festredner abbekamen. (Tut mir leid für euch, Princeton und Harvard, aber ihr kommt auch bestens ohne mich zurecht.) 2015 war ich in die South Side von Chicago zurückgekehrt, um bei der Abschlussfeier der King College Prep zu sprechen, der Highschool, an der in diesem Jahr Hadiya Pendleton ihren Abschluss gemacht hätte, wenn sie nur lang genug gelebt hätte. Bei der Zeremonie war ihr Geist in Gestalt eines leeren Stuhls zugegen, den ihre Mitschülerinnen und Mitschüler mit Sonnenblumen und lila Stoff dekoriert hatten.

Für meine letzte Festredenrunde als First Lady sprach ich an der Jackson State University in Mississippi, einer weiteren Bildungseinrichtung aus der Riege der Historischen afroamerikanischen Colleges und Hochschulen, und nutzte dort die Gelegenheit, mich über das Streben nach Bestleistungen zu äußern. Ich sprach auch am City College von New York und betonte den großen Wert von gesellschaftlicher Vielfalt und Einwanderung. Und am 26. Mai, zufällig am selben Tag, an dem Donald Trump sich die Nominierung zum republikanischen Präsidentschaftskandidaten sicherte, war ich in New Mexico an einer kleinen, lokalen Highschool für amerikanische Ureinwohner, deren Abschlussklasse fast geschlossen ans College gehen würde. Je mehr ich mich darauf eingelassen hatte, First Lady zu sein, desto größer war mein Mut geworden, direkt und ungefiltert darüber zu sprechen, was es für Menschen bedeutete, aufgrund ihrer Rasse oder ihres Geschlechts an den Rand gedrängt zu werden. Mein Ziel war, diesen jungen Leuten einen Kontext für den Hass zu geben, der in den Nachrichten und im politischen Diskurs nun immer mehr Oberwasser gewann, und einen Grund zur Hoffnung.

Ich wollte die einzige Botschaft über mich und meine Stellung in

der Welt vermitteln, die aus meiner Sicht wirklich von Bedeutung sein konnte. Die Botschaft, dass ich wusste, was es hieß, unsichtbar zu sein. Dass ich selbst unsichtbar gelebt hatte. Dass ich historisch gesehen von Unsichtbaren abstammte. Ich erwähnte gern, dass ich die Ur-Urenkelin eines Sklaven namens Jim Robinson war, der vermutlich irgendwo in South Carolina auf einer Plantage in einem namenlosen Grab verscharrt lag. Und wenn ich am Rednerpult vor Schülerinnen und Schülern, vor Studentinnen und Studenten stand, die alle an die Zukunft dachten, war ich der lebende Beweis für die Idee, dass es möglich war, zumindest in mancher Hinsicht die Unsichtbarkeit zu überwinden.

Die letzte Abschlussfeier, an der ich teilnahm, war eine ganz persönliche: Malias Highschool-Abschluss an der Sidwell Friends, der an einem warmen Junitag gefeiert wurde. Unsere enge Freundin Elizabeth Alexander, die Schriftstellerin, die ein Gedicht zu Baracks erster Amtseinführung verfasst hatte, hielt die Festrede vor der Abschlussklasse, sodass Barack und ich uns zurücklehnen und uns ganz unseren Gefühlen hingeben konnten. Ich war stolz auf Malia, die bald aufbrechen würde, um mit Freunden ein paar Wochen durch Europa zu reisen. Nach einem Jahr Auszeit würde sie in Harvard ihr Studium beginnen. Ich war auch stolz auf Sasha, die genau an diesem Tag fünfzehn wurde und schon die Stunden bis zu dem Beyoncé-Konzert zählte, das sie anstelle einer Geburtstagsparty besuchen würde. Sie würde einen Großteil des Sommers auf Martha's Vineyard verbringen und bei Freunden wohnen, bis Barack und ich zu unserem Urlaub dort eintrafen. Sie würde neue Freundschaften schließen und ihren ersten Ferienjob in einer Imbissbude antreten. Und auch auf meine Mutter, die in Pumps und schwarzem Kleid neben uns in der Sonne saß, war ich stolz, weil es ihr gelungen war, mit uns im Weißen Haus zu leben und die Welt zu bereisen und dabei doch immer ganz und gar sie selbst zu bleiben.

Ich war stolz auf uns alle, weil wir es fast geschafft hatten.

Neben mir saß Barack auf seinem Klappstuhl. Ich sah, wie ihm hinter der Sonnenbrille die Tränen in den Augen standen, als Malia auf die Bühne trat, um ihr Zeugnis entgegenzunehmen. Er war erschöpft, das wusste ich. Drei Tage zuvor hatte er die Trauerrede für einen Studienfreund gehalten, der im Weißen Haus für ihn gearbeitet hatte. Zwei Tage später sollte ein Attentäter in einem Schwulenclub in Orlando, Florida, das Feuer eröffnen und dabei neunundvierzig Menschen töten und dreiundfünfzig weitere schwer verletzen. Der Ernst seiner Aufgabe gönnte Barack keine Pause.

Er war ein guter Vater, präsent und beständig auf eine Weise, wie es sein eigener Vater nie gewesen war, aber er hatte auf seinem Weg auch viele Opfer bringen müssen. Als die Kinder kamen, war er bereits Politiker. Seine Wählerschaft und ihre Bedürfnisse hatten uns die ganze Zeit begleitet.

Ein wenig musste es also schon schmerzen zu wissen, dass er zwar schon bald mehr Freiheit und mehr Zeit haben würde, aber eben gerade jetzt, da unsere Töchter sich immer mehr von uns entfernten.

Aber wir mussten sie ziehen lassen. Die Zukunft gehörte ihnen, und genauso sollte es ja sein.

Ende Juli 2016 flog ich durch ein heftiges Gewitter, das Flugzeug schwankte und taumelte beim Anflug auf Philadelphia, wo ich ein letztes Mal beim Parteitag der Demokraten sprechen sollte. Es waren vielleicht die schlimmsten Turbulenzen, die ich je erlebt hatte, und während Caroline Adler Morales, meine hochschwangere Kommunikationsdirektorin, sich sorgte, die Aufregung könnte frühzeitige Wehen bei ihr auslösen, und Melissa – schon unter normalen Umständen nicht sonderlich flugzeugfest – kreischend neben mir saß, konnte ich nur eines denken: *Lass mich so rechtzeitig landen, dass ich*

*noch meine Rede proben kann*! Obwohl ich längst an große Bühnen gewöhnt war, zog ich doch sehr viel Sicherheit aus einer guten Vorbereitung.

2008, als Barack erstmals als Präsident kandidierte, hatte ich meine Rede vor dem Parteitag immer und immer wieder geübt, bis ich jedes Komma praktisch im Schlaf setzen konnte, zum einen, weil ich davor noch nie eine solche Rede live im Fernsehen gehalten hatte, vor allem aber, weil für mich persönlich so viel auf dem Spiel stand. Ich trat auf diese Bühne, nachdem man mich als zornige schwarze Frau verunglimpft hatte, die keine Liebe für ihr Land hegte. Meine Rede an jenem Abend bot mir die Chance, mich menschlicher zu zeigen, mit meiner eigenen Stimme zu erzählen, wer ich war, die Karikaturen und Klischees mit meinen eigenen Worten aus dem Feld zu schlagen. Vier Jahre später, beim Parteitag in Charlotte, North Carolina, hatte ich eindringlich davon erzählt, wie ich Barack während seiner ersten Amtszeit erlebt hatte – dass er immer noch derselbe prinzipientreue Mann war, den ich geheiratet hatte, und mir klar geworden war, dass es »einen Menschen nicht verändert, Präsident zu sein, sondern ihn so zeigt, wie er wirklich ist«.

Diesmal warb ich für Hillary Clinton, Baracks Gegnerin in den brutalen Vorwahlen von 2008 und später seine loyale und fähige Außenministerin. Ich würde mich nie mehr so leidenschaftlich für eine Kandidatin oder einen Kandidaten begeistern können wie für meinen Mann, wodurch mir die Wahlkampfunterstützung für andere mitunter schwerfiel. Aber wenn ich mich im politischen Kontext über etwas oder jemanden äußere, halte ich immer an einem Grundsatz fest: Ich sage nur, was ich wirklich glaube und was ich wirklich so empfinde.

Wir landeten schließlich doch noch in Philadelphia, und ich schaffte es zum Parteitag und hatte gerade genug Zeit, mich umzuziehen und meine Rede noch zwei Mal durchzugehen. Dann trat ich auf die

Bühne und sagte meine Wahrheit. Ich erzählte davon, wie viel Angst es mir ursprünglich gemacht hatte, unsere Töchter im Weißen Haus großzuziehen, und wie stolz es mich machte, dass sie zu intelligenten jungen Frauen geworden waren. Ich sagte, dass ich Hillary vertraute, weil sie die Anforderungen des Amts begriff und ein Talent zur Führung besaß und außerdem so qualifiziert war wie kaum ein anderer Kandidat vor ihr. Und ich wies auch schonungslos darauf hin, vor was für einer Wahl das Land diesmal stand.

Seit meiner Kindheit glaubte ich fest daran, wie wichtig es war, sich den Rüpeln entgegenzustellen, ohne sich dabei auf ihr Niveau zu begeben. Und um es ganz klar zu sagen: Mit so einem Rüpel hatten wir es jetzt zu tun; einem Mann, der unter anderem Minderheiten verunglimpfte und Verachtung für Kriegsgefangene zeigte, der mit praktisch jeder seiner Äußerungen die Würde unseres Landes aufs Spiel setzte. Ich wollte, dass die Bevölkerung begriff, was für eine Rolle Worte spielen – dass die hasserfüllte Sprache, die sie neuerdings im Fernsehen hörten, nicht den wahren Geist unseres Landes widerspiegelte und dass wir gegen sie stimmen mussten. Ich wollte eine Lanze für die Würde brechen – für den Gedanken, dass wir als Nation vielleicht doch an diesem Kernwert festhalten konnten, der meine eigene Familie seit Generationen aufrecht hielt. Mit Würde hatten wir stets alles überstanden. Es war eine Entscheidung und keineswegs immer die einfachste, aber die Menschen, die ich im Leben am meisten respektiere, hatten sie immer und immer wieder getroffen, Tag für Tag. Barack und ich hatten ein Motto, nach dem wir uns zu leben bemühten, und dieses Motto stellte ich an jenem Abend auf der Bühne vor: *When they go low, we go high* – wenn sie sich von ihrer schlechtesten Seite zeigen, zeigen wir uns von unserer besten.

Zwei Monate später, wenige Wochen vor der Wahl, tauchte ein Video auf, in dem Donald Trump in einem unbedachten Moment zu

hören ist, wie er 2005 vor einem Fernsehmoderator mit sexuellen Übergriffen auf Frauen prahlt und sich dabei einer derart anstößigen, vulgären Sprache bedient, dass die Nachrichtenkanäle in Bedrängnis gerieten: Wie sollten sie daraus zitieren, ohne die üblichen Grenzen des Anstands zu verletzen? Am Ende wurden die Grenzen des Anstands einfach verschoben, um der Stimme des Rüpels Raum zu geben.

Ich konnte es kaum glauben, als ich es hörte. Und doch lag etwas schmerzlich Vertrautes in der Drohgebärde und der Witzelei unter Männern in diesem Video. *Ich kann dir wehtun und damit durchkommen*. Das waren vor Hass triefende Äußerungen, wie sie in gesitteten Kreisen normalerweise nicht vorkommen, aber im Mark unserer angeblich so aufgeklärten Gesellschaft noch fortdauern – ganz lebendig und so weithin akzeptiert, dass jemand wie Donald Trump es sich herausnehmen konnte, sie ganz lässig von sich zu geben. Jede Frau aus meinem Umfeld erkannte das. Jeder Mensch, der sich jemals »anders« fühlen musste, erkannte es. Genau das war es, wovon so viele von uns gehofft hatten, dass unsere Kinder es nicht mehr erleben müssten, obwohl anscheinend kein Weg daran vorbeiführte. Dominanz ist eine Form der Entmenschlichung, selbst wenn sie nur als Drohung daherkommt. Sie ist die hässlichste Form von Macht.

Nachdem ich die Aufnahme gehört hatte, bebte ich vor Zorn am ganzen Körper. In der kommenden Woche sollte ich bei einer Wahlkampfveranstaltung für Hillary auftreten, und statt mich aufrichtig für ihre Fähigkeiten auszusprechen, sah ich mich veranlasst, direkt auf Trumps Worte zu reagieren – meine Stimme seiner entgegenzusetzen.

An der Ansprache hatte ich in einem Krankenzimmer des Walter Reed Hospital gearbeitet, wo meine Mutter sich einer Rückenoperation unterziehen musste, und meine Gedanken flossen rasch aufs Papier. Ich war inzwischen so oft verspottet und bedroht worden, niedergemacht, weil ich schwarz und eine Frau war, weil ich klar meine Meinung

äußerte. Ich hatte den Hohn empfunden, der sich gegen meinen Körper richtete und damit buchstäblich gegen den Raum, den ich in dieser Welt einnehme. Ich hatte mir angesehen, wie Donald Trump Hillary Clinton während einer Debatte bedrängt hatte, wie er ihr ständig gefolgt war, während sie sprach, immer zu dicht neben ihr stand, ihre Präsenz mit seiner eigenen klein zu machen versuchte. *Ich kann dir wehtun und damit durchkommen*. Frauen ertragen solche Erniedrigungen ihr ganzes Leben lang – wenn ihnen nachgepfiffen wird, wenn sie begrapscht, bedrängt, unterdrückt werden. All diese Dinge verletzen uns. Sie laugen uns aus. Manche der Wunden sind so klein, dass man sie kaum sehen kann. Andere klaffen gewaltig und hinterlassen Narben, die nie ganz verheilen. So oder so sammeln sie sich an. Wir tragen sie mit uns, überall, in der Schule und bei der Arbeit, zu Hause, wenn wir unsere Kinder erziehen, bei unseren Gottesdiensten und jedes Mal, wenn wir versuchen voranzukommen.

Für mich waren Trumps Äußerungen ein weiterer Schlag. Ich konnte seine Botschaft nicht so stehenlassen. Gemeinsam mit Sarah Hurwitz, der geschickten Redenschreiberin, mit der ich seit 2008 zusammenarbeitete, münzte ich meinen Zorn in Worte, die ich dann – nachdem meine Mutter sich von ihrer Operation erholt hatte – an einem Oktobertag in Manchester, New Hampshire, präsentierte. Vor einem hochenergetischen Publikum hielt ich mit meinen Gefühlen nicht mehr länger hinterm Berg. »Das ist nicht normal«, sagte ich. »Das ist nicht *politics as usual*. Es ist eine Schande. Es ist unerträglich.« Ich äußerte meine Wut und meine Angst und dazu meinen Glauben daran, dass Amerika bei dieser Wahl das wahre Wesen der Entscheidung begreifen würde, die es zu treffen galt. Ich legte mein ganzes Herz in diese Rede.

Dann flog ich zurück nach Washington und betete, dass ich gehört worden war.

Der Herbst schritt weiter voran, und Barack und ich machten Pläne für den Umzug in das neue Haus, das wir im Januar beziehen würden. Wir hatten beschlossen, in Washington zu bleiben, damit Sasha ihre Highschool-Zeit an der Sidwell beenden konnte. Malia war unterdessen in Südamerika, wo sie ein Auszeit-Abenteuer erlebte und die Freiheit, so weit vom politischen Zentrum entfernt zu sein, wie sie nur konnte. Ich beschwor mein Team im East Wing zu vollem Einsatz bis zum Schluss, auch wenn sie bereits alle über ihre nächste Stelle nachdenken mussten, auch wenn der Kampf zwischen Hillary Clinton und Donald Trump mit jedem Tag erbitterter und zur immer größeren Ablenkung wurde.

Am 7. November 2016, dem Abend vor der Wahl, machten Barack und ich einen Abstecher nach Philadelphia, um Hillary und ihre Familie bei einer abschließenden Wahlkampfveranstaltung vor einer riesigen Menschenmenge auf der Independence Mall zu unterstützen. Die Stimmung war gut, erwartungsvoll. Ich fasste Mut durch den Optimismus, den Hillary an diesem Abend verströmte, und durch die vielen Umfrageergebnisse, die sie mit ordentlichem Vorsprung in Führung sahen. Ich fasste Mut, weil ich zu wissen glaubte, welche Qualitäten die amerikanische Bevölkerung bei ihrem Staatsoberhaupt tolerieren und nicht tolerieren würde. Ich ließ mich nicht zu Mutmaßungen hinreißen, fand aber, dass die Chancen gut standen.

Zum ersten Mal seit vielen Jahren hatten Barack und ich am Wahlabend keine Funktion zu erfüllen. Es gab keine Hotelsuite, die während der Wartezeit für uns reserviert war, keine Tabletts mit Häppchen, keinen Fernseher in jeder Ecke. Wir mussten uns nicht frisieren, schminken und ankleiden lassen, unsere Kinder nicht auf Vordermann bringen, keine Reden einstudieren, die spätabends vielleicht noch gehalten werden mussten. Wir hatten absolut nichts zu tun, und wir fanden es großartig. Das war der Anfang unseres Rückzugs, der Vorgeschmack darauf, wie die Zukunft sein konnte.

Natürlich waren wir gespannt, aber der Abend gehörte nicht uns. Wir konnten ihn nur miterleben. Und weil wir wussten, dass es noch dauern würde, bis die ersten Ergebnisse da waren, luden wir Valerie ein, mit uns einen Film im Kinosaal des Weißen Hauses anzuschauen.

Von dem Film, den wir gesehen haben, weiß ich nichts mehr – weder den Titel noch auch nur das Genre. Eigentlich schlugen wir bloß im Dunkeln die Zeit tot. Meine Gedanken kreisten pausenlos um die Tatsache, dass Baracks Zeit als Präsident fast zu Ende war. Nun standen vor allem Abschiede an – Dutzende und Aberdutzende und jeder einzelne hochemotional, denn unser Stab, den wir so schätzten und ins Herz geschlossen hatten, würde nach und nach das Weiße Haus verlassen. Wir hatten uns vorgenommen, das Gleiche zu tun, was George und Laura Bush für uns getan hatten: die Machtübergabe so reibungslos wie möglich zu gestalten. Unsere Teams fingen bereits an, Handbücher und Kontaktlisten für ihre Nachfolger zusammenzustellen. Viele der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem East Wing würden handschriftliche Nachrichten auf ihren Schreibtischen hinterlassen, bevor sie endgültig gingen, mit einem herzlichen Willkommensgruß und dem Angebot, der Nachfolgerin oder dem Nachfolger jederzeit behilflich zu sein.

Wir waren noch ganz im Alltagsgeschäft versunken, schmiedeten aber auch bereits ernsthafte Pläne für das, was vor uns lag. Barack und ich freuten uns sehr, in Washington zu bleiben, planten aber auch als Vermächtnis den Bau eines Gebäudes in der South Side von Chicago, welches das Obama Presidential Center beherbergen sollte. Außerdem wollten wir eine Stiftung gründen, deren Ziel es sein würde, eine neue Generation von Führungskräften zu ermutigen und zu fördern. Beide hatten wir in der Zukunft viel vor, aber das Wichtigste blieb für uns immer, mehr Raum und Rückhalt für junge Menschen und ihre Ideen zu schaffen. Mir war zudem klar, dass wir eine Pause brauchten: Ich hielt

bereits nach einem abgelegenen Ort Ausschau, an dem wir im Januar, gleich nach dem Amtseid des neuen Präsidenten oder der neuen Präsidentin, ein paar Tage ausspannen könnten.

Jetzt mussten wir nur noch wissen, wer das sein würde.

Als der Film zu Ende war und das Licht wieder anging, brummte Baracks Handy. Ich sah, wie er erst einmal, dann noch einmal auf das Display schaute und dabei leicht die Stirn runzelte.

»Hm«, sagte er. »Ziemlich merkwürdiges Ergebnis in Florida.«

Er klang nicht direkt beunruhigt, nur ein klein bisschen aufgeschreckt, als würde plötzlich irgendwo im Gras etwas zu glimmen beginnen. Das Handy brummte wieder. Mein Puls ging ein wenig schneller. Ich wusste, dass die Updates von David Simas kamen, Baracks politischem Berater, der die Wahlergebnisse vom West Wing aus im Blick behielt und die genaue Mathematik der Wahlkarte Bezirk für Bezirk beherrschte. Sollte sich da ein Flächenbrand anbahnen, würde Simas ihn frühzeitig erkennen.

Ich ließ meinen Blick auf das Gesicht meines Mannes gerichtet und wusste nicht recht, ob ich hören wollte, was er zu sagen hatte. Was es auch sein mochte, gut war es nicht. Ich spürte, wie sich ein bleiernes Gefühl in meinem Bauch ausbreitete, wie meine Sorge sich zu Angst verdichtete. Während Barack und Valerie noch die ersten Ergebnisse besprachen, entschuldigte ich mich und sagte, ich wolle nach oben gehen. Ich trat in den Aufzug und wünschte mir nur noch eines: schlafen und alles ausblenden. Mir war klar, was wohl passieren würde, aber ich war noch nicht bereit, mich damit auseinanderzusetzen.

Während ich schlief, bestätigten sich die Nachrichten: Die amerikanischen Wählerinnen und Wähler hatten Donald Trump als Baracks Nachfolger zum nächsten Präsidenten der USA gewählt.

Ich wollte so lange nichts davon wissen, wie es nur irgendwie ging.

Am nächsten Tag erwachte ich an einem regnerischen, trüben

Morgen. Über Washington lag ein grauer Himmel. Ich konnte ihn nur als Grabtuch deuten. Die Zeit schien stillzustehen. Sasha brach zur Schule auf, schweigend bemüht, mit ihrer Fassungslosigkeit zurande zu kommen. Malia rief aus Bolivien an und klang tief erschüttert. Ich sagte beiden, dass ich sie liebhatte und dass alles gut werden würde. Das sagte ich auch mir selbst immer wieder.

Am Ende hatte Hillary Clinton fast drei Millionen mehr Stimmen bekommen, aber Trump hatte mit Hilfe von nicht einmal achtzigtausend Stimmen, die sich über Pennsylvania, Wisconsin und Michigan verteilten, das Electoral College, das Gremium der Wahlleute, für sich gewonnen. Ich bin keine Politikerin und werde mich gar nicht erst an einer Analyse des Ergebnisses versuchen. Ich werde auch nicht darüber spekulieren, wer dafür verantwortlich und was unfair gelaufen sein könnte. Ich würde mir nur wünschen, es wären mehr Menschen zur Wahl gegangen. Und ich werde nie begreifen, was vor allem so viele Frauen bewogen hat, eine außergewöhnlich hochqualifizierte Kandidatin abzulehnen und stattdessen einen Frauenfeind zum Präsidenten zu wählen. Aber das Ergebnis stand fest, und wir mussten damit leben.

Barack war fast die ganze Nacht aufgeblieben und hatte die Ergebnisse verfolgt, und wie schon so oft hatte er nun die Pflicht, als Symbol der Standhaftigkeit vor die Bevölkerung zu treten und ihr dabei zu helfen, diesen Schock zu verarbeiten. Ich beneidete ihn nicht darum. Am Morgen sprach er seinem Team im Oval Office Mut zu, und gegen Mittag richtete er sich mit ernüchterten, aber doch beruhigenden Worten im Rosengarten an die Nation, rief, so wie er es immer getan hatte, zu Zusammenhalt und Würde auf und bat die amerikanische Bevölkerung, einander ebenso viel Respekt entgegenzubringen wie den Institutionen, die unsere Demokratie sich erschaffen hatte.

Am Nachmittag rief ich mein gesamtes Team in meinem Büro im

East Wing zusammen, alle drängten sich auf den Sofas und den aus anderen Büros herbeigeholten Schreibtischstühlen. Mein Stab setzte sich größtenteils aus Frauen und Angehörigen von Minderheiten zusammen, darunter auch etliche, die aus Einwandererfamilien stammten. Viele weinten, sie hatten das Gefühl, plötzlich in all ihrer Verletzlichkeit ausgeliefert zu sein. Sie hatten sich voll und ganz für ihre Arbeit engagiert, weil sie von den Dingen, für die sie eintraten, zutiefst überzeugt waren. Ich gab mir Mühe, ihnen allen zu vermitteln, dass sie stolz auf sich sein konnten, dass ihre Arbeit von Bedeutung war und dass eine einzelne Wahl acht Jahre der Veränderung nicht einfach auslöschen konnte.

Noch ist nicht alles verloren. Das war die Botschaft, die wir von nun an vermitteln mussten. Ich selbst glaubte fest daran. Es war nicht ideal, aber es war unsere Realität – die Welt, so wie sie eben war. Wir mussten jetzt umso entschlossener bleiben und unsere Schritte immer weiter in Richtung Fortschritt lenken.

Nun waren wir also am Ende, wahrhaftig. Ich war hin- und hergerissen zwischen Rückblick und Vorwärtsschauen. Vor allem eine Frage trieb mich um: Was bleibt?

Wir waren die vierundvierzigste First Family gewesen und erst die elfte, die zwei komplette Amtszeiten im Weißen Haus verbracht hatte. Und wir würden für alle Zeiten die erste schwarze Familie bleiben. Ich wünschte mir, dass Eltern, die in Zukunft mit ihren Kindern das Weiße Haus besichtigen würden, so wie ich es mit Malia und Sasha getan hatte, als ihr Vater noch Senator war, ihnen auch die ein oder andere Erinnerung an unsere Zeit hier zeigen konnten. Mir war es wichtig, unsere Anwesenheit inmitten der größeren Geschichte dieses Ortes zu verankern.

So gibt beispielsweise keineswegs jeder Präsident ein offizielles

Porzellanservice in Auftrag, aber ich hatte dafür gesorgt, dass wir es taten. Während Baracks zweiter Amtszeit hatten wir außerdem den Old Family Dining Room renovieren lassen, der sich gleich neben dem State Dining Room befindet, ihn mit einer moderneren Ausstattung aufgefrischt und ihn erstmals auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. An die Nordwand hängten wir ein atemberaubendes abstraktes Gemälde von Alma Thomas in Gelb, Rot und Blau: *Resurrection* (Auferstehung), das erste Bild einer schwarzen Künstlerin, das in die ständige Sammlung des Weißen Hauses aufgenommen wurde.

Die dauerhafteste Spur aber lag außerhalb der Hausmauern. Der Gemüsegarten hielt sich nun schon seit siebeneinhalb Jahren und warf rund neunhundert Kilo Lebensmittel pro Jahr ab. Er hatte schwere Schneefälle, Wolkenbrüche und gewaltige Hagelschauer überstanden. Selbst als ein paar Jahre zuvor ein Sturm den mehr als zwölf Meter hohen Nationalen Weihnachtsbaum zu Fall gebracht hatte, war der Garten unversehrt geblieben. Bevor ich das Weiße Haus verließ, wollte ich ihm zu noch größerer Dauer verhelfen. Wir erweiterten ihn auf zweihundertsechzig Quadratmeter, fast das Doppelte seiner ursprünglichen Größe. Wir ließen Steinwege anlegen und Holzbänke aufstellen und bauten eine einladende Laube und verwendeten dafür Holz von den Anwesen der Präsidenten Jefferson, Madison und Monroe und aus dem Elternhaus von Martin Luther King. Und schließlich überquerte ich an einem Nachmittag im Herbst den South Lawn, um den Garten ganz offiziell der Nachwelt zu widmen.

An diesem Tag wurde ich von Unterstützern und Fürsprechern begleitet, die uns im Lauf der Jahre bei unseren Bemühungen um Gesundheit und Ernährung im Kindesalter beigestanden hatten, sowie zwei der ursprünglichen Fünftklässler aus der Bancroft Elementary School, die inzwischen schon fast erwachsen waren. Mein Team war nahezu vollzählig versammelt, darunter auch Sam Kass, der das Weiße

Haus 2014 verlassen hatte, zu diesem Anlass aber noch einmal zurückgekehrt war.

Ich war sehr bewegt, als ich den Blick über die Menschenmenge im Garten wandern ließ. Ich empfand so große Dankbarkeit für all die Menschen aus meinem Team, die sich ganz der Arbeit gewidmet, handschriftliche Briefe sortiert, alle Fakten meiner Reden überprüft hatten und kreuz und quer durchs Land geflogen waren, um unsere Veranstaltungen vorzubereiten. Ich hatte miterlebt, wie viele von ihnen immer mehr Verantwortung übernahmen und sich professionell und persönlich weiterentwickelten, selbst noch unter den widrigsten Umständen. Die Bürde, die »Ersten« zu sein, lastete nicht nur auf uns als Familie. Acht Jahre lang hatten uns diese optimistischen jungen Menschen – und ein paar routinierte Recken – den Rücken freigehalten. Melissa, die ich vor fast zehn Jahren als Allererste für mein Wahlkampfteam verpflichtet hatte, sollte bis zum Schluss mit mir im East Wing bleiben, so wie auch Tina, meine bemerkenswerte Stabschefin. Auf Kristen Jarvis war Chynna Clayton gefolgt, eine engagierte junge Frau aus Miami, die schnell zu einer weiteren großen Schwester für unsere Töchter geworden und für den reibungslosen Ablauf meines Lebens unerlässlich geworden war.

All diese Menschen, die einmal zu meinem Stab gehört hatten und noch gehörten, waren für mich wie eine Familie. Und ich war stolz auf das, was wir gemeinsam erreicht hatten.

Mit jedem Video, das sich in Nanosekunden im Internet verbreitete – mein »Mom-Dancing« mit Jimmy Fallon, mein Überraschungs-Dunk hinter LeBron James, mein College-Rap mit Jay Pharoah –, hatten wir mehr im Sinn gehabt als ein paar Stunden auf »Trending« bei Twitter. Und wir konnten Ergebnisse vorweisen. Fünfundvierzig Millionen Kinder bekamen inzwischen ein gesunderes Frühstück und Mittagessen; elf Millionen Schülerinnen und Schüler

absolvierten mit der Active-Schools-Aktion unserer Initiative Let's Move! täglich ein einstündiges Bewegungsprogramm. Und auch insgesamt nahmen Kinder mehr Vollkornprodukte, Obst und Gemüse zu sich. Die Ära der überdimensionalen Fast-Food-Portionen neigt sich dem Ende zu.

Jill Biden und ich hatten mit Joining Forces dazu beigetragen, dass Firmen über 1,5 Millionen Kriegsveteranen und deren Angehörige einstellten oder ihnen einen Ausbildungsplatz verschafften. In Anknüpfung an eines der allerersten Anliegen, die ich im Wahlkampf zu hören bekommen hatte, hatten wir alle fünfzig Staaten davon überzeugen können, bei den beruflichen Zulassungen enger zusammenzuarbeiten, damit die berufliche Laufbahn der Ehepartner von Militärangehörigen nicht jedes Mal ins Stocken geriet, wenn sie in einen anderen Bundesstaat versetzt wurden.

Im Bildungsbereich hatten Barack und ich mehrere Milliarden Dollar eingetrieben, um Mädchen in aller Welt zu der Schulbildung zu verhelfen, die ihnen zustand. Aktuell wurden über zweitausendachthundert Freiwillige des Friedenskorps dazu ausgebildet, im Ausland Bildungsprogramme für Mädchen einzurichten. Und mein Team und ich hatten zahlreiche junge Menschen dabei unterstützt, sich um staatliche Studienbeihilfen zu bewerben, wir förderten die Beratungsangebote an Schulen und hatten dem College Signing Day zum Status eines landesweiten Festtags verholfen.

Währenddessen hatte Barack es geschafft, die schwerste Wirtschaftskrise seit den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts abzuwenden. Er hatte das Klimaabkommen von Paris mit ausgehandelt, Zehntausende Soldaten aus dem Irak und Afghanistan nach Hause geholt und eine Vorreiterrolle dabei gespielt, das iranische Atomprogramm zu stoppen. Zwanzig Millionen Menschen mehr konnten die Sicherheit einer Krankenversicherung genießen. Und wir

hatten zwei Amtszeiten ohne größeren Skandal hinter uns gebracht. Wir hatten an uns selbst und an die Menschen, die für uns arbeiteten, die höchsten Ansprüche von Ethik und Anstand gestellt, und es war uns gelungen, sie die ganze Zeit über aufrecht zu erhalten.

Manche Veränderungen ließen sich aus unserer Sicht weniger leicht messen, waren aber deshalb nicht weniger wichtig. Ein halbes Jahr vor der Übergabe des Gartens kehrte Lin-Manuel Miranda, ein junger Komponist, den ich bei einer unserer ersten Künstlerveranstaltungen kennengelernt hatte, noch einmal ins Weiße Haus zurück. Sein HipHop-Riff über Alexander Hamilton war zur absoluten Broadway-Sensation geworden und er damit weltweit zum Superstar. Das Musical »Hamilton« war eine Feier der Geschichte und Vielfalt Amerikas, es veränderte unsere Wahrnehmung der Rolle, die Minderheiten in unserer nationalen Entwicklung gespielt haben, setzte die Bedeutung von Frauen in Szene, die so lange im Schatten mächtiger Männer gestanden hatten. Ich hatte es noch vor dem Broadway-Erfolg gesehen, und es hatte mir so gut gefallen, dass ich gleich noch einmal hinging, als es schließlich auf die große Bühne kam. Es ist eingängig und lustig, herzerhebend und herzzereißend – in jeder Hinsicht das beste Kunstwerk, auf das ich je gestoßen bin.

Lin-Manuel war mit einem Großteil seines Ensembles, einer talentierten, multikulturellen Truppe, nach Washington gekommen. Die Künstler verbrachten den Nachmittag mit Jugendlichen einiger örtlicher Highschools bei uns – das Weiße Haus wimmelte von angehenden Dramatikerinnen, Tänzern und Rapperinnen, die zusammen mit ihren Heldinnen und Helden Texte schrieben und Beats droppten. Am späten Nachmittag versammelten wir uns alle zu einer Vorführung im East Room. Barack und ich saßen in der ersten Reihe, umringt von jungen Menschen jeder Herkunft und Hautfarbe, und waren beide tief bewegt, als Christopher Jackson und Lin-Manuel zum Abschluss gemeinsam die

Ballade »One Last Time« sangen. Hier standen zwei Künstler, der eine ein Schwarzer, der andere ein Puertoricaner, unter einem hundertfünfzehn Jahre alten Kronleuchter, umrahmt von den gewaltigen, altehrwürdigen Porträts von George und Martha Washington, und sangen davon, wie sehr sie sich »in diesem Land, das wir geschaffen haben, zu Hause« fühlten. Die Kraft und Wahrhaftigkeit dieses Augenblicks sind mir bis heute geblieben.

»Hamilton« berührte mich deshalb so, weil es genau die Art Geschichtsschreibung abbildet, wie ich sie selbst durchlebt habe. Es erzählt die Geschichte eines Amerikas, das Vielfalt zulässt. Später dachte ich noch darüber nach: So viele von uns gehen durchs Leben und halten die eigene Biografie versteckt, weil sie sich schämen oder fürchten, dass ihre ganze Wahrheit nicht dem herkömmlichen Ideal entspricht. Wir wachsen mit Botschaften auf, die uns einreden wollen, dass man nur auf eine Art amerikanisch sein kann – dass wir nicht dazugehören, wenn unsere Haut dunkel ist oder unser Becken breit, wenn wir Liebe nicht auf eine ganz bestimmte Art erleben, wenn wir eine andere Sprache sprechen oder aus einem anderen Land stammen. Zumindest so lange, bis sich jemand traut, die Geschichte anders zu erzählen.



2015 nahm meine Familie zusammen mit dem Kongressabgeordneten John Lewis und anderen Legenden der Bürgerrechtsbewegung an einer Gedenkdemonstration zum 50. Jahrestag des Marsches über die Edmund Pettus Bridge in Selma, Alabama, teil. Dieser Tag rief mir in Erinnerung, wie weit unser Land bereits gekommen ist – und wie viel Weg immer noch vor uns liegt.

© Official White House Photo by Lawrence Jackson

Ich bin mit einem schwerbehinderten Vater in einem zu kleinen Haus aufgewachsen, mit wenig Geld, in einem Viertel, das am Rande des Niedergangs stand, aber ich bin auch von Liebe und Musik umgeben in einer vielfältigen Stadt aufgewachsen, in einem Land, in dem man es mit Bildung sehr weit bringen kann. Ich hatte nichts oder ich hatte alles. Es hängt nur davon ab, wie man es erzählen will.

Als wir uns dem Ende von Baracks Präsidentschaft näherten, dachte ich auf genau diese Weise auch an Amerika. Ich liebe mein Land für all die vielen Arten, auf die man seine Geschichte erzählen kann. Fast zehn Jahre lang hatte ich das Privileg, es bereisen zu können, seine erfrischenden Widersprüche und seine erbitterten Konflikte erleben zu dürfen, seinen Schmerz und seinen beharrlichen Idealismus, vor allem aber seine Widerstandskraft. Mein Blick war dabei vielleicht ein recht ungewöhnlicher, aber ich glaube, das, was ich in diesen Jahren wahrgenommen habe, haben viele andere auch erlebt: ein Gefühl von Fortschritt, ein tröstliches Mitgefühl, die Freude daran mitanzusehen, wie die Unbesungenen, die Unsichtbaren ins Licht fanden. Einen Schimmer der Welt, wie sie sein könnte. Das wollten wir festigen, das sollte fortdauern: mit einer aufstrebenden Generation, die begriff, was möglich war – und dass für sie noch viel mehr möglich wäre. Was immer als Nächstes kommen würde, diese Geschichte konnten wir uns zu eigen machen.

# EPILOG

Zum letzten Mal verließen Barack und ich das Weiße Haus am 20. Januar 2017, um Donald und Melania Trump zu ihrer Amtseinführung zu begleiten. An diesem Tag empfand ich alles auf einmal: Erschöpfung, Stolz, Verzweiflung, Ungeduld. Vor allem aber gab ich mir Mühe, mich zusammenzureißen, weil ich wusste, dass uns die Fernsehkameras auf Schritt und Tritt folgen würden. Barack und ich waren fest entschlossen gewesen, diesen Übergang mit Anstand und Würde zu absolvieren, unsere acht Jahre mit intakten Idealen und intakter Haltung zu beenden. Jetzt stand uns nur noch die letzte Stunde bevor.

Am Morgen war Barack ein letztes Mal im Oval Office gewesen, um seinem Nachfolger dort einen handschriftlichen Brief zu hinterlassen. Wir hatten uns noch einmal in den Staatsräumen versammelt, um uns von der ständigen Belegschaft des Weißen Hauses zu verabschieden: den Dienern, den Haushofmeisterinnen, den Köchen, den Haushälterinnen, den Floristen und all den anderen, die uns ebenso freundschaftlich wie professionell umsorgt hatten und der Familie, die im Lauf des Tages einziehen würde, nun dieselbe Liebenswürdigkeit zukommen lassen würden. Sasha und Malia fiel dieser Abschied besonders schwer, denn sie hatten fast alle diese Menschen ihr halbes Leben lang praktisch jeden Tag gesehen. Ich hatte alle einzeln umarmt und mir mit Mühe die Tränen verbissen, als sie uns zum Abschied zwei

amerikanische Flaggen überreichten – die, die am ersten Tag von Baracks Präsidentschaft gehisst worden war, und die, die an seinem letzten Tag im Amt geweht hatte, symbolische Klammern rund um die Erfahrung, die wir als Familie gemacht hatten.

Als ich nun zum dritten Mal bei einer Amtseinführung auf der Bühne vor dem Kapitol saß, musste ich sehr um Beherrschung ringen. Von der pulsierenden Vielfalt der beiden vorangegangenen Zeremonien war nichts mehr zu spüren, und an ihre Stelle war eine Art mutlose Einförmigkeit getreten, die typische, weiß und männlich dominierte Szenerie, die ich im Leben schon so oft gesehen hatte – vor allem in den privilegierteren Räumen, den verschiedenen Machtzentren, in die ich wundersamerweise vorgedrungen war, seit ich mein Elternhaus verlassen hatte. Im professionellen Umfeld – vom Rekrutieren neuer Anwälte bei Sidley & Austin bis hin zu den Einstellungsgesprächen im Weißen Haus – hatte ich immer wieder erlebt, dass Gleiches sich immer am liebsten zu Gleichem gesellt, wenn man sich nicht ganz bewusst bemüht, dem entgegenzuwirken.

Als ich mir die etwa dreihundert Menschen ansah, die an diesem Morgen mit auf der Bühne saßen, die hochgeschätzten Gäste des künftigen Präsidenten, schien es mir offensichtlich, dass solche Bemühungen im neuen Weißen Haus wohl eher ausbleiben würden. Jemand aus Baracks Regierungsapparat hätte vermutlich gesagt, dass einfach die Optik nicht stimmte – dass das, was die Öffentlichkeit zu sehen bekam, nicht der wahren Realität oder den Idealen des Präsidenten entsprach. Aber in diesem Fall tat es das womöglich. Und als mir das klar wurde, passte ich meine eigene Optik entsprechend an: Ich gab mir keine Mühe mehr zu lächeln.

Ein Übergang ist genau das – ein Weg hin zu etwas Neuem. Eine Hand wird auf die Bibel gelegt; ein Eid wird gesprochen. Die Möbel des einen

Präsidenten werden ein-, die des anderen ausgeräumt. Innerhalb weniger Stunden werden Schränke geleert und wieder neu gefüllt. Und einfach so ruhen plötzlich neue Köpfe auf neuen Kissen – neue Temperamente, neue Träume. Und wenn es dann vorbei ist, wenn man das Weiße Haus an diesem allerletzten Tag tatsächlich verlässt, muss man in vieler Hinsicht wieder ganz neu zu sich selbst finden.

Ich stehe jetzt an einem Neuanfang, vor einer neuen Lebensphase. Zum ersten Mal seit vielen Jahren bin ich von allen Verpflichtungen als Ehefrau eines Politikers befreit, unbelastet von den Erwartungen anderer. Ich habe inzwischen zwei fast erwachsene Töchter, die mich längst nicht mehr so sehr brauchen wie früher. Ich habe einen Mann, der jetzt nicht mehr die Last eines ganzen Landes auf seinen Schultern trägt. Die Verantwortung, die ich immer empfunden habe – für Sasha und Malia, für Barack, für meine Karriere und für mein Land –, hat sich auf eine Weise verschoben, die es mir erlaubt, anders über alles Kommende nachzudenken. Ich habe mehr Zeit zur Besinnung, mehr Zeit, einfach nur ich selbst zu sein. Mit vierundfünfzig entwickele ich mich immer noch weiter, und ich kann nur hoffen, dass das auch immer so bleiben wird.

Für mich geht es beim »Werden« nicht darum, irgendwo anzukommen oder ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Ich sehe es vielmehr als Vorwärtsbewegung, als Mittel der Entfaltung, als Weg des ständigen Strebens nach einem besseren Ich. Diese Reise endet nicht. Ich bin Mutter geworden, habe aber immer noch so viel von meinen Kindern zu lernen und ihnen so viel zu geben. Ich bin Ehefrau geworden, aber immer noch dabei, mich daran zu gewöhnen und demütig zur Kenntnis zu nehmen, was es heißt, einen anderen Menschen wahrhaft zu lieben und ein Leben mit ihm zu teilen. Ich bin, in einem gewissen Rahmen, ein Mensch mit Macht geworden, und trotzdem gibt es immer noch Momente, in denen ich mich verunsichert und ungehört

fühle.

Das alles ist ein Prozess, es sind Schritte auf einem Weg. Werden verlangt Geduld und Strenge zu gleichen Teilen. Werden heißt, niemals von dem Gedanken abzulassen, dass man noch weiter wachsen muss.

Weil ich so oft gefragt werde, sage ich es hier jetzt ganz klar: Ich habe nicht vor, jemals für ein offizielles Amt zu kandidieren. Ich war nie eine große Freundin der Politik, und meine Erfahrungen in den letzten zehn Jahren waren nicht dazu angetan, etwas daran zu ändern. Die Gehässigkeit stößt mich nach wie vor ab: diese tribalistische Aufteilung in Rot und Blau, die Vorstellung, dass wir uns für eine Seite entscheiden und dann dabeibleiben müssen, unfähig, zuzuhören, Kompromisse zu schließen oder manchmal auch nur einfach ein bisschen höflich zu sein. Ich glaube fest, dass Politik im besten Fall ein Mittel sein kann, positive Veränderungen herbeizuführen, aber ich bin für diese Arena nicht gemacht.

Das soll natürlich nicht heißen, dass mir die Zukunft unseres Landes nicht ungeheuer am Herzen läge. Seit Barack aus dem Amt ausgeschieden ist, musste ich Nachrichten lesen, bei denen sich mir fast der Magen umdreht. Ich habe nächtelang wach gelegen und vor Wut darüber geschäumt, wie weit es gekommen ist. Es ist verstörend zu beobachten, wie das Verhalten und die politische Agenda des amtierenden Präsidenten dazu führen, dass zahllose Amerikanerinnen und Amerikaner an sich selbst und aneinander zweifeln und sich gegenseitig fürchten. Es ist schwer zuzusehen, wie sorgfältig konstruierte, mitfühlende Grundsätze revidiert, unsere engsten Verbündeten vor den Kopf gestoßen und ohnehin verletzliche Mitglieder unserer Gesellschaft exponiert und entmenschlicht werden. Manchmal frage ich mich, wann wohl der Tiefpunkt erreicht ist.

Zynismus werde ich mir aber auf keinen Fall erlauben. Selbst in meinen sorgenvollsten Momenten atme ich tief durch und denke an die

Würde und an den Anstand zurück, die ich mein Leben lang bei so vielen Menschen gesehen habe, an die vielen Hindernisse, die bereits überwunden sind. Ich hoffe sehr, dass andere das Gleiche tun. Wir haben alle eine Rolle in der Demokratie. Wir müssen uns die Macht jeder einzelnen Stimme in Erinnerung rufen. Ich selbst bleibe außerdem einer Kraft verbunden, die größer und wirkmächtiger ist als eine einzelne Wahl, ein einzelnes Staatsoberhaupt oder eine einzelne Nachricht – dem Optimismus. Für mich ist das eine Form von Glaube, ein Mittel gegen die Angst. In unserer kleinen Familienwohnung an der Euclid Avenue herrschte der Optimismus. Ich sah ihn in meinem Vater, in der Art, wie er sich bewegte, so als wäre mit seinem Körper alles in bester Ordnung, als wäre die Krankheit, die ihn eines Tages das Leben kosten würde, gar nicht vorhanden. Ich sah ihn im unbeugsamen Glauben meiner Mutter an unser Viertel, in ihrer Entscheidung, dort auszuharren, selbst als die Angst viele ihrer Nachbarn dazu trieb, ihre Sachen zu packen und wegzuziehen. Optimismus war es auch, was mich an Barack anzog, als er damals in der Tür meines Büros bei Sidley stand, mit diesem hoffnungsvollen Grinsen im Gesicht. Und später half mir der Optimismus dabei, meine Zweifel und meine Verletzlichkeit zu überwinden und meiner Familie ein extrem öffentliches Leben zuzugestehen, im festen Vertrauen darauf, dass es uns gelingen würde, unbeschadet und sogar glücklich daraus hervorzugehen.

Auch jetzt hilft er mir. Als First Lady entdeckte ich Optimismus an den erstaunlichsten Orten. Er fand sich bei dem verwundeten Soldaten im Walter Reed Hospital, der sich dem Mitleid widersetzt und einen Zettel an seine Tür gehängt hatte, mit dem er jedem ins Gedächtnis rufen wollte, wie zäh und voller Hoffnung er war. Er fand sich bei Cleopatra Cowley-Pendleton, die einen Teil der Trauer um ihre Tochter in den Kampf für bessere Waffengesetze fließen ließ. Er fand sich in der Sozialarbeiterin der Harper High, der es so wichtig war, den Schülern

jedes Mal ihre Zuneigung und Anerkennung zuzurufen, wenn sie ihnen auf dem Flur begegnete. Und er findet sich immer in den Herzen von Kindern. Kinder wachen jeden Tag im festen Glauben an das Gute auf, an den Zauber, der der Zukunft innewohnt. Sie sind frei von Zynismus und leidenschaftlich bis ins Mark. Wir sind es ihnen schuldig, stark zu bleiben und uns weiter für eine gerechtere, menschlichere Welt einzusetzen. Für sie müssen auch wir zäh und voller Hoffnung bleiben, müssen wir anerkennen, dass wir immer noch weiter wachsen müssen.

In der National Portrait Gallery in Washington hängen jetzt Porträts von Barack und mir, ein Umstand, der uns beide demütig macht. Ich bezweifele, dass irgendjemand angesichts unserer beider Kindheit, unserer beider Herkunft jemals prophezeit hätte, dass wir einmal in diesen heiligen Hallen landen würden. Die Bilder sind wunderschön, das Wichtigste ist aber, dass sie nun dort hängen und junge Menschen sie sehen können – dass unsere Gesichter dazu beitragen können, die Vorstellung abzutragen, man müsse ein ganz bestimmtes Aussehen haben, um in der Geschichte verewigt zu werden. Wenn wir dorthin gehören, dann tun es so viele andere auch.

Ich bin als ganz normaler Mensch auf einen außergewöhnlichen Weg geraten. Indem ich meine Geschichte teile, kann ich hoffentlich dazu beitragen, einen Raum für andere Geschichten und andere Stimmen zu schaffen, die Wege so zu erweitern, dass mehr Menschen aus vielfältigeren Gründen auf ihnen gehen können. Ich hatte das Glück, in steinerne Schlösser, großstädtische Klassenzimmer und Küchen in Iowa spazieren zu dürfen und dort nach Möglichkeit einfach nur ich selbst zu sein, einfach nur Kontakte zu knüpfen. Für jede Tür, die mir geöffnet wurde, habe ich versucht, meine eigene Tür für andere zu öffnen. Und das ist es, was ich letztendlich sagen will: Laden wir uns gegenseitig ein. Vielleicht können wir dann ja anfangen, weniger Angst zu haben, weniger oft von falschen Voraussetzungen auszugehen, die

Vorurteile und Klischees, die uns unnötigerweise voneinander trennen, einfach loszulassen. Vielleicht werden wir dann offener für die vielen Aspekte, in denen wir gleich sind. Es geht nicht darum, perfekt zu sein. Es geht nicht darum, wohin man es am Ende geschafft hat. Es liegt eine große Kraft darin, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass man erkannt und gehört wird, darin, die eigene, einzigartige Geschichte für sich zu beanspruchen, mit der eigenen, authentischen Stimme zu sprechen. Und es liegt eine große Anmut und Gnade darin, andere erkennen und hören zu wollen. Das ist es, was »Werden« für mich heißt.



Wenn ich im Leben eines gelernt habe, dann, welche Kraft in der eigenen Stimme liegt. So oft wie möglich habe ich versucht, die Wahrheit zu sagen und die Geschichten von Menschen ins Licht zu rücken, die sonst oft ignoriert werden.

© Official White House Photo by Amanda Lucidon

# DANKSAGUNG

Wie alles, was ich in meinem Leben erreicht habe, wäre auch dieses Buch ohne die Liebe und Unterstützung zahlloser Menschen nicht möglich gewesen.

Ohne die sichere Hand und die bedingungslose Liebe meiner Mutter, Marian Shields Robinson, wäre ich nicht die geworden, die ich heute bin. Sie war immer mein Fels in der Brandung, hat mir die Freiheit gelassen, zu sein, wer ich bin, gleichzeitig aber stets darauf geachtet, dass ich mit beiden Füßen fest auf dem Boden bleibe. Ihre grenzenlose Liebe zu meinen Töchtern und ihre ständige Bereitschaft, unsere Bedürfnisse über ihre eigenen zu stellen, haben mir die Ruhe und die Zuversicht geschenkt, in die Welt hinausgehen zu können, immer in dem Wissen, dass die Mädchen ein sicheres Heim voller Liebe haben.

Mein Mann Barack, meine große Liebe, seit fünfundzwanzig Jahren an meiner Seite und der denkbar liebe- und hingebungsvollste Vater für unsere Töchter, ist ein Lebensgefährte, wie ich ihn mir besser nicht erträumen könnte. Unsere gemeinsame Geschichte ist noch lange nicht zu Ende, und ich blicke den vielen Abenteuern, die noch auf uns warten, mit Spannung entgegen. Ich danke Dir für Deine Hilfe und Deine Ratschläge bei der Arbeit an diesem Buch, für die sorgfältige und geduldige Lektüre der einzelnen Kapitel und dafür, dass Du immer genau gewusst hast, wann eine sanfte Kurskorrektur nötig war.

Und Craig, mein großer Bruder. Wo soll ich da anfangen? Vom Tag meiner Geburt an warst Du mein Beschützer. Du hast mich so oft zum Lachen gebracht wie sonst kein Mensch auf Erden. Du bist der

beste Bruder, den sich eine Schwester nur wünschen kann, und außerdem ein liebevoller, fürsorglicher Sohn, Ehemann und Vater. Ich danke Dir für die vielen Stunden, die Du zusammen mit meinem Team damit verbracht hast, die Schichten unserer Kindheit zu enthüllen. Zu den schönsten Erinnerungen beim Schreiben dieses Buches werden wohl die Zeiten gehören, in denen wir zusammen mit Mom in der Küche saßen und so viele alte Geschichten neu durchlebt haben.

Ich hätte es ganz sicher nie geschafft, das Buch noch in diesem Leben zu beenden, wenn ich nicht ein ungeheuer talentiertes Team von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gehabt hätte, das ich schlicht und einfach verehre. Als ich Sara Corbett vor etwas über einem Jahr kennenlernte, wusste ich nicht viel mehr von ihr, als dass meine Lektorin größte Stücke auf sie hielt und sie selbst kaum Ahnung von Politik hatte. Heute würde ich ihr ohne Zögern mein Leben anvertrauen, nicht nur wegen ihres erstaunlichen und neugierigen Geistes, sondern vor allem, weil sie ein von Grund auf liebenswerter und großzügiger Mensch ist. Ich hoffe, dies war erst der Anfang einer dauerhaften Freundschaft.

Tyler Lechtenberg ist schon seit mehr als einem Jahrzehnt ein wertvolles Mitglied der Obama-Welt. Er kam als einer von mehreren Hundert Freiwilligen vom College in Iowa zu uns und ist seither als unentbehrlicher Berater für uns tätig. Und ich durfte miterleben, wie er zu einem eindrucksvollen Autor mit unglaublich vielversprechender Zukunft geworden ist.

Und dann natürlich meine Lektorin, Molly Stern, die mich mit ihrer Begeisterung, Energie und Leidenschaft sofort für sich eingenommen hat. Mit ihrem unerschütterlichen Glauben an meine Vision von diesem Buch hat sie mir immer wieder Auftrieb gegeben. Mein ewiger Dank gilt ihr und allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bei Crown, unter anderem Maya Mavjee, Tina Constable, David Drake,

Emma Berry und Chris Brand, die die Bemühungen von Anfang an unterstützt haben. Amanda D'Acierno, Lance Fitzgerald, Sally Franklin, Carisa Hays, Linnea Knollmueller, Matthew Martin, Donna Passanante, Elizabeth Rendfleisch, Anke Steinecke, Christine Tanigawa und Dan Zitt haben alle dazu beigetragen, *Becoming* möglich zu machen.

Ich möchte auch Markus Dohle danken, der sämtliche Ressourcen von Penguin Random House in dieses Herzensprojekt gesteckt hat.

Ohne mein Team wäre ich vollkommen unfähig, als Mutter, Ehefrau, Freundin und berufstätige Frau in dieser Welt zu funktionieren. Wer mich kennt, weiß, dass die eine Hälfte meines Gehirns Melissa Winter heißt. Mel, ich danke Dir, dass Du in dieser Zeit bei jedem Schritt an meiner Seite warst. Und noch mehr danke ich Dir für die innige Liebe, die Du mir und den Mädchen entgegenbringst. Ohne Dich gibt es kein Ich.

Melissa ist die Stabschefin meines ganz persönlichen Teams. Diese kleine und doch so mächtige Gruppe aus klugen, engagierten Frauen sorgt dafür, dass bei mir immer alles auf den Punkt ist: Caroline Adler Morales, Chynna Clayton, MacKenzie Smith, Samantha Tubman und Alex May Sealey.

Bob Barnett und Deneen Howell von Williams and Connolly waren unschätzbare Begleiter im Publikationsprozess, und ich bin ihnen für ihre Ratschläge und ihre Unterstützung sehr dankbar.

Ein besonderer Dank gilt all jenen, die auf so vielfältige andere Weisen dazu beigetragen haben, das Buch in die Welt zu bringen: Pete Souza, Chuck Kennedy, Lawrence Jackson, Amanda Lucidon, Samantha Appleton, Kristin Jones, Chris Haugh, Arielle Vavasseur, Michele Norris und Elizabeth Alexander.

Außerdem möchte ich der unglaublich findigen Ashley Woolheater für ihre umfassenden Recherchen und Gillian Brassil für ihre

akribischen Fakten-Checks danken. Im Lauf der Zeit haben viele meiner ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dabei geholfen, schwierige Einzelheiten und zeitliche Abläufe zu klären – es sind zu viele, um sie alle zu nennen, aber ich bin jedem und jeder Einzelnen von ihnen dankbar.

Ich danke all den unglaublichen Frauen in meinem Leben, die mich immer aufrecht gehalten haben. Ihr wisst alle, wer ihr seid und was ihr mir bedeutet: meine Freundinnen, meine Mentorinnen, meine »Zweittöchter« – und ein ganz besonderer Dank geht an Mama Kaye. Ihr alle habt mich in der Zeit des Schreibens unterstützt und mir dabei geholfen, eine bessere Frau zu werden.

Das hektische Leben als First Lady ließ mir keine Zeit für ein traditionelles Tagebuch. Darum bin ich meiner lieben Freundin Verna Williams auch so dankbar, die aktuell als Interims-Dekanin und Nippert Professor of Law am College of Law der University of Cincinnati tätig ist. Ich habe mich massiv auf die rund tausendeinhundert Seiten starken Abschriften der Gespräche gestützt, die wir während unserer Zeit im Weißen Haus alle zwei Jahre aufgenommen haben.

Ich bin so stolz auf alles, was wir im East Wing erreicht haben, und möchte den vielen Männern und Frauen danken, die ihr Leben dem Dienst an unserem Land verschrieben haben, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Büros der First Lady in den Bereichen Strategie, Planung, Verwaltung, Kommunikation, Redenschreiben, Veranstaltungen und Korrespondenz. Ich danke den Teams sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der White House Fellows und verschiedener Regierungsabteilungen, die für den Aufbau meiner Initiativen verantwortlich waren: *Let's Move!*, *Reach Higher*, *Let Girls Learn* und natürlich *Joining Forces*.

Joining Forces wird in meinem Herzen immer einen besonderen Platz einnehmen, weil sie mir die einmalige Gelegenheit verschafft hat,

die Stärke und Widerstandskraft unserer herausragenden Streitkräfte kennenzulernen. Ich danke allen Militärangehörigen, Veteranen und ihren Familien für den Dienst, den sie leisten, und die Opfer, die sie für das Land bringen, das wir alle so sehr lieben. Und ich danke Dr. Jill Biden und ihrem ganzen Team – es war eine Freude und ein Geschenk, mich Seite an Seite mit Euch allen für diese außerordentlich wichtige Initiative engagieren zu dürfen.

Allen führenden Köpfen und Unterstützern im Ernährungs- und Bildungsbereich gilt mein Dank für den undankbaren und mühsamen täglichen Einsatz, mit dem sie dafür sorgen, dass alle unsere Kinder die Liebe, die Unterstützung und die Mittel erhalten, die sie brauchen, um ihre Träume wahr zu machen.

Ich danke allen Mitgliedern des United States Secret Service und auch ihren Angehörigen, deren alltägliche Opfer ihnen überhaupt erst erlauben, ihren Dienst so gut zu erfüllen. Vor allem danke ich denen unter ihnen, die im Dienst meiner Familie waren und es noch sind. Für ihren Einsatz und ihre Professionalität werde ich ihnen ewig dankbar sein.

Ich danke den vielen Hundert Männern und Frauen, die jeden Tag mit vollem Einsatz daran arbeiten, das Weiße Haus für die privilegierten Familien, die dieses kostbarste unserer Baudenkmäler bewohnen dürfen, zum Zuhause zu machen: den Haushofmeistern, Köchen, Dienern, Floristen, Hausmeistern und Technikern. Sie werden immer ein wichtiger Teil unserer Familie bleiben.

Und schließlich möchte ich jedem einzelnen jungen Menschen danken, dem ich während meiner Zeit als First Lady begegnen durfte. All den vielversprechenden jungen Geistern, die während dieser Jahre mein Herz berührt haben – denen, die mir dabei geholfen haben, meinen Garten anzulegen, denen, die mit mir getanzt, gesungen, gekocht und das Brot gebrochen haben, denen, die sich offen für die Liebe und die

Ratschläge gezeigt haben, die ich zu geben hatte, und denen, die mir viele Tausend warmherzige, wunderbare Umarmungen geschenkt haben, Umarmungen, die mich aufgerichtet und mir die Kraft gegeben haben, selbst in den schwierigsten Momenten weiterzumachen. Ich danke Euch dafür, dass Ihr mir immer einen Grund gebt, hoffnungsvoll zu bleiben.

# PERSONENREGISTER

Adams, Abigail
Adams, Jim
Adams, John Quincy
Adler Morales, Caroline
Agbi, Sergeant Johnny
Alele, Suzanne
Alexander, Elizabeth
Aunt Dot, Frau von Großonkel Thomas
Aunt Sis, Großtante Michelles
Avery, Neffe Michelles
Axe siehe Axelrod, David
Axelrod, David (Axe)

Bennett, Mr., Lehrer Michelles
Beyoncé
Biden, Beau
Biden, Jill
Biden, Joe
bin Laden, Osama
Bradley, Tom
Brasuell, Czerny
Brooks, David
Brown, Michael
Browne, Katrina
Burroughs, Mrs.
Bush, Barbara
Bush, George W.
Bush, H. W.
Bush, Laura

Cardenal, José
Carter, Rosalynn
Casabal, Glorina (Glo)
Celestini, Beth
Cheney, Dick
Chisholm, Shirley

Christie, Chris
Churchill, Winston
Clarkson, Kelly
Clayton, Chynna
Cleaver, Mr.
Cleaver, Mrs.
Cleveland, Grover
Clinton, Bill
Clinton, Chelsea
Clinton, Hillary
Colbert, Stephen
Comerford, Cris
Cone, James
Corden, James
Cowley-Pendleton, Cleopatra
Cruz, Ted
Cutter, Stephanie

Daley, Richard J.
Daley, Richard M.
Dandy, Großvater Michelles siehe Robinson, Fraser II.
David, Highschool-Freund Michelles
de la Renta, Oscar
Deedee
DeGeneres, Ellen
Deneen
Douglass, Frederick
Dowd, Maureen
Dukakis, Michael
Dunham, Ann
Dunham, Madelyn (Toot)
Dunham, Stanley (Gramps)

Ebert, Roger
Edwards, John
Eisenhower, Mamie
Elizabeth II., Queen siehe Queen Elizabeth II.
Elliott, Missy
Emanuel, Rahm

Fairlamb, Preston
Fallon, Jimmy
Faulkner, Claire
Fitzgerald, Peter
Flack, Roberta
Ford, Betty
Franklin, Benjamin
Frye, Jocelyn

Garland, Merrick
Garner, Eric
Gaye, Marvin
Gibbs, Robert
Glo siehe Casabal, Glorina
Goldberg, Whoopi
Gore, Al
Gore, Diane
Gore, Pam
Gramps, Großvater Baracks väterlicherseits siehe Dunham, Stanley
Grandma, Großmutter Michelles väterlicherseits siehe Robinson, LaVaughn
Granny Sarah, Großmutter Baracks väterlicherseits siehe Obama, Sarah
Gray, Freddie
Großmutter Michelles väterlicherseits siehe Robinson, LaVaughn

Hamilton, Alexander
Haney, Dale
Hitchens, Christopher
Hurwitz, Sarah

Jackson, Christopher
Jackson, Jacqueline
Jackson, Jesse
Jackson, Michael
Jackson, Santita
James, LeBron
Jarrett, Valerie
Jarvis, Kristen
Jefferson, Thomas
Johnson, Terri
Jones, Kristin

Kasich, John
Kass, Sam
Kennedy, Angela
Kennedy, Jackie
Kennedy, John F.
Kennedy, Robert
Kennedy, Ted
Kerry, John
Kevin, College-Freund Michelles
King, Martin Luther Jr.
Kirsch, Vanessa
Konrad, Schwager Baracks
Koop, Meredith
Kors, Michael
Krauss, Alison

LaBelle, Patti
Laing, Mercedes
Lee, Spike
Legend, John
Lennon, John
Leslie, Nichte Michelles
Lieberman, Joe
Limbaugh, Rush
Lincoln, Abraham
Lorraine, Assistentin Michelles
L. T. siehe Tucker, Lawrence

Machel, Graça
Madison, James
Malcolm X
Mama Kaye siehe Wilson, Kaye
Mandela, Nelson
Martinez, Mr., Lehrer Michelles
Matthews, Chris
Maya, Halbschwester Baracks
Maynard, David
McCain, Cindy
McCain, John
McCartney, Paul

McClellan, Cornell
McConnell, Mitch
McCormick Lelyveld, Katie
McCrum, Kelly
McCullom, Lester
McDonald, Laquan
Menounos, Maria
Merkel, Angela
Minow, Josephine
Minow, Newt
Miranda, Lin-Manuel
Monáe, Janelle
Monroe, James
Morrison, Toni
Moseley Braun, Carol
Mutter Michelles siehe Shields Robinson, Marian

Obama, Abongo
Obama, Auma
Obama, Barack Hussein Junior
Obama, Barack Hussein Senior, Vater Barack Hussein Juniors
Obama, Grace Kezia
Obama, Malia Ann
Obama, Natasha Marian (Sasha)
Obama, Sarah

Palin, Sarah
Parks, Rosa
Patton, General
Pendleton, Hadiya
Pendleton, Nathaniel
Pharoah, Jay
Philip, Prinz siehe Prinz Philip
Pinckney, Clementa
Plouffe, David
Prinz Philip

Queen Elizabeth II.

Ramsey, James

Ray, Carl
Reagan, Nancy
Reagan, Ronald
Rex
Rice, Tamir
Riordan, Michael
Robbie, Großtante Michelles siehe Terry, Robbie
Roberts, John
Robinson, Craig
Robinson, Fraser II. (Dandy)
Robinson, Fraser III.
Robinson, Jim
Robinson, LaVaughn
Robinson, Marian siehe Shields Robinson, Marian
Robinson, Smokey
Rodriguez, Narciso
Romney, Mitt
Roosevelt, Eleanor
Rouse, Pete
Rubio, Marco
Rush, Bobby

Sanders, Bernie
Sanders, Leonetta
Sarkozy, Nicolas
Sasha, Tochter Michelles siehe Obama, Natasha Marian
Scott King, Coretta
Sher, Susan
Shields Robinson, Marian
Shields, Purnell (Southside)
Simas, David
Smiley, Tavis
Smith, Crystal
Smith, MacKenzie
Smith, Michael
Smith, Mr., Highschool-Konrektor Michelles
Smith, Mrs.
Soetoro, Lolo
Southall, Cornelius

Southside, Großvater Michelles siehe Shields, Purnell
Spielberg, Steven
Stewart, Donny
Stewart, Pamela
Stewart, Velma
Suhaila, Nichte Baracks
Sussman, Art

Taylor, Allen
Tchen, Tina
Terry, Robbie
Terry, William Victor
Thomas, Alma
Thomas, Großonkel Michelles
Thomas, Isiah
Thompson, Mr. und Mrs.
Timberlake, Justin
Toot, Großmutter Baracks mütterlicherseits siehe Dunham, Madelyn
Trotter, Donne
Trump, Donald
Trump, Melania
Truth, Sojourner
Tubman, Harriet
Tucker, Lawrence (L. T.)
Tutu, Desmond
Tyler Moore, Mary

Vater Michelles siehe Robinson, Fraser III.
Vilsack, Tom
von Fürstenberg, Diane

Walters, Barbara
Warren, Diane
Washington, George
Washington, Harold
Washington, Martha
Williams, Billy
Williams, Verna
Wilson, August
Wilson, Kaye (Mama Kaye)

Wilson, Woodrow
Winfrey, Oprah
Winter, Melissa
Wonder, Stevie
Wright, Jeremiah
Wright, Johnny
Wu, Jason

Yousafzai, Malala

Zendaya

# SACHREGISTER

11. September
60 Minutes of Play a Day

Abbottabad
Abschlussarbeit
Abschlussball
Abstimmung
Access Hollywood
Active-Schools-Aktion
Aerobic
Affordable Care Act
African Methodist Episcopal Church (Mother Emanuel)
African National Congress
Afroamerikaner
Air & Water Show
Air Force One
Al-Qaida
Allies
Altgeld Gardens
AmeriCorps
Amoklauf
Amtseinführung
Andrews Air Force Base
Anerkennung
Anfeindungen
Announcement Day
Anwaltsprüfung
Anwaltszulassung
Anwerbeprozess
Apartheid
Arbeitszeiten
Asbestbelastung
Associate
Atomcodes
Ausbildung
Ausdrucksweise

Bahamas
Bali
Bancroft Elementary School
bar exam
Basketball
Beast, the (Präsidenten-Limousine)
Begabtenförderung
Bengasi
Bestsellerliste
Betreuungsprogramm für Kinder
Bibliothek
Bildung
Bildungseinrichtung
Bildungsprogramme für Mädchen
Birther
Black Belt
Blogger
Blue Room
Bodenständigkeit
Body-Mass-Index
Bodyguards
Boko Haram
Boo-boos
Boot Camp
Botswana
Bradley-Effekt
Brand
Broadway-Sensation
Bronzeville
Bryn Mawr Elementary School
Buchautor
Buckingham-Palast
Bud Billiken Day Parade
bullies
Bürgerforen
Bürgermeister
Bürgermeisteramt
Bürgerrechtsbewegung
Business District

Business Diversity

Cabrini-Green (Sozialbauviertel)
Call-and-Response-Prinzip
Cambridge, Massachusetts
Camp David
Campus
Carl A. Fields Center for Equality and Cultural Understanding
Carpool Karaoke
Center for Disease Control
Change
Chefredakteur
Chicago
Chicago Children's Choir
Chomps, Maskottchen der Cleveland Browns
Cleveland Browns
Codewort
College Signing Day
Columbia University
Community College
Community Organizer
Cushing-Syndrom

Davis, Miner, Barnhill & Galland
Debatten
Dekanin für Öffentlichkeitsarbeit
Des Moines
Deutschland
Diskriminierung
Diversität
Drogenhandel
Dulles International Airport

East Wing
Eating Club
Ehe
Ehe für alle
Eheberatung
Ehefrau
Ehrgeiz

Eierstockkrebs
Ein amerikanischer Traum (Buch)
Einkommen
Einkommensungleichheit
Electoral College
Elite
Eliteuniversität
Elizabeth Garrett Anderson School
Empowerment der Jugend
Engagement
Englewood
Entwicklungsförderung
Equity Partnerin
Erdbeben (Haiti)
Ernährung
Erniedrigung
Eröffnungsrede
Establishment
Evanston

Facebook
Far South Side
Federal Communications Commission
Fehlgeburt
Fernsehdebatte
Fettleibigkeit
Feuerübung
Finanzkrise
First Lady
First Lady of the United States (FLOTUS)
Fisher House Foundation
Fitnessstudio
FLOTUS (First Lady of the United States)
Fraternities
Freshman-Jahrgang
Friedenskorps
Führerschein
Fundraising-Veranstaltungen

G-Gipfel

Gang-Rivalitäten
Garten (Weißes Haus)
Gebärdensprache
Geburtswehen
General Education Development Test
Georgetown
Gerüchte
Gesetz zur Verbesserung der Kinderernährung
Gesetzesvorlage
Gesetzesvorschläge
Gesundheitsfürsorge
Gesundheitsgesetz
Gewaltprävention
Gewerkschaft
Ghetto
Ghettofaust
Governor's Ball
Grammatik
Grant Park
Great Depression
Great Migration
Gremium der Wahlleute
Guantanamo Bay

Halloween-Party
Hamilton (Musical)
Harvard Law School
Hausfrau
Hauskauf
Hautfarbe
Hawaii
Health-Food-Bewegung
Heiraten
Helfernetzwerke
Herkunft
Herzinfarkt
Highschool
Highschool-Diplom
Hispanics

Historische afroamerikanische Colleges
Historische afroamerikanische Hochschulen
Historische afroamerikanische Universitäten
Hochzeitsfeier
Hoffnung wagen (Buch)
Honolulu
Howard University
Höhle (Baracks Arbeitszimmer)
Hudson Valley, New York
Hurrikan Katrina
Hurrikan Sandy
Hyde Park

Ideale
Illinois
In-Vitro-Fertilisation
Inauguration Day
Indonesien
Integrationsversuch
Internate
Iowa
iPhone
IS
Ivy League
Ivy-League-Abschluss
Ivy-League-Universität

Jack and Jill
Jackson Park Highlands
Jamaika
Jawort
Jazz
JD (Juris Doctor)
Jefferson-Jackson Dinner
Jim-Crow-Ära
Jim-Crow-Gesetze
Job-Training-Center
Jobentscheidung
Jobwechsel
Joining Forces

Journalisten
Jurastudent
Jurastudium
Juris Doctor

Kandidatur
Karaoke-Auftritt
Karriere
Karrierefrau
Katrina, Hurrikan
Kenia
Kenwood
Kibera
Kinderbetreuung
Kinderernährung
King College Prep
Kingston, Jamaika
Kirchengemeinde
Klassenfahrt
Klassenvorstellungen
Klavierspielen
Klimaabkommen von Paris
Klimawandel
Kogelo
Kongressabgeordnete
Kongresswahlen
Konjunkturflaute
Konjunkturprogramm
Körpersprache
Krankenversicherung
Krebs
Kriegsveteranen

Lab School
Lake Michigan
Latinos
Law School Admission Test (LSAT)
Leadership-Konferenz
Legislaturperiode
Lehman Brothers

Leibwächter
Leiterin für Öffentlichkeitsarbeit
Leitlinien
Lernstress
Lesen
Let Girls Learn
Let's move!
Liberty Mountain
Lilly Ledbetter Fair Pay Act
Little Rock Nine
Lohndiskriminierung
LSAT-Ergebnisse (Law-School-Admission-Test-Ergebnisse)
Lungenkrebs
Luo
Lymphdrüsenkrebs

Machtübergabe
Manhattan
Manuskript
Marine One
matatu
Medicaid
Medienecho
Medienexpertin
Mentorin
Mentorship-Programm
Militärangehörige
Militärkrankenhaus
Mimik
Minderheiten
Minderheitenförderung
Mittelschicht
Mode-Blogger
Mommy-Blogger
Monticello
Mother Emanuel siehe African Methodist Episcopal Church
Motivation
Mount Carmel (Highschool)
Mount Vernon

MS (Multiple Sklerose)
MS-Erkrankung
MS-Symptome
Multiple Sklerose
Mutterdasein

Nachbarschaftsprojekt
Nairobi
National Honor Society
National Law Journal
National Mall
National Park Service
National Prayer Service
National Rifle Association
NBA (National Basketball Association)
Nelson Mandela Foundation
New Orleans
New York
New York University (NYU)
Newtown, Connecticut
Nine-to-Five-Job
Nominierung
Nominierungsparteitag der Demokraten
Normalität
Notaufnahme
NYU (New York University)

Oahu
Obama Presidential Center
Oberbefehlshaber
Occidental College
Old Family Dining Room
Operation PUSH
Operetta-Workshop
Optimismus
Organization for Black Unity
Orientierungsprogramm
Ostereierrennen
Oval Office
Öffentlichkeitsarbeit

Ölpest im Golf von Mexiko

Park Forest
Parkway Gardens
Parlament von Illinois
Parteitag der Demokraten
People of Color
Pill Hill
Poetry-Slam
Politiker
Polizei
Polizist
Porzellanservice, offizielles
Post-Doc-Stipendium
POTUS (President of the United States)
Präsidenten-Limousine
Präsidentschaft
Präsidentschaftskandidatur
Präsidentschaftswahlkampf
Prep School
Presse
Pressekonferenz
Princeton University
Prioritäten
Privatsphäre
Professionals
Professor, außerordentlicher
Project VOTE!
Protokoll
Public Allies
Pullman Porter
PUSH
Pyne Hall

Rainbow Beach
Rasse
Rassentrennung
Rassenvorstellungen
Ratschläge
Rauchen

Reach Higher
Rebuilding Together
Reglementierung des Waffenbesitzes
Reisen
Rekrutierungsteam
Respekt
Resurrection (Gemälde)
Roosevelt University
Roseland

Sandy Hook Elementary School
Sandy, Hurrikan
Sanur
SAT-Tutorien
Schatzmeisterin
Scheitern
Schulbildung
Schuldenobergrenze
Schulgeld
Schusswaffen
Schwangerschaft
Schwarze
Secret Service
Selbstbestimmtheit
Selbstbewusstsein
Selbstermächtigung
Selbstvertrauen
Selbstwertgefühl
Selbstzweifel
Self-Empowerment
Senat der Vereinigten Staaten
Senat von Illinois
Senatsabgeordnete
Senatswahlen
Shenandoah Valley
Sicherheitsmaßnahmen
Sidley & Austin
Sidwell Friends
Sitcoms

Skepsis
Skifahren
Sklaven
Slum
Social Media
Soldaten
Soldatenfamilien
Somerville
Sommer-Orientierungsprogramm
Sommerpraktikant
Sommerprogramm
Sophomore-Jahr
South Carolina
South Shore
South Side
South Side Healthcare Collaborative
Sozialversicherung
Sozialwohnungsprojekt
Soziologie
Spaltungen ,
Spenden
Spendengalas
Spendengelder
Spoken-Word-Performances
Springfield
Stadtplanung
Stadtrat
Stadtregierung
Stahlindustrie
State Capitol von Illinois, altes
State Dining Room
State of the Black Union
State Senator
Step-Aerobic
Stress
Studentenverbindungen
Studiengebühren
Studienplatz
Südafrika

Süden, der

Tagebuch
Talkshows
Tanz-Performances
Taxifahrergewerkschaft
Tea Party
Teach for America
Teilzeitpartner
Teilzeitstelle
Third World Center
Trauer
Trauerfeier
Trauung
Treaty Room
Trinity United Church of Christ
Truthahn-Begnadigung
Tuskegee Airmen
TWC (Third World Center)
Tweet, erster
Twitter

Union Carbide
Universität
University of Chicago
University of Chicago Medical Center
Unpünktlichkeit
Unsichtbarkeit
US-Navy-Seals
US-Senat
USAID

Verschwörungstheorie
Vertrauen
Veteranen
Vetternwirtschaft
VIPs
Vision
Vize-Direktorin der Uniklinik
Vollzeitmutter

Vorbereitungskurse
Vorstadt

Waffenbesitz
Wahlergebnisse
Wahlkampfauftakt
Wahlkampfspenden
Wahlkreisbeauftragter
Wahlpartys
Wahltag
Waikiki Beach
Walter Reed National Military Medical Center
Wandel
Washington, D. C.
Wasserwerk
Water Tower Place
Watergate-Skandal
Wählermobilisierung
Weiße
Weißes Haus
Weltwirtschaftskrise
West Wing
White Cloud, Michigan
White House Correspondents' Dinner
whitey
whitey-tape
Whitney M. Young High School
Wiederwahl
William R. Harper Senior High School
Winnetka
Wirtschaftsentwicklung
Wirtschaftskrise
Works Progress Administration
Worst-Case-Szenarien

YouTube

Zulassungstest für ein Jurastudium
Zuversicht
Zweifel

Zynismus





© Mit freundlicher Genehmigung des Obama-Robinson Family Archive





© Callie Shell/Aurora Photos *(oben)*; Photo by Ida May Astute *(unten)*





© Susan Watts/New York Daily News/Getty Images *(oben)*;
Brooks Kraft LLC/Corbis/Getty Images *(unten)*




© ABC/Getty Images